Leipzig seit 100 Jahren.

Säcularchronik

einer werdenden Großstadt.

Ein Beitrag

zur Localgeschichte seiner Heimath

von

Dr. Emil Kneschke.

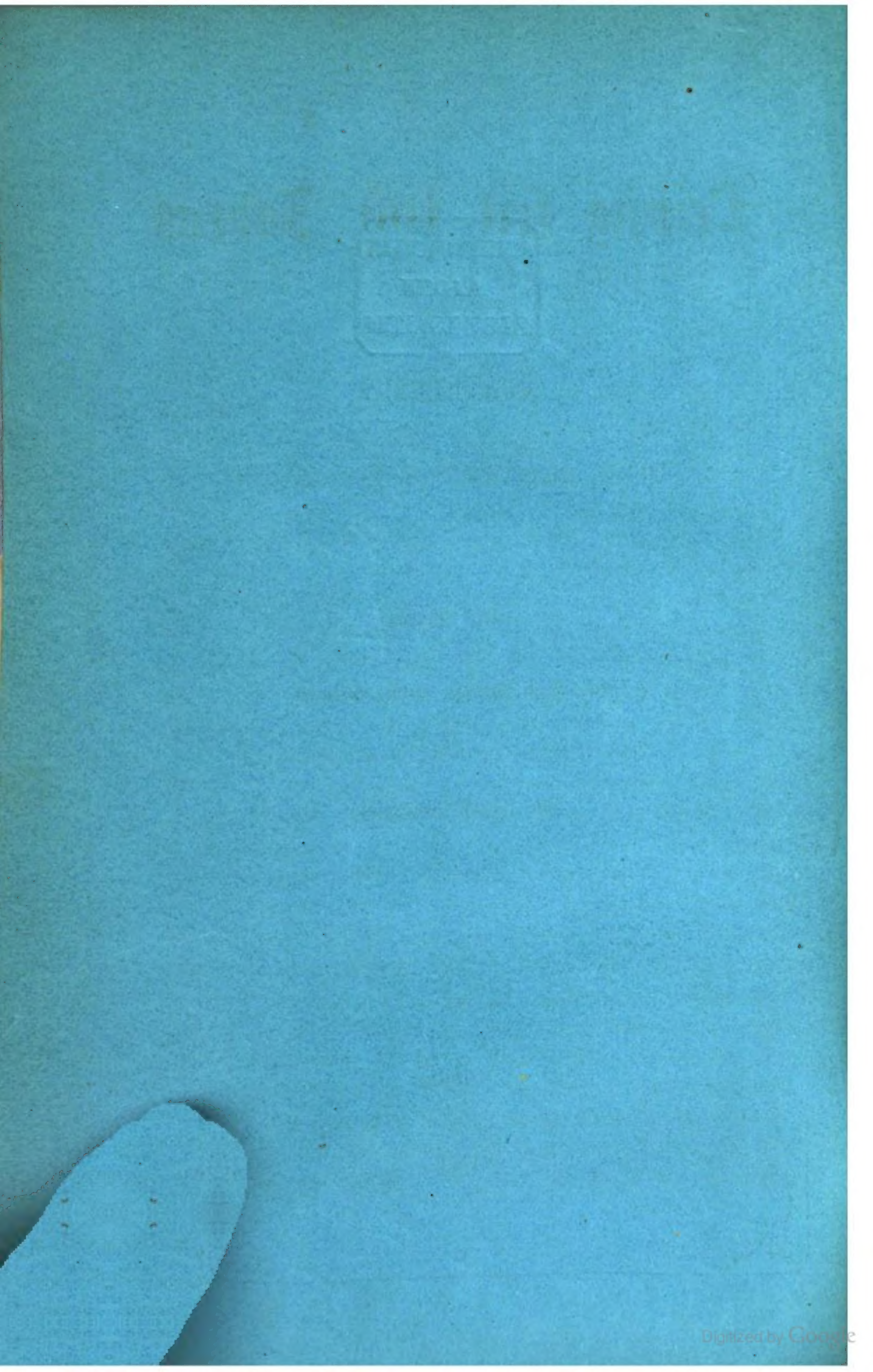
1. Lieferung.

Leipzig;

Selbstverlag des Verfassers.

1867.

Digitized by Google



Digitized by Google

Leipzig seit 100 Jahren.

Säcularchronik

einer werdenden Großstadt.

Ein Beitrag

zur Localgeschichte seiner Heimath

von

Dr. Emil Kneschke.

Leipzig,

Selbstverlag des Verfassers.

1867.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

„Friedlich liegt die ansehnliche Handelsstadt in der Ebene. Die engen Straßen der mittelalterlichen Stadt sind umgeben von einem Kranz blühender Anlagen, dahinter die Kiesflächen, welche dem großen Meßplaß unvermeidlich sind, und darüber hinaus die breiten Straßen und stattlichen Häuser des modernen Anbaues, welche sich fast nach allen Richtungen weit in die Ebene strecken. Wenig Städte des Binnenlands giebt es, in denen das Grün der Natur so dicht die Wohnungen emsiger Menschen umzieht, die Amsel so lustig in den Gärten pfeift und die Tauben so sicher unter den Lastwagen einherlaufen.

Es ist eine ansehnliche Stadt, im deutschen Lande wohlbekannt, keine der größten auf vaterländischem Boden, aber eine der wohlhäbigsten, und es ist gesunder Wohlstand, der hier gedeiht, denn Viele nehmen daran Theil, auch der kleine Mann fühlt sich bei wackerer Arbeit hier leichter behaglich, als anderswo. Es ist ein verständiges, arbeitsames Geschlecht, Communalsinn, hübsche Bildung, ein warmes und inniges Familienleben. Wenn die Deutschen in den letzten Jahren ihrer übergroßen Festfreude eine Stätte suchten, haben sie gern diesen Ort gewählt, und Alle, die hier waren, wissen die Gastlichkeit und kluge Umsicht der Bürger zu rühmen.

Fast überall haben die letzten Jahre den Städten, welche Mittelpunkte ihrer Landschaft waren, Gedeihen und Vergrößerung gebracht; keiner vielleicht ist dies Glück so reichlich zu Theil geworden, als der unseren, und in rechtem Gleichgewicht hat sich nicht nur materieller Wohlstand vergrößert, auch die Freude am Schönen und

Digitized by Google

die Wissenschaft haben hier eine gute Stätte, und das System von Häusern, Gärten und schönen alten Bäumen, von schaffenden und genießenden Menschen gilt in der ganzen Welt für einen neutralen Grund und rühmlichen Ort, mit ihm zu handeln und darin zu hausen. Es ist eine friedliche Stadt von stillem Frohsinn, freundlich für Fremde und aller Welt angenehm. Sie ist nicht Hauptstadt ihres Königreichs, aber es kann wohl sein, daß der Chinese oder gebildete Sandwichinsulaner mehr von ihr weiß, als von dem Staate, zu welchem sie gehört. Auch die Bürger wissen sehr wohl, daß sie Deutsche sind, und haben immer ehrbar an dem Vaterland gehalten.

Nur ein Schatten schwebt über der Stadt, wie ein boshaftes Angebinde, welches eine böse Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend sie im Lande liegt, sie gilt den Gewaltigen des Kriegs für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiste dabei auszukämpfen. Jeder deutsche Krieg faßt sie mit eiserner Hand."

(Aus einem Journal-Artikel von G. F., vergl. Leipziger Tageblatt, 1866, No. 180.)

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Leipzig im siebenjährigen Krieg und nach dem Friedensschluß.

(Zur geschichtlichen Einleitung.)

Der Gang, welchen die Entwickelungsgeschichte Leipzigs seit dem letzten Jahrhundert genommen, hat eine Stufenfolge. Zuerst ist er langsam und scheint noch nicht das rechte Geleis gefunden zu haben, im zweiten Stadium bekommt er Schwungkraft, im dritten endlich entfaltet er eine Raschheit und Umfänglichkeit des Fortschrittes, mit der unsere Stadt ihren Beruf zur Weltstadt documentirt. Gerade aber, weil die jüngste hundertjährige Periode vollständig die ganze großstädtische Entwickelung Leipzigs in sich schließt, beschränken wir uns in vorliegendem Werk auf genannten Zeitraum, und glaubt der Verfasser, daß er auf die Weise seinem Buch eine für jeden Angehörigen unserer Stadt noch besonders interessante Tendenz und Haltung verleihen könne.

Die einer Geschichte „Leipzigs seit 100 Jahren" zunächst gestellte Aufgabe ist jedenfalls, dem freundlichen Leser vorerst ein möglichst naturgetreues und lebenswahres Bild des Ortes vor 100 Jahren zu entwerfen, damit er sofort heimisch zu werden beginne auf dem Terrain, welches ihm die Lecture der folgenden Blätter nach und nach erschließen soll. Wir werden also, nach einer gewiß ebenfalls nothwendigen, jedoch thunlichst kurzen geschichtlichen Einleitung, ungesäumt an die Erfüllung jener Aufgabe gehen, mit schuldigem und gerngespendetem Dank gegen die verschiedenen von uns benutzten

Digitized by Google

Quellen, mögen dieselben nun — was wenigstens noch die ersten Jahrzehnte anlangt — in einigen älteren Specialgeschichten Leipzigs (Dolz, Gretschel, Große ꝛc.) bestanden haben, deren Werth für ihre Zeit wir ausdrücklich anerkennen, wenn sie auch von der Gegenwart bereits weit überholt und für die jetzige Lesewelt, das eigentliche Publicum (ausgenommen die Forscher) so gut, wie gar nicht mehr, vorhanden sind, oder mögen darunter Privatnachrichten und Aufzeichnungen, Urkunden, Actenstücke, Briefe, Bilder und dergl. m. zu verstehen sein, deren Durchsicht (resp. Ansicht) oder Abschrift uns von Behörden, Bibliotheken, Sammlern u. s. w. sowohl für dieses Heft schon gütigst gestattet wurde, als auch für die Folge noch weiter gestattet werden soll.

Der siebenjährige Krieg — wie vorher bereits in kaum minderem Maße der schlesische, dessen Ereignisse jedoch des Näheren nicht mehr hierher gehören können — war auch für unser Leipzig eine Zeit der Trübsal und Drangsale gewesen.

Durch einen verrätherischen Beamten — so sagt man — waren Friedrich dem Großen die geheimen Pläne bekannt worden, in die sich neuerdings wieder das sächsische Cabinet zu seinem Verderben mit Rußland und Oesterreich eingelassen hatte, und da der König nun abermals losschlug, das bedrohte Schlesien zu retten, fielen Theile seiner Truppen zunächst auch in Sachsen ein. Schon am 29. August 1756, Nachmittags 2 Uhr während des Gottesdienstes, erschien Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Spitze Ziethenscher Husaren in Leipzig. Sofort nahmen sie die landesherrlichen Einkünfte in Beschlag, entwaffneten und mishandelten wohl auch die Stadtsoldaten, bemächtigten sich der Stadt- und Festungsschlüssel, und plünderten Zeughaus und Magazin. Freilich zogen sie schon am 1. September wieder von dannen, indeß drei Tage hatten hingereicht, ganz gehörig zu rauben, und, als sie gingen, schleppten sie auch noch, unter der Benennung von „Deputirten“,

Digitized by Google

die Rathsglieder Bürgermeister Stieglitz, Oberstadtschreiber Mierisch und die Kaufleute Kreuchauff und Küstner als Geißeln mit sich fort.

Unter General Manstein erschien einige Monate später neue Einquartierung, die manchem Bürger täglich 2—3 Thaler zu stehen kam, und der Feldherr drohte alsbald mit militärischer Execution, wenn die auf Leipzig fallenden Contributionsgelder, über eine halbe Million, nicht pünktlich zu den drei bestimmten Terminen bezahlt würden.

Mit Neujahr 57 häuften sich Einquartierung und Durchmärsche, Handel und Gewerbe stockten, die Theuerung der Lebensmittel wurde immer größer, es brachen epidemisch auftretende Krankheiten aus (besonders die Blattern). Die ganze sächsische Armee war in ihrem Lager bei Pirna vom Feind erdrückt worden und der Preußenkönig ließ es sich nun angelegen sein, gleich ganze Bataillone und Compagnieen gezwungener Maßen zu seiner Fahne schwören zu lassen. Dies geschah auch in Leipzig. So mußten z. B. am 10. Februar 1757 vor dem Grimmaischen Thore 2 Escadrons königl. polnischer Trabanten sich versammeln und dann vor dem äußersten Spitalthor preußische Standarten annehmen.

Damals lebte in unserem Leipzig anderthalb Jahr lang auch der berühmte Sänger des „Frühlings", Ewald v. Kleist, preußischer Obristwachtmeister, dahin befehligt, um jene Einreihung sächsischer Soldaten in das feindliche Heer zu überwachen und ein hiesiges Militärlazareth zu beaufsichtigen.

Im Juni 57 legte man der Stadt neue Contribution auf, weil eine Anzahl Sachsen, die hier zur Fahne Preußens schwören sollten, sich mit Gewalt die Thore geöffnet hatten und bis auf Wenige glücklich entkommen waren. Um der Zahlung dieser angeblichen „Entschädigung für den durch die Desertion erlittenen Verlust" gewiß zu sein, wurden mehrere der angesehensten Männer Leipzigs als Geißeln nach Magdeburg abgeführt. Eine am 15. Juni nach Torgau gesandte Summe von 2½ Tonnen Goldes konnte die Gefangenen noch nicht befreien, vielmehr traf am 14. Juli eine Stafette ein, welche die geforderten 900,000 Thaler ohne Verzug

Digitized by Google

binnen drei Tagen verlangte. Man entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, vorzüglich da gerade die reichsten und vermögendsten Leute festgehalten würden. Da erfolgte zwar die Freilassung Jener, doch zum Ersatz hierfür wurden die Handelsbücher der Kaufleute mit Beschlag belegt, sogar weggenommen, und ehe die ersten Tonnen Goldes weiterhin abgezahlt werden konnten, waren schon wieder andere Forderungen da, z. B. unter dem 12. November die Aufbringung von 400,000 Thalern aus den Mitteln des Rathes und der Kaufmannschaft „expresse", sowie gegen Ende des Jahres noch von 800,000 Thalern.

Dazu kam rücksichtsloseste Strenge, ja Despotie gegen die Bewohner der Stadt auch in allen möglichen sonstigen Beziehungen. Am 20. Juni wurden den Studenten die Degen, den Bürgern die Waffen genommen. Man verbot selbst die harmlosesten Vereinigungen und ging exemplarisch vor gegen die Studirenden, welche am 19. August dem Professor Richter zu seiner Hochzeit eine Abendmusik brachten, obgleich sie General Hausen vorher erlaubt hatte. Jede Erzählung, auch reiner Thatsachen, wurde bestraft, und nicht allein die Buchdrucker Rumpf, Jacobäer und Förster mußten „wegen Zeitungsnachrichten" in Arrest spazieren, sondern auch der Censor Dr. Chr. Gottlieb Jöcher. Sogar Briefen durfte man nicht das Mindeste anvertrauen, da sie von den Preußen meist erbrochen zu werden pflegten.

Das Jahr 58 brachte keine Besserung. Je gewaltiger Friedrichs II. Pläne wurden, je mehr sich seine Siege häuften, welche die bedrängten Leipziger stets durch ein Tedeum feiern mußten, desto mehr brauchte er Geld und suchte sich solches auch von unserer Stadt noch weiter zu verschaffen. Neben den rückständigen Summen wurden neue begehrt, und, um diese zu erlangen, die Stände des Kreises und der Rath auf dem Rathhause, die Kaufmannschaft auf der Börse, ja sogar die Bürger und ihre Familien in Kirchen und Privathäusern öfters mit Arrest belegt. Herrschende Seuchen steigerten die Trübsal.

1759 ließ der König von Preußen in Leipzig eine Münzstätte

Digitized by Google

anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig und Comp. verpachtete. Die von Jahr zu Jahr erhöhte Pachtsumme soll zuletzt bis auf 7 Millionen Thaler in schlechtem Gelde gestiegen sein. Jene jüdischen Münzpächter prägten unter königl. polnischem und kurfürstl. sächsischem Wappen besonders ungeheure Summen Achtgroschenstücke, welche mit jedem Jahre dem inneren Werthe nach schlechter wurden, so daß die feine Mark von 1757—58 auf 19—24 Thaler, 1759 auf 25—30 und 1761 auf 31—33 Thaler stieg und der alte August- oder Friedrichsd'or 20 Reichsthaler der circulirenden Silbermünze galt. Um das Publikum zu täuschen, setzte man anfangs auf diese leichten Münzen die Jahreszahl 1753. Späterhin gab das Volk jenen Achtgroschenstücken den Namen „Ephraimiten". Als die sächsische Regierung nach beendigtem Krieg diese Münzen ungültig erklären und alle vorhandenen Stücke um einen gleichmäßigen Preis einlösen ließ, wußte so Mancher noch aus Einwechslung derselben für den geringsten Preis und durch Absonderung der besseren, welche sie in die Schmelze gaben, beträchtlichen Gewinn zu ziehen.

Doch zurück zum Jahre 59. Von Breslau aus kam Seiten des Königs von Preußen endlich die Versicherung, daß der noch auf die früheren Forderungen verbliebene und stürmisch geforderte Rest von 500,000 Thalern während des ganzen Krieges nun die letzte Contribution sein sollte, die man von Leipzig fordern würde. Ein Schimmer der Hoffnung! Jedoch bald trat wieder anderer Nothstand ein. Die Reichstruppen näherten sich, die preußische Besatzung arbeitete emsig an den Festungswerken, schon fürchtete man allen Ernstes eine Belagerung — da capitulirten in der Nacht vom 4. bis 5. August die Preußen und am nächsten Tage bereits erschienen in Leipzig Croaten, welche in jedem Betracht die Stelle der freibeutenden Ziethenschen Husaren ausfüllten.

Ihr Regiment sollte indeß nicht lange dauern, denn schon am 13. September nahmen die Preußen wieder Besitz von der Stadt und erbaten sich alsbald ein Sümmchen von 40,000 Thalern, nachdem der Rath eben erst an die Oesterreicher 25,000 Thaler „Douceur-

gelder" und 5000 „für Gestattung des Glockengeläutes und Seigerschlags" gezahlt hatte. Trotz des königlichen Wortes erschien dann noch eine neue Auflage von 300,000 Thalern, die bei Vermeidung der schärfsten Plünderung bis 22. September geschafft werden sollten. Da dies eine Unmöglichkeit war, warf man die Rathsmitglieder nebst einem Theile der Kaufmannschaft in die elendesten Gefängnisse der Pleißenburg und war barbarisch genug, ihnen dort trotz des Winters Licht, Holz, warmes Essen zu verweigern. Bis in's Jahr 1760 hinein dauerte diese Haft.

Nach der Schlacht bei Torgau, welche ganz Sachsen (mit Ausnahme Dresdens) wieder in die Hände Friedrichs brachte — sie wurde am 3. November 1760 geschlagen — nahm der König Winterquartier in Leipzig und stellte nochmals die ungeheuersten Forderungen an die Stadt. Sie sollte nahe an 2 (nach Anderen sogar 3) Millionen Thaler schaffen, was aber der Rath standhaft verweigerte. Dafür wurden wieder die angesehensten Magistratspersonen und reichsten Kaufleute, Anfangs gleich 120, dann nur noch 17 an der Zahl, in die Pleißenburg geworfen, ja man drohte sogar mit Pechkränzen, die man an Häusern befestigte.

Ein freundliches Zwischenbild in diesem Leipziger Aufenthalt Friedrichs II. bietet seine Unterredung mit Gellert dar, die am 16. December jenes Jahres in der „Apelei" am Neumarkt (der Wohnung des Königs) statt hatte. Der fromme Dichter kam nur auf ausdrückliche Einladung, sprach sich aber dem damals für ganz Sachsen so furchtbaren Sieger gegenüber mit einer an seiner sonstigen schüchternen Zurückhaltung doppelt auffallenden Freimüthigkeit aus und verstand auch wirklich den König zu einer günstigeren Meinung über die deutsche Literatur zu bringen. Nur ein Bruchstück jenes berühmt gewordenen Gesprächs der Beiden wollen wir hier mittheilen:

König. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gellert. Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —

König. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

Gellert. Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden.

König. Ja, ja.

Als sich Gellert, aufgefordert wiederzukommen, entfernt hatte, rief Friedrich der Große: „Das ist ein ganz anderer Mensch, als der Gottsched!" Und am anderen Tag äußerte er bei Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands!" Unser Gellert erhielt wegen dieses Gesprächs und der günstigen Urtheile des Königs über ihn von allen Seiten Glückwunschbriefe, ging aber, da er nicht ausdrücklich gerufen wurde, nicht wieder zu Friedrich, indem er sich deshalb in einem Briefe an Rabener auf Sirachs Worte bezog: „Dränge dich nicht zu den Königen!"

Noch verweilte der preußische Herrscher in Leipzig, als dahin auch der angesehene und reiche Berliner Kaufmann Gotzkowsky kam. Ihm ging das Elend der Stadt, das er so mit eigenen Augen sah, zu Herzen und er brachte es durch seine Vorstellungen bei Friedrich dahin, daß die geforderte Summe auf 800,000 Thaler herabgesetzt ward, indem er auch noch ohne alles Interesse für die Zahlung Bürgschaft leistete. So wurden nach vier Monaten die gefangenen Rathsherren &c. wieder frei. Und dieselbe Großmuth übte der edle Gotzkowsky nochmals gegen Ende des Kriegs, als (1762) die Stadt noch 400,000 Ducaten, der Kreis 2 Millionen Thaler bezahlen sollte. Beide Summen wurden durch seine Verwendung ebenfalls bedeutend vermindert.

Endlich nach sieben leidenvollen Jahren ward der Hubertusburger Friede abgeschlossen, jedoch nun gab es für unser Leipzig noch die Folgen des Kriegs zu überwinden. Neben dem Antheil an der allgemeinen ungeheuren Staatsschuldenlast (29 Millionen Thaler) hatte die Stadt noch ein gutes Theil für sich zu tragen und das schädliche Münzwesen Ephraims und seiner Compagnons übte auf den Handel den unmittelbarsten, bösartigsten Einfluß. Leipzigs Volksmenge, welche im Jahre 1753 sich auf 32,384 Menschen be-

lief, im Jahre 1756 noch 29,792 betrug, war 1763 bis auf 28,352 gefallen. Nicht wenig trugen die vielen Militärlazarethe, welche im Kriege hier errichtet waren, zur Vermehrung der Sterblichkeit bei. Schon 1756 starben 1286 Menschen, während vorher die Zahl der Verstorbenen im Jahre immer nur gegen 1100 betrug: In den beiden folgenden Jahren starben gar 2600—800 Personen. Im Jahre 1763 verminderte sich die Sterblichkeit von 2160 — so viel waren 1762 gestorben — bis auf 1616. Aber in den nächstfolgenden Jahren betrug die Zahl der Todten jährlich nur gegen 600 Menschen.

Nahrung und Gewerbe stockten. Die Lebensquelle unserer Stadt, der Handel, schien seinem gänzlichen Verfall entgegenzueilen, wozu besonders die Handelssperre Friedrichs das Ihrige beitrug. Schon 1763 reichten deshalb die Leipziger Kramer Vorstellungen voller Klagen bei den Behörden ein. 1765 verbot die sächsische Regierung die Einfuhr der österreichischen und brandenburgischen Waaren — ein System, als Repressalie gerecht, aber in seinen Folgen gerade für die, welchen es nützen sollte, verderblich, denn nun wachten auch die gegnerischen Regierungen mit größter Strenge über die Absperrung.

Noch empfindlicher für den Handel war die 1767 erfolgte Belastung der meisten ausländischen Waaren mit starken Abgaben, mit deren Hülfe man die Armee zu vermehren gedachte. Man hatte bei dieser fehlerhaften Finanzoperation ganz vergessen, daß namentlich Leipzig auf Speditions- und Transito-Handel, sowie auf den Baratt-Handel inländischer Manufacturwaaren und Fabrikate gegen ausländische aller Art gewiesen war und besonders letztere Species als nothwendige Hülfsquelle des inländischen Kunstfleißes gelten mußte. Man hatte nicht bedacht, daß Handel und Gewerbe nur unter der Sonne der Freiheit gedeihen und daß andererseits Kräfte lahm gelegt werden, sobald man einzelnen Zweigen durch Monopol aufhelfen will. Man erwog nicht, daß Sachsen hinsichtlich des Handels keineswegs sich mit auswärtigen großen und geschlossenen Reichen in Vergleich setzen konnte, daß eine Absperrung dem ver-

derblichen Schleichhandel Thor und Thüre öffnen, sowie die Production erlahmen mußte, sobald die Fabrikate wegen der Sperre von der anderen Seite her im Lande selbst consumirt werden sollten.

Kaum war das Ausschreiben des Impostes erfolgt, so bemerkte man eine allgemeine Erschütterung, ein Stocken in allen Zweigen des Verkehrs. Der Vertrieb inländischer Producte sowohl, wie der Speditions= und Baratthandel nahmen mehr und mehr ab oder gingen ganz verloren. Und obwohl die sorgliche Regierung nach Kräften Abhülfe zu treffen suchte, so war doch das, was einmal von dem nicht eben günstig gelegenen Leipzig sich weggewandt hatte, kaum wieder herzuziehen, das „gelbe Buch" aber, unter welchem Namen die auf ausländische Waaren gelegte Accise in Leipzig bekannt war, wurde gar bald verhaßt.

Noch Zweierlei, was auch unsere Stadt mitbetraf, muß hier erwähnt werden. Erstlich die Steuercreditcasse — errichtet im Jahre 1763 — welcher man jährlich 1,100,000 Thaler aus den gewissesten und bereitesten Steuereinkünften zur regelmäßigen Bezahlung der Zinsen für die Staatskriegsschuld und allmählichen Abtragung der Kapitalien anwies.

Und zweitens: zur Vermeidung der Steuerscheine hatte man schon vor dem siebenjährigen Kriege eine kursächsische Lotterie eingeführt, welche 1756 in Leipzig gezogen wurde. Nach dem Plane sollte sie aus 3 Classen bestehen; die Einlage in allen drei Classen betrug 35 Thaler. Allein es durften nur 8 Thaler baar bezahlt werden, da die übrigen 27 in der dritten Classe wieder gewonnen wurden. Die Gewinne (der Hauptgewinn in der 1. Classe betrug anfangs 10,000 Thaler, dann 6000, in der zweiten 16,000 und in der dritten 40,000) sollten theils baar, theils mit Steuerscheinen bezahlt werden. Jedoch der Ausbruch des Krieges hinderte die Ziehung der zweiten und folgenden Classe, weshalb die Einlagegelder den Interessenten 1765 restituirt wurden. Indessen bleibt diese Lotterie darum merkwürdig, weil in der Folge nie wieder eine ähnliche, bei welcher den Theilnehmern die Aussicht zu so bedeutenden Gewinnen eröffnet gewesen wäre, errichtet worden ist.

Sehr düster und schwer sind also die Wolken des Geschicks, welche über unserem Leipzig hangen zu der Zeit, da wir unsere Betrachtung und Schilderung beginnen. Aber, wie lautete der Trost, den während des Krieges der preußische General Seydlitz dem klagenden Commerzienrath Möbius gespendet hatte? „Seien Sie getrost, und wenn der König das Pflaster Ihrer Stadt aufreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen machen wird!"

Dies Wort war ein prophetisches!

Zweites Kapitel.

Eine Wanderung durch „Leipzig vor 100 Jahren."

Dies Leipzig „nach dem siebenjährigen Kriege", mit den fast unzähligen schmerzlich trüben, doch aber auch den Blick in die Welt schärfenden und erweiternden Erfahrungen, die ihm während des Krieges geworden waren und welche wir, gleichsam um festen Boden für unser Buch unter uns zu haben, auf alle Fälle wohl des Näheren kennen lernen und durchgehen mußten — womit unsere geschichtliche Einleitung sich rechtfertigt — dies Leipzig, in der eben durch die Begebenheiten des Kriegs vielfach gegen früher veränderten oder gerade jetzt sich wandelnden Gestalt sowohl, als Lebensweise- und Auffassung, ist das „Leipzig vor 100 Jahren", mit dem wir uns nun zunächst zu beschäftigen haben.

Fangen wir mit Betrachtung der äußeren Physiognomie an. Dieselbe war auch damals schon, den Verhältnissen nach wenigstens, stattlich genug zu nennen und derartig, daß sie auf einen Fremdling nur guten Eindruck machte. Wissen wir das doch vom jungen

Frankfurter Patriciersohn Wolfgang Göthe, der bekanntlich im October 1765 als Student nach Leipzig kam und später in „Wahrheit und Dichtung" noch das offene Bekenntniß ablegte, die Stadt habe etwas Großartiges für ihn gehabt, „mit ihren dazumal ihm ungeheuer erscheinenden Gebäuden, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind", und von denen namentlich Auerbachs Hof mit seinen reichen Läden damals Sammelplatz der vornehmen Welt, eine Art Palais-Royal oder Markusplatz war, und den in einem Epigramm Taubmanns erhaltenen Namen „das kleine Leipzig" wohl verdiente. Die im Mondschein halb beschatteten, halb beleuchteten Straßen luden Göthe oft zu nächtlichen Spaziergängen ein, in denen er ihre „Großartigkeit" auf sich wirken ließ.

Die innere Stadt Leipzigs ist seit einem Jahrhundert in ihrer äußeren Gestalt wesentlich dieselbe geblieben. Und auch die meisten der hervorragendsten Baulichkeiten in derselben bestanden damals bereits, wenn auch zum Theil noch nicht ganz in der heutigen Form. Wir nennen von öffentlichen Gebäuden das Rathhaus (seit 1556), die alte Waage (seit 1561), das Amthaus auf der Klostergasse (seit 1534, als Post dienend seit 1712), das Gewandhaus (seit 1481 — den einen Theil desselben bildete damals freilich noch das bald nachher verschwundene Zeughaus), die Pleißenburg (seit 1557, damals aber noch mit dem alten spitzen Thurm, ohne Sternwarte und ohne die angrenzenden Casernengebäude), ferner den Marstall (seit 1575) nebst dem jetzt weggerissenen Kornhaus oder Magazin, die verschiedenen Kirchen (Nicolai-, Thomas-, Pauliner-, Peters- und Neukirche, seit 1525, 1496, 1241, 1507, 1699) nebst Nicolai- und Thomasschule und endlich das Georgenhaus (seit 1700). Was Besitzungen der Universität anlangt, so seien erwähnt Paulinum (als solches seit 1544) und Petrinum, das Fürstenhaus (seit 1575) und die Häuser auf der Ritterstraße (Frauen-, rothes-, großes und kleines Fürstencolleg, seit 1440, 1517, 1429 und 1456). Drittens von Privatgebäuden haben wir z. B. zu verzeichnen: Königshaus (früher Apel'sches, dann Thome'sches), Stieglitzens

Hof (seit 1516), Auerbachs Hof (seit 1538), Kochs Hof (seit 1737), und Barthels Hof am Markt, Hohmann's Hof (seit 1726 und 1700, d. h. sowohl der jetzt noch sogenannte in der Petersstraße, als der gegenwärtig Aeckerlein'sche am Markt), ferner in der Katharinenstraße u. A. das Romanus'sche (jetzt Dufour'sche) und Hansen'sche Haus (seit 1702 u. s. w.), auf der Nicolaistraße Quandt's (sonst Zotens) und Amtmann's Hof, sowie den „Ring", auf dem neuen Neumarkt das Kramerhaus (seit 1654), die Feuerkugel (wo bekanntlich der Student Göthe wohnte), die Marie und hohe Lilie, auf dem alten Neumarkt den goldenen Bär (mit Gottscheds Wohnung) und den vis à vis gelegenen, damals erst seit einigen Jahren erbauten silbernen Bär, ferner das sogenannte „Kloster" (seit 1740), die Börse (seit 1679), auf der Hainstraße das Joachimsthal und den Anker, auf der Petersstraße das Holberg'sche Haus, am Roßplatz den Kurprinz, endlich im Brühl die drei Schwäne, sowie außerhalb des nahen Thores — um wenigstens bis dahin den Begriff innere Stadt auszudehnen — das Theater, freilich in seiner primitivsten Gestalt.

Gerade während der Zeit nämlich, daß Göthe hier studierte, bereitete sich ja eine wichtige Verbesserung des Schauspielwesens in Leipzig vor. Der Kaufmann Gottlieb Benedict Zemisch brachte es im Verein mit mehreren Freunden, nach vielen Bemühungen, endlich dahin, daß auf den Ruinen der Ranstädter Bastei ein neues Theater, d. h. ein eigenes Schauspielhaus erbaut wurde. Den Platz schenkte die Regierung, das Geld gab zum allergrößten Theile Zemisch her, Generalmajor Fäsch als Ingenieur und Architekt entwarf den Plan und leitete die Ausführung. Es ist dies Schauspielhaus im Wesentlichen — nur nicht gar zu engherzig darf man das nehmen — dasselbe, was Leipzig heute noch besitzt. Der damals lebende Kreuchauff hat die erste Einrichtung des Gebäudes handschriftlich beschrieben und ist sein Manuscript in Blümners „Geschichte des Theaters zu Leipzig" (1818) vollständig abgedruckt. Das neue Haus war am 6. October 1766 mit „Hermann", Trauerspiel von Johann Elias Schlegel, und der „unvermutheten Rückkehr", aus dem Französischen von Regnard, unter Direction Gottfried Heinrich Kochs, eröffnet worden.

Erst zum großen Theil viel späteren Zeiten gehört die Entstehung folgender Gebäude der inneren Stadt an und wird von denselben also in unserem Buche jedesmal an passendem Ort gehandelt werden: Postgebäude, Augusteum und Friedericianum, Bürgerschule, Museum und Theater (natürlich, das wissen wir! — dürfte hier selbst ein sehr jugendlicher Leser ausrufen, indessen der Verf. muß doch möglichst vollständig sein), ferner Mauricianum (an Stelle der alten, den Paulinerkirchhof nach der Grimmaischen Straße zu begrenzenden Colonnaden aufgeführt), Café francais, Tuchhalle, Hotel de Pologne, Leinwandhalle, Buchhändlerbörse u. s. w.

Wenn aber auch die innere Stadt, wie gesagt, seit einem Jahrhundert äußerlich im Wesentlichen dieselbe geblieben ist, so waren doch deren Ausläufer und Umgebungen ganz andere. Die jetzige Grimmaische- und die Peterstraße, der Brühl (nach dem Ranstädter Steinweg zu) und die Hallische Gasse endeten mit langen, gewölbten Thoren; außerdem gab es noch das Moritz-, Barfuß- und Hallesche Pförtchen. Die alte Thomaspforte war seit 1643 wieder vermauert und wurde erst später neu eröffnet. Von Thor zu Thor zog sich, hart hinter den Gebäuden der inneren Stadt, die hohe, mit mehreren Basteien versehene Festungsmauer; außerhalb der letzteren lief ein ziemlich tiefer Graben um die ganze Stadt und jenseit desselben befanden sich die zum Theil mit Bäumen besetzten und als Spazierwege benutzten Glacis, die heutigen Promenaden. Steinerne Brücken führten aus dem Grimmaischen-, Gerber- und Petersthor (seit 1685, 87 und 96).

Ueber die Glacis hinaus lagen, wie noch jetzt, die Vorstädte, die aber damals noch sehr unbedeutend waren und mehr einen ländlichen Anstrich hatten, wie denn auch die wohlhabenden Leipziger dort ihren Landaufenthalt während des Sommers nahmen. Das Schönste in diesen Vorstädten waren mehrere große Gärten.

Mit Erwähnung der letzteren sind vor Allem zwei Namen verknüpft, die der Rathsherren und Kaufleute Caspar Bose und Georg Heinrich Bose, zweier Brüder, die beide in dem auch für Leipzig so, wie für das protestantische Deutschland überhaupt, wegen Ein-

führung des verbesserten Kalenders merkwürdigen Jahre 1700 starben, in welchem der Monat Februar schon mit dem 17. geendigt war, weil man 11 Tage streichen mußte. Caspar Bose nun legte den sogenannten Groß-Bose'schen Garten vor dem Grimmaischen Thore an, dessen Fläche jetzt die Königs-, Bosen- und Lindenstraße einnehmen, Georg Heinrich Bose dagegen den Klein-Bose'schen vor dem Barfußpförtchen, dicht neben der Barfußmühle, d. h. jetzt Lehmann's Garten. Am berühmtesten wurde der Groß-Bose'sche Garten mit seiner Einrichtung durch den Braunschweigischen Architekt Sturm und seinen Statuen: „die sinkende Hoffnung" und „das wankende Glück" vom Dresdner Bildhauer Paul Herrmann. Ueber ihn giebt oder gab es sogar eine eigene Literatur: „Gründliche Vorstellung des sehenswürdigen Bose'schen Gartens von Joh. Aug. Corvinus," sowie „Elias Peine's hortus Bosianus oder Verzeichniß aller in- und ausländischen Bäume, Stauden und Kräuter in Casp. Bosens Garten." In der That war dieser Garten besonders auch für den Botaniker und Blumisten von Wichtigkeit, verschiedene Male blühte hier die Aloe (so 1755 eine mit 22 Aesten, auf welchen man 2294 Blumen zählte), und 1757 sah man hier 42 Kornhalme, welche aus einem einzigen Korn entstanden waren (man bewahrte das seltene Gewächs in dem mit dem Garten verbundenen Naturaliencabinet auf). Da dies Beides der Zeit, bei welcher wir stehen, so nahe lag, wollten wir es doch mit erwähnen. Selbst der damalige Papst erkundigte sich bei einem Reisenden nach Großbosens Garten, und Gottlob Benedict Nitzsche besang im Jahre 1725 seine Schöne folgendermaßen:

„Mein Liebchen ist, wie Bosens Garten,
Ein auserles'nes Blumenfeld,
Das hier und da viel tausend Arten
Vollkomm'ner Schönheit in sich hält,
Ein Auszug vieler Seltenheiten,
Ein Meisterstück von Artigkeiten."

Weiter nennen wir den damals noch Apel'schen, später Reichel'schen Garten. Mit ihm machte August der Starke zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Gattin des Kaufmanns Andreas Friedrich Apel ein Geschenk. Oberlandbaumeister Schatz erhielt den Auftrag,

denselben in Gestalt eines Fächers anzulegen, und die nicht weit von seinem Haupteingang befindlichen vier Statuen (Jupiter, Juno, Venus und Mars) arbeitete der Bildhauer Balthasar Permoser. Hier ist bekanntlich die Wiege des Leipziger Fischerstechens, ursprünglich einer allerdings wohl besser gemeinten, als gelungenen Nachahmung der zu Venedig abgehaltenen Gondolierskämpfe. August der Starke hatte diese mit angesehen, und der Kaufmann Apel suchte ihn im Jahre 1714 durch jene Nachbildung zu überraschen, zu welchem Zwecke er die Lehrer der hiesigen Fischer aus Venedig selbst verschrieben hatte.

Zuviert ist dann noch der berühmte ehemalige Richter'sche (später Reichenbach'sche und zuletzt Gerhard'sche) Garten zu nennen, der seinen Haupteingang vom Fleischerplatz her, nicht weit von der sogenannten Hahnreibrücke, hatte. Er wurde von dem Brüderpaar Zacharias und Christoph Richter im Jahre 1740 angelegt. Man hatte hierbei theils den holländischen, theils den englischen Geschmack sich zum Muster genommen und schon frühzeitig wurde die Anlage als eine ausgezeichnete bekannt.

Wir werden diese Gärten weiter unten nochmals zu erwähnen haben und betrachten dafür jetzt noch die Vorstädte Leipzigs, wie sie sich vor 100 Jahren darstellten, etwas genauer. Eben aus dem Richter'schen Garten kommend, stehen wir auf dem Fleischerplatz und beginnen von hier aus unsere Wanderung.

Zunächst begeben wir uns nach dem Ranstädter Steinweg mit der großen und kleinen Funkenburg, sowie weiter hinaus auch mit dem Kuhthurm. Eine Nebenstraße ist hier das Naundörfchen, früher Schottengäßchen (weil die hier gestandene Jacobskirche dem Abte des Schottenklosters zu Erfurt unterworfen gewesen sein soll). In der Nachbarschaft liegt ferner das Jacobshospital. Schon vor alten Zeiten hatte ein Lazareth vor dem Petersthore in der Sandgrube (Roßplatz) gestanden; aber 1556 tauschte der Rath für ein anderes Gebäude (die Flachswage) vom damaligen Baumeister Moritz Thümmel das Vorwerk auf der Landspitze ein, welche Elster und Pleiße am Eingange des Rosenthals bilden. Hier ward seit 1569

ein Stadtkrankenhaus angelegt. Die Angermühle, hinter welcher man zum Spital gelangt, existirte schon 1062, der Rath kaufte sie 1499.

Die Barfußmühle, zu der wir nach unserer Rückkehr auf den Fleischerplatz gelangen, wurde 1592 neu erbaut, später aber ebenso, wie die Angermühle, noch wieder ausgebessert. Eine dritte Mühle, der wir begegnen, ist die Thomasmühle, und dann steigen wir zur vierten, der Nonnenmühle, herab, welche ihren Namen von dem früher nicht weit davon gelegenen Nonnenkloster empfing. An dessen Stelle erhob sich seit 1679 die rothe Wasserkunst. Die zweite sogenannte schwarze Kunst wurde erst später errichtet, brannte aber in der Neujahrsnacht 1758 ab. Da baute man denn beide neu, erstere 1767, die andere, wie wir weiter unten sehen werden, dreißig Jahre nachher. Hinter der Wasserkunst finden wir die kleine Pleißenburg, nahe dabei das Münz- oder Floßthor (von der einst hier bestandenen Münzstätte, sowie von der daran gelegenen Holzflöße, vor welcher sich das sogenannte Brandvorwerk befindet) und den Peterschießgraben (seit 1588). An der linken Seite des Schießgrabens führt uns der Weg zum äußersten Petersthor (später Zeitzer Thor).

Zurückbiegend nach der Stadt, kommen wir bei der Hauptwache (jetzt der Speiseanstalt) vorüber nach dem schon im 14. Jahrhundert sogenannten Kautz und der Windmühlengasse, die ihre Benennung von den im dreißigjährigen Krieg zerstörten Windmühlen empfing (nachmals kleine und große Windmühlengasse, jetzt Windmühlengasse und Windmühlenstraße). Weiter thut sich unseren Blicken der Roßplatz auf, wo damals schon das Hôtel de Prusse (seit 1717, zu jener Zeit „Helm" geheißen) und der Kurprinz (seit 1745) stand. Auch das enge Schrötergäßchen ist bereits vorhanden und ebenso die Sandgasse (später Holzgasse, jetzt Sternwartenstraße) und die Ulrichsgasse (seit 1681). Sie führen uns beide in die Johannisvorstadt (Sandgrube). Den am Ende des Roßplatzes gelegenen Groß-Bose'schen (nachmals Reimer'schen) Garten kennen wir; vorüber an ihm kommen wir zur Johannisgasse (früher Gottesacker-, dann Bettelgasse). Bald am Ende der letzteren führt uns links das Todtengäßchen (jetzt Kirchgasse) auf den Grim-

maischen Steinweg, der damals freilich, gleich den übrigen „Steinwegen,“ noch keineswegs das stattliche Aussehen von heute besaß (die Post, Teubner's Haus, Volkmar's Hof u. s. w. u. s. w. — sie alle entstanden erst viel später).

Weiter gelangen wir zur Hintergasse mit dem Hinterthor, sowie zur Quergasse, die uns nach dem Grimmaischen Steinweg zurückgeleitet, wo wir nun am äußeren Thore das Armenhaus, das Johannis-Hospital und die Johanniskirche nebst dem Kirchhof gewahren (dem damals noch die zwei letzten seiner jetzigen Abtheilungen fehlten). Die Hintergasse noch einmal passirend und unsere Schritte wiederum weiter setzend um die innere Stadt herum, kommen wir dann noch zu dem jetzigen Wageplatz (der erst 1820 diesen Namen erhielt, zugleich mit dem nun bereits wieder verschwundenen Wagegebäude). Von hier ab erstreckt sich die Gerbergasse, vom Hallischen Pförtchen ab die neue Gasse, und von der Ranstädter Bastei, auf der wir das Theater erblicken, ein unscheinbares Gäßchen, genannt die alte Burg. Und so liegt denn der Fleischerplatz, von dem wir ausgingen, wieder vor uns. Hier nun aber noch apart zu erwähnen, welche von den jetzt vorhandenen Straßen und Baulichkeiten in diesen Vorstädten damals noch nicht existirten, würde uns zu weit führen. Bei Schilderung der inneren Stadt, als eines viel enger in sich abgegrenzten Raumes, ging das leichter. Wir müssen also in der Hinsicht auf den weiteren Fortgang unseres Buches verweisen.

Schon oben sprachen wir kurz von den Glacis der alten Festungswerke als von Spaziergängen. Anpflanzungen von Bäumen 2c. um die Stadt herum geschahen seit 1702 und 3. Die erste eigentliche Promenade, in der Gegend des Barfußpförtchens bereits 1725 angelegt, erstreckte sich 1749 schon bis über's Petersthor hinaus. 1735 ward die Hallesche Bastei in Promenade verwandelt und von dem Ranstädter Thore bis zum Thomaspförtchen hin der sogenannte Muhmenplatz angelegt, der seinen Namen davon erhielt, weil gewöhnlich dort die Kinderwärterinnen mit den ihnen anvertrauten Kleinen sich aufhielten. Aber auch die Leipziger Demi-monde jener Zeit tummelte sich dort gern umher, und erließ endlich der Rath

sogar ein Verbot deshalb, weil es die feine und schöne „ganze Welt“ incommodirte, die in der Gegend ebenfalls gern spazieren ging und sich gegenseitig betrachten ließ. Daher finden wir auch schon 1725 in den betreffenden Alleen steinerne Bänke zum Ausruhen. 1763 ward der Plan einer Befestigung Leipzigs gänzlich aufgegeben, 1765 der jetzige Theaterplatz aufgefüllt. Die fernere Entwickelung unserer Promenaden gehört dem allmählichen Vorwärtsschreiten unseres Buches an.

Gelegenheit zu von der inneren Stadt schon etwas entfernteren Spaziergängen bot das Rosenthal, der alte Wald Lych, den Otto der Reiche bereits der Stadt geschenkt hatte, welcher ihr aber später wieder verloren ging, um sodann 1663 zum zweiten Mal durch Kauf von Johann Georg II. an sie zu kommen (für 17142 Gulden und 18 Groschen baares Geld). Auf Veranlassung Augusts des Starken ward dieses Holz 1704 mehr zu einem Lustwald umgewandelt.

Das äußere Bild der Stadt vor 100 Jahren ist gezeichnet, doch zur vollständigen Schilderung reicht dasselbe nicht hin. Der denkende Betrachter will nun auch die Menschen näher kennen lernen, welche in alle den Gebäuden und Straßen lebten und wandelten.

Um zunächst von ihrem Stand und Beruf zu sprechen, so sei an erster Stelle der Handel berücksichtigt, da er ja auch damals schon nervus rerum in unsrer Stadt war, wenngleich er eben zu dieser Zeit noch schwer litt unter den Wunden, die ihm der siebenjährige Krieg und dessen Folgen geschlagen. Jedoch bald lebte er wieder um so herrlicher auf, an der (seit 1679 eröffneten) Börse machte sich auf's Neue ein immer regerer Verkehr bemerklich und auch die Messen nahmen an Ausdehnung und Wichtigkeit der Geschäfte fortgesetzt zu. Es dürfte hier wohl noch etwas ausführlicher die Rede sein müssen von den Hauptstätten und Plätzen des damaligen Leipziger Handels. Neben der Börse wären zu nennen

die alte Wage auf dem Markt, die Accise ebendaselbst, wo die fremden Kaufleute ihre Abgaben entrichteten, das Kramerhaus auf dem Neumarkt, das Tuchhaus in der Katharinenstraße „im obersten Stock über der Herren Trinkstube," das Pelzhaus am Naschmarkt (mit dem Spindlerthürmchen, dem früheren Schuldthurm, jetzt Stockhaus und Polizei ꝛc.), ferner die „Bühnen" am Markt und endlich noch verschiedene berühmte „Höfe," über welch letztere die gerade etwa vor 100 Jahren erschienene „Pragmatische Handlungsgeschichte der Stadt Leipzig" sich also vernehmen läßt: „Zuerst der Auerbachische Hof. Im Jahre 1530 ward er von Herrn Heinrich Strohmern, sonst Auerbach genannt, welcher Doctor der Arzneikunst, Dechant und ein vornehmes Rathsglied gewesen, erbauet. Er ist einer der größten, mit hundert wohl verwahrten Gewölbern versehen, und er wird sehr zahlreich in der Messe von den Adlichen besucht, welche da die größten Kostbarkeiten sich einkaufen. Der Breinickische, jetzt Hohenthalische, befindet sich gleich daneben, und er ist ebenfalls mit vielen Gewölbern, Käufern und Verkäufern reichlich versehen. Gleichergestalt ist im Jahre 1575 der Rothhauptische Hof am Markt von dem Baumeister Johann Rothhaupt erbauet und mit vielen ansehnlichen Gewölbern versehen worden. Man erinnere sich, wie wir oben bemerkten, daß darinnen, ehe die Börse errichtet worden, die Kaufleute ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte gehalten haben. Nach der Zeit ist er an die berühmte Stieglitzische Familie gekommen. Endlich folgt der Kochische Hof in der Katharinenstraße, der so wie jener mit vielen Gewölbern versehen ist und sowohl in als außer der Messe fleißig von Käufern besucht wird. Wir könnten nun noch die vielen Gewölber oder zum wenigsten die vorzüglichsten darunter nennen, oder sie nur nach der Reihe her erzählen, um daraus erweislich zu machen, daß die Handlung zu Leipzig im besondern Wachsthum sich befinde. Ueberall, wo man nur seine Augen hinrichtet, siehet man dieselbigen in großer Anzahl, und sie überzeugen uns insgesammt von der Vortrefflichkeit dieser so berühmten Handelsstadt, und von der Größe und Ansehen, die sie durch die Handlung erhalten hat."

Auch die während des siebenjährigen Krieges vielfach gestörten und benachtheiligten Messen fingen bald an, sich wieder zu heben, und wir werden noch in diesem Hefte von einer Maßregel Friedrichs des Großen zu berichten haben, die wider sein Erwarten eben den Effect hatte, dem Leipziger Meßverkehr zu Gute zu kommen. Die großen Buchhändlermessen zu oder vielmehr nach Ostern gab es seit Beginn des Jahrhunderts schon, nur stand die Buchhändlerbörse noch nicht, sondern es war für die Zusammenkünfte der Fremden und Einheimischen im Paulinum ein eigenes Local hergerichtet. Selbstverständlich gedieh nach dem Friedensschluß auch der Buchhandel wieder mehr denn je. Weiteres im nächsten Capitel.

Wir wenden uns nun den wissenschaftlichen Bestrebungen und Berufsarten zu. Gerade damals war es, daß die Thomas- und Nicolaischule unter Johann August Ernesti (seit 1743 Rector der ersteren) und Johann Jacob Reiske (seit 1758 Rector der zweitgenannten) sich auf ihre berühmte Höhe hoben. Von Ernesti besonders kann man wohl sagen, daß er mit zumeist unser Leipzig in Bezug auf classische Sprachen und Literatur zu dem Range führte, welchen es seitdem behauptete. Aber auch Reiske's Namen wird in der Wissenschaft unbedingt fortleben. Eine merkwürdige Erscheinung war, beiläufig gesagt, dessen Frau, Tochter des Superintendenten Müller in Kemberg, mit ihm seit 1764 verheirathet. Sie erlernte von ihrem Manne vollkommen das Lateinische und Griechische, nahm Theil an seinen gelehrten Arbeiten, unterstützte ihn mit ihrem Rathe und beendigte nach seinem Tode (1774) die begonnenen Ausgaben der griechischen Redner.

Unsere Universität hat in jener Zeit bereits begonnen, ihre früher berühmteren Schwestern um sich her zu verdunkeln. Von 1700—1800 inscribirte sie 37,949 „cives academicos.“ Neue Professuren entstanden für sächsisches Lehn-, Natur- und Völkerrecht, Heraldik, Kirchengeschichte, arabische Sprache, Alterthümer, Oekonomie.

Professor der Geschichte (neben Johann Matthias Schröckh) war damals jener Hofrath Johann Gottlob Böhme (Besitzer des

Schloßgutes in Gohlis), an den der junge Goethe 1765 seiner Studieneinrichtung wegen gewiesen war und dessen Gattin sich seiner bekanntlich in fast mütterlicher Weise angenommen hatte. Das Collegium philosophicum et mathematicum, eine in der Wolf'schen Philosophie begründete Vereinigung, las Johann Heinrich Winckler, ein berühmter Name der Naturwissenschaft, dessen Forschungen über Electricität selbst die Aufmerksamkeit des Erfinders des Blitzableiters, Franklins, auf sich zogen und bewirkten, daß die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London ihn als den ersten Ausländer zu ihrem Mitglied ernannte. Dieser Winckler war es auch, dessen von Goethe anfangs emsig und treulich gehörtes Collegium (eben jenes schon genannte philosophicum), wie wir aus „Wahrheit und Dichtung" wissen, „gegen Fastnacht in Conflict gerieth mit den köstlichen Pfannkuchen und Krepfeln, die in der Nähe des Hörsales am Thomaskirchhof gebacken wurden, so daß dann von jenem nicht mehr die Rede sein konnte." Und derselbe Winckler — um auch das noch mit zu erwähnen — hatte später das Mißgeschick, daß seine Vorlesungen auch mit den Bühnenvorstellungen in's Gedränge kamen, und er wußte jenen den Vorrang nur dadurch zu sichern, daß er 1768 eine Beschränkung der letzteren auf wöchentlich zwei auswirkte.

Die obenerwähnte Leibnitz-Wolf'sche Philosophie hatte Gottsched in Leipzig eingeführt, der damals aber bereits (ebenso wie Menke, Jöcher, Mascov, Hebenstreit u. A.) nicht mehr unter den Lebenden weilte. Er war am 12. December 1766, also gerade während Goethe's Anwesenheit, gestorben, ein Schatten nur noch von dem, was er einst gewesen, eine gefallene Größe, die ihren früher so außerordentlich weit reichenden Einfluß noch bei Lebzeiten wieder verloren hatte. Aber daß er in seiner Blüthe und Macht unserer Hochschule ein ganz besonderes Lustre verliehen, bleibe ihm unvergessen. — Als Gegner der Leibnitz-Wolfischen Philosophie wirkte damals Christian August Crusius in Leipzig, weil ihm dieselbe die christlichen Glaubenslehren zu gefährden schien. Allein obschon nach seinem Tode (1775) selbst Kant seine Verdienste anerkannte und

ihn den vorzüglichsten Förderer der Philosophie nannte, so fand er doch unter den Zeitgenossen nur bei denen Anerkennung, die ihm auch als Theologen anhingen.

Christian Fürchtegott Gellert lebte noch bis 1769. Bei seiner menschlich so liebenswürdigen Erscheinung wollen wir hier nochmals einige Augenblicke verweilen. Leipzig und Gellert gehören ja so recht eigentlich zusammen und noch heute ehrt die Stadt den verehrten Mann auf alle mögliche Weise, stolz darauf, daß er, wenn nicht einer ihrer Söhne, so doch einer ihrer Bürger gewesen ist. In Leipzig hat er von seinem 19. bis in sein 23. Jahr studirt und hier auch wieder von 1741 an bis zum 18. December 1769, d. h. eben bis an seinen Tod, ununterbrochen gelehrt und gewirkt. Hier sind jene Fabeln gedichtet worden, die in den Palästen der Reichen sich nicht minder eingebürgert haben, als in den Hütten der niedrigsten Armuth; hier entstanden auch jene geistlichen Lieder und Oden, die noch heute in allen Kirchen von den andächtigen Gemeinden gesungen werden. Alle unsere Leser kennen das hübsche Gedicht: „Um das Rhinozeros zu seh'n, erzählte mir mein Freund, beschloß ich auszugeh'n"; auch dies, beiläufig gesagt, hat seinen directen Bezug auf Leipzig gehabt, denn ohne Zweifel war das Rhinozeros gemeint, welches unsere Stadt in der Ostermesse 1747 sah und welches überhaupt das erste solche auf deutschem Boden gezeigte Thier gewesen sein soll.

Seit 1745 Docent an hiesiger Universität, erhielt Gellert 1751 eine außerordentliche Professur mit dem Gehalte von 100 Thalern (!), doch seit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges war ihm auch die Auszahlung dieses kleinen Salairs entzogen worden, so daß er ohne die Unterstützung mehrerer Freunde und Verehrer darben, ja wohl gar verhungern gemußt hätte. Und dennoch lehnte er, als er später auf Verwendung der Kurprinzeß seinen seit drei Jahren rückständigen Gehalt ausgezahlt bekommen sollte, diese Zusage unter der edelmüthigen Erklärung ab, daß er die allgemeinen und das ganze Land betreffenden Lasten auch mittragen helfen wolle.

Im August 1761 bekam Gellert die durch den Tod des Pro=

fessor Müller erledigte ordentliche Professur der Philosophie und konnte nun, bei vermehrten Einnahmen, seine Liebe zum Wohlthun auf minder beschränkte Weise befriedigen. Prinz Heinrich v. Preußen sandte ihm, weil er sich seiner schwächlichen Gesundheit halber eine derartige wohlthätige Leibesbewegung machen sollte, das Pferd zu, welches er in der Schlacht bei Freiberg — des Dichters Geburtsort Hainichen liegt ja in der Gegend — geritten hatte, und als dies im Jahre 1768 starb, gab Kurfürst Friedrich August den Befehl, das ruhigste und sanfteste Thier aus seinem eigenen Marstall auszusuchen, um es Gellert schicken zu können. Der Kurfürst ließ es unter seinen Augen auf dem Schloßplatz in Dresden probiren, rief noch aus dem Fenster, man solle sich mit einer Wildschur darauf setzen, um zu erfahren, ob es sich davor scheue, und sandte es dann mit prächtigem Geschirr, einem blausammtnen Sattel und gleicher Schabracke, nach Leipzig, wo es Gellert unter dem Freudenruf der Studenten und einer großen Anzahl von Bürgern im Hofe seiner Wohnung, des sogenannten „schwarzen Brettes" in der Ritterstraße, empfing.

„Doch alle diese Ehrenbezeugungen — wir citiren hier Worte unseres (1864 bei Friedr. Fleischer erschienenen) Buches: „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig" — konnten ihren Schimmer nur auf die letzten Tage des verehrten Mannes breiten. Seine langjährigen Leiden verschlimmerten sich und die Gefahr wuchs fast stündlich. Der um das Leben des Kranken besorgte Kurfürst zog durch tägliche Stafetten Erkundigungen ein und sandte, um womöglich noch Hülfe zu bringen, seinen eigenen Leibarzt Demiani an des Dichters Lager. Aber die Mittel der Kunst wurden fruchtlos erschöpft: Gellert verschied, 54 Jahre alt. Uebergroß war die Theilnahme, welche sein Dahintritt in und außerhalb Deutschlands, vor Allem jedoch in Leipzig erregte, dessen Bewohnern ja besonders die nie erschöpfte Güte und Uneigennützigkeit seiner Gesinnung, die Demuth und Redlichkeit seines wahrhaft christlich frommen Charakters vor Augen gewesen und zu Gute gekommen war. Und nun mußte man sich sagen, er sei todt, er, einer der edelsten, tugendhaftesten

und makellosesten Menschen, ein Gelehrter, der zwar nicht auf den höchsten Höhen der Wissenschaft stand, aber dafür auch nicht blos Einzelnen faßbar und verständlich erschien, sondern das ganze Volk mit den Gaben seines Geistes und Herzens zu bereichern, zu erziehen und sittlich zu bessern wußte, in einem Maße, wie es selten wieder vorgekommen, endlich er, ein Dichter, dem zwar Keiner hinreißende, schöpferische Genialität, imponirende Gestaltungskraft und Energie des Schaffens zusprechen kam, dessen leicht ansprechendes, geschmeidiges und in zierlichen, für die damalige Zeit besonders kunstvoll ausgebildeten Formen sich bewegendes Talent aber doch Tausenden Freude und reinen Genuß verschafft hat, und der allenthalben — vielleicht selbst unbewußt — von dem edlen, echt poetischen Streben erfüllt war, das Gute ins Reich des Schönen hinaufzuziehen."

Neben Gellert war in ähnlicher Weise seit 1760 auch Christian August Clodius als Leipziger Professor wirksam; von Pietät der Zuhörer gegen diesen ihren Lehrer konnte aber nicht, wie bei Jenem, die Rede sein. Sie fanden manche schwache Seite an ihm, die Gelegenheit zur Verspottung bot. Clodius hatte das besondere Streben, Gestalten und Stoffe, der antiken Mythologie entlehnt, aus der Poesie zu verdrängen — was an sich ganz löblich war — bediente sich in seinen eigenen Gedichten aber einer von classischen Phrasen und Wörtern wimmelnden, höchst affectirten Kraftsprache. „Bei Clodius — erzählt Göthe — erscheinen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet ist, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben. Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten — (s. weiter unten) — den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel zu versammeln. Gedacht, geschehen! Und so stehe es denn auch hier —

(nämlich in „Wahrheit und Dichtung“) — wie es an der Wand des Hauses — („des großen Kuchengartens“) — angeschrieben wurde.“ Es war dies der bekannte „Päan“: „O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden streicht.“

Unter den Medicinern in Leipzig ragte damals Professor Christian Gottlieb Ludwig hervor, ein vielerfahrener, auch weitgereister Gelehrter, der wissenschaftlicher Forschungen halber sogar in Afrika gewesen war. An seinem Mittagstisch, den er für junge Leute nach der Sitte jener Zeit hielt, nahm im ersten Semester auch Göthe Theil, zugleich mit Samuel Friedrich Nathanael Morus, noch als einfachem Magister — denn erst 1768 wurde derselbe hier außerordentlicher Professor. Er war es dann neben Ernesti besonders, der einen freieren Geist in die hiesige Theologie brachte. Und ebenso gehörte damals noch der edle, arme Friedrich Wolfgang Reiz, später berühmter Humanist und „Grieche“, unserer Universität nur erst als Privatdocent an.

Solche und ähnliche Kräfte mußten wohl allgemach ein ganz neues Leben in dem gelehrten Leipzig gestalten. Institute beginnen von jetzt an sich an Institute zu reihen, die Masse der wissenschaftlichen Hülfsmittel wächst, Private mehren mit dem Enthusiasmus für die Wissenschaft auch die Opfer und, um Größeres zu erreichen, bilden sich für die verschiedensten Zweige des Wissens Gesellschaften. Zunächst ist hier eine derselben zu nennen.

Josef Alexander Jablonowsky, ein deutscher Reichsfürst, der sein unglückliches Vaterland Polen verlassen hatte und nach mehreren Reisen durch die bedeutendsten Länder Europa's endlich in Leipzig sich niederließ, wo er 1777 starb, stiftete 1768 für die Gebiete der Geschichte, Mathematik, Physik und Oekonomie eine Gesellschaft (die Jablonowsky'sche), die 1774 die landesherrliche Bestätigung erhielt. Der Verein besteht aus einem Präsidenten und 4 Mitgliedern und hat jährlich 3 Preisfragen aus den obengenannten gelehrten Zweigen zu stellen, sowie die drei besten Arbeiten mit einer Prämie von je 24 Ducaten zu krönen. Dieser Aufwand wird durch die Zinsen eines vom Fürsten ausgesetzten Kapitals gedeckt. — Die

Gründung der ökonomischen Gesellschaft, bestätigt 1765, regte der thätige Oberconsistorialpräsident Graf Hohenthal an, wogegen die deutsche Gesellschaft — an ihrer Spitze der Name des hochberühmten Johann Burchard Menke — gar schon seit 1697 bestand.

Wir gehen über zum künstlerischen Leben und Streben. Als der damalige Administrator Sachsens, Prinz Xaver, 1764 die Dresdner Akademie der bildenden Künste ins Leben rief, entstand auch in Leipzig eine Filiale, die Zeichnen-, Malerei- und Architekturakademie auf der Pleißenburg. Die Stiftung beabsichtigte, geschickte Arbeiter in denjenigen Künsten und Handwerken zu bilden, zu welchen eine Kenntniß in der Zeichnenkunst nöthig ist. Es ward deshalb beschlossen, unentgeldlich folgenden Unterricht zu ertheilen: Vormittags in der Geometrie, Perspective und Baukunst, Nachmittags in der Malerei und freien Handzeichnung, und während des Winterhalbjahres Abends nach lebenden Modellen.

Der erste Director dieser Akademie war Adam Friedrich Oeser, dem nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs die kursächsische Regierung die Wahl zwischen einer Anstellung in Dresden, Meißen, oder Leipzig gelassen hatte; er entschied sich für letztere Stadt und wirkte nun hier bis an seinen Tod höchst ehrenvoll und segensreich. Für seine Zeit hatte er jedenfalls mehr als gewöhnliche Bedeutung und seine künstlerischen Vorzüge wogen nicht leichter, als seine auch von uns nicht abzuleugnenden Schwächen, wenn sie dieselben nicht überwogen. Eine bessere Charakteristik des in seiner Weise bedeutenden, in seinen Werken noch jetzt unter uns fortlebenden Mannes, als die von Frhn. v. Biedermann (s. das Buch: „Göthe und Leipzig") gegebene, dürfte kaum zu finden sein, und sie stehe denn wenigstens auszugsweise hier: „Oeser gehörte zu denjenigen Menschen, welche ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Er war einer der begabtesten Männer des vorigen Jahrhunderts, hatte aber bei großer Lebenslust seine Jugend nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, gelangte auch nie dahin, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben, und war auf die Stufe, bis zu welcher er gelangte, wie spielend, aus freier Gunst der Natur gestiegen, die

mütterlich freigebig das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Liebling ausgeschüttet. Er war unbefangen, gewandt und, wennschon nicht oft erhaben, doch immer reich an Ideen und geschmückt mit einer unschuldigen Grazie, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete, ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold geblieben ist, wie denn auch seinem Alter ein größerer Fleiß vorbehalten war und es ihm da niemals an Erfindung und Arbeitsamkeit fehlte . . . die Frauen in Oesers Gemälden waren angenehm und gefällig, seine Kinder anmuthig und unschuldig, seine jungen Mädchen von sanfter, liebreizender Weiblichkeit, nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber nebelhaften, unbestimmten Weise und bei seinem leichten Sinn als halb aufgelöste Gestalten erschienen und meistentheils das Ansehen von Lazzaroni erhielten. Da er seine Compositionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im Ganzen gut aus, und weil er dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, wenn sie es auch der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und grillenhafte Scherze zu erreichen, ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen." — Soweit Frhr. von Biedermann. Von Oesers in und für Leipzig geschaffenen Werken sprechen wir noch anderwärts.

Einem Rufe an die hiesige Kunstakademie leistete 1766 von Halle aus auch der Kupferstecher Johann Friedrich Bause Folge. Er zeichnete sich durch die Treue aus, mit welcher er den Geist der von ihm gestochenen Bilder, namentlich seines Freundes, des Porträtmalers Anton Graff, wiederzugeben verstand. Daß er u. A. auch das von dem ebenerwähnten Künstler gemalte Bildniß der Schauspielerin Christiane Henriette Koch geb. Merlek (Gattin des

Leipziger Theaterdirectors Gottfried Heinrich Koch) in Kupfer stach, sei deshalb hier nicht unbeachtet gelassen, weil diese Ehrenbezeugung, porträtirt zu werden, vor der Genannten überhaupt noch keiner deutschen Schauspielerin widerfahren war.

Ein anderer Leipziger Kupferstecher, damals auch noch nicht lange hierher von Nürnberg übergesiedelt, war Johann Michael Stock, ein fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. „Er machte — nach Frhrn. von Biedermann — stets einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen werde, und nichts vermochte dann, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht seine tägliche Aufgabe vollbracht hatte. Er stach besonders nach Oeser'schen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen; so sind von ihm z. B. die Vignetten zu Thümmels „Wilhelmine.“ Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herauskam, und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur Weniges nachzuhelfen blieb. In dieser Weise arbeitend, saß er an einem breiten Arbeitstische am großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen, reinlichen Stube der Mansarde des goldenen Bären, wobei ihm seine Frau, Marie Helene Schwabe, Gesellschaft leistete.“ Seine beiden Töchter werden wir später (bei Schiller und Körner) noch zu nennen haben.

An dieser Stelle aber sei gleich noch Christian Gottlieb Geyser erwähnt, Schüler von Oeser, dessen jüngere Tochter Wilhelmine er heirathete und dessen oft nur sehr skizzenhafte Zeichnungen (für Buchhändler, gedruckte Werke ꝛc.) er geschickt auszuführen wußte.

Auch an Kunstschätzen von beträchtlichem Werth fehlte es schon damals nicht in Leipzig. Die Akademie selbst besaß zwar nur ein paar dürftige Gypsabgüsse, jedoch mehrere der reichen Handelsherren Leipzigs hatten treffliche Sammlungen angelegt. Z. B. Gottfried Winkler, der besonders niederländische, aber auch deutsche, französische und italienische Gemälde besaß; die von Kreuchauff 1768 herausgegebenen, mit Vignetten von Oeser verzierten „Historischen Erklärungen der Bilder, welche Herr Gottfried Winkler in Leipzig ge-

sammelt", zählten 628 Stück auf. Sodann war das von Zacharias Richter (s. oben) zusammengebrachte ausgezeichnete Gemäldecabinet auf seinen Sohn Johann Thomas übergegangen, der auch noch Sammlungen von Kupferstichen, Zeichnungen, Elfenbeinarbeiten und Mineralien besaß und einen Tag in der Woche festgesetzt hatte, an welchem sich Künstler, Kenner und Liebhaber in seiner Wohnung einfanden. Gottfried Winkler ließ nicht minder gern seine Schätze besichtigen. Ein dritter Kunstsammler war der frühere Kaufmann Franz Wilhelm Kreuchauff. „Er brachte — wie Frhr. von Biedermann berichtet — eine Sammlung von Kupferstichen zu Stande, die nur ausgezeichnete Blätter enthielt, wozu ihn einerseits sein auf großen Reisen geübter Blick, andrerseits die ebendaher erworbenen vielfachen Bekanntschaften in der Kunstwelt verhalfen; nichtsdestoweniger verringerte er die bis zu beinahe 10000 angestiegenen Nummern um etwa die Hälfte, um nur das Beste zu behalten."

Der Aufschwung, den, nach endlich zum Abschluß gelangten siebenjährigen Krieg auch die Leipziger Musikverhältnisse (auf die wir nun zu sprechen kommen), wie alle Werke des Friedens, wieder nahmen, äußerte sich bezüglich des während der Unruhen eingegangenen „großen Concerts" (ins Leben gerufen 1743, zunächst nur als Privatvereinigung von 16 Personen, sowohl des Adels als bürgerlichen Standes — Näheres s. in des Verfassers Buch: „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig") außer durch Wiederbeginn desselben auch in Gewinnung eines neuen größeren, wenngleich nichts weniger, als schönen und akustisch gebauten Locals im Gasthaus zu den „drei Schwänen" auf dem Brühl. Schon der Eingang hatte etwas Mystisches, indem man, unten an der Wirthsstube, der „Herberge" vorüber, einen engen Gang hinschritt, der eher zu einem „heimlichen Halsgericht," als einem hellen Saal zu führen schien. Dieser selbst war auf der einen Seite mit einem hölzernen Gerüst für das Orchester und auf der anderen mit einer hohen, hölzernen Galerie für diejenigen Zuhörer umgeben, welche „in Stiefeln und mit ungepuderten Köpfen" sich einstellten. Zur alleinigen Zierde diente das Bild des damaligen Kurfürsten von

Sachsen, der, so oft er in Leipzig anwesend war, das Abonnement=concert gern mit seinem Besuch beehrte.

Das Orchester war gut besetzt; es bestand aus 16 Violinen, 3 Violen, 2 Cellos, 2 Violons, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Fagotten, 2 Hörnern, 1 Laute und 1 Flügel. Pauken, Trompeten und englische Hörner wurden vorkommenden Falls von Mitgliedern des Stadtmusikchors versehen. Das Ganze „that die Wirkung der geübtesten fürstlichen Capelle." Die meisten der im Orchester Sitzenden traten zugleich als Solospieler auf und mehrere unter ihnen erwarben sich auch nach Außen hin berühmte Namen; wir nennen z. B. aus damaliger Zeit die Violinisten Göpfert und Löhlein, den Flötist Tromlitz und den Lautenist Kropfgans. Doch — was vielleicht noch mehr, als diese Vereinigung trefflicher Künstler im Orchester sagen wollte: als artistischer Leiter, als Capellmeister des also restituirten „großen Concerts" ward 1763 Johann Adam Hiller angestellt! Eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden! Sein eifrigstes Bestreben war es zunächst, den Gesang auf gleiche Stufe zu heben, wie die Orchesterleistungen. Man hatte denselben bisher noch zu sehr als Nebensache angesehen und „nie andere Sänger gehabt, als wenn einer von der Bratsche oder Violine vortrat und mit kreischender Falsettstimme eine Arie singen wollte, die er obendrein nicht recht lesen konnte." Umsichtig und thätig, wie Hiller war, gelang es ihm bald, sein Ziel zu erreichen, d. h. für Baß und Tenor sich mehrere vorzügliche Gesangschüler heranzubilden; noch glücklicher aber traf er es mit seinen Sängerinnen, besonders dem hochgefeierten Paare Corona Schröter und Gertrude Schmeling. Die Eine, welche 1765 in den „drei Schwänen" erschien, riß nicht minder hin als die Andere, die zwei Jahre später am Himmel des „großen Concerts" als gleich hell leuchtender Stern aufstieg, und wohl denkbar ist's, daß die Zuhörer beim Wettstreit zwei so selten begabter Künstlerinnen alle Incommoditäten des Locals gern vergessen haben.

Hiller war es, der die Einrichtung traf, jedes Concert sollte aus zwei Theilen bestehen, zwischen welchen eine Pause zur Erho=

lung stattfand. Der erste Theil wurde mit einer Symphonie eröffnet, hierauf folgte eine Arie, dieser ein Concert für ein Instrument, dann ein Divertissement für mehrere Instrumente und endlich ein Quartett, Ensemble oder Chor aus einer Oper. Der andere Theil begann mit einer Symphonie, der eine Arie sich anreihte, und das Ganze endete gewöhnlich mit einer Partie für das volle Orchester. Es fanden damals in jedem Winter 24 Concerte statt.

Die dirigirende Vorsteherschaft bestand seit der Zeit nach dem Kriege, d. h. seit der Reorganisation des Instituts, aus neun angesehenen Bürgern der Stadt, d. h. drei von Seiten der Gelehrten, drei von Seiten der deutschen, zwei von Seiten der französischen und einem von Seiten der italienischen Kauf- und Handelsherren. Es läßt sich wahrnehmen, daß alle diese Einrichtungen sich bis auf die neueste Zeit hin im Wesentlichen erhalten haben, und das Verdienst, mit sicherem Blick das Richtige getroffen zu haben, muß dem wackeren Hiller bleiben.

Johann Friedrich Reichardt, der erste Componist Göthe'scher und Schiller'scher Lieder, welcher damals sich in Leipzig aufhielt, um hier seine musikalischen Studien fortzusetzen, hat in einem noch vorhandenen Briefe aus jener Zeit das „große Concert“ folgendermaßen geschildert: „Es ist ein wahrer Beweis davon, wie wenig man in den Werken der Kunst dem Urtheil derjenigen Leute trauen muß, die selbst keine theoretische Kenntniß der Kunst, oder auch oft nicht einmal ein feines Gefühl und glückliche Organe besitzen, überhaupt, wie wenig man dem allgemeinen Rufe trauen muß. Es werden in diesem Concert Symphonien gespielt, Arien gesungen und auf verschiedenen Instrumenten Concerte aufgeführt. Wenn diese aber nun auch noch so gut gewählt und executirt werden, so ist die Begleitung doch immer schlecht. Die Symphonien, die oft wiederholt werden, hört man zuweilen gut aufführen. Man sieht also daraus, daß die anderen Sachen auch würden besser ausgeführt werden können, wenn häufigere Proben gehalten würden, wogegen dann aber die eingebildete Vollkommenheit der Herren Virtuosen ein starkes Hinderniß ist. Die wenig tüchtigen Männer können das Ganze

nicht vollkommen machen, da dieses nur durch die Gleichheit aller einzelnen Theile geschehen kann. Außer seinem Solo oder Concert ist der Virtuos der nothwendigen Gleichheit wegen verbunden, seine besondere Geschicklichkeit zu verbergen, und er gilt alsdann nichts mehr, als der Unterste gelten sollte, dem man gewöhnlich ein Licht auf das Pult steckt; ich meine den Bratschisten, von dem man allgemein glaubt, daß er gut genug spiele, wenn man ihn nur ebenso wenig hört, als er in seinem Winkel gesehen wird. Uebrigens ist dieses Concert wie alle anderen öffentlichen Concerte beschaffen. Voll galanter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert ist, ein wenig steifer sitzt und ein wenig mehr unverschämt über die Musik räsonnirt, als in anderen großen Concerten geschieht, aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen übrigen Concertgesellschaften gemein hat. Zwar steht dafür ein Kaufmann, der die Besorgung des Concertes auf sich hat, zur Wache und klopft, wenn Jemand gar zu laut spricht, mit einem großen Ladenschlüssel an's Clavecin, welches er zugleich verstimmt, indem er Jenen das Stillschweigen anbefiehlt, die es dennoch nicht halten. Dieses heldenmüthige Betragen schränkt er indeß nur auf die Mannsleute ein; für die Frauenzimmer hat er die in Paris erlernte Höflichkeit, sich zu ihnen zu gesellen und — den Discours zu vermehren.“ Es ist das vielleicht ein etwas boshaftes, in so manchen Stücken aber gewiß nicht ganz unwahres Urtheil gewesen.

Für Corona Schröter brannte der junge Reichardt bald, wie man zu sagen pflegt, lichterloh. „Ich sah — so schreibt er in seiner Autobiographie — die schöne, herrliche Künstlerin und ward zum ersten Male im Leben von heißer, inniger, tiefbegeisterter Liebe erfüllt und ganz durchdrungen. Sie ward mir die Sonne, die Tag und Nacht, Freud und Leid mir bestimmte, Alles erhellte oder verdunkelte. Das Jahr, welches ich in Leipzig zubrachte, habe ich eigentlich nur für sie gelebt, so mannichfach ich mich auch nach vielen Seiten hin daneben zu beschäftigen suchte. Jeder Morgen und jeder Nachmittag ward fast ganz mit ihr, in ihrer Gartenwohnung vor der Stadt, an ihrem Flügel bei Hasse'schen Partituren ver-

lebt u. s. w. u. s. w." Diese Wohnung befand sich im Richter'schen (später Reichenbach'schen) Garten, und wir erfahren weiter, daß Reichardt „sehr eifrig und gern in den Liebhaberconcerten mitgewirkt habe, die während des Herbstes in Richter's Garten, den die Schröter bewohnte, abgehalten wurden." Also auch damals schon Liebhaberconcerte! Deshalb besonders citiren wir hier die Reichardt'sche Notiz, beiläufig sei sie jedoch, weil der Persönlichkeiten wegen nicht uninteressant, auch weiter noch mitgetheilt: „Nach einem solchen Concert, das sie sehr erfreut und gerührt zu haben schien, wagte ich es, ihr in einem Laubengange einen Kuß zu geben, der aber durch die spröde, wegwerfende Art, mit der sie diese Frechheit zurückwies, der einzige blieb. Ein leiser Händedruck, ja Fingerdruck, blieb die höchste Belohnung für mein treues Dienen und die grenzenlose Verehrung und Liebe, die ich ihr zollte." Es darf im Anschluß hieran wohl gesagt werden, daß Corona Schröter in der That eine der gefeiertsten und vielumworbensten, aber zugleich auch sprödesten und unnahbarsten Schönheiten des damaligen Leipzig gewesen zu sein scheint. Das Entzücken, welches das eben so schöne, als talentvolle Mädchen hier erregte, war allgemein; auch Göthe, als junger Student, hörte sie, verehrte sie aus der Ferne und machte für Andere Gedichte an sie. Weiteres von ihr und ihm folgt später. An dieser Stelle sei nur noch bemerkt, daß Corona Schröter 400 Thaler und Gertrude Schmeling 600 Thaler jährliches Einkommen vom „großen Concert" hatten. Die genialste und stimmbegabteste beider Sängerinnen war wohl die Letztere, ihre äußere Erscheinung jedoch weniger vortheilhaft.

Einen zweiten bedeutenden Factor des Leipziger musikalischen Lebens bildete auch damals schon das Thomanerchor, besonders mit seinen Motettenaufführungen. Auf eine ganze Reihe berühmter Cantoren — Calvisius, Schein, Kuhnau, vor Allen jedoch den großen Johann Sebastian Bach — konnte es zurückblicken, und eine Notabilität der Musik stand auch jetzt wieder an seiner Spitze: Johann Friedrich Doles. Derselbe hatte in unsrer Stadt Theologie studirt und während dem bei Bach Unterricht in der Composition

genommen. Als 1743 das „große Concert" „angeleget" wurde — wie es in Vogel's „Annalen" heißt — (sein erstes Local war „in der Grimmaischen Gaße bey dem Berg Rath Schwaben, nachgehends in 4 Wochen drauf, weil bey erstern der Platz zu enge, bey Herrn Gleditzschen dem Buchführer"), ernannten die „16 Personen, sowohl Adel als Bürgerlichen Standes," welche wir als Stifter des ganzen, nachmals so hochberühmten Instituts zu betrachten haben, den jungen Doles, vielleicht auf Bach's Empfehlung hin, zum ersten Musikdirector. Aber schon im nächsten Jahre war er Cantor in Freiberg geworden, von wo er jedoch 1755 als zweiter Nachfolger Bach's im Cantorat der Thomasschule nach Leipzig zurückkehrte, um nun hier noch 34 Jahre lang im Amte zu bleiben und als Lehrer, wie als Componist, sich stets der höchsten Achtung zu erfreuen.

Von der Musik gehen wir zur Betrachtung des Theaters über. Das für Privatpersonen, namentlich in jener Zeit, gewiß höchst bedeutende Unternehmen, ein eigenes Schauspielhaus zu bauen, war, wie schon bemerkt, vollständig geglückt. Im Besitz des letzteren, welches als etwas Neues schon an und für sich vom Publikum gern besucht wurde, blieb der Director Koch nun zwei Jahre lang beständig in Leipzig und machte die brillantesten Geschäfte. Glänzenden Erfolg hatten besonders die Operetten von Christian Felix Weiße. Koch brachte nämlich noch im Eröffnungsjahr 1766 das bereits früher gegebene Stück: „Der Teufel ist los" neu einstudirt abermals auf die Bühne. Weiße schrieb noch einige im englischen Original nicht befindliche Arien dazu und Hiller componirte dieselben, mit Beibehaltung der älteren Musik von Standfuß. Das Singspiel fand rauschenden Beifall und, aufgemuntert hierdurch, unternahm es nun Weiße, noch verschiedene fremde Texte zu übersetzen oder auch selbständig dergleichen zu erfinden, welche alle von Hiller mit Musik versehen wurden. So entstanden die sämmtlich in Leipzig zum ersten Mal aufgeführten und von da sich über ganz Deutschland verbreitenden Operetten: „Lottchen am Hofe," „Liebe auf dem Lande," „die verwandelten Weiber," „der Dorfbarbier," „der Erndtekranz" und vor Allem die in ihrer Art classisch zu

nennende „Jagd" (componirt 1771). Näheres darüber im nächsten Capitel. Hier nur soviel, daß also in Folge einer Verkettung äußerer Verhältnisse Hiller, der gewiß daran vorher nie gedacht hatte, der eigentliche Schöpfer des deutschen Singspiels wurde und die Wiege desselben, zu jener Zeit eben, in Leipzig stand.

Von Christian Felix Weiße müssen wir jedoch, mit Rücksicht auf die bedeutende gelehrte, wie gesellschaftliche Rolle, welche er einst in unsrer Stadt spielte, noch mehr sagen. War er doch einer der populärsten, allbekanntesten und verehrtesten Männer, die je an hiesigem Ort gelebt haben. Noch 1826 konnte von Küstner die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages durch eine Festvorstellung im Theater („die Jagd," mit Prolog von Mahlmann) gefeiert werden.

Weiße studirte in Leipzig, gleichzeitig mit dem um drei Jahre jüngeren Lessing, Philologie und nahm nach Beendigung des akademischen Cursus hier die Hofmeisterstelle bei einem jungen Grafen an. Die ihm bleibende freie Zeit benutzte er eifrig zur Ausbildung seines dichterischen Talentes, welches zunächst dem von ihm leidenschaftlich geliebten Theater zu Gute kam (auf sein Jugendwerk: „die Matrone von Ephesus" folgte später noch Mancherlei, was zum großen Theile zuerst eben in Leipzig gegeben wurde). 1762 erhielt er, dem Lehrfach entsagend, die Stelle eines Kreissteuereinnehmers, fuhr jedoch auch in diesem Amte fort, seine Muße zu literarischen Arbeiten zu benutzen. Nur folgte der früheren Wirksamkeit für die Bühne eine schriftstellerische Thätigkeit nach andrer Richtung hin, indem er seit 1759 die Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" übernommen hatte. Einer späteren Zeit noch gehört sein „Kinderfreund" an und ist daher hier von demselben noch nichts zu sagen.

Wir kehren nun zum Theater zurück. In den Jahren 67 und 68 scheint Koch, wie oben schon angedeutet, fast fortwährend in Leipzig gewesen zu sein. Doch plötzlich kam ein höherer Befehl, ihm nur 2 Vorstellungen wöchentlich zu gestatten — Anlaß dazu war, wie wir ebenfalls bereits mitgetheilt haben, der Professor Winckler.

Bei dieser Beschränkung konnte der Director, obgleich die damaligen Künstler sehr genügsam waren — die Henke als erste Tänzerin, daneben auch noch für Zofenrollen engagirt, bekam monatlich 8 Thaler — nicht füglich bestehen, und schon war er Willens, seine Gesellschaft ganz zu entlassen, als er einen Ruf nach Weimar erhielt. Er schloß nun in Leipzig den 18. October 1768 und besuchte die Stadt fortan nur während der Messen.

Neben ihm hatte in letzter Zeit die Truppe von Berger und Starke in einer Bude vor dem Petersthor gespielt. Doch, daß Koch eben nur zu den Messen herkam, und auch, daß er selber blos noch höchst selten auftrat, erregte andrerseits wieder Unzufriedenheit: man suchte daher eine neue Gesellschaft heranzuziehen und fand sie. Johann Christian Wäser aus Dresden wurde nach Leipzig eingeladen und der abwesende Koch veranlaßt, daß dieser ihm einstweilen seine Bühne einräumte. So eröffnete Wäser hier seine Vorstellungen zu Neujahr 70 und schloß sie Anfang März. Es scheint aber, als wäre seine Truppe nur höchst mittelmäßig gewesen; ein Einziger, Schmelz mit Namen, wird sehr gerühmt. Besonders lockte Wäser durch Pantomimen und Ballets, welche damals für Leipzig noch ziemlich neu und ungewohnt waren; im Drama und in der Oper konnte er mit Koch nicht wetteifern. Als Letzterer zur Ostermesse seine Bühne abermals einnahm, erbaute sich Wäser vor dem Grimmaischen Thore, wieder, wie einst die Neuberin, in der Nähe des Bose'schen Gartens, eine hölzerne Bude mit Raum für 900 Personen. Der gleichzeitige Aufenthalt beider Gesellschaften erzeugte natürlich Parteien, doch standen die Kenner und Gebildeten wohl auf Seiten Kochs. Letzterer konnte dagegen, daß Wäser in der Messe und vor dem Thore spielte, zwar nichts einwenden; als Jener aber, ganz zuwider dem Leipziger Privilegium, sogar auch im Sommer Vorstellungen zu geben fortfuhr, setzte es Koch durch, daß am 2. November ein anderes Rescript erfolgte, worin „der Billigkeit gemäß, erklärt wurde, daß Koch bei der ihm ertheilten Concession geschützt und Wäsern die gänzliche Einstellung seines Theaters zu Leipzig außer den Messen aufgelegt, während derselben aber die Erlaubniß nur

außer den Ringmauern der Stadt und auf die bei anderen Schauspielen übliche Zeit gegeben möge."

Bei fortgesetzter Betrachtung des geistigen Lebens unserer Stadt in damaliger Zeit, sei es des künstlerischen, sei es des wissenschaftlichen, kommen wir nun auf Bibliotheken- und Zeitungswesen zu sprechen. Die Rathsbibliothek, hervorgerufen durch den Jurist Ulrich Große, der 1671 nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Bücher- und Kunstsammlung dem Rathe als Keim einer öffentlichen Bibliothek vermacht hatte, war durch sorgsame Verwendung des Großeschen Vermögens nnd durch die Beiträge, die jedes Rathsmitglied bei seiner Aufnahme in das Collegium zum Besten der Bibliothek steuern mußte, so rasch gewachsen, daß man schon 1711 circa 14,000 und 1733 etwa 30,000 Bände zählte. Das jetzige Local in dem (1740 in seiner gegenwärtigen Gestalt emporgestiegenen) Gewandhaus war der Rathsbibliothek 1747 überwiesen worden. Die der Universität begründete der berühmte Rector Caspar Börner (derselbe, der das Dominicanerkloster [Paulinum] für die Universität erwarb) nach dem Jahre 1544, indem die Bücher der verschiedenen Collegien von ihm gesammelt nud mit dem Nachlasse der Dominikaner, sowie den Büchersammlungen des Thomasmünsters, der Klöster Altenzelle, Pegau, Pirna, Petersberg ꝛc. vereinigt wurden. Eine stattliche Vermehrung hatte diese Bibliothek noch 1750 durch die Böhme'sche erfahren. Es existirten damals nicht minder auch schon die Bibliotheken der Nicolai- und Thomaskirche, der beiden Gymnasien und einige Leihbibliotheken.

Was Zeitungen anlangt, so waren 1682 schon die „Acta Eruditorum," (des Polyhistors Otto Menke), sowie am Beginn des 18. Jahrhunderts eine „Leipziger gelehrte Zeitung" (Herausgeber Johann Burchard Menke, der Sohn) entstanden. Seine politische Zeitung hatte Leipzig schon zur Zeit des 30jährigen Kriegs; denn 1642 verbot der schwedische General Torstenson den Leipziger Zeitungsschreibern Moritz Pörnern und George Kormarten die weitere Verbreitung öffentlicher Nachrichten durch den Druck, indem er eine solche Veröffentlichung lediglich dem damals errichteten schwedischen

Postamte überwies. Nach der schwedischen Periode war das Zeitungswesen wahrscheinlich einige Zeit ohne Privilegienzwang, aber bald wußte der Postpachter Mühlbach ein Ausschließungsrecht gegen Andere zu erlangen und erhielt das Zeitungswesen von der kurfürstlichen Rentkammer in Pacht. Von 1660 an führte die Zeitung den Titel: „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln,“ der sich seit 1692 in den folgenden: „Historische Erzählung derer im Kurfürstl. Sächsischen Ober-Post-Amte zu Leipzig einlaufenden Weltbegebenheiten und anderer denkwürdiger Sachen“ verwandelte. Seit 1695 nannte sich das Blatt: „Leipziger Post- und Ordinär-Zeitungen,“ seit 1711 „Leipziger Postzeitungen.“ Bis 1763 vertat diese Zeitung zugleich auch die Stelle eines Leipziger Intelligenzblattes; in diesem letzteren Jahre aber begründete der oben schon einmal genannte Oberconsistorialpräsident Graf v. Hohenthal ein Institut, das den nächsten Zweck hatte, den durch den Krieg in Verfall gerathenen ländlichen und städtischen Gewerben wieder aufzuhelfen. Es war dies das Intelligenzcomptoir, eine Anstalt, welche alle zu jenem Zweck brauchbar scheinende Hülfsmittel sammelte und in einem Intelligenzblatte (wöchentlich 1 Quartbogen) „zum Besten des Nahrungsstandes“ bekannt machte. — Noch mag hier erwähnt sein, daß Leipzig mit dem Jahre 1701 durch den Universitätsregistrator Christoph Ernst Sicul eine Art Adreßkalender unter dem Titel „das jetztlebende Leipzig“ empfangen hatte, zu welchem in der Folge das anno 1720 florirende Leipzig (mit Kupfern) gekommen war.

Für die Volksschule geschah damals immer noch wenig genug; außer den beiden Gymnasien überließ man den Unterricht des einstigen Bürgers fast gänzlich Privatanstalten, die sich zumal seit Anfang des 18. Jahrhunderts in jedem Stadtviertel gebildet hatten, aber nur geringe Hoffnungen erfüllten. Indessen sind wir der Zeit schon sehr nahe, wo auch hier Besserung Platz griff.

Dagegen war das kirchliche Leben ein verhältnißmäßig gewiß höchst reges und blühendes, es hatte sogar seine schwunghaften, phantasiereichen Momente. Man kehrte zu anschaulicheren Feierlich-

keiten zurück, und begann wieder die vor der Reformation übliche dramatische Aufführung der Passionshistorien („ein wilder Stamm also der später darauf gepfropften veredelten Oratorien," vergl. Große). Zuerst fand dieselbe 1721 in der Charfreitagsvesper der Thomaskirche statt. Drei Jahre später fing man auch bei der Charfreitagsvesper der Nicolaikirche dies Melodrama zu spielen an. Und so geschah es denn, daß mit jeder neu legirten Charfreitagsvesper in den verschiedenen Kirchen auch die Passion executirt ward. Das hielt sich bis ins Jahr 1766. Der damalige Vorsteher der Thomaskirche, Appellationsrath Born, und der damalige Oberkatechet Bahrd reichten endlich beim Consistorium eine Vorstellung ein, daß das Absingen der Passion in den Kirchen zu theatralisch sei. So ward denn durch Consistorialverordnung vom 20. Mai 1766 die „Passionssängerei" aus den Leipziger Kirchen verwiesen. Der damalige Superintendent, Dr. Stemmler zog sich, weil er dieses Passionsverbot nicht zu hindern versucht hatte, das Misfallen gar Vieler zu, die an dergleichen Dingen festhielten.

Der nach Außen hin berühmteste Leipziger Kanzelredner war zu jener Zeit wohl Georg Joachim Zollikofer, ein geborener Schweizer (aus St. Murten), seit 1758 Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde in unserer Stadt, welches Amt er dreißig Jahre lang segensreich verwaltete.

Einschalten wollen wir hier doch einige Worte über den Ursprung einer reformirten Gemeinde in Leipzig. Dieselbe bildete sich durch Aufnahme der durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Reformirten. Bereits 1696 wanderte eine Anzahl solcher Familien hier ein und bildete die sogenannte französische Colonie. Erst 1702 aber bekamen sie die Erlaubniß, ihren Gottesdienst in einem Privathause halten zu dürfen, unter mancherlei Beschränkungen. Zuerst geschah dies in Auerbachs Hof, dann im Amtshause, das ihnen König August bewilligte; auch hieraus vertrieben, gingen sie 1704 nach Pfaffendorf, dann nach Volkmarsdorf, und erst 1707 gelangten sie wieder in das Amtshaus, in welchem sie einen Betsaal einrichteten, der 1759 erweitert wurde.

Doch wir kommen auf Zollikofer zurück. Seine Predigten, welche nicht blos von seiner Gemeinde, sondern auch von dem größeren Publikum und namentlich den Studirenden mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden, sichern ihm, wie gesagt, unter den Kanzelrednern des 18. Jahrhunderts einen der ersten Plätze. „Sie enthalten durchaus das von menschlichen Vorurtheilen und Zusätzen gereinigte Christenthum — meint mit Recht einer seiner Biographen — und die Sittenlehre, die er predigt, zeichnet sich hauptsächlich durch ihre durchgängige Anwendbarkeit auf das Leben aus, indem sie frei von aller Ueberspannung ist, nicht bei allgemeinen Vorschriften stehen bleibt, sondern überall in's Einzelne und Besondere geht und sich durchgängig auf richtige Beobachtungen über die Natur des Menschen und über die Verhältnisse des Lebens gründet. Wenige Prediger vor ihm haben es gewagt, so specielle Verhältnisse, Pflichten, Fehler, Gewohnheiten, Vergnügungen des häuslichen und geselligen Lebens auf die Kirche zu bringen; noch Wenigere haben sie zugleich mit der Würde, mit der Fülle von wichtigen Belehrungen, mit einer so natürlichen Beziehung auf Religion zu behandeln gewußt, als Zollikofer.“ Großes Verdienst erwarb derselbe sich auch noch dadurch, daß er 1766 für die reformirte Gemeinde in Leipzig ein eigenes neues Gesangbuch herausgab (bei dessen Zusammenstellung ihn Christian Felix Weiße half).

Bei Erwähnung kirchlicher Verhältnisse liegt es nahe, hier gleich der Leichenbestattung mit zu gedenken, welche jetzt ebenfalls eine in mancher Hinsicht veränderte Gestalt erhielt. Man hatte sich bisher mit einer Leiche bei Weitem mehr herumgetragen, als von nun an gestattet wurde. Namentlich wurde das Ausstellen der Särge in den Kirchen, das vorzüglich während der Feier einer Art von Todtenamt geschah, sowie das „Sehenlassen“ der Leiche gänzlich untersagt, obwohl vornehmlich das Letztere immer wieder von Neuem einriß. Da ward denn auch die Dauer des Aufzugs mit der Leiche abgekürzt und es traten zur Entschädigung mehr Feierlichkeiten ohne dieselbe an dessen Stelle. Bis 1705 war es gewöhnlich gewesen, der Leiche zu Fuß nach der Kirche und dem Begräbnißort zu folgen

und die Leidtragenden alsdann zurück in's Trauerhaus zu begleiten. Aber damals ward dies Zurückbegleiten der Leidtragenden in das Trauerhaus untersagt, und es mußte unstreitig die 1704 herrschende Pockenepidemie dazu dienen, solchen überflüssigen Luxus zu verdrängen. Auch die Bequemlichkeit und Absonderungssucht der Reichen leistete wohl jener Abkürzung des Leichenpompes Vorschub, die Fußbegleitungen bei Leichen fielen weg, man folgte dem Sarge zu Wagen in aller Stille gegen den Abend nach dem Gottesacker. Die Gedächtnißrede auf den Verstorbenen aber ward im Trauerhause, oft erst nach einem Jahre, gehalten, später vier Wochen nach dem Todesfalle des Sonntags in der Vesper, die Leichenpredigt aber in der Begräbnißwoche. Der Kreisamtmann Thomas Wagner war der Erste, welcher am 10. November 1722 seine Gattin ohne jedes Leichenbegängniß, wohl aber mit einem Trauergottesdienste bestatten ließ. Ob nun gleich viele Innungsverwandte noch an der bisher üblichen Sitte festhielten und namentlich zuletzt noch die Schuhmachergesellen ihre Todten unter Gesang der Schule und Glockengeläute zur Erde bestatteten, so gab es doch so Manche, welche jene stille Begräbnißweise als etwas Vornehmes usurpirten und nach einer wenig in die Augen fallenden Feierlichkeit haschten, wie sehr sie sich vielleicht dagegen auch gesträubt haben würden, wenn sie gesetzlich angeordnet worden wäre. Der Johannisfriedhof aber erhielt 1680 in Folge der großen Epidemie seine dritte Hauptabtheilung.

Jedoch genug von den Todten; wir haben es jetzt noch weiter mit den Lebenden zu thun und betrachten deren gesellschaftliche Verhältnisse etwas genauer.

Wir denken hier an die wackere Frau Hofräthin Böhme, welche Göthe's späteren Spruch von dem Leipzig, „das seine Leute bildet," an ihm selbst bewahrheitete. Sie bekümmerte sich in fast mütterlicher Weise um seine Kleidung und überhaupt um sein Aeußeres, lehrte ihn, damit er in geselligem Kreise ja kurzweilig erschiene, Kartenspiele u. dgl. m., suchte ihm einige Mißtöne des breiten Frankfurter Dialectes abzugewöhnen, kurz sie entfernte oder wollte wenigstens aus seiner Erscheinung und seinem Benehmen Alles entfernen, was

etwa an dem naiven, süddeutsch ungezwungenen Bürgerkinde der feinen Leipziger Societät Anstoß gegeben haben würde.

Auf der letzteren Bemerkung können wir hier fußen. „Die feine Leipziger Societät!“ In der That, es gab schon immer eine solche, deren Umgangsformen die abgeschliffensten und gewähltesten waren, wenn auch dabei das Extrem der Steifheit und Ungemüthlichkeit nicht vermieden worden ist. Zur Ausbildung gesellschaftlichen Ceremoniells und Etikettewesens hatten die Angehörigen der sogenannten französischen Colonie wohl besonders das Ihrige beigetragen. Selbst das studentische Leben in Leipzig machte eine Ausnahme von dem rohen Treiben der anderen deutschen Hochschulen — Zachariä gewann hierdurch ja Anlaß zu seinem komischen Heldengedicht: „der Renommist,“ worin ein akademischer Stutzer Leipzigs zu seinem Vortheil einem wüsten Jenenser Raufbold gegenübergestellt wird.

Wo vergnügte sich nun wohl die feine und schöne Welt Leipzigs außerhalb dem Hause? Im Winter auf geschlossenen Bällen und in Familiencirkeln, ferner im „großen Concert“ und im Theater, während der guten Jahreszeit in den gastlich geöffneten Räumen der (obengenannten) Gärten in den Vorstädten, sowie auf Ausflügen in die Umgegend, in's Rosenthal, nach Gohlis, in die „Kohlgärten“ bei Reudnitz, nach Connewitz, Raschwitz u. s. w. u. s. w. Hier möge Johann Friedrich Reichardt noch einmal citirt werden, der in seiner Autobiographie aus der Zeit seines damaligen Leipziger Aufenthalts u. A. Folgendes berichtet: „Gesellschaften besuchte ich sehr wenig; die einzige, in denen Künstler noch eine ziemlich willige Aufnahme fanden, waren die der französischen Colonie. Der steife Ton in denselben behagte mir aber gar nicht. Noch seltener besuchte ich die öffentlichen Vergnügungsörter, die damals auch meist noch schlecht eingerichtet waren und unter denen mir die sogenannten Kuchengärten besonders verhaßt waren. Dorthin pflegten die Leipziger Bürger jeden Standes und die studirende Jugend gleich nach Tisch zu gehen, um sich in todten, hölzernen Gitterlauben an ganz gemeinem heißen Kuchen Magen und Zähne zu verderben. Selten

sah man in Leipzig gute, gesunde Zähne, bei der Jugend so wenig, wie beim Alter. Ein einsames Dorf, wenn das Gedächtniß nicht trügt, Schönefeld genannt, war desto öfter das angenehme Ziel der Spaziergänge, die ich unter sinnigen Gesprächen mit der schönen Corona und ihrer treuen Hausfreundin, der Tochter ihres Wirthes, des Kunstgärtners Probst, machte. Dort wurden in einem einsamen, am fruchtbaren Felde gelegenen Gartenhause sehr feine Bisquits gegessen, welche die zarte Corona eben so vorzüglich fand, als ihr an Süßigkeiten gewöhnter preußischer Anbeter. Nicht selten gaben sie Veranlassung zu naiven Kinderscenen, die die geborene Künstlerin mit unnachahmlicher Grazie und Wahrheit durchzuführen wußte."

Innerhalb der Stadt selber gab es natürlich auch damals schon allerlei Gastwirthschaften in entsprechender Anzahl. Nachdem in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Kaffee in Deutschland bekannt geworden, konnte es nicht fehlen, daß man in Leipzig gleichfalls an Einrichtung von Kaffeehäusern dachte. Wir finden dieselben schon im Jahre 1698, wo der Rath in der Neujahrsmesse die Stadtknechte herumschickte, „um die darin befindlichen gemeinen Weiber und anderes lose Gesindel in Verhaft zu nehmen"; später wurde den „ungebührlichen Thee- und Kaffeeschenken" ihre Nahrung ganz untersagt. Doch treffen wir bereits im Jahre 1725 wieder 8 Kaffeehäuser, unter welchen das Richter'sche im jetzigen Dufour'schen Hause auf der Katharinenstraße im eigentlichen Sinne einen Weltruf sich eroberte. „Hier war — nach dem Bericht einer der älteren Specialgeschichten — der Zusammenfluß der bedeutendsten Fremden in Messenszeiten, hier legte der große Verein deutscher Buchhändler seinen ersten Keim, hier kamen alle Schöngeister, alle politischen Kannegießer, freilich aber auch alle Aventuriers und flotten Leute zusammen; man konnte im Richter'schen Kaffeehause viel ausgeben, aber auch viel lernen."

Eine der damaligen Speisewirthschaften und Weinstuben ist in besonderer Weise durch Göthe berühmt geworden: die am Brühl im „goldenen Apfel" gelegene Schönkopf'sche. Hier aß der junge

Student, als er das schüchterne Fuchs-Semester im Rücken und den Tisch bei Professor Ludwig aufgegeben hatte, zu Mittag und verliebte sich in des Wirthes hübsches und ehrbares Töchterlein Käthchen; unsere Leser kennen die Freuden und Leiden dieser Herzensidylle aus „Wahrheit und Dichtung.“ — Von sonstigen Etablissements jener Zeit wollen wir nur noch den „Burgkeller“ und den „sagenumsponnenen“ Keller in „Auerbachs Hof“ erwähnen.

Als geschlossene Gesellschaften im heutigen Sinne dieser beiden Wörter existirten damals wenigstens schon zwei. Zur Zeit der Unruhen des 30jährigen Krieges mußte die Bürgerschaft einen engeren Ausschuß, ihrer Vertretung willen, wählen, welcher von der Anzahl seiner Mitglieder den Namen der Sechszehner erhielt. Diese Volksrepräsentanten blieben auch nach Beendigung ihrer Mission zusammen und bestanden lange unter jenem Namen als eine Gesellschaft, deren Zweck sich auf geselliges Vergnügen beschränkte. Im Jahre 1624 bildeten die Notarien einen Verein unter dem Namen der Fraternität. Zweck dieser Gesellschaft war, in Zeiten der damaligen Epidemieen, wo die Leichen ganz der Ordnung gemäß ohne allen Pomp und Begleitung zur Erde bestattet werden sollten, die aus ihrer Mitte Gestorbenen zur letzten Ruhestätte zu bringen. Zu dem Ende schaffte man sich auch ein eigenes Leichentuch an. In der Folge traten auch Doctoren und Magister, allgemein Studirte und „Literaten“ in den Verein der Fraternität und so hält diese Gesellschaft noch jetzt jährlich zweimal ihre Zusammenkünfte bei einem Mittagsmahle.

Hier ist wohl am füglichsten auch noch von der Freimaurerei zu reden. Sie wanderte 1741 über Hamburg und Berlin in Leipzig ein. Die älteste Loge führte den Namen Apollo. Aus dieser ging die Loge Minerva zu den drei Palmen hervor, die 1742 durch französische Kaufleute gestiftet sein soll. Im Jahre 1776 entstand eine zweite Loge Balduin — doch das gehört schon in unser nächstes Capitel, ebenso wie der Ankauf eines eigenen Hauses durch die Loge Minerva, des noch jetzt in ihrem Besitz befindlichen in den ehemaligen „Schloßbaraquen,“ d. h. in demjenigen nahe an der Pleißen=

burg gelegenen Stadttheile, wo sonst die Schloßsoldaten ihre Wohnungen hatten und welchen Stadttheil jetzt die Schulgasse bildet. Der Platz, auf dem das jetzige Logengebäude steht, ward 1737 von dem Kurfürsten dem Weinhändler Vinoni geschenkt, der Haus und Garten anlegte, einen Wein- und Kaffeeschank etablirte, nachmals aber sein Besitzthum an die Maurer verkaufte.

Was die damaligen Volksfeste Leipzigs anlangt, so haben wir das seit 1714 abgehaltene Fischerstechen schon oben erwähnt. Der Tag desselben, später der 3. August, war Anfangs der 12. Mai, da das Ganze ja zur Verherrlichung des Geburtsfestes August's des Starken gedient hatte.

Wir gedenken ferner des damals noch in Flor stehenden, bald darauf aber freilich verbotenen Cultus des Johannismännchens. Am Johannistage nämlich ward vor dem Johannishospital ein kleines hölzernes und mit Kleidern angeputztes Männchen ausgestellt, welches mit dem Blumentopfe neben sich an die heidnische Feier dieses Tages unter unseren Voreltern erinnerte, die geweihte Kräuter an ihren Häusern aufhingen, um Vieh und Menschen vor Beschreien und Bezaubern, sowie das Haus vor dem Blitz zu bewahren. Von dem hier in Betracht kommenden heidnischen Naturmythus hatte das christliche Volk unserer Stadt selbstverständlich nichts aufgefaßt, als sinnlosen Aberglauben, und man betrachtete das Johannismännchen lange Zeit als das Palladium der Stadt, dessen Verehrung die Abwendung der Landplagen zu bewirken im Stande wäre. Jetzt allerdings dachten vielleicht nur die Wenigsten noch an solche Macht der hölzernen Puppe und sie huldigten der Sitte nur, um einen Anlaß zum Hin- und Herschlendern und zum Jubiliren zu haben. Ebenfalls nicht lange mehr bestand eine Volkslustbarkeit, welche von der Wiese, auf der sie abgehalten ward, den Namen der Vogelwiese erhielt. Im Monat August hielt man dort 5 Tage lang ein Lustschießen, wobei die Wiese, wie ein Heerlager, mit allerhand Zelten und Buden bedeckt und zur nächtlichen Erleuchtung eingerichtet war. — Von der „Kletterstange" in Schöne-

feld (wohl auch Ablaßfest genannt), vom Tauchaer Jahrmarkt u. s. w. sprechen wir weiter unten noch.

Am Schlusse unseres Kapitels mögen noch kleinere Notizen verschiedener Art stehen. Es sind oben die Hauptstätten und Plätze des damaligen Leipziger Handels, d. h. des kaufmännischen Großhandels, erwähnt, der Kleinhandel (mit Lebensmitteln, Bedürfnissen des Tages, Geräthschaften u. s. w.) hatte ebenfalls seine eigenen Standorte, so von Alters her den Naschmarkt, den Platz für Obsthöken, Käsehändler, Bäcker u. s. w., der jedoch in jener Zeit bereits nicht mehr so ausschließlich diesem Zwecke diente. Der Wochenmarkt ward seit 1626 Donnerstags abgehalten. Landfleischer und Landbäcker durften auch damals schon ihre Waaren in die Stadt bringen. Die Fleischbänke wurden 1578 unter dem Pelzhause eingerichtet. Die Fischbuden, bis 1680 auf dem Naschmarkt, dann auf dem neuen Neumarkt, erhielten endlich ihre Stätte auf dem Markt. Die Töpferläden an der Nicolaikirche existiren seit 1658 u. s. w. u. s. w.

Ein Blick auf die Straßen zur Abendzeit läßt uns seit dem Weihnachtsabend 1701 Laternen gewahren (die erste Einrichtung geschah durch den Bürgermeister Romanus). Aus demselben Jahre datirt der Anfang des Baues gewölbter unterirdischer Schleußen, der aber erst 1747 vollkommen beendigt war. Um dem Unfug des „Karretenfahrens“ zu steuern, traten 1703 „nach dem Exempel vieler Handels- und anderer vornehmen Städte“ die Sänften in's Leben. Im Jahre 1697 wurde in Leipzig zuerst zum Besten der Armen eine Lotterie eröffnet. Bald errichtete man mehrere im Lande und stellte sie unter kurfürstlichen Schutz. Der aus jener Lotterie gewonnene Ueberschuß (von 1697—99 3400 Thaler) ward dem Almosenamt überwiesen, welches 1704 errichtet wurde. In diese Zeit fällt auch die Einführung des Thorgeldes (Thorgroschens), das die Regierung 1703 dem Rathe überließ, während er es vorher nur pachtweise bezogen hatte. Von den Wasserkünsten (und ihrem Röhrwasser) sprachen wir schon, ebenso von den städtischen (meist sehr alten) Mühlen. Der Mühlgraben nicht minder, als

der Floßgraben, diente bereits lange seinem Zwecke. Auch unsere vier Apotheken der innern Stadt fehlten nicht. Künstliche monumentale Brunnen gab es am Markt (der sogenannte goldene), am Naschmarkt, Marstall, Thomaskirchhof ꝛc. Die Bewachung der Stadt hatten die aus den Söldnern im 30jährigen Kriege entstandenen Stadtsoldaten, sowie die Stadtknechte (unsere jetzigen Polizeidiener). Regelmäßiger Postenlauf und eine bestimmte Taxordnung wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführt. Die damalige städtische Verfassung und Gerichtsbarkeit wird uns aus Erwähnung verschiedener Modificationen, welche sie in der Folge noch durchzumachen hatte, klar werden. Von den übrigen Landesbehörden wären das Kreisamt, das Oberhofgericht, das Consistorium, die Bücher-Commission (d. h. Censur) und der Schöppenstuhl zu nennen.

Drittes Kapitel.

Leipzig an der Schwelle des Jahrhunderts.

I.

Wenn wir als den äußersten Zeitpunkt, bis zu welchem unsere im vorigen Kapitel enthaltene Schilderung reichen sollte, das Jahr 1770 angenommen haben, so versetzen wir uns jetzt dreißig Jahre weiter an die Pforte eines neuen, des laufenden Jahrhunderts, um von da aus zu überblicken, was die letztverflossenen drei Decennien in Leipzig Neues geschaffen und wie sich während derselben die früheren Verhältnisse wieder vielfach umgestalteten und wandelten.

Rüsten wir uns zunächst zu einem abermaligen Rundgang durch die innere Stadt und notiren daraus die folgenden, nicht eben beträchtlichen Resultate.

Die Nicolaikirche erhielt in den Jahren 1785—96 auf Veranlassung des Bürgermeisters Müllers und unter Leitung des Baudirectors Dauthe ihre jetzige Gestalt und innere Ausschmückung, sowie 1791 eine sehr schöne Orgel, von den Gebrüdern Trampeli

in Adorf gefertigt. Das nahe Paulinum bekam 1799 sein eigentliches Vordergebäude mit Haupt- und Seiteneingang vom alten Neumarkt aus. Das betreffende Haus wurde mit einem landesherrlichen Beitrag von 10,000 Thalern vier Stockwerke hoch und in einer Fronte von 27 Fenstern erbaut. Die genannte Straße weiter hinunter an den beiden Bären ꝛc. vorüberwandernd, betreten wir den Zwinger, wo auf der vom Kurfürst Moritz 1551 errichteten, aber 1772 bis zum Mauerwerk abgetragenen Moritzbastei 1796 der Grundstein zur jetzigen ersten Bürgerschule gelegt wurde. Ihre Vollendung fällt indeß erst in's Jahr 1804 und zwar war auch das zunächst nur eine theilweise, die des linken Flügels. Durch das Grimmaische Thor uns wieder mehr in's eigentliche Innere der Stadt wendend, biegen wir nun auf den neuen Neumarkt ab, von wo 1782 die letzten Waffenreste aus dem Erdgeschosse des an's Gewandhaus angebauten Zeughauses weggeschafft worden sind und dann letzteres selber verschwindet. An der Peterskirche vorüber und durch die Schloßgasse, auf der 1773 das Collegium juridicum erstanden, kommen wir hiernach zur Pleißenburg. Zwei Brücken setzten dieselbe bis zum Jahre 1774 noch mit Stadt und Vorstadt in Verbindung, die, wie überhaupt nach und nach sich die kriegerische Bestimmung verlor, in zwei Erddämme verwandelt wurden. Im Erdgeschosse des Thurmgebäudes befand sich seit 1710 die durchaus gewölbte und auf 10 Pilastern ruhende römisch-katholische Hofcapelle (erneuert 1767), in der man 1777 die Leiche des Fürsten Jablonowsky (des Stifters der im vorigen Kapitel erwähnten Gesellschaft) beisetzte. Der Schloßthurm selbst wurde 1790 auf Staatskosten in eine Sternwarte verwandelt, nachdem bereits 1787 dessen alte Spitze abgetragen worden war. Bis zum ehemaligen fünften Stockwerke ward alles Gebälk ausgebrochen und dafür eine freie, an der inwendigen Mauer befestigte Treppe angelegt. Die am Thurm liegende Bastei erhielt 1773 eine Feuerwerkstätte, der um das Schloß sonst herumführende Wassergraben wurde bereits seit 1765 zum Theil in einen Obstgarten verwandelt. Durch die Schloßgasse uns zurückbegebend nach dem Petersthor, sehen wir die von

hier in die Vorstadt führende Brücke nur noch auf zwei Bogen ruhen, nachdem 1776 ein Theil von ihr abgebrochen und verschüttet worden. Wir gehen nun durch die Petersstraße nach dem Markt und von da in die verschiedenen Seitenstraßen der Grimmaischen auf linker Seite. Die Reichsstraße hat 1782 das Peter Richter'sche Haus (mit Durchgang nach der Nicolaistraße) erhalten, das mit seinem Vordergebäude nach der Ritterstraße blickende Fürstencollegium dagegen 1798 den rechten Theil seines Hintergebäudes (mit doppelter, dem Hof und Zwinger zugekehrter Fronte), während im Erdgeschoß des linken Theiles seit 1776 die sogenannte Natonalstube, wo sich die 4 Nationen der Universität bei Rectorwahlen ꝛc. versammeln, eingerichtet ist. Ihr gegenüber liegt das Auditorium philosophicum, wo damals noch die feierlichen Magisterpromotionen, Disputationen ꝛc. stattfanden. An der alten Heuwage vorüber wenden wir uns sodann dem Georgenhause zu, welches in den Jahren 1790—99 durch Aufführung des stattlichen Zwingergebäudes, sowie Anlegung eines neuen Stocks vergrößert worden. Man versah auch die Höfe damals mit neuen Abtheilungen und stellte 1797 eine neue Ausgangspforte in der Vorstadt her, die Zuchthaus- oder Georgenpforte, nachdem schon 1788 das 1643 wieder vermauerte Thomaspförtchen ebenfalls neu eröffnet war.

Beim Austritt aus der inneren Stadt fällt unser erster Blick auf die sich immer weiter entwickelnden Anlagen und Promenaden um sie her. Daß man die Stadtgräben auszufüllen, die Basteien niederzureißen oder zu anderen, als den bisherigen Zwecken zu verwenden begonnen hat, wissen wir bereits. Vorzüglich in den Jahren 1770—79 fuhr man nun ernstlich fort mit dieser Arbeit. Die Ausfüllung fing da an, wo sie am ausführbarsten, das Terrain am niedrigsten, der Graben am flachsten war, auf der Wasserseite. Schon 1765, wie wir oben sahen, hatte man den Platz hergerichtet, neben dem sich ein Jahr darnach das neue Theater erhob. Das Terrain vom Halleschen Pförtchen bis zum Halleschen Thore finden wir 1785 in einen Gemüsegarten für das Georgenhaus verwandelt. Der Graben vor der Barfußpforte bis zur Thomasschule ward in

demselben Jahre wenigstens so verengert, daß davon nur ein kleiner Schutzgraben übrig bleibt, welchen man bei der Nothwendigkeit seiner Beibehaltung sogar zur Zierde umzuschaffen sucht und mit Schwänen besetzt. Wenigstens ein Anfang zur Ausfüllung des Grabens vom Ranstädter Thore bis an's Barfußpförtchen wird 1798 gemacht. Aber rascher vorwärts ging es in der Nähe des Georgenhauses, wo das Abtragen der gegenüberliegenden beträchtlichen Schanze, die Katze genannt, (1784) Erdreich genug lieferte, den ganzen bis an das Hallesche Thor auf der einen und das Grimmaische auf der anderen Seite reichenden Wassergraben mit einziger Ausnahme des Bassins, welches noch jetzt als Schwanenteich existirt, auszufüllen. Hier entstanden nun jene schönen englischen Parkanlagen, die uns heute noch erfreuen und mit einem gewissen Stolz erfüllen, wie viel Spott auch von jeher an dem jetzt wieder der Erde gleichgemachten „Schneckenberg" zu rühren unternahm.

Der Graben auf der Ost- und Südseite der Stadt mußte freilich noch unausgefüllt gelassen werden. Aber man begann wenigstens, durch Abzugsgräben ihn vom Wasser zu befreien, und brachte überall Gartenanlagen und Obstbäume darin an. Wenn man nun bestrebt war, die noch stehen gelassenen Basteien, sowie die Zwinger und Ringmauern mit freundlichen Gärten und Gebäuden zu schmücken, wovon letztere theils durch den Stadtrath, wie im Peters-, Halleschen- und Grimmaischen Zwinger, theils durch Privatpersonen aufgeführt wurden, so bemerken wir, daß unsere Stadt einen immer heitere und einladendere, lebenslustigere Physiognomie anzunehmen beginnt.

Das Verdienst dieser Verschönerungen Leipzigs gebührt hauptsächlich dem damaligen Bürgermeister Dr. Carl Wilhelm Müller, dessen unvergeßliches Wirken es wohl als Pflicht der Pietät heischt, daß wir einen Augenblick noch bei dem seltenen Mann uns aufhalten. Müller war 1728 in Knauthain geboren, wurde Advocat, 1759 Mitglied des hiesigen Rathes und im siebenjährigen Krieg, wie so mancher seiner Collegen, von den Preußen ebenfalls als

Geißel in die Pleißenburg gefangen gesetzt. Das Bürgermeisteramt erhielt er 1771, und zugleich ward er Beisitzer des Schöppenstuhls, sowie später noch geheimer Kriegsrath. Er starb 1801 und es wurde ihm 1819 von den dankbaren Bürgern Leipzigs inmitten des von ihm geschaffenen Parkes ein Monument errichtet, dessen er sich in der That vollständig werth gemacht hat. Was außer jenen Anlagen unsere Stadt ihm sonst noch Alles verdankte, wird nach und nach von uns zu erwähnen sein. Auch poetisch und schriftstellerisch war er thätig; schon früher bei Herausgabe der „Bremer Beiträge" mit betheiligt, ließ er 1785 anonym einen Band Gedichte erscheinen, übersetzte die Eugenie des Beaumarchais und Hutchisons Sittenlehre der Vernunft, unternahm mit einigen anderen Gelehrten die Herausgabe der „Brittischen Bibliothek" u. s. w. u. s. w. Er schied unvermählt aus dem Leben, hatte einst jedoch der schönen Corona Schröter seine Hand angetragen, freilich vergebens. Wer kann die inneren oder äußeren Gründe dieser an sich allerdings nicht leicht erklärlichen Abweisung jetzt noch enträthseln? Gewiß ist nur, daß auch die von Müller umsonst Begehrte unverehelicht gestorben ist.

Wir sehen uns nun weiter in den Vorstädten um und treten zunächst aus dem Petersthor. Den Platz vor demselben, seitdem Esplanade genannt (jetzt Königsplatz), machte eben diese Zeit zu dem damals schönsten in Leipzig. Der Kurprinz am Roßplatz hatte von dem Erbauer, Commerzienrath Möbius, der Fürst Jablonowsky käuflich erworben und es wurde nun davor ein Platz mit Bäumen eingefaßt und hier ein Piedestal von Sandstein (durch Baudirector Dauthe) errichtet. Die Marmorstatue des Kurfürsten, deren Ausführung Jablonowsky Oesern aufgetragen hatte, sollte dies Postament zieren. Den Fürsten hinderte sein 1777 erfolgter Tod, den Plan zu vollenden. Der Magistrat indeß vereinigte sich nun mit der Wittwe des Dahingeschiedenen und ließ das Standbild am 3. August 1780 unter entsprechenden Feierlichkeiten inmitten der Esplanade aufstellen.

Unseren Rundgang von der Esplanade weiter nach rechts hin

ausdehnend, machen wir an der Wasserkunst wieder kurzen Halt, in der 1798 der Kunstmeister Dähne eine neue Maschine erbaute. Sodann nehmen wir unseren Stand vor dem Apelschen Garten, welcher seit 1786 dem Kaufmann Reichel gehört und unter diesem neuen Besitzer eine wesentlich veränderte Gestalt angenommen hat. Es entstand 1792 ein großes Vorderhaus nebst mehreren Seitengebäuden, im Garten selbst ein stattliches Hinterhaus, Gänge und Wege wurden mit Obstbäumen bepflanzt, der Garten in einzelne Parzellen an Gartenfreunde vermiethet, Badehäuser, Waschhaus, Trockenplatz ꝛc. angelegt, kurz der Anfang zu dem immer weiter verfolgten Projecte gemacht, das diesen Garten zu einer ganzen Colonie und Vorstadt umgeschaffen hat.

In jener Zeit, wo die innere Stadt überhaupt mehr außerhalb der Ringmauer zu leben begann, sehen wir auch noch einige neue Gärten ins Leben gerufen, so vor allen den Löhrschen in der Nähe des Theaters, mit seinen geschmackvollen englischen Anlagen und schönen Gebäuden. Indem die Ausführung des betreffenden Planes gerade in die theuren Jahre 1770 ff. fiel, ward der Baumeister Eberhard Heinrich Löhr noch dazu ein Wohlthäter vieler Armen, denen er somit Arbeit und Verdienst gab.

Sonstige Neubauten oder Renovationen und Veränderungen an und in schon früher bestehenden Gebäuden und Oertlichkeiten werden wir bei den nun folgenden Bemerkungen über Handel und Wandel, geistiges und geselliges Leben ꝛc. der Leipziger in diesem Zeitabschnitt mit erwähnen können. Hier sei nur noch erinnert, daß 1793 die Häuser Blechtafeln erhielten, auf welchen die Nummer verzeichnet war, sowie 1794 an den Eckhäusern der Straßen die Namen der letzteren angeschlagen wurden.

Wir beginnen wieder mit dem Handel, der stetig fortfuhr, sich von den ihm im siebenjährigen Krieg geschlagenen Wunden zu erholen. Namentlich waren es auch die Messen, welche zu immer

höherem Flor gelangten und denen gerade in dieser Zeit eine Maßregel Friedrichs des Großen förderlich sein sollte, von der eine solche Folge der alte gefährliche Gegner unserer Stadt wohl kaum vorausgesehen hatte.

Frankfurt an der Oder, schon im 13. Jahrhundert im Besitz von Messen, genoß seit 1339 Zollfreiheit in der Mark Brandenburg. 1632 hörte dieselbe auf, ihren Verlust wog jedoch die günstige Lage des Ortes gegen die nördlichen und östlichen Länder auf, deren Bewohner hier in solcher Menge zusammenströmten, daß man bereits an eine Erweiterung des Platzes dachte. Aber im Jahre 1772 änderte sich dies, als Friedrich II. eine Abgabe von 8 Proc. auf die in der Frankfurter Messe eingekauften und nach Polen gehenden Waaren, sowie eine dergleichen von sogar 30 Proc. auf die aus Polen kommenden Producte legte. Diese Abgabe fiel den Einkäufern zur Last. Leipzig benutzte das, machte Vorschüsse, bot Credit und lud ein, hierher zu kommen. Seitdem sank Frankfurt, dagegen wimmelte unsere Oster- und Michaelismesse nun von russischen und polnischen Juden. Und ebenso fingen am Ende des vorigen Jahrhunderts auch Franzosen und Engländer häufiger an, persönlich auf den hiesigen Weltmärkten zu erscheinen.

Auch speciell der Buchhandel war fortgesetzt im Steigen begriffen, und wollen wir einige besonders hervorragende Vertreter desselben hier namentlich anführen. Da war zuerst Philipp Erasmus Reich, der nach Leipzig als Geschäftsführer der Weidmann'schen Buchhandlung gekommen war und durch kluge Umsicht sie vom Verfall rettete, ja neu zur Blüthe brachte. Weidmann erkor ihn daher 1762 zum Compagnon; nach dessen Tode übernahm aber Reich durch Vertrag mit der Tochter die Handlung unter der Firma M. G. Weidmann's Erben und Reich allein. „Selbst sehr gebildet, ehrte er Bildung — schreibt Frhr. v. Biedermann in seinem schon oben citirten Buche: „Göthe und Leipzig"; — er zahlte an Schriftsteller Ehrensold manchmal über Begehr und Erwarten, er sah allwöchentlich an einem bestimmten Abend die Gelehrten, Schöngeister und Künstler der Stadt bei sich, ja sogar auf Reisen pflegte

er die geistig hervorragenden Männer der Orte, in denen er verweilte, zum Mittagsmahl einzuladen. Die bedeutendsten Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst in Leipzig ließ er durch Anton Graff, Heinrich Tischbein u. A. malen, und diese schöne Galerie schenkte später Reich's Wittwe, eine geborene Berlinerin, als sie sich nach ihrer Vaterstadt zurückwandte, der hiesigen Universitätsbibliothek. Reich trat selbst als Schriftsteller auf, jedoch nur über Gegenstände seines Berufes; aus seinem Verlag aber gingen viele ausgezeichnete Werke hervor (z. B. war er auch der erste Verleger Wielands). Alles dies, verbunden mit dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, erwarb ihm den Ehrennamen des „Fürsten der Leipziger Buchhändler." Er starb am 3. December 1787. Im Sommer bewohnte er ein Landgut in Sellerhausen, wo er ein stattliches dreistöckiges Haus erbaute, das noch heute steht (Nr. 21). Dort besuchte ihn der junge Göthe oft und nahm dann den Weg über Reudnitz an dem beschatteten Ufer der Rietschke hin. Dieser Baumgang wurde später nach Göthe, vielleicht durch Reich, der „Poetengang" genannt. Jetzt ist der Fußweg nicht mehr vorhanden, allein beiläufig möge erwähnt sein, daß im Garten des vormals Reichen gehörenden Gutes, in der äußersten Ecke nach der Rietschke zu, auf einer kleinen Erhöhung noch ein steinerner Tisch steht, an welchem Göthe oft gesessen haben soll.

Wir nennen ferner Christian Friedrich Weygand, welcher die 1730 in Helmstedt begründete Weygand'sche Buchhandlung um 1770 nach Leipzig verlegte. Göthe will am Hochzeitstage seiner Schwester, den 1. November 1773, einen Brief von diesem Weygand mit dem Ersuchen um ein Werk zum Verlag erhalten und darauf die „Leiden des jungen Werther" abgeschickt haben; da aber dieselben erst später geschrieben sind, so könnte, wie Frh. v. Biedermann ganz richtig bemerkt, wenn Göthe insoweit sich recht erinnert haben sollte, daß wirklich ein an jenem Tage eingegangener Brief Weygand's mit „Werthers Leiden" in Verbindung stand, dieser Brief etwa nur Göthen durch die Gewährung der Aussicht auf einen Verleger und durch die Beseitigung der Furcht vor einem Selbstverlag, der bei „Götz von Berlichingen" nicht unerhebliche Verluste

zur Folge gehabt hatte, in dem Entschluß, die „Leiden des jungen Werther“ zu schreiben, bestärkt haben. Leider sind Göthe's Briefe an Weygand durch einen Handschriftenhändler nach Amerika verkauft worden und daher für die Götheforschung wohl verloren. Wie dem aber auch sei, zuerst erschien in der Weygand'schen Buchhandlung 1774 „Götter, Helden und Wieland,“ dann „Clavigo,“ ferner „Neueröffnetes moralisches Puppenspiel“ und erst im October dieses Jahres „Werther.“ Auch als Verfasser der in demselben Jahre aus der Weygand'schen Buchhandlung an's Licht geförderten „Lustspiele nach dem Plautus für's deutsche Theater“ ist in deren Verlagscatalogen neben Lenz immer auch Göthe genannt, was auf eine gründlichere Betheiligung des letzteren an jenen Bearbeitungen schließen läßt, als sonst bisher bekannt ist. Von „Werthers Leiden“ trat, obschon der Rath zu Leipzig das Buch als ein sittenverderbliches verboten hatte, schon 1775, gleichzeitig mit sechs Nachdrucken, die zweite echte Auflage in drei Drucken bei Weygand an die Oeffentlichkeit. „Clavigo“ ist nur noch einmal, 1777, von der Weygand'schen Buchhandlung herausgegeben worden, wovon Exemplare bis in die neueste Zeit auf Lager geblieben waren. Auch Herdern aber mag Göthe mit Weygand in Verbindung gebracht haben; es erschienen im Verlage des letzteren 1778 und 79 die „Volkslieder,“ deren erster Theil den „Klagegesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ aus dem Morlackischen, und der zweite das „Lied vom Fischer,“ „Fillars Erscheinung und Fingals Schildklang,“ sowie „Erinnerung des Gesanges der Vorzeit,“ letztere beide Stücke nach dem angeblichen Ossian von Göthe in deutsche Verse übertragen, enthielt.

Zudritt erwähnen wir Georg (eigentlich Jürgen) Joachim Göschen. Derselbe hatte nach Beendigung seiner in Bremen überstandenen Lehrzeit eine Anstellung im Geschäfte des Buchhändlers Crusius (des Erbauers der „Marie“ auf dem Neumarkt, Ecke der Grimmaischen Straße) erhalten, welche er bis 1782 bekleidete. Er schloß in dieser Zeit mit dem Sohne des damaligen Leipziger Superintendenten Körner, Gottfried, dem Vater Theodor's (s. weiter un-

ten noch) Freundschaft. Nachdem er hierauf noch drei Jahre Factor in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau gewesen war, gründete er im Frühjahr 1785 mit Körner's Unterstützung oder Betheiligung eine eigene Buchhandlung in Leipzig. Er ging zur Anknüpfung geschäftlicher Verbindungen im April nach Weimar und machte, nach Leipzig zurückgekehrt, durch Körner die Bekanntschaft Schiller's, dessen Werke er dann in den nächsten Jahren verlegte. Seine Verhältnisse gestalteten sich bald so günstig, daß er schon 1787 an Körner die von diesem vorgestreckten Mittel zurückerstatten konnte. Wieland hatte ihm den Verlag seiner Schriften nach dem Tode seines bisherigen Verlegers Reich zugesichert, und Göschen faßte, als dieser Zeitpunkt eingetreten war, den Entschluß, eine Prachtausgabe der Werke Wieland's zu veranstalten. Dieselbe wurde mit einem in Deutschland fast unbekannten Glanze in's Werk gesetzt und Göschen scheute zu diesem Zweck kein Opfer: nicht nur, daß er ein Honorar von 7000 Thalern zahlte, er legte auch eine eigene Druckerei an, um mit solchen Lettern, wie sie in Frankreich Didot hergestellt und in Deutschland bis dahin nur Unger in Berlin ausgeführt hatten, drucken zu können. Weil er aber wegen dieses Druckereigeschäftes mannichfache Zunftquälereien ausstehen mußte, so verlegte er dasselbe 1796 nach Grimma, wohin er später auch mit seiner Buchhandlung und seiner Familie übersiedelte. „Göschen war — nach Frh. v. Biedermann — ein Mann von ehrenhafter Gesinnung, der bei aller Anhänglichkeit an alte Sitte das Gute des Neuen doch schnell erkannte und es gegen kurzsichtige Verstocktheit vertheidigte. Er war gesellig, heiter und liebenswürdig; er schriftstellerte selbst, namentlich schrieb er die „Reise von Johann," dann verschiedene Aufsätze über den Buchhandel, ferner Erzählungen für's „Grimmaische Wochenblatt," übersetzte auch Lustspiele u. s. w."

Theils das Bedürfniß der Abschließung eines Lebensabschnitts, theils der Wunsch, sich Mittel zu der beabsichtigten Reise nach Italien zu verschaffen, ließen Göthen endlich daran denken, seine Werke zu sammeln und, mit neuen vermehrt, herauszugeben. Nun

war 1785 Göschen auch bei ihm gewesen und hatte Verhandlungen angeknüpft, die im Juli 86 zum Abschluß kamen. Bekannt ist nur, daß der Dichter für die vier ersten Bände seiner gesammelten Werke 1000 Thaler und zwar im Voraus empfing; wahrscheinlich für die vier letzten Bände ebensoviel später. Göthe versprach dagegen, seine künftigen Arbeiten vor Anderen Göschen anzubieten, und that dies auch 1790 mit der „Metamorphose der Pflanze.“ Jener lehnte indessen den Druck ab, aus nicht erklärlichen Gründen, was Göthen, ebenso wie das Misfallen an der ohne Verabredung mit ihm von Göschen veranstalteten geringeren Ausgabe seiner Schriften in vier Bänden (1787 und 89), so sehr gegen diesen verstimmte, daß er nicht nur seine „Neuen Schriften“ bei Unger in Berlin herausgab (1792—96), sondern sich auch nicht enthalten konnte, bei Dichtung der „Xenien“ Ende 1795, von dem damals ebenfalls gegen Göschen verstimmten Schiller dazu angeregt, eine bittere Anspielung auf Göschens „Reise von Johann“ in dem Distichon zu machen:

Göschen.

Einen Helden suchtest Du Dir, um Deinen Charakter
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann.

Doch mag Schiller, der Göschen für reichliche Bezahlung seiner bei diesem erschienenen Schriften Dank und Rücksichten schuldete, den Druck dieses Epigramms abgewendet haben; er brachte dafür selbst in dem „Musenalmanach“ ein Xenion, worin über Göschens glänzende Ausgabe der damals schon nicht mehr zu dem Besten zählenden Werke Wielands gespöttelt wurde. Nachdem sich aber Schiller, wohl durch Körners Vermittelung, Göschen wieder genähert hatte, ergab sich auch ein Anlaß, diesen wieder mit Göthe in Verbindung zu bringen. Göschen befand sich nämlich im Besitz eines noch ungedruckten Werkes von Diderot: „Le neveu de Rameau,“ und schickte dasselbe an Schiller mit dem ausgesprochenen Wunsche, davon eine Uebersetzung zu erhalten, welche er noch vor dem Original drucken wollte. Schiller schlug Göthen vor, die Uebersetzung zu fertigen, worauf dieser auch, da ihn das Werk

interessirte, sogleich einging. Dies war indessen das letzte Werk von Göthe, welches bei Göschen, und das letzte bedeutende, welches überhaupt in Leipzig von ihm herauskam.

An vierter Stelle ist dann noch Paul Gotthelf Kummer zu nennen, der sich als dreizehnter Buchhändler — trotz erhobener Bedenken wegen Ueberfüllung des Gewerbes — 1776 in Leipzig niederließ. Auch ihn nannte Göthe, wie er Dyk und Göschen 1796 zu Leibe ging, einige Jahre darauf in einem gereimten Angriff auf seine Gegner, „der neue Alcinous" überschrieben, auf spöttische Weise, und zwar darum, weil er Kotzebue's Verleger war, der gegen Göthe namentlich in seiner Zeitschrift: „der Freimüthige" sehr feindselig aufzutreten pflegte.

Aus der großen Zahl bedeutender kaufmännischer Geschäfte, die damals in Leipzig bestanden, wollen wir hier nachträglich nur zwei erwähnen, die heute noch floriren: die beiden Bankierhäuser Heinrich Küstner und Compagnie, sowie Frege und Compagnie. Ein Küstner war aus Frankfurt a. M. hierher gezogen und hatte 1670 die Handlung gestiftet, welche bei verschiedenen Aenderungen der Firma noch jetzt blüht. Der damalige Chef war der Großvater der gegenwärtigen Herren Besitzer, Chef des Hauses Frege und Comp. aber noch der Vater des 1855 gestorbenen bekannten Kammerrathes Christian Gottlob Frege, geboren 1778, der als Theilhaber am Geschäft erst 1801, zugleich mit seinem Schwager Christian Adolf Mayer, eintrat.

Nahe liegt es, hier auch von den Buchdruckereien Leipzigs zu reden, deren es damals schon 18 zählte. Am berühmtesten darunter war die Breitkopf'sche (jetzt Breitkopf und Härtel). Der Gründer des Geschäfts, Bernhard Christoph Breitkopf, Sohn eines Bergmanns in Klausthal und als ganz unbemittelter Gesell in unsere Stadt gekommen, verehelichte sich hier mit der Wittwe des Buchdruckers und Schriftgießers Müller, vervollkommnete die beiden Geschäftszweige seines Vorgängers mit seltener Umsicht und erwarb sich dadurch Kundschaft und Vermögen. Zu seinem Besitz gehörte auch der goldene Bär, sowie der erst von ihm (an Stelle des alten Sperlings-

berges) erbaute silberne Bär. Er starb 1777. Sein Sohn Johann Gottlob Imanuel Breitkopf (geboren in Leipzig 1719) trat nach vorausgegangener wissenschaftlicher Ausbildung 1754 ins Geschäft seines Vaters. Er erfand die Kunst, Musikalien mit beweglichen Typen zu drucken (1755), auch sogar den Druck der Landkarten (1776). Seine Officin konnte die schönsten Schriften aufweisen, denn er etablirte selbst eine Schriftgießerei und vervollkommnete dieselbe so weit, daß er selbst die Schriftproben vom Papste sich zu verschaffen wußte, welche die Vatikanische Druckerei mehr hatte, als die seinige. Bald entstanden noch mehrere Nebenzweige des umfassenden Geschäfts, eine Notenstecherei, Kupferdruckerei, Spielkarten- und Tapetenfabrik u. s. w. (Die Anlegung einer Pianofortefabrik gehört erst späterer Zeit an). Die weltberühmte Officin ward das Muster anderer und hat Leipzigs Buchdruckerkunst zu ihrer ruhmwürdigen Höhe gesteigert. Die beiden Söhne Johann Gottlob Immanuels waren bekanntlich mit Göthe befreundet; der Eine ging später nach Petersburg, der Andere übernahm das väterliche Geschäft, starb aber auch schon 1800.

Wir wenden uns nun den Wissenschaften zu. Von den im vorigen Capitel erwähnten Professoren verlor die Universität durch den Tod: Winkler († 1770), Ludwig (†1773), Reiske († 1774), Crusius († 1775), Böhme († 1780), Ernesti († 1780), Clodius († 1784), Reiz († 1790), Morus († 1792), dagegen sind aber auch eine ganze Anzahl stattlicher, ja glänzender neuer Erwerbungen aus diesem Zeitraum anzuführen.

Der Nachfolger Gellerts war Johann Christian Garve geworden, ein Philosoph besonders nach praktischer Richtung hin (Moral ꝛc.), der wegen seiner Kränklichkeit jedoch schon 1772 diese Professur wieder aufgeben mußte. Zur selben Zeit etwa begann indeß auch Ernst Platner sein akademisches Wirken. Geboren in Leipzig 1744, studierte er hier von 1762—66, wurde in letzterem Jahre Doctor der Philosophie, im folgenden Doctor der Medicin, machte eine Bildungsreise nach Holland und Frankreich, und erhielt sodann in seiner Vaterstadt 1770 eine außerordentliche Professur der Phi-

losophie, die später in eine ordentliche verwandelt wurde. Er starb 1818, und obwohl er also auch noch beträchtlich in eine spätere Zeit hinabreicht, wollen wir doch gleich hier von ihm im Zusammenhange sprechen.

Platner war unstreitig ein hochberühmter Gelehrter jener Epoche. Wennschon er nicht der Gründer eines eigenen philosophischen Systems geworden, so verdanken ihm doch die Wissenschaften, denen er sich hauptsächlich gewidmet hatte, Aufklärungen und Erweiterungen, die ihm damals großen Ruf verliehen. Vielen Mängeln, Vorurtheilen und Irrthümern trat er mit siegreicher Polemik entgegen. Unbefangenheit und unbegrenzte Freiheit der Forschung galt ihm als oberstes Princip. Deshalb konnte er eben keinem philosophischen System, wegen der Beschränkung und Abgeschlossenheit eines jeden seine volle Zustimmung gewähren. So nannte er sich selbst einen Skeptiker. Auf die glücklichste Weise wußte er die dem Studium der Medicin nothwenig immanenten naturhistorischen Forschungen mit seinen philosophischen Untersuchungen zu verbinden und ihre praktischen Resultate auf letztere anzuwenden. Besonders gelang es ihm durch seine treffliche Kenntniß der Physiologie, die ihn zu mehreren wichtigen Entdeckungen führte, manche dunkle Stelle der Psychologie und Anthropologie zu erhellen. Als akademischer Docent zeichnete sich Platner durch höchst anziehenden Vortrag und eine glänzende Fülle von Beredsamkeit aus, in der er vielleicht von keinem seiner Zeitgenossen auf deutschen Universitäten übertroffen worden ist. Auch war sein Lehrsaal nicht allein mit den sich zu seinen Vorlesungen drängenden Studierenden aller Facultäten, sondern auch mit einer großen Anzahl von Zuhörern aus dem Kreise der gebildetsten und angesehensten Bewohner Leipzigs angefüllt, ja selbst Damen beeiferten sich, in einem halbgeöffneten, anstoßenden Zimmer den durch Kraft und Wohllaut der Stimme begünstigten, ebenso schönen, als gehaltreichen Vortrag des berühm- Lehrers zu vernehmen.

„Man glaubte — so äußerte sich ein Zuhörer Platners — auch in der That nicht die oft schwer verständlichen Lehren abstracter

Wissenschaften, sondern die mit dem hellsten Scharfblick und der feinsten Beobachtungsgabe aus allen Kreisen und Verhältnissen geschöpften Resultaten des praktischen Lebens, man glaubte die innersten Tiefen des menschlichen Gemüthes vor sich aufgeschlossen zu sehen, wenn Platner in seiner Moralphilosophie die menschlichen Neigungen und Leidenschaften in allen ihren Richtungen, Schattirungen und Steigerungen schilderte, wenn er seine ebenso neue als geistreiche Lehre der Temperamente entwickelte, oder wenn er die bemerkenswerthesten Charaktere, wie mit der plastischen Kunst des Bildhauers, in ihren einzelnen Zügen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen und sie, auf solche Art versinnlicht, zur lebendigen Anschauung zu bringen wußte. Von nicht minderer Anziehungskraft war seine Entwickelung der Aesthetik, die in einer von geläutertem Geschmack und wahrhaft poetischem Gefühl durchdrungenen Darstellung der vorzüglichsten Werke der Kunst bestand.“

Und ein anderer Zeitgenosse schrieb von Platner: „Die Erscheinung des liebenswürdigen und auch in Gesellschaften sehr gewandten Mannes war eine wirklich wohlthuende. Selten ohne sein heiteres Lächeln, sprach er aus wenig geöffnetem, aber beredtem Munde, mit gütigem und doch scharfblickendem Auge, vom eleganten Lehrstuhle herab zu den zahlreichen Zuhörern in dem hellen, schön decorirten, großen Auditorium, welches er sich auf eigne Kosten hatte im Gewandhaus anbringen lassen.“

Minder zwar, als durch seine lebendigen, blühenden, meist freien, aber desto mächtiger fesselnden Vorträge, hat Platner durch seine Schriften geglänzt, indessen nahmen auch diese in der damaligen gelehrten Literatur einen höchst beachtenswerthen Rang ein; wir nennen z. B. die „Anthropologie für Aerzte und Weltweise,“ die „Gespräche über den Atheismus“, die Abhandlungen „über Leibnitzens Theodicee“ und „über die Einseitigkeit des stoischen und epikureischen Systems in der Erklärung von Ursprung des Vergnügens.“ Noch in unserer Zeit ist Platnern von Seiten der Stadt Leipzig eine verdiente Ehre widerfahren. Als man die erste, älteste Abtheilung des Johannisfriedhofs, um die Kirche herum, der Erde

gleich machte und zu einem öffentlichen Platze umschuf, ließ man bekanntlich nur das Grab des unvergeßlichen Gellert unangetastet stehen; zur steten Erinnerung an Platner aber, der eben hier in der Nähe, an der linken Kirchhofsmauer seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, fügte man in die Außenwand der Kirche, auf der zunächst dem Fricciusdenkmal gelegenen Seite, eine Marmortafel mit den Worten: „Manibus Ernesti Platneri“ ein.

Wenn Platner als Gegner Kants zu bezeichnen war, so müssen als Anhänger desselben in Leipzig besonders Carl Heinrich Heidenreich und Friedrich August Carus gelten. Ersterer war hier seit 1789 ordentlicher Professor der Philosophie, legte aber diese Stelle wegen fortwährender Kränklichkeit, die er sich zumeist wohl durch regelloses, wüstes Leben zugezogen, 1798 nieder und zog sich nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, wo er bereits 1801 starb. Er war ein Opfer besonders des Trunkes. Seine Vorlesungen fanden eine Zeitlang außergewöhnlichen Beifall und Zulauf, seine Schriften (z. B. „System der Aesthetik“, „System des Naturrechts“, „Briefe über den Atheismus“, „Psychologische Entwickelung des Aberglaubens“, „kleine Schriften zur Philosophie des Lebens“ ꝛc.) zeigen ihn uns als ungemein reich begabten, tief und fein empfindenden, scharf und subtil denkenden Geist, der nur durch ungünstig auf ihn einwirkende äußere Verhältnisse nicht zur glänzendsten Blüthe und Entfaltung hat kommen können. Auch als Dichter that sich der geniale, aber leider charakterlose Mann hervor. — Carus, ebenfalls ein recht verdienstlicher Gelehrter (Vater des „alten Carus“ in Dresden, der 1798 hier geboren wurde) war anfangs Prediger und seit 1796 Professor der Philosophie. Er starb 1807.

Aus dem Gebiet der Philologie ist neben Reiz (s. oben) vor Allen Christian Daniel Beck zu erwähnen. Geboren 1757 in Leipzig und auf der Thomasschule gebildet, ward er 1782 außerordentlicher Professor der Philosophie, später ordentlicher ꝛc. Von ihm müssen wir im nächsten Kapitel noch weiter sprechen; hier sei zunächst nur erwähnt, daß seine Studien und Vorlesungen die gesammte Philosophie und Philologie, Geschichte und Theologie um-

faßten, und er so zu dem weitverbreiteten Namen und Ruf eines Polyhistors (wie einst Menke) gelangte. — In jene Zeit fallen auch noch wenigstens die Anfänge des nachmals so berühmten Gottfried Hermann. Er war 1772 in Leipzig geboren und studierte anfangs die Rechte; bald aber sagte er dieser Wissenschaft, die er nur auf Wunsch seines Vaters gewählt hatte, Lebewohl und wandte sich, angeregt durch den mit ihm verwandten Reiz, dem Studium der Philologie zu. Bereits 1794 begann er akademische Vorlesungen. 1798 wurde er außerordentlicher Professor und schon ein Jahr später erschien sein erstes Hauptwerk, das „Handbuch der Metrik." Mehr von ihm weiter unten.

Im historischen Fache machte sich Friedrich August Wilhelm Wenk (1741—1810) durch Sammlung von Actenstücken zur neueren europäischen Staatengeschichte verdient, während die sächsische Specialgeschichte einen vorzüglichen Bearbeiter fand in Christian Ernst Weiße (1766—1805, aus Leipzig selber, Sohn des „Kinderfreundes" und Vater des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen Herrmann). In Mathematik und Naturwissenschaft thaten sich der Astronom Rüdiger (von hier, 1760—1809), der Mathematiker Hindenburg (1741—1808), der Techniker Eschenbach (von hier, 1753—1835), der Physiker Gehler († 1796, Herausgeber des bekannten physikalischen Wörterbuchs), sowie die Naturforscher Leske († 1780) und Funke († 1773) hervor, in der Medicin z. B. Friedrich Benjamin Hebenstreit (von hier, 1758—1803), der sich um Ausbildung der medicinischen Polizei verdient machte, sowie die Anatomen Johann Gottlob Haase (ebenfalls von hier, 1739—1801) und Johann Christian Rosenmüller (1771—1819).

Hier müssen wir auch an die Bedeutung erinnern, welche Leipzig in der Geschichte der Homöopathie sich erworben hat — denn in unserer Stadt war es ja, daß Samuel Christian Friedrich Hahnemann seine neue Heilmethode zuerst erfand und weiter ausbildete, und ganz mit Recht ist ihm deshalb von seinen Anhängern und Schülern gerade hier ein (künstlerisch freilich mißlungenes) Denkmal gesetzt worden. Hahnemann bezog 1775 unsere Univer-

sität fast ganz mittellos. Sprachstunden und Uebersetzungen medicinischer Schriften mußten ihn nothdürftig ernähren. Aus Wien, wohin er sich zwei Jahre später begab, vertrieb ihn Geldmangel schon nach neun Monaten wieder. Er lebte nun eine Zeit lang in Hermannstadt bei einem reichen Gönner, und promovirte sodann in Erlangen. Nach mehrfachem erneuten Hin= und Herwandern erblicken wir ihn von 1789 aber wieder in Leipzig und hier verlebte er jetzt das für ihn und die Wissenschaft so denkwürdige Jahr 1790. Als er im Laufe desselben Cullens, des damals berühmtesten Arzneimittellehrers, „Materia medica“ übersetzte, fielen ihm zahlreiche, seiner Meinung nach geschraubte, ja wunderliche Erklärungen der Fieber vertreibenden Kraft der Chinarinde auf und er beschloß sogleich, einen neuen Weg einzuschlagen, um den wahren Grund dieser Erscheinungen, sowie der Arzneiwirkungen überhaupt aufzufinden. Die bisherige Quelle der Erforschung der Arzneikräfte unmittelbar an dem Kranken erschien ihm zu gewagt und unzureichend. Im weiteren Fortgang seiner Untersuchungen gelangte Hahnemann dann zur Entdeckung einer eigenthümlichen Heilmethode, nach deren Hauptgrundsatze: „Similia similibus curantur“ man, um eine Krankheit sanft, schnell, sicher und dauernd zu heben, dasjenige Arzneimittel wählt, welches, von einem Gesunden eingenommen, solche Symptome erzeugt, die die größte Aehnlichkeit mit denen des vorliegenden Krankheitsfalles haben, und welches also ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) hervorbringt, als es heilen soll. Die neue Lehre, von Hahnemann zuerst im Hufelandschen Journal bekannt gemacht, erregte in der ganzen medicinischen Welt gewaltiges Aufsehen; sie fand bald heftige Widersacher, bald aber auch leidenschaftliche Anhänger. Ueber den wahren Werth oder Unwerth der Homöopathie zu streiten, dürfte indessen hier kein Platz sein; wir wollten eben nur constatiren, daß Leipzig die Heimath der neuen Lehre gewesen ist, wie es denn auch in ihrer weiteren Geschichte durch den Aufenthalt besonders vieler tüchtiger Homöopathen immer einen hervorragenden Platz eingenommen hat. Hahnemann selber blieb zunächst nicht lange mehr in unserer Stadt, sondern begann, theils

von Nahrungssorgen gedrängt, theils von seinen Gegnern verfolgt, auf's Neue ein unstätes Wandern. Erst geraume Zeit später kehrte er nochmals hierher zurück.

Wir wenden uns nun wieder der Universität zu. Unter den Rechtsgelehrten damaliger Zeit erblicken wir in vorderster Reihe den berühmten Jurist Christian Gottlieb Haubold (Vater des vor einigen Jahren verstorbenen, einst sehr gesuchten homöopathischen Arztes, sowie des noch lebenden Advocaten und Assessors). Er bezog die Leipziger hohe Schule 1781 und begann 1786 an derselben als Privatdocent seine unter steigendem Zulauf höchst frequentirten, meist römisch-rechtlichen und rechtsgeschichtlichen Vorlesungen. 1797 schon erhielt er eine ordentliche Professur. Haubold beherrschte das weite Gebiet der Jurisprudenz in seltener Weise. Im Verein mit Hugo und Savigny war er es besonders, der die gründlichere Bearbeitung der Quellen des römischen Rechts durch Lehre und Schrift veranlaßte und dadurch im Bereiche desselben eine neue Epoche hervorrief, wie er sich denn auch das Verdienst erwarb, eine Bearbeitung des sächsischen Privatrechts zu liefern, die in gleich gelungener Art noch keinem deutschen Particularrecht vor ihm zu Theil geworden war. Dieselbe Bedeutung als Rechtslehrer hat aber auch Christian Daniel Erhard gehabt, Professor des Criminalrechts an unserer Universität. Er entwarf zuerst ein Criminalgesetzbuch für Sachsen, wurde auch wichtig durch Uebersetzung des Code Napoléon, und ist oft „der elegante Jurist" genannt worden, da beide Männer (Haubold nämlich kaum minder) durch vielseitige Bildung, Witz und feine Form im geselligen Umgang auch außerhalb der gelehrten Kreise eine große Rolle spielten. Um die Geschichte des deutschen Rechts machte sich Christian Gottlieb Biener (1748—1828) verdient, dessen „Commentarii de origine et progressu legum Germanicarum" die bedeutendsten Vorgänger von Eichhorn's Forschungen wurden. Und endlich nennen wir auch noch Carl Ferdinand Hommel († 1781), Verfasser des deutschen Flavius und der Rhapsodien, als ehrenvoll thätig gewesenen Rechtsgelehrten.

Was die Theologie anlangt, so sagten wir im vorigen Kapitel:

einen freieren Geist in dieselbe habe zu jener Zeit hier besonders der edle Morus gebracht. Noch in höherem und glänzenderem Maße aber manifestirte sich dieser neue Geist in Johann Georg Rosenmüller, seit 1785, in welchem Jahre er vorzüglich auf Bürgermeister Müller's Betrieb von Gießen aus in unsere Stadt berufen worden war, Superintendent und ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig, sowie Domherr zu Meißen (später auch Prälat und Senior der Facultät). Rosenmüller gehörte zu den verdientesten und geehrtesten Theologen und Kanzelrednern seiner Zeit. Als Prediger war er besonders seiner Popularität, praktischen Richtung und der Herzlichkeit seines Vortrages wegen allgemein beliebt, als Mensch ausgezeichnet durch Humanität, Bescheidenheit und echte Religiosität, als Schriftsteller höchst fruchtbar, insofern sich die Zahl seiner Werke, welche durch ihre Volksthümlichkeit, Gründlichkeit und Gediegenheit sämmtlich große Verbreitung gewannen, auf hundert beläuft. Wir nennen nur die „Religionsgeschichte für Kinder," das „Christliche Lehrbuch für die Jugend," die „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres," die „Predigten über auserlesene Stellen der heiligen Schrift" ꝛc. ꝛc. Weiter unten werden wir noch genauer zu erwähnen haben, welche ungemeine Verdienste mannichfacher Art sich Rosenmüller um Kirche und Schule in Leipzig erwarb.

Ein jüngerer Zeitgenosse Rosenmüllers war auch Johann August Heinrich Tittmann, der sich 1793 hier habilitirte, 1796 bereits außerordentlicher und 1800 ordentlicher Professor der Theologie wurde, ein reichbegabter, hochgebildeter Geist, dessen Vorlesungen sich über fast alle Zweige seiner Wissenschaft erstreckten (nicht minder seine Schriften), ein aufgeklärter Kämpfer für den Protestantismus, sowie zugleich ein ausgezeichneter Staatsmann und Diplomat, was man von einem Juristen zwar, jedoch von einem Theologen kaum sich erwarten sollte. Diese seine letztere Thätigkeit gehört jedoch einem späteren Zeitraum an.

Wir gehen über zur Betrachtung verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften und Institute, die ihr Entstehen unserer Periode verdanken.

1789 stiftete der Professor Christian Friedrich Ludwig (Sohn des im vorigen Capitel, bei Gelegenheit Göthe's z. B., Erwähnten) zur Beförderung des Studiums der Naturwissenschaften die sogenannte Linné'sche Gesellschaft. 1784 rief Christian Daniel Beck eine philologische, 1798 Gottfried Hermann eine griechische Gesellschaft in's Leben. Unterstützt von der sächsischen Regierung, gründete 1778 der Cantor Samuel Heinicke aus Eppendorf bei Hamburg das Taubstummen-Institut, welches 1786 unter Aufsicht der Universität kam. Der Gründer ward zugleich erster Director, ein Vermächtniß des wohlthätigen Dr. Carl machte es bald auch möglich, daß die Anstalt ein eigenes Haus erwarb (im damaligen Klitschergäßchen, der jetzigen Pleißengasse). Nach Heinicke's Tode († 1790) stand seine Wittwe zunächst allein dem Unternehmen vor. Schon 1711 hatte die philosophische Facultät auf die Errichtung eines Observatorii mathematici (einer Sternwarte) angetragen, jedoch man konnte keinen schicklichen Platz ausmitteln, bis die Universität 1781 der Landschaft den Thurm der Pleißenburg vorschlug, welcher nach dem Urtheil des Astronomen Max Hell, der ihn 1769 bestiegen hatte, für diesen Zweck höchst tauglich schien. Endlich ließ der Kurfürst in den Jahren 1787—90 die nothwendigen Bauten, wie wir oben sahen, wirklich vornehmen und zugleich vermachte der 1789 verstorbene Landkammerrath Kregel von Sternbach der Sternwarte seine Bibliothek, seine Instrumente und ein Legat von 2000 Thalern. In dieselbe Zeit etwa (1785) fällt ferner die Stiftung des physikalischen Cabinets. Schon oft hatte man auch ein sogenanntes klinisches Institut in Anregung gebracht. Allein erst im Jahre 1798 trat dasselbe durch die Bemühungen des Oberconsistorialpräsidenten v. Zedtwitz, des Bürgermeisters Müller und des Professors Ernst Platner bei dem Jacobshospital in's Leben. Letzteres erhielt zu diesem Behufe eine zweckmäßige Umgestaltung und Erweiterung. Es entstand ein neues Gebäude, worin außer 10 größeren oder kleineren Sälen und Zimmern mit 70—80 Betten ein Secirsaal, ein durch eine Kuppel erleuchteter Operationssaal, ein Zimmer mit

Rettungsapparaten für Verunglückte, eines für Anwendung der medicinischen Electricität und zwei für die klinischen Lehrer.

Schon der Aehnlichkeit des Stoffes halber dürfen wir nicht unterlassen, hier auf ein höchst folgenreiches Begebniß aufmerksam zu machen, das gerade noch einen Schlußstein unserer Periode bilden sollte: die erste Blatternimpfung nämlich. Hatte schon 1762 der Leipziger Dr. Karl Christian Krause die wichtige Angelegenheit der Ausrottung jener Krankheit von Neuem angeregt, so war es natürlich, daß unsere Stadt auf ihrer wissenschaftlichen Höhe auch die Erfindung des Dr. Eduard Jenner alsbald aufgreifen und anwenden würde. Am 2. December 1800 nahm der (1814 verstorbene) Dr. Christian Gottfried Carl Braune die erste Impfung in Leipzig vor.

Der Schilderung wissenschaftlichen Lebens und Strebens schließe sich jetzt die Betrachtung des rein literarischen und belletristischen an. Zuerst ist da wieder von Christian Felix Weiße (s. oben) zu erzählen. Es fehlte damals noch, wo die Kinderwelt fast ausschließlich auf ihre Schul- und Spielstuben angewiesen war, an einem Werke, in dem die Kleinen eine mit Belehrung verbundene anziehende Unterhaltung finden konnten. Das in mehrfacher Hinsicht ungeeignete Magazin der Frau v. Beaumont war am Ende noch das einzige Buch solcher Art, während das zur Förderung eines milden Zweckes von Adelung herausgegebene „Wochenblatt für Kinder“ 1774 aufgehört hatte. Da übernahm denn Weiße die Herausgabe einer ähnlichen, jede Woche erscheinenden Zeitschrift, welcher er den Namen „der Kinderfreund“ gab. Er entlehnte die Form dafür dem englischen Spectator und führte mehrere Personen mit bestimmten Charakteren ein, d. h. er stellte eine aus Eltern, Kindern und Hausfreunden bestehende Familie dar und schilderte die Mitglieder derselben und besonders die Kleinen, die sich mit ihren Neigungen, Sitten und Fähigkeiten erkennbar von einander unterschieden, in ihren Beschäftigungen, Vergnügungen und häuslichen Verhältnissen. Dieser „Kinderfreund“ nun fand bald von Leipzig aus einen sich über ganz Deutschland verbreitenden Leserkreis. Viele

glaubten, daß es Weiße's Familie, die allerdings wohl den ersten Anlaß gegeben hatte, selbst sei, die der Verfasser habe darstellen wollen. Fremde erkundigten sich, welches seiner Kinder Carl, Lottchen u. s. w. wäre und es wurden diesen Briefe, ja sogar Geschenke, unter den vermeintlich bekannten Namen zugesendet. Selbst in Klosterpensionaten und Seminaren ward Weiße's Kinderfreund gelesen und die darin enthaltenen kleinen Schauspiele von den Zöglingen aufgeführt. Söhne deutscher Fürsten baten den Verfasser um Fortsetzung des Werkes. Aus den entferntesten Gegenden wandten sich Familien an ihn, damit er ihren Kindern Hauslehrer verschaffe. Berquin und Madame de la Fitz lieferten französische und englische Uebersetzungen, und in Deutschland selbst erschien eine ganze Fluth von Kinderschriften als directe oder indirecte Nachahmungen des in seiner Art doch stets unübertroffen bleibenden Originals. Die Herausgabe des „Kinderfreundes," sowie des sich ihn anschließenden „Briefwechsels der Familie des Kinderfreundes" beschäftigte unseren Weiße fast 17 Jahre lang, von 1775 bis in die neunziger Jahre.

Als junger, noch völlig unbekannter Mann lebte damals auch Jean Paul eine Zeitlang in unserem Leipzig, indem er hier seit 1781 Theologie zu studiren begonnen hatte. Er selber berichtet darüber: „Irgend einem künftigen fränkischen Plutarch thue ich vielleicht Vorschub, wenn ich die Notiz mittheile, daß ich mich im Mai 1781 in Leipzig im Körner'schen Kaffeehause zur Rose (die drei Rosen, neben Hôtel de Bavière) als Student setzte und ein Jahr später die „Grönländischen Proceßacten" hier fertigte." Die Theologie nämlich konnte Jean Paul so wenig wie jede andere Fachwissenschaft ansprechen, und er hörte nur solche Collegien, die ihm gefielen. In vielen Stücken hinderte ihn seine große Armuth, welche er eben bald durch literarische Arbeiten zu heben gedachte. Für den genannten ersten Versuch fand er auch wirklich einen Verleger, der ihn aus der dringendsten Noth rettete. Da aber der größere Theil des Publikums seine Darstellungsweise zu unbequem fand oder nicht begriff, so blieben alle Bemühungen, für seine

übrigen Schriften einen zahlenden Buchhändler zu gewinnen, fruchtlos. Bald sah er sich, aller Hülfsmittel beraubt, genöthigt, Leipzig heimlich zu verlassen. Um unerkannt zu entkommen, kaufte er sich für seine letzten Groschen einen falschen Zopf, „an welchem er sich, wie er selbst sagt, glücklich aus der Stadt und aus der Noth zog, wie Münchhausen aus dem Sumpfe." Er kehrte nun zu seiner Mutter, einer armen Wittwe, nach Hof zurück und lebte da noch eine geraume Frist in den bedrücktesten Umständen, bis eine Hauslehrerstelle ihn endlich in angenehmere Lage brachte. Was seine Leipziger Studentenzeit anlangt, so erzählt Frau Elise Polko in einer ihrer Novellen, daß er ein zärtlich platonisches Liebesverhältniß mit der älteren Tochter des Kupferstechers Bause, der schönen, in der Blüthe ihrer Jahre dahingeschiedenen Friederike Charlotte, unterhalten habe; wir gestehen jedoch, nicht zu wissen, was hieran, ähnlich wie an der gleichfalls von der genannten Dichterin in einer ihrer Erzählungen geschilderten Schwärmerei des jungen Lessing für die Frau Gottschedin, Wahrheit und Dichtung ist. Beiläufig wollen wir hier aber noch erwähnen, daß — wie Dolz schreibt — „in dem Denkmal, welches liebevolle Achtung und Freundschaft der im Jahre 1785 verstorbenen älteren kunstreichen Tochter Bause's mit Anzeige ihres frühen Todes in den Leipziger politischen Zeitungen vom 19. März d. J. setzte, die erste gedruckte Todesanzeige wenigstens in diesem Blatte erschien, während seitdem solche Ankündigungen einen stehenden Artikel in den Zeitungen zu bilden anfingen."

Daß also Jean Paul seine nachmals an Sieg und Erfolg so reiche schriftstellerische Laufbahn in Leipzig begonnen hat, ist gewiß ein für die deutsche Literaturgeschichte denkwürdiges und interessantes Factum, gleichbedeutend mit der Thatsache, daß von Göthe eigentlich ganz dasselbe gilt (vgl. sein erstes (Leipziger) Liederbuch, die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen).

Gerade zwanzig Jahre nach Göthe's Ankunft in Leipzig traf Friedrich Schiller von Mannheim daselbst ein, nicht in dem jugendlichen Alter mehr, wie Jener, doch auch noch am Beginn seiner

dichterischen Laufbahn und ohne eine festgegründete, bereits gesicherte Existenz. Noch ebenso zerfahren, ohne Halt und Mittelpunkt, wie seine schriftstellerischen, waren damals seine gesellschaftlichen, persönlichen Verhältnisse. Aber in sein so vielfach getheiltes und zersplittertes Dasein schien plötzlich Einheit und Klarheit kommen zu sollen. Von Leipzig ging ihm ein Licht auf, das seine Zukunft mit einem Schlage freundlich erhellte: er erhielt von hier aus zuerst eine Freundschaft angeboten, die er einzig und allein seinem Dichtergenie danken mußte. Wir erlauben uns, hier wieder Stellen aus unserem (1864 bei Fr. Fleischer erschienenen) Buche: „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig“ zu citiren.

Vier unserer Stadt angehörende Verehrer seiner Muse sandten ihm ein eigenthümliches Geschenk, eine gestickte Brieftasche nebst den Portraits der Geber und einem Widmungsgedicht. Die Töchter des Kupferstechers Stock (s. oben) und ihre Anbeter waren es, die das sonderbare Cadeau abschickten. Minna, die jüngere Schwester, hatte die noch jetzt unter den Schätzen des Schillerhauses in Gohlis befindliche Brieftasche gestickt, Dora, die ältere, des Dichters Verehrer im Schattenriß abconterfeit, Christian Gottfried Körner, der Sohn des damaligen Leipziger Superintendenten (der aber bereits 1785 starb) und später durch Minna Stock, die er heirathete, Theodor Körner's Vater, hatte den Brief geschrieben und ein Lied Schiller's componirt, der Vierte im Bunde war Ludwig Ferdinand Huber, Körner's Intimus und Dora's Liebhaber, der dann aber nicht sie, sondern Georg Forster's Wittwe als Weib heimführte.

Im April 1785 theilte Schiller den neugewonnenen Leipziger Freunden seinen Wunsch mit, Mannheim verlassen zu können und hierher überzusiedeln, sie schickten das nöthige Geld, ihn in jener Stadt loszumachen, und den 17. desselben Monats war er bei ihnen. Körner, der sich nach mehreren Reisen als Privatdocent der Rechte an der heimathlichen Hochschule niedergelassen hatte, 1783 aber in's Consistorium nach Dresden berufen worden war, erwies unserem Dichter seine Freundschaft den ihm zu Gebote stehenden Geldmitteln gemäß auch sofort durch die That und unterstützte ihn

in der hochherzigsten, nobelsten Weise, zunächst eben von Dresden aus auf brieflichem Wege. Im Juli kam er dann selber auch nach Leipzig, um einige Wochen später hier seine Vermählung mit Minna Stock zu feiern.

Nachdem sich Schiller durch das bunte, lebendige Treiben der Ostermesse eine Zeit lang hatte imponiren lassen — er wohnte damals, sowie auch später noch einmal, in dem seit 1859 von dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Bankier Seyfferth, mit einem Denkstein bezeichneten Hause auf der Hainstraße, welches früher das „kleine Joachimsthal" hieß und jetzt „Vetters Hof" genannt wird — floh er hinaus in ländliche Abgeschiedenheit und miethete sich im Dorfe Gohlis ein kleines Stübchen, wo, wie noch heute eine Erinnerungstafel an diesem „Schillerhause" besagt, er das Lied an die „Freude" dichtete, jenen berühmten Hymnus, der noch beim Jubiläum 1859 wieder einen Triumphzug durch die ganze civilisirte Welt hielt und auch gleich bei seinem Erscheinen im Jahre 1785 außerordentlich populär wurde, obschon er sich an Wunderlichkeit dicht neben die Lauraoden stellt. Bereits 1800 konnte Schiller an seinen Körner schreiben: „Das Lied an die Freude ist nach meinem jetzigen Gefühl ganz fehlerhaft, und ob es sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist es doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil es aber einem fehlerhaften Geschmacke der Zeit entgegenkam, so hat es die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden." Diese Worte machen sonach unsrer Zeit, die das Lied noch immer so hoch hält, ein ziemlich schlechtes Compliment.

Die Entstehungsweise des Poems wird verschieden erzählt. Wohl nur Sage ist's, daß Schiller bei dem Heimweg nach Gohlis durch das Rosenthal einmal mit einem armen Studenten der Theologie zusammengetroffen sei, welcher, müde der ewigen Sorgen um seine Existenz, der Qual des Lebens durch einen Sprung in die Pleiße habe ein Ende machen wollen. Durch das „Lied an die

Freude" oder vielmehr die darin ausgesprochenen Gedanken, welche Schiller ihm vorhielt, sei aber sowohl in ihm neu die Lust am Dasein erwacht, als — durch das Gedicht selber — eine Anzahl von Freunden und Bekannten des Poeten veranlaßt worden, dem unbemittelten jungen Mann thatkräftige Hülfe zu spenden. Sogar dramatisirt ist dies Märchen, dem, soviel wir wissen, alle historische Wahrheit abgeht.

Nein, will man die Entstehung des Gedichts durchaus an einen äußeren Anlaß knüpfen, so glauben wir auf die Hochzeit Körners mit Minna Stock verweisen zu müssen, die am 7. August 1785 ja eben in Leipzig gefeiert wurde, gegenüber vom Schloß Pleißenburg in einem Gartensalon, wo jetzt ungefähr die Weststraße beginnt, links von der katholischen Kirche. Natürlich war in der fröhlichen Gesellschaft, die sich um die Neuvermählten sammelte, auch Schiller mit anwesend, und dürfen wir zweifeln, daß er das Freudenfest durch eine poetische Gabe verherrlichte? Ja, uns scheint sogar der Hymnus in seiner ganzen Art und Weise sehr bestimmt auf einen solchen gelegenheitlichen Ursprung hinzudeuten. Auch sagt Palleske sehr schön: „Es ist anzunehmen, daß an jenem Tage, der dem Glücke seines besten Freundes die Krone aufsetzte, ein solches Maß von Wonne, Liebe und Begeisterung in seinem Herzen wohnte, als nur irgend Raum hatte", d. h. also eine Stimmung, die gar wohl geeignet sein konnte, jenes Gedicht in ihm zur Reife zu bringen.

Außer dem „Lied an die Freude", welches gedruckt zuerst in der „Thalia" erschien, sowie einigen anderen Beiträgen für diese Zeitschrift, arbeitete Schiller während seines Leipziger Aufenthaltes nur noch etwas an seinem bereits in Mannheim begonnenen, aber erst später in Dresden oder vielmehr in Loschwitz bei Dresden vollendeten „Don Carlos." Nachdem Körner mit seiner jungen Frau alsbald nach der Hochzeit Leipzig wieder verlassen hatte, blieb auch unser Dichter nicht mehr lange hier, sondern folgte bereits im September 1785 dem Freunde nach Dresden und kam in seinem späteren Leben, ebenso wie Göthe, nur noch vorübergehend einige Mal

in unsere Stadt zurück; daß aber auch einer dieser kurzen Besuche eine besondere Bedeutung für Schiller erhielt, werden wir seiner Zeit sehen.

Von mehreren jener späteren Besuche Göthe's in Leipzig, soweit sie noch in unsere Periode fielen, müssen wir hier doch auch noch einige Worte sagen. Krank, wie die Leser wissen werden, war Göthe 1768 von der Stätte seiner ersten Studentenjahre weggegangen, körperlich krank sowohl, als geistig und gemüthlich auf's Aeußerste verstimmt und bedrückt durch den Verlust seines Käthchens, das er durch grundlose Eifersucht sich entfremdet hatte. Kaum einige Wochen in Weimar, wollte er schon gegen Ende 1775 Leipzig wieder einmal besuchen, es kam indessen erst im Frühjahr 1776 dazu. Am 24. März reiste er ab und die Nacht hindurch, so daß er am 25. März Nachmittags hier eintraf. Unterwegs beschäftigte ihn zwar zunächst seine junge Neigung für Frau v. Stein, an die er vier Briefchen mit Bleistift schrieb, und dann das auf einen Pappdeckel angefangene Gedicht: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.“ Als er aber mit Tagesanbruch durch Naumburg kam, ward die Erinnerung an seine erste Reise nach Leipzig in ihm wach. „Nur fühlte er sich jetzt — wie es bei Frhr. v. Biedermann heißt — wohler, freier, besser, als vor zehn Jahren, wo er als kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe in das dortige Posthaus trat.“ Nicht mit Stillschweigen übergangen werde hier das sonderbar erbitterte und gehässige Urtheil, welches er über Leipzig in einem alsbald nach seiner Ankunft geschriebenen Briefe an den Herzog Carl August zu fällen sich gestimmt sah und das mit dem Sprüchlein im „Faust“: „Mein Leipzig lob' ich mir 2c.“ durchaus nicht harmoniren will. „Lieber Herr — so lauten jene Zeilen — da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarzgrau steifröckigen, krummbeinigen, perückengeklebten, Degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krie-

sende, schnäbelnde und schwämelnden Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore entgegnet sind." Doch dieser üble Eindruck war vielleicht nur eine Laune des Augenblicks, von welcher ihn der noch am selben Tage gemachte Besuch bei seinen Freunden, vor Allen bei Oesers und bei Corona Schröter, wohl wieder curirt haben mag. Letzterer, der schönen Corona, gedenkt Göthe in seinen ferneren Briefen an den Herzog auf die lobendste Weise — („Gott wolle mich bewahren, von der etwas zu sagen 2c.") — ja, an Frau von Stein schrieb er sogar: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib geben wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen", sowie gleich darauf noch: „Ich war bei der Schröter; ein edel Geschöpf in seiner Art! Ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre, beste Frau, was sollte aus der werden!" Auch sein Käthchen sah Göthe 1776 in Leipzig als Frau Doctor Kanne wieder; da sie damals in Wurzen wohnte, mag sie herübergekommen sein, den berühmt gewordenen einstigen Anbeter zu begrüßen.

Göthe verließ Leipzig am 3. April, ungern, wie er versichert. Im December desselben Jahres schon kam er mit dem Herzog wieder, doch blieben sie nur eine Nacht auf der Durchreise. Gleichfalls nur flüchtig waren seine Besuche hierselbst in den Jahren 1778 und 80. Zur Michaelismesse 81 nahm er Fritz, den noch nicht achtjährigen Sohn der Frau v. Stein, mit sich, „an dessen Urtheilen er sich erfreute, dessen Bildung er auch hier unter Benutzung der Verhältnisse mit Sorgfalt leitete und dessen Pflege ihm wohlthat. Frau von Stein hatte Göthen gebeten, ihr kein Geschenk mitzubringen, und er ging deshalb betrübt unter manchen schönen Sachen, welche er auf der Messe feilgeboten sah, umher; als ihn aber das Glück bei einem Juwelier einen geschnittenen Stein sehen ließ, der eine in gelben Achat geschnittene Psyche mit dem Schmetterling auf der Brust darstellte, so konnte er sich nicht enthalten, ihn für die geliebte Freundin zu kaufen." (Vergl. Frhr. v. Biedermann).

Vom 24. December 1782 bis 2. Januar 83 war Göthe dann

wiederum in Leipzig, die ersten dieser Tage mit ihm auch der Herzog. Jetzt gefiel er sich hier bei Weitem mehr. Er brachte seine Zeit viel in Gesellschaften zu und war z. B. am dritten Feiertag auf einen Ball geladen, auf welchem sich etwa 180 Personen befanden, unter denen ihn manches schöne Gesicht erfreute. Auch das am Neujahrstag stattfindende „große Concert“ genoß er noch. „Er verglich nun Leipzig einer kleinen, moralischen Republik, weil hier kein Oberer einen allgemeinen Ton angab, jeder seine Persönlichkeit, sie mochte nun verständig, gelehrt, albern, abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig sein, ungezwungen zur Schau trug, während Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art dem Orte eine Fülle gaben, die ein Fremder, der an den Leidenschaften und Händeln, der Vorliebe und dem Abscheu der Einwohner keinen Antheil hatte, besser, als jene selbst, nützen und genießen konnte.“ Es trifft dies Urtheil über unsere Stadt im Wesentlichen wohl auch heute noch zu. Göthe „wünschte ein Vierteljahr hier zubringen zu können, und bedauerte insbesondere auch, daß ihm die Zeit fehlte, Vortheil von manchen Personen zu ziehen, die, gleichsam vom Schicksale in Pension gesetzt, hier im Stillen lebten.“ Bei seinen Beobachtungen, namentlich auf jenem Ball, sammelte er „recht schöne Thatsachen“, die er für „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zu benutzen und mit denen er verschiedene Lücken seines Romans auszufüllen gedachte. Frhr. v. Biedermann spricht die Vermuthung aus, daß die Schilderungen des alten Meister und des alten Werner (im 11. Kapitel des ersten Buches) vielleicht daher ihren Ursprung haben.

Viertes Kapitel.

Leipzig an der Schwelle des Jahrhunderts.

II.

Zum Jahresschluß 1796 begaben sich Herzog Karl August von Weimar und Göthe abermals nach Leipzig. Sie machten die Reise im Schlitten und übernachteten in dem später durch unseres Dichters „Faust“ weltberühmt gewordenen Dorfe Rippach. Auch diesmal spielten Mahlzeiten, das „große Concert“ und ein Ball die Hauptrollen, auf welch letzterem jedoch Göthe jetzt nicht mit der Verehrung, wie im Jahre 1782, sondern vielmehr „voll Scheu wie das böse Princip“ betrachtet wurde, in erster Reihe von dem Buchhändler Mag. Johann Gottfried Dyk und seinen Mitarbeitern an der seit 1765 von ihm zusammen mit Weiße herausgegebenen „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche Göthe ja kurz vorher in dem Xenion verspottet hatte:

„Jahre lang schöpften wir schon das Sieb und brühten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.“

Dyk rächte sich dafür, sowie für einige Schillersche Xenien, die gegen die Plattheiten seines „komischen Theaters der Franzosen für die Deutschen“ gerichtet waren, durch Theilnahme an den hauptsächlich allerdings von Manso in Breslau verfaßten „Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen deutschen Gästen.“

Der letzte Besuch Göthe's, von dem hier die Rede zu sein braucht, war der am 28. April 1800 zur Messe unternommene, und zwar unternommen, „weil es ihm wieder einmal recht noth that, viele fremde Gegenstände und Gestalten in sich aufzunehmen.“ „Es machte ihm dann auch diese Welt in einer Nuß, wo er das Gewerb der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten

ruht, klar anschauen konnte, viel Vergnügen, so wenig er auch Geist im Ganzen dieses Treibens, vielmehr dasselbe einem thierischen Kunsttrieb ähnlich fand." Die Leser werden uns zugeben, daß dergleichen Göthesche Urtheile und Eindrücke von Leipzig ebenso interessant, als bemerkenswerth, selbst noch für die Gegenwart, sind, weshalb wir sie denn in unserem Buche nicht fehlen lassen wollten.

Doch nicht blos vom Aufenthalt der „Classiker" in hiesiger Stadt ist an diesem Ort zu sprechen, sondern es fiel in unsere Periode auch die Geburt und, wenigstens zum Theil, d. i. in ihren Anfängen, ja vielleicht selbst noch in ihren weiteren Stadien, die schriftstellerische Thätigkeit einer ganzen Anzahl in der deutschen Literatur einst sehr renommirter Persönlichkeiten.

Ihrer Geburt nach eigentlich schon in die vorausgegangene Zeit gehörig waren die beiden neben Kotzebue und Iffland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich beliebtesten Lustspieldichter Jünger und Bretzner. Der Erstere, Johann Friedrich Jünger, war als Sohn eines Kaufmanns 1759 hier geboren und vertauschte als Student die Rechte mit den schönen Wissenschaften, zu denen er sich von Jugend auf besonders hingezogen fühlte. Er wurde Hofmeister bei zwei Prinzen, lebte später eine Weile in Weimar, sowie seit 1787 in Wien, wo er von 1789—94 die Stelle eines Theaterdichters bekleidete, die nach ihm erst Alxinger und dann auch Kotzebue inne hatte. Daß er sein Amt aufgeben mußte, kränkte ihn so sehr, daß er momentan einer bis an Tiefsinn und Geisteszerrüttung grenzenden Melancholie verfiel; aber sonderbar genug, gerade in solchen Perioden, wo er wie ein Einsiedler ohne jeden Umgang zu leben pflegte, schuf er die heitersten Erzeugnisse seiner Muse. Er starb 1797.

Während also Jünger nur in seiner Jugend der Heimath treu blieb, lebte sein Landsmann Christian Friedrich Bretzner (geboren 1748, gestorben 1807) bis zum Tode daselbst. Er war Mitinhaber einer kaufmännischen Handlung, ein pünktlicher, redlicher Geschäftsmann und angenehmer Gesellschafter, der die von ihm vorhandenen Theaterstücke blos in seinen Mußestunden verfaßte.

Auch im Singspiel und in der Oper versuchte er sich, auf welchem Gebiete sein „Belmont und Constanze" („die Entführung aus dem Serail") durch Mozarts Composition unsterblich ward. Freilich benutzte er große Meister das Textbuch ohne Vorwissen Bretzners, der dann noch über die ihm angethane Unbill bittere Beschwerde führte! Er ahnte damals nicht, daß, wenn seine Lustspiele längst vergessen sein werden, sein Name, Dank der Mozartschen Oper, doch noch fortleben wird.

Ein ausführliches Urtheil über die ihrem ganzen Wesen nach untereinander sehr ähnlichen Stücke Jüngers und Bretzners hat der Verfasser in seinem (1861 bei Veit u. Comp. in Leipzig erschienenen) Buche: „Das deutsche Lust spielin Vergangenheit und Gegenwart" zu fällen versucht. Hier genüge zu sagen, daß in diesen Stücken zwar viel technisches Geschick, viel Erfindungsgabe und viel Humor sich offenbart, von ästhetischer Feinheit, von sittlichem Zartgefühl aber eben so wenig, wie z. B. bei Kotzebue, die Rede sein kann, und auch der Geist, der darin weht, ohne jeden idealen Anhauch ist. Nicht vergessen darf jedoch werden, daß Jünger allenthalben in höherem Grade, als sein College, das Maß beobachtete und immer der feinere Mann blieb. Seine Sprache, wiewohl ohne Poesie, ward doch niemals eigentlich roh und gemein, und im Ganzen genommen ist anzuerkennen, daß das freiere Wesen seiner Lustspiele einigermaßen mit dazu beigetragen hat, unsere Bühnenliteratur aus den steifen Formen und Fesseln der Zopfzeit zu erlösen. Von seinen Stücken der besseren Art nennen wir „die Entführung" (1782 zum ersten Male aufgeführt), „das Ehepaar aus der Provinz", die unvermuthete Wendung", „der Ton unsrer Zeiten", „Er mengt sich in Alles" u. s. w. Er hat mit diesen Lustspielen in gewisser Hinsicht noch auf spätere Autoren eingewirkt. Auf dem Repertoire der Gegenwart steht freilich einzig und allein noch seine „Entführung", — die männliche Hauptrolle giebt Emil Devrient öfter auf Gastspielen — und man kann wenigstens sagen, daß dies Stück das Loos der Vergessenheit unverdienter tragen würde, als das gleichfalls noch dann und wann gegebene „Räuschchen",

welches von allen Lustspielen Bretzners gerade das in den gröbsten Umrissen gehaltene und mit den grellsten Farben gezeichnete ist.

Auf einer höheren Stufe, auch der allgemeinen Bildung wohl, als der gute Bretzner, stand Heinrich Blümner, geboren 1765 in Leipzig, wo er 1839 als Oberhofgerichtsrath, allgemein verehrt und betrauert, gestorben ist. Er war ein philologisch und philosophisch hochgebildeter Geist und in der Welt des classischen Alterthums, zumal was dramatische Kunst betrifft, heimisch, wie seine Schrift „über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus" uns darthun kann. Von seiner Lieblingsneigung, für die Bühne seiner Vaterstadt, legt seine „Geschichte des Theaters zu Leipzig von dessen ersten Spuren bis auf die neueste Zeit" (das Werk erschien 1818) ein glänzendes Zeugniß ab. Als productiven Dichter bekundete er sich in der „Dorffeier", einem Schauspiel mit Gesängen, das lange Zeit ein Lieblingsstück der Leipziger war. Außerdem bearbeitete er mit feinem Geschmacke mehrere französische Lustspiele, wovon eine Auswahl unter dem Titel: „Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken" erschienen ist. Wie nach Blümners Tode ein von ihm letztwillig festgesetztes Legat das Grundcapital für Errichtung des Conservatoriums für Musik in Leipzig geworden ist, werden wir seiner Zeit noch ausführlicher darthun.

Ein Freund Blümners war Johann August Apel, der Vater des jetzt noch unter uns lebenden, liebenswürdigen Dichters des „Nähkäthchens" und bekannten tiefen Kenners unsrer Schlachtfelder, Theodor Apels. Obengenannter Sprosse der alten Leipziger Patricierfamilie, 1771 geboren und später in seiner Heimath, wie in Wittenberg, Student der Rechte, wurde schon 1795 in hiesiger Stadt Senator. Von Jugend auf jedoch den schönen Wissenschaften mit Eifer zugewandt, pflegte er auch sie neben den Berufsgeschäften Zeit seines Lebens mit Leidenschaft. Die Philosophie gehörte zu seinen speciellen Studien und sowohl die Leipziger, als Jenaer Literaturzeitung jener Jahre enthalten manche Beweise seines philosophischen Ringens und Strebens. Als Lyriker vorzüglich

durch die „Cicaden“ bekannt, erwarb er sich ebenso auf dem Felde der Erzählung durch sein „Gespensterbuch“ (s. gleich nachher unter Friedr. Kind) Ruf und Beifall. Als Dramatiker machte Apel den Versuch, die altgriechischen Tragiker zu copiren und zugleich durch moderne Zuthaten unserem Geschmacke näher zu bringen. So sollte „Polyidos“ eine freie Nachahmung des Aeschylus, „Themistokles“ eine solche des Sophokles sein, während „die Aetolier“ des Euripides Muse zu repräsentiren hatten und das satyrische Drama: „Herakles in Lydien“, womit Apel diesen Cyclus schloß, die Aristophanische Gattung vertrat. Man darf behaupten, daß des Dichters Zeitgenossen dem Gedanken einer derartigen Rehabilitation der antiken Tragödie sich weniger hold zeigten, als er verdiente. Dasselbe Schicksal hatten die der modernen Tragik angehörenden Erzeugnisse: „Faust“, „Kunz von Kaufungen“ u. s. w. Der letztere vorzüglich ist reich an poetischen Situationen. Daß er also, wenn auch in Leipzig gegeben, doch nicht zu dauernder Geltung auf den Brettern gelangte, kann man nur der damals gerade allmächtigen Concurrenz unsrer classischen Dichter zuschreiben. Ein höchst verdienstliches Werk Apels ist endlich seine „Metrik.“ Er starb 1816.

Unter Anderem enthielt sein „Gespensterbuch“ eine Erzählung: „Der Freischütz“ (auf einer alten Volkssage beruhend) und diese ist es, aus welcher Friedrich Kind das Textbuch für die Webersche Oper machte. Auch der Ebengenannte gehört, wie wir zu erwähnen nicht unterlassen wollen, wenigstens der Geburt nach Leipzig an. Sein Vater bekleidete hierselbst das Amt eines Stadtrichters und hat sich in der literarischen Welt durch die erste deutsche Uebersetzung des Plutarch bekannt gemacht. 1768 geboren, erhielt Kind auf der Thomasschule seine Vorbildung und studierte dann seit 1786 Jura, aber gleich nach Vollendung der akademischen Studien verließ er seine Vaterstadt, war zwei Jahre auf dem Amte in Delitzsch beschäftigt und ging 1792 als Advocat nach Dresden. Zu gleicher Zeit begann er seine schriftstellerische Thätigkeit, die solchen Anklang fand, daß er, besonders durch den weiter unten noch zu nennenden Friedrich Rochlitz dazu ermuntert, 1814 der

juristischen Praxis ganz entsagte und fortan nur der schönen Literatur lebte. Die Gunst der Bühnenwelt erwarb sich Kind zunächst durch das „malerische" Schauspiel: „van Dyks Landleben". Das Stück, welches eine ganz neue Gattung in der scenischen Darstellung hervorbringen zu wollen schien, indem durch die Darstellung selbst ohne Zwang sogenannte lebende Bilder auf der Bühne entstehen, welche viele der bekanntesten Meisterwerke, namentlich aus der niederländischen Schule, dem Zuschauer vorführen, erhielt sich lange bei stets wachsendem Beifall auf den Brettern. Es folgte „das Nachtlager von Granada", ein Drama, welches gleichfalls ungemein gefiel und von Braun von Braunthal zum Textbuch für die bekannte Kreutzersche Oper benutzt wurde. Viel Succeß hatte auch „der Weinberg an der Elbe", ein „Festspiel mit plastischen Darstellungen nach etrurischen Wandgemälden". Berühmt aber ward Kind besonders endlich durch seinen von Carl Maria von Weber componirten „Freischütz"; den Stoff dazu entlehnte er, wie gesagt, einer Erzählung seines Freundes Apel; nur Aennchen ist des Bearbeiters Erfindung und Caspar entstand aus einem invaliden Stelzfuß. Auf jeden Fall ist es höchst interessant und gewiß auch für unser Heimathsgefühl nur erfreulich, daß ein Leipziger Kind, oder vielmehr gar zwei derselben, so eng und innig mit betheiligt sind an der Schöpfung der populärsten deutschen Oper aus neuerer Zeit. Ein witziges Verschen damaliger Entstehung lautet also:

Wie thöricht doch die Menschen sind,
Vor Liebe möchten sie den Einen essen,
Inzwischen sie den And'ren ganz vergessen,
Und doch — was wär' „Maria" ohne „Kind"?

Später erschien von unserem Freischützdichter noch die Operette: „der Holzdieb", mit Musik von Marschner, sowie das Trauerspiel: „Schön Ella". Auch als Lyriker und Novellist hat sich übrigens Kind hervorgethan. Seine Erzählungen offenbaren ein leichtes, gefälliges Talent, namentlich im gemüthlich naiven Genre; seine Gedichte sind graziös, ohne gerade tief zu sein, und zeichnen sich durch Reinheit des Versbaues aus. Seit 1817 schon nahm er

regen Antheil an der von Theodor Hell in Dresden gegründeten „Abendzeitung“ (der „alten guten Vespertina“). Er starb 1843.

Vielleicht ist es unseren Lesern der betreffenden Persönlichkeiten und Familien wegen nicht unlieb, folgende Aeußerungen Kinds über seinen Freund Apel kennen zu lernen: „Wenn ich (größtentheils incognito) nach Leipzig kam, wohnte ich bei Apel, und wir haben manche Mondscheinnacht, während er, ohne Licht anzünden zu lassen, auf dem Pianoforte oder der Harmonika phantasirte, echt poetisch durchträumt; wir haben uns bei einem Glase feurigen Burgunders feierlich angelobt, einander, könnt' es geschehen, nach dem Tode zu erscheinen. Ein oder zwei Mal besuchten wir auch sein väterliches Rittergut Ermlitz, wo mich, besonders in Mondscheinnächten, die im Frontispice des Herrenschlosses von ihm angebrachte große Aeolsharfe oft zu anderen Sphären entrückte. Dagegen besuchte er mich abwechselnd in Delitzsch, und zwar größtentheils, wie ich ihn, im Jagdcostüm; nach seiner oft wunderbaren Laune in ganz schwarzem Collet und dergl. Tricot-Unterbeinkleidern, einen krummen, mit angelaufenem Stahlgriff versehenen ungarischen Säbel am schwarzlakirten Wehrgehenk. War sein Besuch für meine Verwandten und selbst für den Amtmann jederzeit das höchste Vergnügen, so galt auch der „schwarze Herr“, dessen bedeutende Züge, finstere Augen und kräftige Gestalt zu dieser Kleidung vollkommen paßte — er hatte früher einmal in den „Zwillingen“ von Klinger den Guelfo gegeben und ward auch zu Zeiten Abällino genannt — für das ganze Städtchen als ein unauflösbares Räthsel.“ Es dünkt uns diese Kindsche Mittheilung recht charakteristisch für die damalige Zeit überhaupt.

Während sich also Kind in seiner Jugend bereits von Leipzig wegwandte, blieb daselbst, als an seinem Geburtsorte, Gottlob Heinrich Adolph Wagner fast ununterbrochen wohnen. Er war 1774 geboren und widmete sich früh schon der Dichtkunst. Literarisch bedeutend wurde er durch Uebersetzen ausgezeichneter Werke des Auslandes, insbesondere englischer und französischer, nicht minder durch sein feinfühlendes kritisches Talent, das er in eigenthüm-

licher Weise lange Jahre hindurch ausübte. Ein Freund Ludwig Tiecks, sah er sich durch dessen Einfluß und Anregung bewogen, auch in Bühnenprodukten sich zu versuchen. Anlage und Neigung drängten ihn zum Lustspiel, und zwar hat er im Gebiete desselben mehrere vorzügliche Kleinigkeiten geschrieben: „Ein Augenblick" behandelt zart und anmuthig eine schalkhafte, schnell vorübergehende Liebesneigung, „Die Umwege" sind ein übermüthiges Quodlibet von toller Verwirrung, Laune und pikantem Witz, das hier und da freilich dicht an die Grenze des Unmoralischen streift, ohne sie jedoch zu überschreiten; die „Liebesnetze" erinnern im Stoffe an Göthes: „Und wer keck ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort". Wagner lebte bis kurz vor seinem Tode in Leipzig und starb 1835 beim Grafen Hohenthal in Großstädteln.

In demselben Jahre (1771), wie Apel, wurde in unsrer Stadt auch Siegfried August Mahlmann geboren. Nachdem er die hiesige Universität besucht hatte, machte er als Hofmeister eines jungen Livländers eine Reise nach dem Norden, kehrte dann aber in die Heimath zurück und begann einen Buchhandel, den er jedoch bald wieder aufgab, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Bis zu seinem 1826 erfolgten Tode blieb er nun in Leipzig wohnen. Daß er als Journalist sowohl in criticis und aesthicis, wie in politicis, Bedeutung für unsere Stadt und überhaupt für seine Zeit gewann, werden wir weiter unten noch zu erörtern haben. Mahlmanns „Gedichte" zeichnen sich durch leichten Sinn, Fröhlichkeit und gewandte Darstellung aus, manche seiner „Erzählungen und Märchen" sind gelungen zu nennen, weniger befriedigen seine größeren Romane. Eine vortreffliche Leistung ist dagegen wieder „Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister", eine kostbare Parodie der Kotzebue'schen „Hussiten vor Naumburg" und somit dieser ganzen thränenreichen und doch belachenswerthen Abart des deutschen Dramas. Die Burleske fand so großen Beifall, daß sie rasch hintereinander fünf Auflagen erlebte. Mahlmann zeigte sein Talent für die Bühne übrigens auch noch in einigen Lustspielen: „Der Geburtstag", „Der Hausbau" und

„Die Liebesgaben". Eine Perle unserer religiösen Lyrik ist endlich, um ein einzelnes Gedicht zu erwähnen, seine schwungvolle, tiefsinnige und poetisch schöne Paraphrase des „Vater unser", jener Hymnus, der Eigenthum des ganzen Volkes geworden und namentlich als Schulgebet noch heute aller Orten in Geltung und Gebrauch ist.

„Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet."

Die Erinnerung an Mahlmann wird in unserer Stadt noch jetzt durch die seit Kurzem seinen Namen tragende Straße wachgehalten — eine Ehrenbezeugung, die von deutschen Dichtern und Gelehrten außer ihm noch Leibnitz, Gellert, Lessing, Göthe, Schiller und Theodor Körner hier erfahren haben. Es befindet sich aber wohl die Mahlmannstraße gerade in der betreffenden Gegend (äußere Zeitzer Vorstadt), weil Mahlmann der Besitzer des ganz in der Nähe gelegenen sogenannten Brandvorwerks war. Ueberhaupt hatte er schließlich ein beträchtliches Vermögen erlangt — es gehörte ihm z. B. auch noch ein Rittergut zwischen Leipzig und Wurzen — und kann man sich denken, daß er schon deshalb, ebenso aber auch wegen seines journalistischen Einflusses, und drittens als Meister vom Stuhl in einer unsrer Logen (der Minerva), hier eine sehr hervorragende Persönlichkeit gewesen ist.

Ein genauer Freund Mahlmanns war der Hofrath Friedrich Rochlitz, in Leipzig 1769 geboren. Sein Vater war Schneider und die Armuth, die in dessen Hause herrschte, würde den Knaben niedergedrückt haben, wenn ihn nicht schwärmerische Liebe zur Musik allen Druck hätte vergessen lassen. Den aufopfernden Bemühungen seiner Mutter gelang es endlich, ihn in die Thomasschule zu bringen. Erst 18 Jahre alt, dichtete und componirte Rochlitz eine Cantate, welche er mit seinen Mitschülern einübte und dem zufällig dazu kommenden Cantor Doles als das Werk eines älteren Italieners bezeichnete. Doles errieth zwar bald den wahren Urheber,

sagte jedoch nichts und führte nach einiger Zeit die Cantate in der Thomaskirche auf, worüber der junge Rochlitz, wie sich denken läßt, ganz selig war. Auf der Universität widmete er sich später der Theologie und nahm dann Hauslehrerstellen an, deren erste er bei einem Fabrikanten in Crimmitzschau, die zweite aber beim Kaufmann Quandt in Leipzig für dessen Sohn Johann Gottlob, den nachherigen Kunstkenner, bekleidete. Später trachtete er danach, als Schriftsteller sein Brot zu verdienen, und seine rastlose Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Literatur, Kritik und Geschichte setzte ihn in den Stand, sich sogar ein kleines Vermögen zu erwerben. Er war Doctor der Philosophie, seit 1800 herzoglich sachsen-weimarischer Rath, sowie seit Juli 1809 dortiger Hofrath; letzteren Rang erhielt er „in Rücksicht auf seine literarische Celebrität und seine bewiesene Neigung gegen Unsere für Kunst und Literatur gegründeten Anstalten". Wir dürfen hierin wohl den Einfluß Göthes erkennen, der mit Rochlitz in Leipzig 1800 bekannt wurde und seitdem in sehr regem, auch brieflichem Verkehr mit ihm stand. Für die verschiedensten Angelegenheiten nahm der große Dichter die Gefälligkeit seines Freundes in Anspruch und letzterer hat sich gegen ihn stets höchst zuvorkommend, dienstbereit und theilnahmvoll bewiesen. Er verdiente, daß ein Göthe ihn schätzte, eben dies schon muß uns für den Mann einnehmen. Rochlitzens erzählende Schriften, von welchen wir hier nur die „Zeichnungen von Menschen nach Geschichte und Erfahrung", die „Erfahrungen", die „Erinnerungen", die „Charaktere interessanter Menschen", „Familienleben", die „Kleinen Romane und Erzählungen", die „Denkmale glücklicher Stunden", die „Neuen Erzählungen" und „Für ruhige Stunden" nennen wollen, zeichnen sich durch Menschenkenntniß, tiefes Gemüth, strenge Sittlichkeit und treffliche Charakterschilderungen, besonders jovialer und komischer Personen, aus, leiden aber freilich fast alle an Weitschweifigkeit. Für die Bühne hat Rochlitz die ihrer Zeit vielfach gegebenen Lustspiele: „Es ist die Rechte nicht", „Jedem das Seine", „Revanche", „So geht's", „Die Freunde", u. s. w. geschrieben, für Schicht

(s. weiter unten) auch den Text des bekannten Oratoriums: „Das Ende des Gerechten“. Mit seinen musikalischen Compositionen ist Rochlitz nicht vor die Oeffentlichkeit getreten. Als Mitglied des Directoriums des „großen Concerts“ hatte er Gelegenheit, speciell für Leipzigs Kunstleben zu wirken, sowie er auch durch Vorlesungen und häusliche Vereinigungen in diesem Sinne thätig war. Ueberhaupt genoß er in unserer Stadt einer hohen Achtung. Am bedeutendsten und eingreifendsten war wohl seine Rolle als musikalischer Kritiker, dessen Urtheil alle Größen damaliger Zeit anerkannt haben. Wir sprechen von der durch ihn ins Leben gerufenen Musikzeitung noch des Weiteren. Vermählt hatte sich Rochlitz 1809 mit der Wittwe des Bankiers Friedrich Daniel Winkler (zweiten Sohnes des Kunstsammlers Gottfried Winkler), Henriette Friederike geborne Hansen († 1834). Er selber starb 1842 (vgl. Otto Jahn: „Göthes Briefe an Leipziger Freunde“ und Freiherr von Biedermann: „Göthe und Leipzig“).

Noch haben wir hier Johann Gottfried Seume und Johann Karl Wezel zu erwähnen. Ersterer durch seine Charaktereigenschaften und Lebensschicksale eigentlich viel mehr, als durch Talente bedeutend und berühmt gewordene Mann wurde in dem Dorfe Poserne bei Weißenfels, wo sein Vater als Landwann lebte, 1763 geboren und nach dem frühen Tode desselben vom Grafen Hohenthal-Knauthain auf den Schulen zn Borna und Leipzig, sowie auf hiesiger Universität edelmüthig unterstützt. Da ihm aber das Studium der Theologie nicht zusagte, verließ er Leipzig plötzlich, um sich nach Frankreich zu begeben, gerieth jedoch unterwegs in die Hände von hessischen Werbern, welche Soldaten für den Krieg der Engländer mit Nordamerika zusammenbrachten. In Canada wurde er Sergeant. Als der Friede geschlossen, kehrte er mit den Truppen 1783 nach Europa zurück, desertirte indeß in Bremen und wollte nun über Oldenburg nach Sachsen gehen. Aber in Emden bemächtigten sich seiner wiederum preußische Werber. Zweimal mißglückte sein Versuch, zu entfliehen, nur mit Mühe entging er der Todesstrafe, endlich erhielt er mit Hinterlegung einer Caution von

80 Thalern, die ein Embdener Bürger ihm vorschoß, Urlaub und kehrte von da nicht mehr in den preußischen Dienst zurück, sondern widmete sich in Leipzig den schönen Wissenschaften, übersetzte den englischen Roman Honorine Warren (1788), gab Unterricht in den neuen Sprachen und wurde 1792 Magister und Instructor des jungen Grafen Igelström. 1793 ging Seume als Secretair des Generals und russischen bevollmächtigten Ministers Igelström nach Warschau, bekam hier eine Offizierstelle bei den Grenadieren und mußte für die Kaiserin Katharina II. verschiedene wichtige diplomatische Schriften abfassen. Bei dem Aufstande der Polen 1794 wurde er gefangen genommen. Nach der Einnahme Warschau's durch Suwarow wieder befreit, kam er als Begleiter des jungen verwundeten Majors Muronzow abermals nach Leipzig, wo er nun aufs Neue Unterricht ertheilte und sich literarisch beschäftigte. Endlich fand er eine ihn nährende und angenehme Stellung in der Druckerei seines Freundes Göschen in Grimma (s. oben) als Corrector u. s. w. 1801 machte er seinen berühmten „Spaziergang nach Syrakus“, eine von ihm unter dieser Bezeichnung geschilderte neunmonatliche Fußreise durch Oesterreich nach Italien bis Sicilien, welcher später (1805) eine ähnliche Fußreise über Petersburg und Moskau durch Finnland nach Schweden folgte (beschrieben in „Mein Sommer 1805“). Da aber die großen Strapatzen, die er von Jugend auf ertragen mußte, seine Gesundheit schließlich sehr geschwächt hatten, ging er 1810 zum Gebrauch der Bäder nach Teplitz, starb jedoch daselbst wenige Wochen nach seiner Ankunft. Als Mensch war Seume, ungeachtet mancher Sonderbarkeiten und einseitiger, verbitterter Ansichten, die ihm theils seine große Hypochondrie, theils die vielen Widerwärtigkeiten seines Lebens eingaben, dennoch einer der edelsten Charaktere, dem ein warmer Sinn für alles Gute und Schöne, und tiefer Haß gegen Heuchelei und Falschheit, überhaupt gegen alles Schlechte innewohnte. Seine Wahrheitsliebe, seine rücksichtslose Geradheit und Offenheit, der Muth, womit er seine Meinung gegen Jedermann vertrat, machte ihn zu einem Charakter, dem man das Ehrenprädikat ächter Männ-

lichkeit nicht versagen kann. Wieweit nun Eigenschaften, wie die hier geschilderten, etwas Poetisches bergen, war gewiß auch Seume, was man einen Dichter nennt. Eigentlich künstlerischen Beruf hierzu, Genie aber hatte er nicht; im Ganzen war er doch eine mehr prosaische, herbe und trockene, als poetische Natur. Dazu kommt, daß er auch die Form nicht vollständig beherrscht und Sprache und Rhythmus bei ihm oft eckig, rauh und uneben erscheinen. Von seinen zum Theil wenigstens in Leipzig entstandenen „Gedichten" ist in der That jetzt nur noch sehr wenig, am Ende nur noch das in unseren Schulen schon seit Decennien stets gern declamirte: „Ein Canadier, der noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte" mit seinem zum Gemeinplatz, zum „geflügelten Wort" gewordenen Schluß:

„Seht, wir Wilden sind doch beff're Menschen!"
Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

im Gedächtniß der Nation. Auf der Nordseite des Leipziger Marktes fällt uns ein hochstöckiges Haus auf, dessen Dach ein Thürmchen ziert. Hier wohnte eine Zeit lang der vielgeprüfte Seume und hier dichtete er wohl auch seinen Zornausruf gegen das Aushauen des Rosenthals, welches sein täglicher Spaziergang war:

„Herzlose Männer zerstören den Hain mit wüthender Mordaxt,
Und der Schlag hallt von der Entheiligung weit in der Flur fort;
Meine Geliebtesten fallen, die Starken, die Helden des Thales,
Denen das rauschende Laub noch gestern ums männliche Haupt klang.
Haben die Männer des Lindenhains denn Seelen von Eisen?"

Noch Seume's hundertjähriger Geburtstag wurde hier am 29. Januar 1863, selbstverständlich zwar nicht so, wie 1859 der Schillers, aber doch begangen, wie etwa der Gellerts 1815, Weißes 1826, Göthes 1849 und der Jean Pauls ebenfalls 1863.

Was endlich Johann Carl Wezel anlangt, so wurde derselbe 1747 in Sondershausen geboren, bekleidete, nachdem er seine Studien in Leipzig absolvirt hatte, die Hofmeisterstelle bei einem Grafen in der Lausitz und lebte dann eine Zeit lang in Wien, wo er Theater-Director war und bei Joseph II. in hoher Gunst stand,

Von dort wandte er sich indessen wieder nach unserer Stadt und verschaffte sich nun seinen Erwerb durch schriftstellerische Arbeiten, bis er in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel und von seiner Familie, sowie dem Hofe und guten Freunden, in Sondershausen verpflegt werden mußte. Er starb 1819. Seine fixe Idee war, er sei Gott, weshalb er auf die Titelblätter seiner Manuscripte die Worte: „Opera Dei Wezelii" zu schreiben pflegte. Er besaß kein unbedeutendes dichterisches Talent, nur neigte er von jeher leider zu Bizarrerieen und Wunderlichkeiten hin. Witz, Laune und feine Charakteristik zieren vor Allem seine Romane: „Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen", „Belphegor", „Peter Marks und die wilde Betty", „Wilhelm Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit", „Kakerlak oder Geschichte eines Rosenkreuzers" u. s. w. In diesen Werken, wie in seinen „satyrischen Erzählungen", finden sich oft höchst frappante Effecte und glänzende Schlaglichter, doch verdüstert sich der Humor allmählich und macht einer trüben, hypochondrischen Stimmung Platz, welche die ihm erst großen Beifall spendende Lesewelt nach und nach verscheuchte. Der eitle Dichter mag durch diese Erfahrung besonders mit zum Wahnsinn gebracht worden sein. Wezels Lustspiele (15 an der Zahl) sind nie auf die Bühne gekommen und erscheinen in der That als sehr unreife Werke, wenngleich auch in ihnen viel muntere Laune und Anlage zum Witz sich offenbart. Nicht unwichtig für die Literaturgeschichte war Wezels Schrift: „Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen". Auch schrieb er einen populärphilosophischen „Versuch über die Kenntniß des Menschen", sowie eine Bearbeitung des Defonschen „Robinson Crusoe", welche freilich durch die Campesche verdrängt worden ist. Wohl nur um den Ertrag zum Besten des unglücklichen Autors zu erhöhen, gab man während seiner Geisteskrankheit seine Schriften unter dem Titel: „Werke des Wahnsinns von Wezel, dem Gottmenschen" heraus.

Wir gehen jetzt auf bildende Kunst über. In erster Reihe ist da auf jeden Fall wieder Oeser zu nennen, den wir noch bis an seinen den 18. November 1799 erfolgten Tode ununterbrochen und

voll jugendlichen Eifers wirken und schaffen sehen in seinem Amte als Director der Kunstacademie und speciell in seiner Amtswohnung, die Göthen so „wundersam und ahnungsvoll“ erschienen war. „In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichnenschule fand man sodann links, hell und geräumig, aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hingegangen war“. Seine Sommerwohnung besaß Oeser in Dölitz, wo ihm ein freundlich bescheidener Landsitz eigenthümlich angehörte, und auch diesen hat Göthe, bekanntlich ein Schüler und warmer Verehrer unseres Künstlers bis an dessen Ende, sowie der Freund und Vertraute seiner Tochter Friederike, vielfach aufgesucht.

Wir sagten oben: Oeser lebe in Leipzig in seinen Werken fort. Die meisten derselben entstanden während des Zeitraumes, bei dem wir hier stehen. Es sind z. B. Deckengemälde im ehemaligen Hause des Bürgermeisters und Kriegsrathes Müller auf der Johannisgasse (jetzt Fregesches Besitzthum), im Gewandhause, in den Gemächern, welche früher die Winklersche Gemäldesammlung enthielten, im Saale der ökonomischen Societät, in Gohlis (im sogenannten Schloßgute), Eutritzsch, Dölitz und Nischwitz, ferner das große Altarbild (Himmelfahrt Christi) und einige Wandmalereien in der Nicolaikirche, zwei in der ersten Bürgerschule befindliche kirchliche Gemälde, die Bildnisse des Superintendenten Körner in der Thomaskirche und des Bürgermeisters Schubert auf der Rathsbibliothek, endlich das von uns schon erwähnte Standbild des Kurfürsten Friedrich August auf dem Königsplatz und das bis zum Beginn des Theater-Neubaues auf dem Schneckenberg gestandene Denkmal Gellerts, welches zuerst seinen Platz in dem Garten des Buchhändlers Wendler (s. weiter unten bei den Schulen) und sodann im Paulinergarten der Universität (zwischen Augusteum und Fridericianum) hatte. Es möge hier nachträglich noch bemerkt werden, daß bisher noch kein anderer Mann, nur allein Gellert, durch

mehr als ein Monument in Leipzig geehrt worden ist. Außer Wendler setzte demselben ein solches die Kaufmannschaft in der Johanniskirche, sowie der Buchhändler Reich auf seinem Gute in Sellerhausen; nachdem aber der Schneckenberg der Erde gleich gemacht, steht ein ganz neues Gellert-Denkmal (von Knaur entworfen) ja auch in unserem Rosenthal (rechts auf der großen Wiese, zwischen Bonorand und Schweizerhäuschen). Als 1774 Kreuchauff's Schrift: „Gellerts Monument von Oeser“ erschienen war, wird Göthe Letzterem jedenfalls das Gedicht übermittelt haben, in welchem er beide verehrte Lehrer feierte:

„Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte,
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann,
Und sammelte mit Geistesflug
In Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.“

Wir urtheilten zuletzt freilich ganz anders über jenes Monument auf dem Schneckenberg, doch mag es für seine Zeit ein recht gelungenes Werk gewesen sein.

Der wackere Johann Michael Stock, bei dem Göthe in Leipzig das Radiren erlernt hatte, starb leider schon 1773, erst 34 Jahre alt, dagegen blieb Johann Friedrich Bause fortgesetzt in unserer Stadt wohnhaft (bis er 1813 vor den Kriegsunruhen nach Weimar flüchtete) und ebenso Christian Gottlieb Geyser, dessen Vermählung mit Oesers jüngerer Tochter Wilhelmine Ende der achtziger Jahre Statt hatte. Derselbe erhielt mit der Zeit so viel lohnende Aufträge von Buchhändlern, daß er sich in Eutritzsch ein Landhaus

kaufen konnte, und dies war es eben, welches sein Schwiegervater mit Wand- und Deckengemälden schmückte. Geyser starb 1803, im freien Felde vom Schlag getroffen. Weiter ist hier zu nennen Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (aus Schneeberg) und der schon oben (bei dem Denkmal Friedrich Augusts des Gerechten) kurz berührte Johann Friedrich Carl Dauthe, geboren 1749 in Großzschocher, Kupferstecher und Baumeister, Nacherfinder der getuschten Manier des Leprince, seit 1774 Mitglied der Kunstacademie, später Baudirektor in Leipzig, gestorben 1816 in Bad Flinsberg. Er hat viele hiesige Bauten der damaligen Zeit, öffentliche wie private, ausgeführt. Veit Hans Schnorr studierte seit 1784 in Leipzig Jurisprudenz, wurde Notar, widmete sich aber nach seines Vaters Tode in Königsberg seit 1788 aus Neigung der Malerei und Kupferstichkunst, wurde 1789 Lehrer an der Handelsschule in Magdeburg, ging aber das Jahr darauf wieder nach Leipzig und bildete sich hier nun unter Oeser noch weiter aus. Sein älterer Sohn Ludwig Ferdinand († 1853) wurde in unserer Stadt 1789, dessen jüngerer Bruder Julius (der noch lebende Meister in Dresden) ebenda 1794 geboren. Auch von ihnen sprechen wir noch näher. Und dann erwähnen wir auch noch den trefflichen Zeichner Paul Chr. Zink, sowie die Maler Bernigeroth, Hausmann, Maniocki, Faßauer rc. als Künstler von Berufswegen, Göthes Freund, Christian Gottfried Hermann, dagegen als einen talentreichen Dilettanten in der Kunst.

Von Letzterem hat uns Frh. v. Biedermann nähere Nachricht gegeben. Er war als Sohn des Oberhofpredigers in Dresden geboren, kam 1763 nach Leipzig, wurde 1767 Doctor der Rechte und noch in demselben Jahr Supernumerarassessor beim Oberhofgerichte und Mitglied des Stadtrathes hier. 1777 erhielt er eine ordentliche Assessorstelle am Oberhofgericht und verheirathete sich mit Christiane Charitas Küstner. Er erlangte noch den Rang eines Oberhofgerichtsraths und war auch Beisitzer des Landgerichts der Niederlausitz und der Juristenfacultät. Im Rathe wurde er 1778 Stadtrichter, 1781 Baumeister, 1789 Proconsul und 1794 Bür-

germeister. Er starb 1813. Hermann hatte entschiedene Neigung für die bildenden Künste, auch ihre Ausübung zu seinem Lebensberuf wählen wollen; allein sein Vater forderte eine Universitätswissenschaft und so wählte er die Rechte. Er studirte demnach hier mit Göthe zusammen, der seine Bekanntschaft am Mittagstisch im Schönkopf'schen Gast- und Weinhause auf dem Brühl (Nr. 79, neben dem goldenen Apfel, nicht in diesem selbst, wie pag. 47. irrthümlich gedruckt steht) machte. Hermann zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte Göthen an, das Gleiche zu thun, wie dieser denn in Jenes Manier auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide „gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser“ nachzubilden pflegte. Von solchen Zeichnungen bewahrte Hermann mehrere auf, die noch vorhanden sind, sowie auch eine mit Rothstift gezeichnete Partie bei Gohlis und einige Bleistiftskizzen von Gliedern des befreundeten Kreises bei Schönkopf.

Am passendsten fügt sich hier wohl ferner der Name Carl Christian Heinrich Rost's ein. Ein geborener Dresdner, hatte derselbe sich als Kunsthändler in Leipzig niedergelassen und eine Gypsfabrik zu Nachbildung alter Kunstwerke begründet. Auch übersetzte er Michael Hubers (Professors der französischen Sprache hierselbst) werthvolles Buch: „Notices générales des Graveurs et des Peintres“ unter dem Titel: „Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Künstler und ihre Werke.“ Rost war der Erste, welcher in Leipzig Kunstauctionen abhielt. Er starb 1798 und sein Geschäft, sowie das „Handbuch“, führte eine Zeit lang noch Gottfried Martini fort.

Wir konnten im vorigen Capitel mehrerer trefflicher Gemälde- und Kunstsammlungen unserer Stadt Erwähnung thun, die vermögende Privatmänner zusammengebracht hatten. Hier ist nun zu bemerken, daß die bedeutende Winklersche Gallerie nach des Besitzers Tode leider bald wieder zerstreut wurde. Gottfried Winkler (ein Glied der lange in Leipzig blühenden reichen Patricierfamilie, geboren 1731, 1776 in den Rath gewählt, 1792 Baumeister) starb

im Jahre 1795, Johann Thomas Richter (geboren 1728, seit 1758 Kammerrath und vermählt mit Dorothea Elisabeth Gaudlitz) gar schon im Jahre 1773, Franz Wilhelm Kreuchauff (geboren 1727, Anfangs als Mittheilhaber der väterlichen Handlung Kaufmann, dann ausschließlich Kunstfreund und Sammler, unter dem Namen „der schöne Kreuchauff" hier seiner Zeit besonders bekannt) dagegen erst im Jahre 1803. Aber auch die Sammlungen dieser Beiden hatten keinen dauernden Bestand.

Das „große Concert", zu dem wir nun übergehen, befand sich am Anfang unserer Periode noch in den „drei Schwanen" und hatte zunächst den allzufrühen Abschied der Gertrude Schmeling zu beklagen, die schon 1771 Leipzig wieder den Rücken wandte, um nach Berlin zu gehen. Zwar meinte Friedrich der Große erst: „Das sollte mir fehlen, lieber möchte ich mir von meinen Pferden eine Arie vorwiehern lassen, als eine Deutsche als Primadonna meiner Oper besitzen"; doch wie er sie dann singen gehört, befahl er sofort, sie mit einem Gehalt von 3000 Thalern auf Lebenszeit anzustellen. Eine unglückliche Leidenschaft beraubte sie später aller Vortheile ihres Berliner Engagements. Sie machte die Bekanntschaft des Violinisten Ignatius Mara von der königlichen Kapelle und vermählte sich mit ihm trotz seines üblen Rufes und obgleich sie wußte, daß der Monarch eine solche Verbindung mißbilligte. Damit begann eine Kette von Leiden für sie. Ihr Verhältniß zur italienischen Oper in Berlin löste sich 1779 vollständig, da sie mit ihrem Mann die Flucht ergriff. In Dresden wurden sie von dem preußischen Gesandten angehalten, der darüber an den König berichtete; es geschah aber nichts, sie wieder zurückbringen zu lassen, sondern Friedrich II. befahl, der Mara den Abschied nachzusenden, bei welcher Gelegenheit er geäußert haben soll: „Das Weib ist wie ein Jagdhund; je mehr geschlagen, desto anhänglicher wird sie." Sie machte nun noch Kunstreisen durch ganz Europa, als Sängerin überall und bis auf lange hinaus hochgefeiert, wenn schon als Weib nicht ganz makellosen Rufes. Auch nach Leipzig kam sie noch mehrmals wieder (z. B. 1802). 1812, bei dem

Brande Moskaus, verlor sie ihre ganze Habe und lebte hierauf, ihr Dasein durch Unterrichtgeben fristend, in Reval, wo sie 1833 starb.

Als 1771 die Schmeling Leipzig wider Erwarten schnell verließ und Hiller, der Dirigent des „großen Concerts", dadurch einigermaßen in Verlegenheit gerieth, weil er nicht gleich wußte, woher Ersatz nehmen, kam er, um sich für die Zukunft sicher zu stellen, auf den Gedanken, eine Singschule für Damen zu errichten, aus welcher denn auch wirklich späterhin mehrere sehr beachtenswerthe und dem Concert nützlich werdende Kräfte hervorgingen. Zunächst besaß er aber immer noch, wenigstens einige Jahre, Corona Schröter, neben der — bis 1780 — auch die Italienerinnen Saporiti und Almerigi brillirten; d. h. Corona selbst siedelte bereits 1777 von Leipzig nach Weimar über und Göthe war wohl hauptsächlich mit die Veranlassung, daß sie dahin als Kammersängerin der Herzogin Amalie gezogen wurde. Doch nicht blos als solche, sondern auch als Darstellerin weiblicher Hauptrollen in den Stücken für das Liebhabertheater am Hofe, z. B. als erste Göthesche „Iphigenie" (deren sie prächtig kleidendes Costum eine Zeitlang auch im Leben von ihr getragen ward), gewann sie Aller Herzen in Weimar nicht minder, wie vorher in Leipzig. Wie speciell Göthe ihr fortdauernd Huldigung weihte, zeigen wohl am besten die ihr geltenden Verse in dem Gedicht „auf Miedings Tod". Sie starb schon 1802 in Ilmenau.

Aber auch das oben beschriebene Local zu den „drei Schwänen" konnte endlich die immer mehr und mehr steigende Zahl der Besucher des „großen Concerts" nicht länger fassen und so erwarb sich denn der Bürgermeister Kriegsrath Müller das Verdienst, einen Concertsaal im „Gewandhaus" herstellen zu lassen, der zwar hinsichtlich der Größe nicht zu den ersten in Deutschland gezählt werden kann — er faßt ungefähr 800 Personen — wohl aber seiner akustischen Verhältnisse wegen noch jetzt zu den ausgezeichnetsten Localen gerechnet werden muß. Der Plan zu dem Umbau rührte von dem Baudirector Dauthe her und eine besondere Zierde ver-

liehen diesem Saal die schönen Deckengemälde von Oesers Hand, mit sinnvollen allegorischen Figuren und Beziehungen.

Am 25. November 1781 fand das Eröffnungsconcert unter Hillers Direction statt. Wir lassen das Programm desselben hier folgen:

Concert
im neuen Saale des Gewandhauses.
Sonntags, den 25. November 1781.

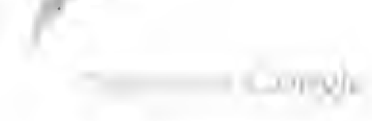
Erster Theil:

Symphonie von Joseph Schmitt.
Hymne an die Musik, von Reichardt: „Schönste Tochter des Himmels“ u. s. w.
Concert auf der Violine, gespielt von Hrn. Berger.
Quartett (mit dem ganzen Orchester) von Stamitz.

Zweiter Theil:

Symphonie von J. C. Bach.
Arie von Sacchini, gesungen von Mlle. T. Podleska: „So, che un dolor tiranno“ etc.
Symphonie von E. W. Wolff.

Der Anfang der Concerte war damals um 5 Uhr. Es hatten in diesem Winter 220 Personen unterzeichnet, deren jede nicht mehr, wie von Anfang an, 20 Thaler, sondern wegen der größeren Zahl der Theilnehmer nur noch $11\frac{1}{3}$ Thaler zu entrichten hatte. Der Eintrittspreis für das einzelne Concert betrug 12 Groschen; wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit das Geld bedeutend mehr im Werthe stand, als jetzt, so wird dies Entree kaum niedriger, als das jetzt geltende, aufzufassen sein. Alle Damen hatten dagegen freien Zutritt, ebenso die größeren Kinder der Unterzeichner. Von den Vorstehern waren stets zwei dienstthuend, welche sich im Vorzimmer aufhielten, die Damen in den Saal begleiteten und denselben in der Nähe ihrer Bekannten Plätze anwiesen. Auf solche Weise hatte das Ganze ziemlich den Charakter einer Privatgesellschaft, eines Familiencirkels, und behielt diesen auch noch einige Jahre. Später gestaltete sich Alles freilich durchaus anders. Seit 1781 ist nun also in That und Wahrheit von „Gewandhausconcerten“ zu sprechen.



Als Vorspieler oder „Concertmeister" fungirte im neuen Local, neben Hiller dem Dirigenten, zunächst Johann Georg Häser. Auch war derselbe später eine Zeitlang Dirigent des Theaterorchesters, sowie seit 1785 Musikdirector an der Paulinerkirche. Von 1797 bis an seinen Tod 1809 bekleidete er letzteres Amt allein. Seine Verdienste als Lehrer seines Instrumentes waren nicht geringer, als die, welche er sich als ausübender Künstler auf der Geige erwarb. Das schönste Denkmal hat er sich aber durch die von ihm angeregte Gründung des Musiker-Pensionsfond gesetzt. Dieselbe konnte natürlich erst statt haben, nachdem ein wirkliches Orchester gebildet war. Letzteres wurde anfangs nur aus hier privatisirenden Musikern und Dilettanten, in oft wechselndem Bestande, zusammengesetzt und der Stadtmusikus stellte die fehlenden Instrumente. Doch später vereinigten sich die Mitglieder zum sogenannten großen Concertorchester, welches bis heute diesen Namen trägt und die Obliegenheit hat, die Musik im Gewandhaus, im Theater und in den Kirchen zu besorgen. Häser ist, um das noch zu erwähnen, durch seine in Leipzig geborenen, vielfach begabten Kinder der Stammvater einer weitverzweigten Künstlerfamilie geworden. Der Erste, welcher im neuen Local die Violine spielte, war der im Programm mit aufgeführte Carl Gottlieb Berger († hierselbst 1812), dagegen der Erste, der das Clavier zu vertreten hatte, der nachmals noch zu großer Bedeutung im Leipziger Musikleben gekommene Schicht. Als Sängerinnen glänzten in vorderster Reihe die Schwestern Thekla und Marie Podleska; in den späteren Jahren ließen sich auch noch Dlle. Obermann, Dlle. Verdellet, sowie zwei Töchter Meister Hillers hören. Die beiden Podleska waren als reisende Harfenistinnen (aus Beraun in Böhmen gebürtig) auf die Leipziger Messe gekommen, Hiller hatte sie zufällig in einem Kaffeehaus, wo sie sich producirten, kennen lernen und, da er ihre schöne Begabung nicht verloren gehen lassen wollte, sie beredet, daß sie als seine Schülerinnen (in der von ihm eingerichteten Singschule) bei ihm blieben. Er erlebte bald die Freude, daß sie seinem Unterricht hohe Ehre machten. Sie debutirten im „großen Concert" mit

entschiedenem Beifall und waren mehrere Jahre hindurch die Lieblinge des Publicums unserer Stadt. Besonders gilt dies von Thekla, die später den Hornvirtuosen Veit Batka aus Prag heirathete. Mit ihm unternahm sie 1800 eine Kunstreise durch Deutschland und sang damals auch mehrere Male wieder in Leipzig. Etwa 1807 scheint sie sich aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen zu haben.

Bei dem verhältnißmäßig kleinen Gehalt, welchen Hiller als Dirigent des „großen Concerts" bezog, befand sich unser Freund in sehr beschränkten Verhältnissen, die erst dadurch, daß ihm der Leipziger Magistrat das Amt eines Musikdirectors an der Neukirche übertrug, einigermaßen gebessert wurden. Hillers Ruhm aber hatte sich auch bereits weit ins Ausland verbreitet und war Anlaß, daß der damalige Herzog von Kurland ihn nach Mitau berief, um seine Kapelle neu zu organisiren. Er reiste auch wirklich nach Niederlegung seiner Aemter in Leipzig und in Begleitung seiner lieben Schülerinnen, der Schwestern Podleska, dahin ab und entledigte sich des erhaltenen Auftrags zur Zufriedenheit des Herzogs, der ihn reich belohnte und zu seinem Kapellmeister ernannte. Doch als Kurland russische Provinz geworden, kehrte Hiller zurück in unsere Stadt und privatisirte hier von Neuem, bis ihm 1788, als Doles emeritirt worden, der Magistrat dessen Aemter als Cantor an der Thomasschule und Musikdirector der beiden Hauptkirchen übertrug.

„Vater Doles", wie man ihn in Leipzig nannte, lebte dann noch bis 1797. Wenn der hochbetagte Greis in seinem rothen Sammetrocke um die Promenade geführt wurde, zog so ziemlich jeder Vorübergehende den Hut ab, so allgemein ehrte man ihn. Es kannte ihn, wie man zu sagen pflegt, jedes Kind und bei seinem Tode nahm die ganze Stadt regsten und innigsten Antheil.

Eingeschaltet mag hier werden, daß den alten Doles in Leipzig Meister Mozart verschiedene Male besucht hat. Letzterer war gern im Hause des damaligen Cantors der Thomasschule und seines musikliebenden Sohnes. Hier ließ er sich ganz gehen und nahm nichts übel, überzeugt, daß auch die Anwesenden nichts übel nah-

men. Einst reiste er von Leipzig nach Dresden und gedachte, von da noch auf kurze Zeit wieder an ersteren Ort zurückzukommen. Den Abend vor der Abfahrt speiste er bei Doles und war sehr lustig. Desto trauriger waren — Friedrich Rochlitz (s. oben) hat in seiner Musikzeitung das Alles uns genau berichtet — die Wirthe, als Mozart nun wirklich aufbrechen wollte. „Wer weiß, ob wir Sie jemals wiedersehen", sagten sie, „geben Sie uns nur eine Zeile von Ihrer Hand zur Erinnerung." Mozart, dessen ganzes Leben fast ein Wechsel von Ankommen und Abschiednehmen und der darum gegen beides gleichgültig geworden war, scherzte über ihre Sentimentalität und wollte „schlafen, aber nicht schreiben." Endlich sagte er doch: „Nun Papa, so geben Sie mir ein Stückchen Notenpapier". Er erhielt es, riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb — nicht länger, als höchstens 5—6 Minuten. Dann reichte er dem Vater die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem ersten Blättchen stand ein dreistimmiger Canon, in langen Noten, ohne Worte. Man sang dieselben sogleich; der Canon war trefflich und sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Blättchen stand gleichfalls ein dreistimmiger Canon in Achteln, ebenfalls ohne Worte. Man sang auch ihn, der Canon war trefflich und sehr drollig. Jetzt bemerkte man erst, daß beide zusammen gesungen werden konnten und also ein sechsstimmiges Ganze bildeten. Man freute sich. „Nun die Worte", sagte Mozart und schrieb unter die Noten des ersten Blattes: „Lebet wohl, wir seh'n uns wieder!" — unter die des zweiten: „Heult noch gar, wie alte Weiber!" „So mußten wir sie", fährt Rochlitz, der selbst gegenwärtig war, fort, „nochmals durchsingen und es ist nicht zu sagen, welch eine lächerliche und doch tief einschneidende Wirkung dies auf uns Alle machte. Und irre ich nicht, auch auf ihn selbst. Denn mit ernster Miene rief er plötzlich: „Adieu, Kinder!" und war fort. Es ist in der That sehr Schade, daß diese Blättchen, da Vater und Sohn bald nach einander starben, verloren gegangen sind."

Die wirklich künstlerisch zu nennende Höhe, auf welche Doles die Leistungen des Leipziger Thomanerchores hob, hat auch auf Mo-

zart einst ihre Macht geübt. Als nämlich Ersterer seinen lieben Gast einmal mit dem vom Chore ausgeführten Vortrag eines Chorales — es soll die Melodie: „Nun ruhen alle Wälder“ gewesen sein, welche Mozart für die schönste aller Melodieen hielt — überraschte, wurde derselbe von so tiefer Rührung ergriffen, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Ein ander Mal ließ Doles vor ihm die Bachsche Motette: „Singet dem Herrn ein neues Lied“ aufführen. Mozart kannte den „Albrecht Dürer der deutschen Musik“ damals mehr nur vom Hörensagen, als aus seinen Werken. Kaum hatte aber der Chor einige Tacte gesungen, so stutzte er — noch einige Tacte und er rief: „Was ist das?“ Seine innerste Seele schien nun zu lauschen und, als der Gesang zu Ende, sagte er voll Freude: „Das ist doch einmal Etwas, woraus sich was lernen läßt!“ Man erzählte ihm darauf, daß die Thomasschule, weil Bach an ihr Cantor gewesen, die vollständige Sammlung seiner Motetten besitze, er ließ sich die ausgeschriebenen Stimmen geben und stand nun, alles Andere vergessend, nicht eher auf, bis er, was da war, durchgesehen hatte. In Leipzig also, kann man behaupten, erhielt Mozart von Bachs Größe und Bedeutsamkeit den rechten Begriff.

Wir bemerken zum Schluß, daß Rochlitz es auch ist, von dem noch ein Bericht über das Concert existirt, welches Mozart in unserer Stadt am 12. Mai 1789 gegeben hat. „Er spielte darin nichts, als Compositionen von sich, die damals nur erst im Manuscript vorhanden waren. Madame Duschek aus Prag, diese bekannte brave Sängerin, war eben gegenwärtig und sang die jetzt ziemlich bekannte, äußerst schwierige und recht eigentlich für diese Sängerin geschriebene Scene mit obligatem Fortepiano. Im zweiten Theile spielte er das prachtvollste und schwerste aller seiner bisher bekannt gewordenen Concerte aus C-dur. Nimmer werde ich den himmlischen Genuß vergessen, den er auch mir theils durch den Geist dieser Compositionen, theils durch den Glanz und dann wieder durch die herzschmelzende Zartheit seines Vortrags verschaffte.“

Wir kommen jetzt auf Hiller zurück. Er machte sich nun

auch in seinen neuen Stellungen, durch immer weitere Ausbildung des Thomanerchors im Gesang, durch Einführung eines neuen, von ihm selbst verfaßten Choralbuches, sowie durch den Vortrag großer Musikwerke aus älterer und neuerer Zeit in den Kirchenmusiken, ungemein hochverdient. Ihm verdankt Deutschland die Bekanntschaft mit Händels „Messias." Aber auch Mozarts Schwanengesang, das Requiem, ward in Leipzig zuerst von Hiller, zum Besten der Wittwe des Meisters, zum Vortrag gebracht.

War es vor Allem die Aufgabe der Cantoren an der Thomasschule, den Kirchengesang zu pflegen, mußte demnach die Ausbildung der Schüler zum Gesange ihr hauptsächlichstes Augenmerk sein, so finden sich doch auch Perioden in der Geschichte des Alumneums, wo außerdem nicht minder die Instrumentalmusik Gegenstand eifriger Uebungen war. Am deutlichsten gewahrt man dies ebenfalls wieder zur Zeit unseres Hiller, sowie seines nächsten Nachfolgers.

Hiller sann, da er ja nun nicht mehr Dirigent der Abonnementsconcerte war, auf ein Mittel, sich dennoch ein eigenes Orchester zu bilden, und es gelang über sein Erwarten. Einen Theil der Alumnen, die schwächsten hinsichtlich der Stimme, aber voll Liebe und Lust zur Musik, wählte er aus, ließ ihnen Anweisung auf den verschiedenen Instrumenten ertheilen, und in kurzer Frist, sowie, was berücksichtigt werden muß, zu einer Zeit, wo das Accompagniren noch nicht, wie jetzt, vorherrschend war und das Mitglied eines Orchesters noch nicht eigentlicher Virtuos zu sein brauchte, um seine Aufgabe zu einiger Zufriedenheit zu lösen, erklangen in den Räumen der alten Thomana allwöchentlich, und so oft es nur die Zeit erlaubte, die neuesten und besten Vocal- und Instrumentalwerke. „Vater Hiller", wie er, gleich Doles, gern von seinen Schülern genannt wurde, war glücklich über seine Schöpfung und spricht sich in einem Briefe aus dem Jahre 1796 voller Jubel also aus: „Kämen Sie doch bald einmal zu uns, daß ich Ihnen das letzte, aber größte Werk Mozarts, sein Requiem, von meinen Schülern aufgeführt, könnte hören lassen! Wundern

würden sie sich, wenn Sie meine Trompeter, Pauker, Waldhornisten, Oboisten, Clarinettisten, Fagottisten, Geiger und Baßspieler, Alle in schwarzen Röcken, sähen, wobei ich immer noch ein Chor von 24 Sängern übrig behalte; sogar die Posaunen werden jetzt in der Kirche von Schülern geblasen. Zu meiner großen Freude muß ich noch sagen, daß die, welche blasende Instrumente treiben, die Gesundesten unter den Schülern sind." Diese musikalischen Unterhaltungen in der Thomasschule konnten nicht unbemerkt bleiben und bald fanden sich Zuhörer ein. Wenn auch der aller Musik abholde Rector Fischer scheel drein sah, so widmete dafür der Schulvorsteher Dr. Einert dem Unternehmen seine Theilnahme, ließ das vorhandene Local in einen hübschen Concertsaal verwandeln und traf die Einrichtung, daß das ganze Jahr hindurch wöchentlich ein Concert stattfinden solle, wozu alle Gebildeten freien Zutritt hatten. Hiller also gab den ersten Anlaß zu diesen Thomasconcerten, doch nahmen sie ungestört ihren Fortgang, auch als der 72jährige Greis 1800 das Cantorat niederlegte.

Der Sohn Friedrich Adam Hiller, dessen Geburtsjahr 1768 genoß seit frühester Kindheit den Unterricht seines Vaters und erwarb sich rasch gediegene Kenntnisse in der Kunst. Seit 1783 trat er, sowohl als Sänger, wie als Violinist, oft und mit Beifall in öffentlichen Musikaufführungen hier auf, studierte aber auch dann noch im väterlichen Hause, wo fast täglich musicirt wurde, weiter fort. Später hat er als Musikdirector auswärts, an verschiedenen Orten, gelebt und ist 1812 gestorben. Von seinen größeren Compositionen wurde besonders die komische Operette: „Adelstan und Röschen" ihrer Zeit sehr gern gesehen. Auch einige Schüler von Hiller aus der Zeit, da er Cantor der Thomasschule war, mögen bei der Gelegenheit einer Erwähnung theilhaft werden: Christian Gottlob Neefe (1748—98, † als Musikdirector in Dessau, der Componist mehrerer damals sehr ansprechender kleiner Opern und Singspiele, z. B: „Amors Guckkasten", „Der Dorfbarbier", „Der neue Gutsherr" u. s. w.), Johann Christian Barthel (1776—1825, † als Hoforganist in Altenburg, in seinem 14. Jahre bereits

Gesanglehrer an der Rathsfreischule zu Leipzig), endlich Wilhelm Friedrich Riem (1779 — 1857, † als Domorganist und Director der Singakademie in Bremen, von 1807 bis 14 Organist an der hiesigen reformirten Kirche).

Nach Hillers Weggang nach Kurland wurde Johann Gottfried Schicht zum Musikdirektor der Abonnementsconcerte im Gewandhaus erwählt und trat das Amt den 29. September 1785 an. Der Stadt Leipzig verdankt die musikalische Welt fast allein den bedeutenden Mann, den wir hier nannten, denn in Leipzig entwickelte sich sein Genius, in Leipzig wurde er ganz der Kunst gewonnen, von Leipzig aus strahlte und wirkte seine Kraft eine lange Reihe von Jahren hindurch.

Schicht, ein armer Leinwebersohn aus der sächsischen Lausitz, bezog 1776 die hiesige Universität, um die Rechte zu studiren. Er widmete sich Anfangs auch wirklich dem ihm bestimmten Brotstudium und trieb nur nebenbei Musik, allein seine Bestimmung, sein Lebensberuf war diese und bald führten ihn glückliche Umstände ihr ganz zu. Das meiste Verdienst hierbei gebührt keinem Anderen, als Hiller, welchem Schicht von Amadeus Naumann in Dresden angelegentlichst empfohlen war. Diese Empfehlung, vor Allem aber seine eigene Tüchtigkeit, verschaffte ihm schon im ersten Jahre seiner academischen Laufbahn die Anstellung als Clavierspieler in dem Drei-Schwanen-Concert. Dasselbe Amt, zugleich aber auch die erste Violine, übernahm er sodann von 1781 — 83 bei dem neu errichteten großen Concert im Gewandhause. War alles dies nur geeignet, seine Kunstfertigkeit, sowie seine Liebe und Begeisterung für die Musik fortwährend zu steigern, so wurde endlich das Jahr 1785 entscheidend für den Beruf seines Lebens. In diesem Jahre legte Hiller, wie wir wissen, seine Aemter nieder und Schicht ward zu seinem Nachfolger im Directorium des Gewandhausconcertes erwählt, wie er denn auch bald darauf die Stelle eines Organisten und Musikdirektors an der Neukirche erhielt. Er war nunmehr nicht nur für die Kunst, sondern auch für Leipzig auf immer gewonnen, und entfaltete seitdem eine lange Reihe von

Jahren hindurch eine weitverbreitete, höchst verdienstvolle Wirksamkeit nach verschiedenen Richtungen hin.

Nicht allein Violin- und Clavierspieler von erstem Rang, sondern ebenso auch ein guter Sänger und ausgezeichneter Gesanglehrer, bewährte Schicht diesen letzteren Vorzug namentlich gegenüber jenem Singchor, den er sich zur Aufführung größerer Musikstücke im Gewandhausconcert und in der Neukirche aus Studirenden und Söhnen Leipziger Familien mit großem Fleiß heranbildete. Es war derselbe der erste Keim zur nachmaligen Singacademie. Die Kunst des Gesanges führte ihm bald auch seine Gattin zu. Constanze Alessandra Octavia Valdesturla, eine vorzügliche italienische Sängerin, aus Pisa gebürtig, welche in ihrer Vaterstadt, sowie in Florenz, Bologna, Livorno und anderen Städten ihrer Heimath, nicht minder aber auch schon in Deutschland, z. B. als mehrjähriges Mitglied der Esterhazyschen Capelle, viele Triumphe gefeiert hatte, wurde 1785 als Sängerin beim „großen Concert" in Leipzig angestellt und im folgenden Jahre Schichts Gattin. Jene künstlerische Stellung behauptete sie seitdem zu größter Zufriedenheit des Publikums volle neunzehn Jahre lang.

Vollkommen gelang es dem würdigen Schicht, das Institut ganz auf derselben Höhe zu erhalten, welche es unter Hiller erklommen hatte. Gesang und Instrumentalmusik fanden gleich treffliche Vertretung und allgemeines Lob zollten dem wackeren Orchester die größten Meister, von denen nur Mozart erwähnt werden mag, der in der Probe zu seinem in Leipzig gegebenen Concerte — s. oben bei Doles — ausrief: „Wenn die Herren so zu spielen vermögen, brauche ich gar nicht zu probiren; denn die Stimmen sind richtig geschrieben, Sie spielen richtig und ich auch, was braucht's beim Accompagnement mehr!" Die Wittwe Mozarts, Constanze geb. Weber, sang zugleich mit ihrer Schwester, Aloysia Lange, während des Winters 1795 einige Mal im Gewandhaus. Später erschien als Gast u. A. auch die aus der Schiller-Göthe-Epoche in Weimar und durch ihre Beziehungen zu Herzog Carl August bekannte Caroline Jagemann, nachmalige Frau von Heygendorf. Das Wieder-

auftreten der Batka und Mara erwähnten wir schon. Von fremden Virtuosen, die während jener Jahre der Schichtschen Direction sich hören ließen, nennen wir z. B. das Ehepaar Schlick aus Gotha — er ein trefflicher Violoncellist, sie tüchtige Violinspielerin — sodann den blinden Flötenspieler Dulon, die damals, im Winter 1799—1800, noch im Knabenalter stehenden Brüder Pixis und den ebenfalls erst 13jährigen „Maria von Weber aus München, Sohn des Herrn Major v. Weber", d. h. also den späteren Componisten des „Freischütz", der zu jener Zeit als „Wunderkind" mit seinem Vater sich auf Kunstreisen befand.

Wir kommen jetzt auf das Theater zu sprechen, und zwar ist da zunächst von den glänzenden Erfolgen zu berichten, welche Hillers in ihrer Art allerdings wohl auch heute noch classisch zu nennende Operette: „Die Jagd" (componirt 1771) sogleich bei ihrem ersten Erscheinen hier und anderwärts hatte. Besonders das Lied Hannchens: „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß, da kam aus dem Gesträuche ein Mädchen athemlos 2c." wurde bald im höchsten Grade populär. Bekanntlich erhält sich das Stück selbst auf der modernen Bühne noch und wird auch von der jetzigen Generation gern gesehen, wie denn z. B. die „Röse" sogar unseren Soubretten noch als ausgezeichnet dankbare Rolle gilt. Ihre allererste Vertreterin (eben in Leipzig) war Johanna Friederike Schick (geb. 1754 in Hildburghausen), während das Hannchen zuerst Katharina Magdalena Löwe, geb. Ling aus Dresden, spielte. Hiller, menschenscheu und hypochondrisch von Natur, war durch rastlose Arbeit auch körperlich krank geworden und hatte drei Vierteljahr im Zimmer zugebracht. Erst bei der achtzehnten hiesigen Aufführung seines Werkes wurde er durch freundschaftliche Gewalt vermocht, einmal gegenwärtig zu sein. Der Clavierauszug seiner „Jagd" — um das beiläufig zu erwähnen — erschien gedruckt in 6000 Exemplaren und doch war die starke Auflage bald ganz vergriffen. Der Componist bekam für sein Manuscript 50 Thaler, der Dichter — Nichts. Noch als im Jahre 1797 die Oper wieder einmal in Leipzig gegeben wurde, war der Enthusiasmus der

Hörer so groß, daß sie am Schluß mit Einstimmigkeit riefen: „Vivat unser guter Weiße!“ Dieser war aber gerade nicht zugegen.

Wir sprachen schon im vorigen Capitel von einem Rivalen des hiesigen Theaterdirectors Koch. In der Ostermesse 1772 hatte derselbe abermals eine Concurrenz zu bestehen. Der besonders für die Berliner Bühnengeschichte später noch sehr wichtig gewordene Carl Theophilus Döbbelin spielte mit seiner Truppe in der noch nicht wieder eingerissenen Wäserschen Bude, die Gesellschaft mag jedoch gerade damals nicht bedeutend gewesen sein und nur eine Frau Schulz machte rühmliche Ausnahme.

Nachträglich muß hier erwähnt werden, daß Koch seit dem Frühjahr 1771 zwei verschiedene Privilegien besaß. Schuch der Jüngere nämlich, der im Besitz der preußischen Concession gewesen war, starb; Jener suchte sein Nachfolger zu werden, setzte dies auch wirklich durch, behielt jedoch seine sächsischen Rechte bei. Fortan war also seine Thätigkeit zwischen Berlin und Leipzig getheilt. Dies mochte ihm endlich doch zu beschwerlich werden, kurz, er trat sein sächsisches Privileg 1774 pachtweise an Döbbelin ab, überließ demselben das Haus auf der Ranstädter Bastei und beschränkte sein Wirken nur auf Berlin. Während der Ostermesse genannten Jahres gab zugleich mit Döbbelin eine Gesellschaft französischer Komödianten im Rathhause Vorstellungen und außerdem eine zweite unter Hartmanns und Mecours Direction Pantomimen und kleine Operetten — wo, ist nicht mehr zu bestimmen.

Aus dem Jahre 1772 wäre hier noch nachzutragen, daß in der Michaelismesse Koch zum ersten Mal Lessings „Emilia Galotti“ gegeben hatte. Auch eine hübsche Anekdote, die Blümner erzählt, werde unseren Lesern an dieser Stelle nicht vorenthalten. Im Jahre 1775 soll nämlich kurze Zeit die Ilgenersche Gesellschaft in Leipzig gewesen sein; sie gab in einer Bude vor dem Petersthor eine Reihe von Vorstellungen, die aber freilich nicht zu den besseren und ausgezeichneten gehört haben mögen. Lessing besuchte gerade damals seine Leipziger Freunde zum letzten Male; Wohnung nahm er im Hofe der großen Feuerkugel auf dem Neumarkt, wie einst

der junge Göthe als Student. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Lessings Leipziger Studienzeit freilich schon in eine noch jenseit der unserem Buche gesteckten Grenzen liegende Periode gefallen war, indessen möge daraus doch wenigstens Eines hervorgehoben werden: daß dieser „Fürst der deutschen Literatur" seine schriftstellerische Thätigkeit im Hause Nr. 30. der Grimmaischen Straße, 3 Treppen hoch, begonnen hat. Um die Vorstellungen, welche die berühmte Principalin Neuberin gab, fleißig besuchen zu können, übersetzte Lessing nämlich französische Stücke und vollendete sodann seinen bereits in der Schule zu Meißen angefangenen „jungen Gelehrten." Er verkehrte zugleich außer dem Theater viel mit Schauspielern und Schauspielerinnen, und böse Zungen sagten ihm sogar nach, er stehe mit der schönen Neuber in sehr vertrautem Verhältniß. Es wurde selbst seinen frommen Eltern in Camenz hinterbracht, daß er „ein Komödienschreiber geworden wäre und mit Komödianten umgehe." Die Mutter weinte bereits über den „verlorenen Sohn" und der erzürnte Vater citirte ihn mit strengen Worten nach Hause. Lessing rechtfertigte sich in einem noch erhaltenen Briefe, worin es u. A. heißt: „Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte in den ersten Monaten eingezogen, stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, und dachte eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf. Soll ich sagen zu meinem Glück oder Unglück? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines Gleichen u. s. w."

Doch — dies Alles, wie gesagt, hier nur beiläufig und nachträglich. Zum letzten Mal also besuchte Lessing unsere Stadt 1775. Er war nun eines Tages mit seinen Freunden zusammen in Connewitz gewesen und bei dem Heimweg kamen sie am Ilgenerschen Musentempel vorüber. Es wurde der Vorschlag gemacht, sich die Vorstellung anzusehen und Lessing schloß sich nicht aus,

fragte aber gar nicht erst, was gegeben wurde. Als er ins Theater kommt, ist gerade eine der Schauspielerinnen auf der Scene und sie spricht Etwas, das unserem Dichter sehr bekannt dünkt. Er horcht — wie, ruft er, das klingt ja gerade, als ob es meine „Sarah Sampson" sein sollte? Schnell einen Zettel her und wirklich, da steht's:

Bei Anwesenheit des Herrn Verfassers:
Miß Sarah Sampson.

Lessings Freunde waren es, die das Ganze angestiftet hatten, und er mußte zum bösen Spiel gute Miene machen. Das anwesende Publikum scheint sich jedoch um den „Herrn Verfasser" durchaus nicht bekümmert, nach ihm nicht im Geringsten gefragt zu haben.

1775, am 3. Januar, starb Koch in Berlin, 73 Jahre alt, und seine Wittwe führte das dortige Unternehmen nur noch einige Monate fort. Was unsere Stadt anlangt, so war dahin, wiewohl seine Bude noch immer stand, Wäser seit 1770 nicht wiedergekommen. Aber dennoch bat er jetzt um Ertheilung des frei gewordenen sächsischen Privilegiums, welches freilich nicht ihm, sondern dem früheren Kaufmann Abel Seyler zugesprochen wurde. Von Gotha aus, wo er damals die Direction führte, war Letzterer den hiesigen Magistrat angegangen, während der Michaelismesse 74 ihm Vorstellungen zu gestatten und die Bude vor dem Grimmaischen Thore einzuräumen, da Döbbelin von Seiten Kochs das Schauspielhaus zu jener Zeit noch pachtweise inne hatte. Seyler erhielt die Erlaubniß und kam auch zur Ostermesse 75 wieder. Gleichzeitig wollte Wäser Aufführungen geben, Jener dagegen zeigte unter Berufung auf das ihm einmal übertragene Recht dem Magistrate an, daß er den 19. April das Theater am Ranstädter Thore, welches Döbbelin nach Kochs Dahinscheiden natürlich verlassen hatte, eröffnen werde, und suchte durch eingebrachte Appellation Wäsern von der Concurrenz auszuschließen. Dieser aber ergriff dasselbe Rechtsmittel gegen Verschluß seiner Bude und bezog sich auf die ihm früher ertheilte Bewilligung, neben Koch zu spielen. Da war denn plötzlich ein schwer zu entscheidender Streit entglommen, in dem der Magistrat

sich nicht allein zu helfen wußte; er zeigte alles der höheren Behörde an. Seyler, glücklicher noch als Koch, brachte nun ein Decret vom 15. Mai bei, durch welches ihm in weit ausgedehnterem Maße, als seinem Vorgänger, das Privilegium von Michaelis 1775 bis dahin 76 ertheilt wurde. In demselben Umfange, wie er, haben auch seine Nachfolger es bis zu dessen gänzlichem Erlöschen genossen. Demzufolge wurde dem Magistrat befohlen, Seylern allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen und Wäsern die Abhaltung theatralischer Spiele zu Leipzig in und außerhalb der Messen zu untersagen, auch seine Bude zum Abbruch zu bestimmen. Wie Blümner erzählt, erfolgte letzterer doch erst im Jahre 1777, nachdem die Erbauer nicht eher, als 1776, die Befriedigung aller Kosten hatten erlangen können. Seitdem fanden mit einziger Ausnahme des Interimstheaters im Sommer 1817, dessen Erwähnung ja aber noch nicht hierher gehört, die sämmtlichen Theatervorstellungen in Leipzig immer in dem neuen eigenen Hause statt. Eine Bude oder sonst wie ein anderes Lokal ward nicht wieder errichtet.

Die Concession gestattete Seyler, sowohl in, als außer der Messe, und zwar an jedem beliebigen Tage, also, wenn er wollte, täglich Vorstellungen zu geben, und überdem brauchte er nicht nur in der Stadt, sondern auch vor dem Thore keine Concurrenz zu leiden; „nur Seiltänzer, Gaukler, Springer, Balancirer und dergl. herumziehende Personen, denen gemeiniglich in den Vorstädten bei Leipzig zu Meßzeiten das Spielen nachgelassen wird, sollten, wie dannenhero, ausgenommen bleiben“.

Zu bemerken ist bei Obengesagtem noch, daß die Erlaubniß, auch an Sonn- und Festtagen zu spielen, eine damals ganz neu zugestandene war. Leipzig hat an Sonntagen erst seit 1776 Theater gehabt. Uebrigens stand Seyler unter der Obrigkeit des Directeur des plaisirs in Dresden, zu der Zeit eines Herrn v. König. Sogar eine Pensionsanstalt errichtete Jener bereits, doch konnte sie nur von kurzer Dauer sein. Nachdem nämlich Seylers Contract von Michaelis 1776 bis ins Jahr 77 verlängert worden, erhielt er während des Winters einen Ruf nach Mannheim und folgte demselben,

sobald möglich, weil der Dresdner Hof abermalige und noch höhere Forderungen ihm nicht bewilligt, sondern die Concession gekündigt hatte.

Seyler war jedenfalls ein Mann von Geschmack und vielen Kenntnissen. In der (1791 herausgegebenen) Autobiographie des Schauspielers und dramatischen Schriftstellers Josef Jacob Christian Brandes findet sich u. A. folgende auf Jenen bezügliche Stelle: „Er hatte alle erforderlichen Eigenschaften zu einem guten Directeur, Einsicht ins Schauspielwesen und anständiges Betragen gegen seine Leute, nur auch zu viel Vorliebe für seine Frau.“ Das heißt wohl, Seyler mag derselben alle möglichen guten Rollen verschafft und sie überhaupt gegen die übrigen Mitglieder bevorzugt haben. Freilich war Sophie Friederike Seyler, geb. Sparmann aus Dresden (1738 — 90), ohne Zweifel nicht nur die beste Actrice bei ihres Mannes Gesellschaft, sondern eine der bedeutendsten Künstlerinnen ihrer ganzen Zeit. In erster Ehe vermählte sie sich mit dem Schauspieler Hensel und machte in dessen Begleitung Kunstreisen durch ganz Deutschland. Sie wird als ein Weib voller Geist, Geschmack und Wissen, aber auch von viel Stolz und Selbstgefühl geschildert, wobei man wohl wieder an den von Brandes gethanen Ausspruch denken muß. Ihre Darstellungen zeichneten sich durch hohen, edlen Styl aus, sie gebot über Verstand sowohl, als über Empfindung. Am glücklichsten war sie in tragischen Rollen, die eine gewisse majestätische Würde forderten, so als Merope, Medea, Cleopatra u. s. w. Lessing charakterisirte, da sie später Mitglied der Schröderschen Gesellschaft in Hamburg war, ihr Spiel mit den Worten: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort.“

Neben ihr zeichneten sich bei der Seylerschen Gesellschaft in Leipzig z. B. die Schauspieler Borchers, Räder und Großmann mit ihren Frauen aus, sowie der schon genannte Brandes (aus Stettin) und dessen Gattin Esther Charlotte, geb. Koch aus Lit-

thauen. Brandes hatte eine Jugend voller Abenteuer und Verirrungen hinter sich. Als Schauspieler war er, wenn nicht gerade sehr bedeutend, doch höchst brauchbar und gewandt; wichtiger noch ist er freilich als Bühnenschriftsteller geworden (s. weiter unten). Auch muß erwähnt werden, daß von 1776 an, also gerade noch zu jener Zeit, wo Seylers Truppe in unserer Stadt spielte, Friedrich Maximilian Klinger, der Dichter der „Zwillinge“, bei derselben als Secretair und Poet angestellt war. Wohl möglich also, daß eines seiner auf das bereits 1774 entstandene Erstlingswerk folgenden, unter den Werken der „Sturm- und Drangperiode“ so hervorragenden Theaterstücke in Leipzig geschrieben und dort auch zuerst gegeben worden ist.

Nachdem die Verbindung mit Seyler sich auf die oben geschilderte Weise gelöst hatte, beschloß der Dresdner Hof, nicht erst zu warten, wer sich um das erledigte Privilegium bewerben wolle, sondern dasselbe gleich Jemandem anzubieten. Man dachte an Brandes. Indessen brach aber der bairische Successionskrieg aus, das Ministerium fand sich bewogen, wegen allzu großer Kosten die italienische opera buffa in Dresden einzuziehen, und wußte nun deren Leiter, Pasquale Bondini, nicht anders, als durch Ertheilung einer Concession für das deutsche Schauspiel, zu entschädigen. Brandes erhielt unter solchen Umständen an Stelle der gehofften Direction einfach den Posten eines Regisseurs. Das an Bondini verliehene Privilegium wurde unter dem 11. Juli 1777 ausgefertigt und lautete auf fünf Jahre, von Michaeli a. c. bis dahin 1782. Die Worte glichen ganz denen im Seylerschen Privileg, ein Punkt des Contractes aber wich von dem bisher herrschenden Gebrauch ab. Die für Leipzig concessionirte Gesellschaft hatte stets zu gewissen Zeiten des Jahres auch in Dresden vor dem Hofe gespielt, d. h. der schriftlich vom Director eingegangenen Verpflichtung gemäß dort spielen müssen. Auf diese Weise, indem der Hof für Dresden mit dem Unternehmer einer Gesellschaft in Contract stand, die er für Leipzig privilegirt hatte, war zwar allerdings die Leipziger Bühne mit der Dresdner gewissermaßen verbunden, allein

immer war, wie Blümner sehr richtig bemerkt hat, diese Gesellschaft nicht eigentlich eine Hofschauspielergesellschaft zu nennen, da sie von einem Entrepreneur ausging, der das Ganze auf seine Rechnung führte, obgleich er vom Hofe eine gewisse jährliche Subventionssumme erhielt und auch vielfach in Annahme und Entlassung der Mitglieder, in der Wahl von Stücken u. s. w. abhängig war. So hatte also nicht minder der oben genannte Dyk das Recht, einen in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" befindlichen Aufsatz zu überschreiben: „Es existirt keine Dresdner deutsche Hofschauspielergesellschaft, welche nach Leipzig auf die Messen zieht, sondern die Leipziger privilegirte deutsche Schauspielergesellschaft geht im Winter nach Dresden." Für diese Stadt hielt der Hof keine aparte Truppe, sondern wen er in Leipzig concessionirte, den ließ er ab und zu auch in die Residenz kommen. In Bondinis Privilegium befand sich nun, abweichend von der früheren Sitte, noch folgender Zusatz: „Jedoch wollen Wir Uns, daß, wenn Wir den mit ihm über seine Vorstellungen im kleinen Hoftheater (zu Dresden) auf gleichmäßige 5 Jahre abgeschlossenen Contract, nach der Uns deshalb reservirten halbjährigen Aufkündigung, vor Ablauf dieser Zeit zu beendigen für gut befinden sollten, gegenwärtiges Privilegium (für Leipzig) solchenfalls zugleich mit diesem Contracte eo ipso cessire und für erloschen erachtet werde, hiermit ausdrücklich vorbehalten." Dieser Vorbehalt blieb aber freilich ohne weitere Folge.

Der Anfang der Vorstellungen unter P. Bondini im Theater am Ranstädter Thore fand am 21. Mai 1777 mit „Elfriede" von Bertuch statt, also noch ehe das ihn betreffende Decret factisch ausgefertigt und zur Oeffentlichkeit gekommen war. Die Gesellschaft bestand u. A. aus den noch von Seyler her verbliebenen Ehepaaren Brandes und Räder, sowie den Herren Gromann, Günther, Hempel, Huber, Spengler, den Damen Henisch, Jacquemain, Seyfert u. s. w. Neu hinzu traten mehrere noch jetzt unvergessene und berühmte Künstler, z. B. Johann Friedrich Reinecke (in Leipzig seit 1777 bis an seinen Tod 1787). Reinecke wurde

von seinen Zeitgenossen als einer der ersten Künstler gefeiert. Die Natur hatte ihn mit herrlichem Organ und schöner Gestalt begabt; indessen diese Vorzüge wurden überwogen durch sein Darstellungstalent, das besonders im Conversationsstücke keinen Nebenbuhler zu scheuen brauchte. Ja, man darf sagen, er habe den Grund gelegt zu der wahren conversationellen Spielweise. Auch seine Frau Sophie, geb. Benzig, ebenfalls Mitglied der Bondinischen Gesellschaft, gehörte zu den trefflichsten Künstlerinnen ihrer Zeit.

Stand aber Reinecke während des Leipziger Engagements in der Periode seiner Reife, seiner Blüthe, so begann ein später aller Orten gefeiertes und bewundertes Genie damals gerade seine Laufbahn in unserer Stadt: der große Johann Friedrich Ferdinand Fleck (aus Breslau gebürtig). Von Halle, wo derselbe Theologie zu studieren angefangen hatte, kam er 1777 nach Leipzig herüber und betrat hier die Bühne zum ersten Mal als Baron Kreuzer in den „Abgedankten Offizieren". Er erregte gleich Anfangs bedeutende Aufmerksamkeit und bildete sich im Anschauen von Reineckes Muster schnell zu einem Künstler, der, als er 1779 nach Hamburg zu Ackermann und Schröder ging, bereits nahe daran war, den tragischen Heros der Bühne in seiner höchsten Vollkommenheit zu repräsentiren. Er erreichte das Ziel, wie aus der Theatergeschichte für alle Zeiten bekannt geworden, später auch wirklich mit seinem Wallenstein.

Die ganze Gesellschaft Bondinis war eine vorzügliche, nur fehlte leider unter den Mitgliedern die Einigkeit. Besonders entstanden zwischen Brandes und Reinecke Eifersüchteleien und Irrungen, die den Unternehmer endlich zu einer Theilung der Truppe veranlaßten, insofern er unter Direction des Erstgenannten für den Winter 79 in Leipzig ein Singspiel errichtete, das recitirende Schauspiel aber unter seiner eigenen und Reineckes Leitung nach Dresden führte. Brandes übrigens bildete, durch Zuziehung neuer Kräfte, außer der Oper auch ein Schauspielpersonale. Allein bald wünschte man in Dresden ebenfalls diese Oper zu sehen, Leipzig mußte nachstehen und den 17. Januar 1780 wurden die Vorstellungen

daselbst geschlossen. Beide Gesellschaften waren nun wieder vereinigt und Brandes abermals Regisseur des Ganzen. Doch nur zu schnell brachen zwischen ihm und Reinecke neue Mißhelligkeiten aus, die ihn bewogen, seine Entlassung zu nehmen und einem Rufe nach Mannheim Folge zu leisten. Reinecke überkam darauf die Regie zum zweiten Mal und führte sie bis an seinen Tod.

Nach 1782 erhielt Bondini die Verlängerung seines Privilegiums erst bis Michaelis 1789 und dann noch bis ebendahin 1795. Unterdessen wurde sein bisheriger Cassirer, Franz Seconda, Theilhaber an der Unternehmung, mit der Erlaubniß, dieselbe nach Jenes Tode allein fortzusetzen, und, als Bondini in der That starb, die Concession durch Rescript vom 14. Januar 1790 auf ihn definitiv und ausschließlich übertragen. Während der gemeinschaftlichen Direction Beider gab, wie bisher, diese „privilegirte Gesellschaft", wie sie sich nannte, ihre Vorstellungen zu Leipzig in der Regel während der beiden Hauptmessen; oft befanden sich im Sommer auch italienische Operisten da, früher ebenfalls unter Bondinis, dann unter eines Anderen, des Impressario Guardasoni Leitung. Im Winter, wenn das Schauspiel nach Dresden sich begeben hatte, war Singspiel, unter Führung Josef Secondas, des Bruders von Franz.

Zu bemerken dürfte hier aber zunächst noch Zweierlei sein. Im August 1784 erging ein Rescript, nach welchem „in Dörfern und besonders auch in den nahe an Universitäten gelegenen Ortschaften keine Schauspielergesellschaften aufgenommen und geduldet werden sollten." Man hat dabei wohl weniger die Absicht eines Schutzes der Privilegien städtischer Bühnenleiter, als vielmehr moralische Bedenken im Auge gehabt. Wichtiger ist, daß im Jahre 1796 der Leipziger Magistrat das Theater am Ranstädter Thore von der Besitzerin und Wittwe des Erbauers, Frau Johanne Henriette Zemisch, für 16,000 Thaler baar und gegen eine Leibrente mit freier Wohnung an sich kaufte. So mußten denn die Leipziger Directoren wegen Ueberlassung des Hauses von nun an nicht mehr mit einer Privatperson, sondern mit der Commune selber in Unter-

handlung treten. Der Rath ließ einen beträchtlichen Anbau zu Verlängerung der Bühne und zu bequemerer Aufbewahrung der Decorationen, sowie neue Garderobezimmer aufführen, auch mehrere neue Decorationen für seine Rechnung malen und besonders auch an Stelle des alten Oeserschen Vorhangs einen neuen durch Veit Hans Schnorr (s. oben) anfertigen. Die Idee, welche der Künstler zur Anschauung brachte, war „Minervens Schutz der Schauspielkunst“, Näheres siehe bei Blümner.

Im Laufe der Jahre gingen und kamen natürlich die Mitglieder und mehrfach gestaltete sich die Gesellschaft ganz und gar um. Alle einzelnen Künstler und Künstlerinnen, die nach und nach zu ihr traten, hier zu erwähnen, ist natürlich unthunlich, wir beschränken uns also auf Anführung einiger der bedeutendsten. Da wäre, um zunächst noch einmal auf die spätere Bondinische Zeit zurückzukommen, wie wir aus ihr schon Reinecke und Fleck kannten — zuerst Joseph Anton Christ (aus Wien) zu nennen. Er kam nach Leipzig 1779. Zwar verließ er unsere Stadt 1783 noch einmal und begab sich für längere Zeit nach Petersburg und Riga, kehrte jedoch 1794 zurück und blieb nun bei Franz Seconda, bis er seine Bühnenwirksamkeit überhaupt beendigte. Als ihn Schröder 1790 im „General Schlenzheim“ gesehen, schrieb derselbe in sein Tagebuch: „Christ ahmt den großen König bewundernswürdig nach.“ Er war in der That ein Künstler ersten Ranges, der mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtigen Effect zu machen verstand. In dieser Beziehung übertraf er sogar Iffland, der ihn gern seinen Lehrer hieß. Von Christs Töchtern, sowie von seiner letzten Lebenszeit wird weiter unten die Rede sein. — Dann nennen wir Sophie Albrecht, geb. Baumer aus Erfurt, die 1783 in Leipzig debutirte. Von Mannheim her war Schiller mit ihr bekannt, und als er sie dann als Mitglied der Bondinischen Gesellschaft in Dresden wiederfand, wurde sie die Vermittlerin seines Liebesverhältnisses zum schönen Fräulein von Arnim. Sophie Albrecht ist erst in den letzten dreißiger Jahren, in tiefster Armuth, als öffentlich Versorgte in Hamburg gestorben. Die „Gartenlaube“ brachte

kürzlich über sie einen Aufsatz, der viel Interessantes aus ihrem bewegten Leben mittheilte. — 1786 trat Heinrich Bösenberg zu Bondini-Seconda, ein eminentes Talent für die Komik, dessen Erscheinen allein schon das Publikum in die heiterste Stimmung versetzte. — 1788 erschien Borchers aus Hamburg zum ersten Mal, ein Genie zügelloser Art, das eine wilde und ausschweifende Vergangenheit hinter sich hatte. Könige, Tyrannen u. dergl. bildeten sein eigentliches Fach. Das Merkwürdigste an ihm war seine Geistesgegenwart, die ihn aus allen Verlegenheiten riß, in welche nachlässiges Memoriren ihn stürzte. — 1789 kam Christian Wilhelm Opitz (aus Berlin) nach Leipzig und übernahm an Stelle des verstorbenen Reinecke die Regie. Schon früher hatte derselbe unter Seyler hier gespielt, zum zweiten Male wandte er sich nun aus Petersburg dahin. Opitz war ein schöner Mann, für Helden und Liebhaber wie geschaffen. In späterer Zeit ging er zum Charakterfach über und leistete auch hierin Vorzügliches. Er blieb bis Anfang dieses Jahrhunderts thätig und starb 1810 in Dresden.

Ferdinand Ochsenheimer (aus Mainz), neben seiner Kunst merkwürdig genug auch als Naturforscher, als Entymolog sehr bekannt geworden, nahm ebenfalls in Leipzig Engagement, wennschon nur für kürzere Zeit. — Endlich erwähnen wir noch einige Damen, vorerst Friederike Wilhelmine Hartwig, geb. Werther, aus unserer Stadt selbst gebürtig. Dieselbe begann ihre Laufbahn als Tänzerin und Sängerin bei Schuch in Königsberg, wo sie schon in ihrem 13. und 14. Jahre Rollen, wie Gotters „Marianne", darstellte. Bei Großmann in Hannover wurde sie sodann für erste Partieen engagirt und vermählte sich dort, kaum 16 Jahre alt, mit ihrem Collegen Hartwig. Zu Seconda kam sie 1796 als Nachfolgerin der Sophie Albrecht. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Tiefe ihres Gefühls und Grazie ihrer Erscheinung machten sie zu einer ebenso bedeutenden, als anmuthigen Künstlerin. Brillirte sie in ihrer Blüthezeit in den weiblichen Hauptrollen der damals neuen classischen Dramen Göthes, Schillers u. s. w., so spielte sie später auch Mutterrollen trefflich. Man ehrte im Publicum sie höchlich

ihrer Kunst wegen, wenn auch persönlich Manches gegen sie zu sagen war, vor Allem ihr Intriguiren mit dem ihr sehr ergebenen Opitz zusammen. Weiter unten wird nochmals von ihr die Rede sein.

Zwei andere vielgenannte Mitglieder der Seconda'schen Gesellschaft waren die Schwestern Sophie und Marianne Koch, jüngere Töchter der berühmten Sängerin Franziska Romana Koch, der ersten Wielandschen „Alceste." 1796 starb diese treffliche Künstlerin, die zuletzt eben auch der Truppe Seconda's angehört hatte, hier in Leipzig und der obengenannte Opitz ward nun Vormund der beiden zu jener Zeit erst 15 und 13 Jahr alten, aber bereits lieblich erblühten und Großes versprechenden Mädchen. Auf sie richtete Göthe sein Augenmerk: sie sollten der Weimarer Bühne Ersatz bieten für „Euphrosyne." Der Brief einer Mittelsperson in dieser Angelegenheit äußert sich über die Schwestern u. A. so: „Es sind ein paar Engel, die von allen weiblichen Eigenschaften nur die guten zu besitzen scheinen. Die Acquisition wäre groß! Die Aelteste 16, die Zweite 14 Jahre, schön, gesittet, talentvoll, kunstgierig beide. Die Jüngste spielt nebst munteren, schalkhaften Mädchen auch zugleich verkleidete Rollen, z. B. die Jungen der Madame Becker. Uebrigens ist ihr eigenes Fach das der Vohß. Die Aeltere kann große Ansprüche auf sanfte, zärtliche Liebhaberinnen machen. Sie hat etwas Schwärmerisches im Auge, das ihr sehr zu Statten kommt u. s. w." So vielverheißende Talente wollte denn also Göthe um jeden Preis für Weimar gewinnen und ließ zu diesem Zweck alle Minen springen, ohne jedoch schließlich gegen den Vormund Opitz etwas auszurichten. Es scheint hier irgend eine persönliche Eingenommenheit, Intrigue oder Rache von des Letzteren Seite mit im Spiel gewesen zu sein, genug — die beiden Schwestern gingen nach langem Briefwechsel und Unterhandeln doch nicht nach Weimar, sondern blieben in Leipzig, wo sie Lieblinge und Schoßkinder des Publicums waren. Aber wohin sie später gekommen, wissen wir nicht; entweder haben sie sich zeitig vermählt und die Bühne verlassen, sind gestorben oder auch nicht das geworden, was man sich von ihnen versprach.

Wir erwähnen nachträglich, daß das Secondasche Privilegium von Michaelis 1795 zunächst bis 1801 verlängert wurde; die spätere Zeit berührt uns hier noch nicht. Aber vom Repertoire der hiesigen Bühne während jener Periode, bei der wir eben stehen, muß noch Einiges gesagt werden. An Lessings Beispiel und an dem des gerade damals zur ersten Kenntniß der Deutschen gelangenden Shakespeare entzündete sich der Geist einer neuen Dramatik, eines neuen eigenthümlichen Tragödienstyles immer lebhafter und verheißender. Es brach die Productionszeit der „Stürmer und Dränger", die Morgenröthe einer neuen Aera unserer Poesie an.

Das Leipziger Theater ließ die Werke derselben nicht unbeachtet, sondern machte sich die meisten alsbald nach ihrem Bekanntwerden zu eigen. So hatte sie schon Vieles von Shakespeare, die Lessingschen Stücke, Göthes „Götz" und „Clavigo", Klingers „Zwillinge" u. s. w. gegeben; es folgten „die Räuber" 1782 (die aber bald darauf als unmoralisch und staatsgefährlich vom Rathe verboten wurden), „Fiesko" 1786, „Don Carlos" 1787 u. s. w. Doch dies letztere Drama bezeichnet schon wieder einen Wendepunkt; die Sturm- und Drangperiode ist überwunden, die Zeit der Läuterung, das classische Zeitalter hat begonnen. „Der Großkophta" wurde hier 1792, „Wallenstein" 1800 gegeben. Und auch auf dem Gebiet der Oper sehen wir die Leipziger Bühne mit Rührigkeit und Eifer sich aneignen, was als wichtig und bedeutend im Lauf der Jahre entstand. Von den Hillerschen Singspielen sprachen wir schon. 1775 brachte dann Abel Seyler Wielands „Alceste" mit der Musik Anton Schweitzers, die erste deutsche Oper neueren Styls, zur Aufführung. Die Titelrolle gab wiederum Franziska Romana Koch, geb. Giraneck aus Dresden (s. oben), welche die Partie auch bei der allerersten Darstellung des Werkes in Weimar, 1773, schon gegeben hatte und damals von Wieland deshalb in einer Ode besungen worden war. Es fehlten im Leipziger Opernrepertoire ferner auch nicht die Mono- und Duodramen Bendas, „Ariadne auf Naxos", „Medea", „Pygmalion" u. s. w. „Ariadne auf Naxos" war die durch Brandes (siehe oben) bewerkstelligte Umarbeitung einer Gerstenbergschen Cantate

in ein Duodrama, dessen Hauptrolle unter Seyler die Frau des Bearbeiters, Esther Charlotte Brandes, mit glänzendstem Erfolge spielte; in jenen anderen erwähnten Stücken mit Bendascher Musik brillirte dagegen in Leipzig die Tochter dieses Ehepaares, Minna Brandes, eine Pathe Lessings. Beide Künstlerinnen, die Mutter, wie die Tochter, starben später kurz hintereinander, und der vereinsamte Gatte und Vater zog sich dies so zu Gemüthe, daß er in Trübsinn verfiel und der Bühne entsagte. Er starb 1799 in Berlin, arm, verlassen, unglücklich und fast schon vergessen.

Aber auch die ersten deutschen komischen Opern eines Dittersdorf („Doctor und Apotheker", „Hieronymus Knicker " u. s. w.) erschienen rasch genug in Leipzig, und nicht minder die Schöpfungen des Heros und Reformators der Oper, Mozarts, dessen „Hochzeit des Figaro" z. B. schon 1785 gegeben ward, während „die Entführung" 1791, „die Zauberflöte" 1793 und „Don Juan" 1796 ihre ersten hiesigen Aufführungen erlebten. Schon aus dieser nur in allgemeinen Umrissen und Andeutungen sich haltenden Darstellung wird man ersehen können, daß das Repertoire der Leipziger Bühne auch unter den Nachfolgern Kochs immer recht erfreulich mit der Zeit fortschritt.

Die erste Leipziger Aufführung des „Don Juan" wollen wir jetzt noch kurz zu einer Art Anecdotenschau über die damaligen Theaterzettel benutzen. Es findet sich auf demselben gar manches höchst Ergötzliche und durch Naivetät Staunenerregende. So lautet der Titel des „Don Juan" eben folgendermaßen: „Der gestrafte Ausschweifende oder Don Jean, komisches Singspiel (!) in 2 Aufzügen, die Poesie vom Abt da Ponte, die Musik von Herrn Mozart." Im Personenverzeichniß stehen als Prädicat der Hauptperson die Worte: „ein ausschweifender junger Mensch." Außerdem findet sich — eine damals überhaupt sehr häufige Sitte — die vollständige Inhaltsangabe der Handlung und schließt dieselbe also: „Die Statue fordert ihn auf, seine Ausschweifungen zu bereuen, welches er aber abschlägt, worauf sich der Erdboden öffnet, Flammen hervorbrechen und Don Jean in den Abgrund versinkt." Der

unleidliche Knalleffect am Ende wird, wie man sieht, hier als Hauptsache hervorgehoben.

Originell klingt die auf damaligen Opernzetteln oft zu lesende Bitte: „Wegen Wiederholung der Arien wird ein geneigtes Publicum um gütige Verschonung gebeten." Das heißt doch offenherzig sein und sich nicht geniren. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der eine Zeitlang auf unseren Komödienzetteln stehend gewesenen Bitte: „Ein geneigtes Publicum wird um seines eigenen Vergnügens willen ergebenst ersucht, sich ohne Unterschied die unentbehrliche Einrichtung wegen Verschonung des Theaters gütigst gefallen zu lassen." Diesen etwas dunklen Passus hat man uns dahin erklärt, daß in ihm das Verbot der Besuche hinter den Coulissen ausgesprochen worden sei. Bis zu jener Zeit also mag in Leipzig noch erlaubt gewesen sein, was gegenwärtig nur noch als höchst zweideutige und bedenkliche Sitte bei kleinen Bühnen gilt, die ihr Dasein zumeist durch persönliche Protection fristen müssen.

Ungemein höflich waren ferner die damaligen Theaterzettel. Es hieß da nicht einfach: Trauerspiel von Schiller u. s. w., sondern „vom Herrn Rath Schiller", „vom Herrn Präsident Göthe", „vom Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße" u. s. w. Vor den Namen der Schauspieler war „Herr", „Madame" und „Mlle." gebräuchlich. Außerdem mußten ganz junge Männer sich die Bezeichnung „Monsieur" statt „Herr" gefallen lassen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das Leipziger Schauspielhaus seiner Aeußerlichkeit nach, welche damals, also etwa drei Jahrzehnte nach Errichtung des Gebäudes, leider schon zu ähnlichen Klagen Anlaß gab, wie wir noch dieselben, uns sehnend nach dem neuen Bau, jetzt so allgemein über unseren alten aussprechen. In der sehr selten gewordenen, aber unter dem Titel: „Leipzig im Taumel" dem Namen nach wenigstens noch vielfach bekannten und gesprächsweise wohl auch citirten Schmähschrift (einer Schmähschrift in der That, die sich aber doch jedenfalls auf Facta, auf Wahrheit gründete) lesen wir über das hiesige Theater u. A. Folgendes: „Das Aeußere dieses Tempels der Thalia spricht nicht

sehr für seine Empfehlung, er ist klein, unregelmäßig gebaut, und scheint unter diejenigen heiligen Gebäude zu gehören, bei denen man es, wie an alten Kirchen, Amt- und Rathhäusern, für ein Verbrechen hält, auch nur einen Stein zu verrücken oder die alte verwetterte Grundfarbe mit einer gefälligeren neuen zu vertauschen. Zwar ließ sich erwarten, daß der hiesige Magistrat, welcher vor einiger Zeit dies Gebäude einer Leipziger Wittib abhandelte, hier eine Aenderung treffen und seinem verdienten Baudirector Gelegenheit geben würde, wieder gut zu machen, was er beim bekannten Straßenbau so unverantwortlich verdarb; allein, ist man über die Einrichtung des neuen Baues noch nicht einig oder hat dies alte Gebäude in dem Herzen und Gehirn der hiesigen Senatoren wirklich das jus sanctum et inviolabile, welches jede Aenderung nachdrücklich verbietet, kurz man sieht auch beim neuen dominio noch immer keine Anstalten zu einer für Zuschauer und Schauspieler so unumgänglich nöthigen Metamorphose dieses einem verwünschten Schlosse nicht unähnlichen Gerumpels.“ Wahrhaftig, wäre nicht auf unserem Augustusplatz endlich ein neuer prächtiger Kunsttempel emporgestiegen, wir könnten mit Hinblick auf jene Zeiten noch immer ausrufen: Tout comme chez nous!

Der betreffende Brief in „Leipzig im Taumel“ fährt dann weiter fort: „Von dem durch die halbe Welt bekannten und berüchtigten Leipziger Parterre, einem wahren Flegelconvente, will ich Dir nichts sagen; es ist zu oft schon gerügt worden, und dies Unwesen wird auch wohl hoffentlich so lange fortdauern, bis sich Rath und Universität enger vereinigen und Militärwachen hineinbringen, welche die ungesittete Brut entweder mit Kolbenstößen zur Ruhe verweisen oder so lange auf die Pritsche werfen, bis die eigentliche Obrigkeit des Tumultuanten ihm ein anderes Quartierchen anweist; ich will mich hier kurz fassen und bei Kästners Epigramm mich beruhigen:

A. Ich glaube an kein wüthend Heer.
B. Freund, warst Du nie im Leipziger Parterre?

(Wir bemerken hierzu in Parenthese: Der Epigrammatist Abraham Gotthelf Kästner, ein durch Gelehrsamkeit und Geist ausgezeichneter Mann, sowie einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit, war in unsrer Stadt am 27. September 1719 geboren worden, und zwar in No. 31 der Petersstraße. Er hatte, wie Jean Paul, in Leipzig mit Sorgen zu kämpfen und noch spät als Professor in Göttingen, bei der Belagerung dieser Stadt, als man in derselben Hungersnoth erwartete, sagte er: „ich bin lange Magister in Leipzig gewesen und fürchte mich also vor dem Hunger nicht").

Unser, wenn vorsichtig aufgenommen, gewiß keineswegs üble Gewährsmann läßt sich weiterhin vernehmen: „Vorzüglich ist man hier im Applaudiren unerschöpflich und mancher junge Fant klopft sich beinahe das Bast von den Händen. Doch bei einem Auftritte, den ich hier erlebte und mit anzusehen genöthigt war, kann ich unmöglich stillschweigend vorübergehen, er ist in seiner Art so eigen und lächerlich zugleich, daß er mir allerdings eine kleine Erwähnung zu verdienen scheint. Noch war der Vorhang nicht eröffnet und eine in melancholischen Tönen sanft dahinschmelzende Musik wehte schon im Voraus die Ahnung künftiger trauriger Scenen ins fühlende Herz, als es plötzlich im Parterre ganz ungewöhnlich lebhaft ward. Alle Köpfe waren in die Höhe gerichtet, ein Scharren, Kratzen, Pochen und Pfeifen übertäubte den sanften Schwung der göttlichen Musik. Auch ich wendete endlich meine Augen nach der Loge hin, nach welcher alle Blicke stierten, und was wirst Du sagen, lieber Baron, wenn ich Dir versichere, daß ich nichts weniger, als bei dämmernder Nacht die blendenden Strahlen einer goldenen Sonne sah? Du wirst mich nicht begreifen, doch höre einstweilen den weiteren Verlauf. Die Parterristen, des Tages Last und Hitze müde, froh beim Schatten der kühlenden Nacht, drohten die Feste dieses Elementes zu stürmen. Alles schrie und lärmte, aus Aller Munde nur ein Gekreisch: Sonne, Sonne hinaus! Wahrlich, die Sonne erblaßte ob diesem Toben der Söhne der Erde, sie zog sich zurück und — ihrem Verschwinden folgte ein lautes Gelächter. Was meinst Du hierzu,

Freund? Freilich galt diesmal der Unwille einer Sonne, die oft schon den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage gemacht hatte. Sonderbar und komisch sah die Sonnenträgerin allerdings aus, und kaum konnte man sie ansehen, ohne geblendet zu werden, so strahlend und schimmernd war das Licht der an ihrem Kopfputz künstlich angebrachten, ziemlich breiten goldenen Sonne. Es war freilich ein sonderbarer und komischer Einfall, mit erborgten Strahlen zu glänzen, allein das ganze Wesen dieses sonst so gefälligen Weibes ist ja komisch."

Den Namen der hier von unserem Parterre so empfindlich bestraften Kokette wird wohl Niemand mehr in Erfahrung bringen können, er thut ja aber auch nichts Sache und wir erwähnten den ganzen Auftritt überhaupt nur deshalb, weil er uns an ähnliche, kaum minder schroff sich äußernde erinnert, die wir Alle noch mit erlebt haben — selbstverständlich im „alten Parterre", dasjenige der Gegenwart trägt nicht mehr dessen Charakter und Physiognomie. Es extravagirte dasselbe freilich in vielen Fällen, aber auch ein wesentlicher Vorzug war ihm eigen, namentlich als die Zeiten schon feiner und zahmer — wenigstens im Allgemeinen — geworden waren. Es war ausschließlich ein Platz für männliche Zuschauer, es saßen da die Studenten, überhaupt die Gelehrten, die Vertreter der Intelligenz und Wissenschaft. Das Parterre war tonangebend, auch in Bezug auf guten Geschmack und verständiges Urtheil. Wie sich das im Laufe späterer Jahrzehnte änderte, werden wir weiter unten zu sagen haben.

Hier wollen wir doch aber auch noch citiren, was „Leipzig im Taumel" über das Gewandhausconcert vorbringt: „Mit Vergnügen lasse ich den Virtuosen, welche hierbei engagirt sind und sich hören lassen, die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie über alle Erwartung viel leisten und einige derselben wohl werth wären, durch ihr Spiel den Prunk einer fürstlichen Kapelle zu erhöhen. Ich habe hier Violinisten angetroffen, wie man deren wenige finden wird; das macht in der That dem Leipziger Publicum Ehre, daß man diese Männer nicht, wie gewöhnlich, blos schätzt, sondern

auch thätig unterstützt. Wider die Künstler wäre also hier auf keinen Fall etwas einzuwenden; allein Jammerschade, daß man in diesem Tempel göttlich freier Kunst mit einer Steifheit erscheint, die wahrlich oft ärger noch, als spanisch, genannt zu werden verdiente. Lächerlicher muß für den unbefangenen Zuschauer kein Anblick sein, als wenn Damen und Herren geputzt, geschmückt und ausstaffirt gleich heidnischen Schlachtthieren, stumm und gravitätisch einhertreten, in ihrer Miene Verschwiegenheit wie Grabesnacht, in ihren Blicken heiliger Schauer, wie am Charfreitage beim Grabe des Versöhners, in ihrem Gange abgemessener Tact, wie der Schritt eines der Todtenbahre vorangehenden Leichenbitters, und endlich dann ihr Niedersetzen, wie das ehrfurchtsvolle Hinknieen eines katholischen Bauers, wenn der heilige Vater den Segen austheilt. Denke dir an den Damen nun überdem noch ganze Lasten und Massen von edlen Juwelen und Perlen in Haaren und an Händen; denke dir ferner Chapeaux, ausstaffirt mit seidenen Strümpfen, Westen und den elegantesten Kleidern, kerzengerade wie steinerne Statuen dastehen, und wahrlich, Du läufst Gefahr, erstere für Marienbilder, letztere für kanonisirte Petrus-, Paulus- oder Jacobus-Männer zu halten."

Wir bleiben in unserer gewohnten Ordnung und Reihenfolge und kommen also nun auf Bibliotheken und Zeitungen zu sprechen. Leonhardi („Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig"), der 1799 schrieb, giebt in Bezug auf die Rathsbibliothek an, sie sei damals bis zu 35,000 Bänden angewachsen gewesen; das wäre denn freilich in mehr denn 60 Jahren nur eine Zunahme von etwa 5000, da, wie wir oben bemerkten, 1733 ja schon gegen 30,000 Bände vorhanden waren. Interessant durch den Ton der Beschreibung ist die Art, wie das 1792 erschienene kleine „Handbuch für Reisende, die ihren Aufenthalt in Leipzig angenehm und nützlich machen wollen" unsere Rathsbibliothek und ihr Local im Gewandhause schildert. „Der vorzüglich schöne Saal ist auf allen Seiten erleuchtet und die gute Anordnung sowohl, als auch die Eleganz desselben überrascht außerordentlich. Man kommt

zu ihm auf einer sehr gemächlichen steinernen Treppe hinauf, die 8 Fuß breit ist, aller 7 Stufen von einem bequemen Ruheplatz unterbrochen wird und an den Seiten zwischen den Pfeilern eiserne Geländе hat. Von der Treppe tritt man in den Vorsaal: ein schön gearbeitetes eisernes Gitter öffnet sich und man steht zwischen den symmetrischen und wohlgeordneten Bücherschränken, die aus den meisten Fächern der Wissenschaften die Meisterwerke in sich fassen und in der älteren Literatur sich besonders auszeichnen. Die Schränke sind nach den Classen der Wissenschaften geordnet. Diese Bibliothek besitzt auch seltene Manuscripte, welche, nebst ansehnlichem Münzcabinet, in einem eigenem Zimmer aufbewahrt werden. Die Vergünstigung, sie zu sehen, erhält man nur von dem Vorsteher der Bibliothek, dem Herrn Geheimden Kriegsrath Müller. Ueber die Bücher selbst findet sich ein Catalog und man darf, wenn man etwas nachschlagen will, sich an den Bibliothekar, Herrn M. Thieme, wenden, der mit Gefälligkeit jede bescheidene Frage befriedigen wird. Außer den Büchern und dem Münzcabinet sind auch noch verschiedene Merkwürdigkeiten da, die wir ganz kurz anzeigen wollen. Die Gemälde fallen zuerst in die Augen; unter ihnen reizt vorzüglich das Bildniß Luthers und seiner Gemahlin, Catharina von Boren, von Lucas Cranach; Melanchthon und Bugenhagen von dem nehmlichen Meister; ein Holbeinisches Porträt, den Grafen von Fugger vorstellend, und eine große Handzeichnung von Salvatore Rosa. Ferner findet man verschiedene Globi, wovon besonders die zwei nach Pater Coronello geschätzt werden, einen großen Brennspiegel, der etwas beschädigt ist, und zwei Luftpumpen. Auch zieren den Vorsaal Statuen, die den Kenner vergnügen können. Unter ihnen zeichnen sich besonders zwei Originale, Apollo und Merkur, aus toskanischem Marmor, aus. Man zeigt ferner als eine wahre Seltenheit eine Mumie, worauf wir den Fremden aufmerksam machen wollen. Es giebt noch manche Merkwürdigkeit, die man hier übergeht, und die dem Schlustigen ein dazu bestellter Mann bekannt machen wird. In den Messen bleibt die Bibliothek geschlossen; außer den Messen aber wird sie

Mittwochs und Sonnabends Nachmittags von 2—4 Uhr geöffnet. Man erlaubt, sich während dieser zwei Stunden Bücher geben zu lassen, um Excerpte zu machen, darf sich aber nur eines Bleistifts dazu bedienen. Uebrigens hat man dabei alle Gemächlichkeit. Ansässigen Personen, wenn sie als ordentliche Leute bekannt sind, vergönnt der Herr Vorsteher auch wohl, vermöge eines unterschriebenen Scheins, Bücher in ihre Behausung auf eine kurze Zeit, um mit mehrerer Muße und Bequemlichkeit ihren Zweck erreichen zu können." Unsere Leser werden aus diesen Angaben leicht sich entnehmen können, was heute noch so, wie damals, oder was nicht.

Bezüglich der Universitätsbibliothek haben wir zunächst einen auf Seite 41 enthaltenen Irrthum zu berichtigen: Das werthvolle Böhmesche Vermächtniß (6500 Bücher der vorzüglichsten Art im historischen Fach) stammt nicht schon aus dem Jahre 1750, sondern erst 1780, denn in letzterem Jahre starb der Geschenkgeber, Professor der Geschichte und Hofrath Böhme (der erste hiesige Gönner und Schützling des jungen Studenten Göthe.) Nach Leonhardi (a. a. O.) bestand die Universitätsbibliothek 1799 aus 25,000 Bänden und 2000 zum Theil sehr wichtigen Manuscripten (Handschriften der Kirchenväter und classischer Autoren — unter letzteren z. B. die pergamentene Handschrift des Homer in Quartformat, welche über 1000 Jahre alt sein soll.) „Der eigentliche Vermehrungsfond dieser Bibliothek — so berichtete damals Leonhardi — ist äußerst gering; denn er besteht nur aus einem kleinen Capitale von 900 Thalern, wozu der als Churf. Sächs. geheime Rath und Ordinarius zu Dresden am 12. Juni 1709 verstorbene Born allein 500 Thaler schenkte. Außerdem erhält die Bibliothek jährlich eine kleine Abgabe 1) von den Auctionsgeldern der vom Universitätsproclamator gehaltenen Auctionen, 2) von den Inscriptionsgeldern der Studenten und 3) von den Promotionsgeldern der Baccalaureorum und Magistrorum. Endlich ist auch die Einrichtung getroffen worden, daß jeder Professor der alten Stiftung ein wichtiges Buch in die Universitätsbibliothek schenken muß. Sie wird auf zwei Sälen des Bibliothekengebäudes im

Paulino theils in zellenmäßigen Behältnissen, die mit Gatterthüren verschlossen sind, theils in grün angestrichenen, mit Drahtgittern und Schlössern verwahrten Schränken aufbewahrt. Außer den Büchern findet man hier auch noch eine zum Theil sehr gut gearbeitete Sammlung von Gemälden ehemaliger Professoren, einige Erd- und Himmelskugeln u. s. w. Die Aufsicht darüber führt ein Oberbibliothekar, der Hr. Prof. Beck, und zwei Custodes, die Herren Prof. Kühnöl und Rosenmüller, unter welchen der Aufwärter steht. Sie wird, Feiertage und Ferien ausgenommen, das ganze Jahr hindurch Mittwochs und Sonnabends von 10—12 Vormittags geöffnet, und jeder Gelehrte und Studiosus erhält dann die verlangten Bücher zur Einsicht. Zu diesem Behufe sind mehrere Tische und Sitze auf den beiden Sälen angebracht, wo Jeder ungestört Auszüge machen kann. Will hingegen Jemand ein Buch aus dieser Bibliothek mit nach Hause nehmen, so muß derselbe, wenn er ein Professor ist, einen mit dem Titel des Buches und mit seiner Namensunterschrift bezeichneten Schein an die Custodes abliefern, den er bei der Wiederbringung des Buches alsdann zurückerhält; hingegen andere Personen müssen ihre ausgestellten Scheine erst von einem Professor Ordinarius unterschreiben lassen und dieselben alsdann dem Bibliothekar zur Einsicht übergeben, ehe sie das verlangte Buch erhalten." Wir wiederholen hierzu nur das oben schon Bemerkte.

Unter den damaligen Leihbibliotheken zeichnet Leonhardi die Seilersche, Lindesche (welche bekanntlich noch jetzt besteht, gegenwärtig, oder vielmehr seit Langem bereits, als bei weitem größte an hiesigem Orte), sowie besonders die Beygang'sche aus. Der Buchhändler Beygang war überhaupt ein unternehmender Mann, der, unterstützt durch seinen Associé Mag. Herrmann, Ausgezeichnetes leistete. Neben seiner Leihbibliothek bestand noch seit 1795 ein Leseinstitut unter dem Namen Museum, das seit 1799 sogar mit 160 Thalern jährlich von der Regierung unterstützt ward und eine sehr beträchtliche Zahl von Journalen auslegte. Man traf 2 englische, 1 italienische, 10 französische und 20 deutsche politische

Zeitungen, daneben 24 gelehrte Blätter und von sogenannten Journalen 10 englische, 6 französische und 75 deutsche. Daß man sich im eigentlichsten Sinne um diese Zeitungen, vorzüglich die politischen riß, dies verursachten vor Allem die gewaltigen Bewegungen Frankreichs, über welche man in Leipzig wenigstens reichlich politisirte. Von den beiden vorgenannten Bibliotheken (der Seilerschen und Linckeschen) enthielt eine jede damals über 5000 Nummern, die Beygangsche (in Hohmann's Hof) aber umfaßte in 10,500 Nummern gegen 70,000 Bände (darunter auch wissenschaftliche, sowie französische, englische und italienische Werke.)

Als neue in dieser Periode entstandene Zeitung ist zunächst der durch den verdienstvollen Privatgelehrten Joh. Chr. Fr. Roch von 1796 bis 1802 herausgegebene „Allgemeine literarische Anzeiger" zu erwähnen (mit dem Nebentitel: „oder Annalen der gesammten Literatur für die geschwinde Bekanntmachung verschiedener Nachrichten aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst.") Das Jahr 1789 sah sowohl eine „Handelszeitung", als ein „Modemagazin" entstehen. Erstere, begründet durch den Kaufmann Jacob Samuel Schröckh, hörte mit dessen Weggang nach Wien leider wieder auf; letzteres, in's Leben gerufen von Dr. Bergk, wurde später in die „Modezeitung" umgewandelt, welche noch jetzt besteht (s. weiter unten). Wielands „deutscher Mercur" ward in Leipzig wenigstens verlegt (1773—89). Redacteur der Leipziger Zeitung war damals der Professor Beck (zugleich, wie wir oben sahen, Universitätsbibliothekar u. s. w.) Im Jahre 1798 rief dann der wackere Hofrath Friedrich Rochlitz (s. oben) auch eine „Allgemeine musikalische Zeitung" ins Leben. Ihre erste Nummer erschien am 3. October, den Verlag hatten Breitkopf u. Härtel. Nicht zu leugnen ist, daß diese Zeitung, lange die einzige ihrer Art in Deutschland, allmählich in höchste Blüthe kam. Sie wurde von Rochlitz mit großer Sachkenntniß und warmer Begeisterung für unsere Classiker geleitet; sein Urtheil, verständig und maßvoll, wie es stets erschien, galt eine ganze Reihe von Jahren als Autorität in der deutschen Musikwelt. Mehr hiervon später.

Für gute Schule war bisher in Leipzig sehr wenig gethan worden. Der um unsere Stadt vielfach verdiente Graf Hohenthal (s. oben) erwarb sich auch hierin den Dank der Bewohner, indem er 1774 eine Schulanstalt für arme Kinder stiftete. Es fanden in dieser Anstalt, die in ein Haus vor dem Halleschen Thore verlegt ward, 60 arme Kinder durch einen Lehrer Unterricht, freilich bei der Masse unbemittelter Familien, die Leipzig zählte, ein kleines glückliches Häuflein. Später, als der hiesige Rath mehrere dergl. Schulanstalten gegründet hatte, wurde die Hohenthalsche nach Königsbrück verlegt.

Dem von Jenem gegebenen Beispiele folgte 1788 der Buchhändler Johann Wendler († 1799, ein geborener Leipziger, Verleger Gellerts, dessen Schriften ihn besonders hatten reich machen helfen, weshalb er dem frommen Dichter denn auch nach seinem Tode ein Denkmal setzen ließ, wie wir schon sahen. Aus dieses Mannes Privatleben wird einiges Absonderliche, ja Schimpfliche noch jetzt allgemein im Volke nacherzählt, und es kann wohl sein, daß die hier in Rede stehende milde Stiftung eine Art Sühne sein sollte; mehr geziemt uns an diesem Orte kaum zu sagen). Wendler gründete nämlich in seinem Hause vor dem Grimmaischen Thore (Ecke der Johannisgasse) ebenfalls eine Freischule für 60 arme Kinder, welche am 10. März des gedachten Jahres durch Rosenmüller eröffnet ward und zu deren Fortbestehen Jener 10,000 Thaler legirte. Ein Universitätsmitglied, ein Beamter und ein Kaufmann wurden von dem Stifter für das Directorium ernannt und hatten sich stets selbst wieder in der angegebenen Weise zu ergänzen. Diese Schule lebt und gedeiht bekanntlich jetzt noch; weiter unten von ihr mehr. Aus Dank gegen Wendler bekränzen Zöglinge der Schule alljährlich am Johannistag sein Grab, an welches sich, wie wir hier wenigstens andeuten wollen, noch eine ganz besondere Sage knüpft.

Die dritte segensreiche Anstalt dieser Zeit, die von Jahr zu Jahr an Kraft und Segen zugenommen hat und noch jetzt reiche Früchte trägt, ist die Schule des Arbeitshauses für Freiwillige,

deren erste Idee einem zufälligen, in der Gesellschaft Harmonie stattgefundenen Gespräche zwischen dem Professor Ernst Platner, dem Kaufmann Dumont und dem Rathsherrn Ludolph Hansen ihr Entstehen dankt. Hansen, ein um Leipzig treu verdienter Mann, nachheriger Vorsteher des Georgenhauses u. s. w., verfolgte den Gedanken weiter und durch milde Beiträge, sowie durch Zuschüsse des Stadtrathes war man im Stande, den 19. März 1792 das „Arbeitshaus für Freiwillige" zu eröffnen und im folgenden Jahr eine Schule damit zu verbinden. Als Lokal wurde die bisherige Wohnung des Predigers am Georgenhause gewählt, welcher dafür eine besser eingerichtete (in der Ritterstraße) erhielt; die ersten Vorsteher der Anstalt waren die beiden Brüder Hansen und der (1816 verstorbene) Geh. Kammerrath Frege. Damals nahm man in die Schule (für Unterricht und Beschäftigung mit Handarbeit) auch Knaben auf, jetzt nur noch Mädchen.

Superintendent Rosenmüller hatte besonders den Anlaß zu diesen Bewegungen und Fortschritten im Leipziger Schulwesen gegeben. Das Bedürfniß guter Schulen deutlich erkennend und lebhaft fühlend, benutzte er bei seinen Predigten jede schickliche Gelegenheit, aufmerksam zu machen, wie nothwendig vor Allem dem an so vielen heilsamen Anstalten reichen Leipzig eine Schulanstalt für Kinder weniger bemittelter Eltern sei. „Man hat lange genug — so äußerte sich einst dieser würdige Kanzelredner in einer Bußtagspredigt — von Verbesserung des Unterrichts, von nöthigen Erziehungs- und Armenanstalten und von dergleichen Gegenständen geredet und geschrieben. Aber wenig ist noch gethan. Es wäre einmal Zeit, daß man weniger schriebe und sagte, desto mehr jedoch handelte. Hier kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß die, welche von der Vorsehung zu Vormündern des Volks gesetzt sind, uns Lehrern der Religion die Hand bieten und ihr ganzes Ansehen dahin verwenden möchten, daß zum Unterricht und zu einer christlichen Erziehung armer verlassener Kinder bessere Anstalt gemacht, daß durch Errichtung öffentlicher Arbeitshäuser dem Müssiggange und den daraus entstehenden verderblichen Lastern Einhalt gethan

werden möchte. Dadurch würden sie Wohlthäter unzähliger, jetzt und künftig lebender Menschen werden. Die späteste Nachkommenschaft würde ihr Andenken ehren und den besten Segen würden sie in der Ewigkeit einerndten."

Noch weit beachtenswerther und für die Heranbildung eines großen Theiles der Leipziger Jugend von höchster Bedeutung war die in demselben Jahre 1792 am 16. April eröffnete Raths-Freischule für Kinder armer und verarmter Eltern, die ebenfalls auf besonderen Antrieb Rosenmüllers und Müllers ins Leben trat. Als Asyl erhielt die Anstalt ein neuerbautes Haus auf jenem stillen Platze, auf dem bisher die 1725 erbauten Schloßbaraken, d. h. die Caserne für die Schloßmiliz und Artillerie, sich befanden, wo in alten Hütten damals nur noch einige auf Pension gesetzte Invaliden wohnten. Hier erbaute man denn ein Schulgebäude nebst Wohnungen für einige Lehrer und andere Personen, und gab nun dieser Gasse den Namen Schulgasse. Die Anzahl der in verschiedenen Classen zu unterrichtenden Kinder beiderlei Geschlechts belief sich Anfangs auf einige Hundert, wuchs aber gar bald über 700 heran. Ihre innere, weitberühmte Tüchtigkeit verdankte die Anstalt vornehmlich der Direction Carl Gottlieb Platos (aus der schlesischen Oberlausitz gebürtig), dessen Name in der pädagogischen Welt allseitig den besten Klang hatte, und dem — wie Große in der „Geschichte der Stadt Leipzig" sagt — der „sanftere Johann Christian Dolz (aus der Niederlausitz) als weiser Melanchton rathend und helfend zur Seite stand, bis er nach Platos Tode allein zur Leitung berufen ward. Man hat zu verschiedenen Zeiten von gewissen Seiten her den Schulplan der Anstalt anzutasten versucht und ihr vorgeworfen, daß sie die ihr anvertrauten Kinder ihrer Sphäre entrücke und überbilde; als ob selbst die größte Masse echter Kenntnisse auch dem Niedrigsten je nachtheilig geworden wäre! Daß aber selbst wohlhabendere Eltern ihre Kinder in diese Anstalt zu bringen suchten, zeugt wohl am Besten für ihre Vortrefflichkeit". Jeden Sonn- und Festtag wurden auf Platos Vorschlag mit den älteren Zöglingen katechetische Andachtsübungen gehalten, zu denen

sich auch viele Erwachsene einstellten. Diese Einrichtung ahmte auch die Arbeitshausschule nach. Der erste Vorsteher der Rathsfreischule war ihr Mitstifter, Kriegsrath Müller.

Nur natürlich aber scheint es, da die Kinder der Armen so herrlich bedacht waren, daß nun nicht minder lebhaft das Bedürfniß einer Bürgerschule gefühlt wurde, für Kinder solcher Eltern, die Schulgeld bezahlen konnten. Darum vereinigten sich 1794 unter der thätigen Mitwirkung des im Schöppenstuhl angestellten Copisten und nachherigen Waagemeisters Joh. Chr. Dölitzsch 28 Handwerksinnungen zu einer Bittschrift an den Magistrat um Errichtung einer Bürgerschule. Müller kam diesem Gesuche, wie man denken kann, mit beiden Händen entgegen und 1796 — wir erwähnten das schon weiter oben — ward der Grund zu dem schönen Schulhaus auf der Moritzbastei gelegt. Allein Müller erlebte auch nicht einmal ihre theilweise Vollendung (im Jahre 1804).

Aus der Zeit, ehe jene Fortschritte im Leipziger Schulwesen Platz griffen, berichtet das oben schon citirte „Handbuch für Reisende": „Bei einer so volkreichen Stadt ist es unmöglich, die Kinder alle in die beiden öffentlichen Schulen (Thomas- und Nicolaischule) schicken zu können. Man hat also einen Ausweg treffen, und gewisse Privatschulen gestatten müssen, und diese sind nach den vier Vierteln der Stadt vertheilt worden. So hat das Grimmaische Viertel 5, das Petersviertel 7, das Hallische 5 und das Ranstädter 7 Lehrer. Sie werden vorher examinirt und dann von dem Rathe bestätigt. Das Kind zahlt wöchentlich 2 Groschen. Diese Anstalten scheinen wenigstens jetzt noch von der wahren Pädagogik sehr weit entfernt zu sein und nur dem einmal hergebrachten Schlendrian anzuhängen. Oft gellen einem die Ohren, wenn man durch eine Gasse gehet, wo sich eine dergl. Schule befindet und die Kinder ihre Sprüche hersagen. Es läßt sich aber von einer Obrigkeit erwarten, die so edle Grundsätze hat und eine wahre solide, nicht jedoch jene seifenblasenähnliche Aufklärung liebt, daß sie auch die Jugend zu ihren Erkenntnissen auf leichteren Wegen und mit mehrerem praktischen Nutzen, wie zeither geschehen konnte,

führen lassen wird. Was sollte man freilich auch mit jenen alten Lehrern machen, die weiter nichts, als diesen pädagogischen Mechanismus kennen? Ihre Stellen, wenn sie absterben, werden sicher jetzt schon mit besseren Köpfen besetzt.“ Leonhardi (a. a. O.) zeichnet von den damaligen Privatschulen nur die des M. Carl Christoph Lange auf der Petersstraße aus, worin auch die französische und italienische Sprache gelehrt wurde. — Wir bemerken noch, daß Rector der Thomasschule zu jener Zeit der oben (bei Hiller) genannte Fischer war und dieselbe Stelle an der Nicolaischule nach Martinis Tode M. Forbiger erhalten hatte. In letzterer kostete der Unterricht vierteljährlich 16 Groschen. Alumnen zählte die Thomasschule 56; „sie singen die Woche über dreimal durch die Straßen, in verschiedenen Chören, ohne vor den Häusern stehen zu bleiben, außer vor denjenigen, wo sie eigene Stiftungen genießen. Sie tragen schwarze Kleider, schwarze Mäntel und Stutzperrücken. Diese Eigenheit herrscht auf keiner Schule in Sachsen weiter, als in Dresden auf der Kreuzschule“. — Endlich noch eine Berichtigung: Die Nicolaischulbibliothek wurde erst 1780 ins Leben gerufen, bestand also nicht schon in vorigen Zeitraum.

Unser Blick wendet sich jetzt den kirchlichen Verhältnissen zu. Es war in den Leipziger Kirchen bisher noch immer bei dem Absingen der Episteln und Evangelien, beim Wandlungsglöckchen, den Ministranten, dem Meßgewande u. s. w. geblieben, bis der echt religiöse, doch aufgeklärte Rosenmüller hier als Reformator auftrat. Er schaffte in Uebereinstimmung mit dem Kriegsrath Müller jene Ueberreste einer längst verklungenen Zeit vollends ab. Auch der Exorcismus, dessen beabsichtigte Abschaffung einst gewaltigen Aufruhr erregt hatte — man denke an die Calvinistischen Streitigkeiten — verschwand nach und nach aus der Taufformel. Zu letzterer Neuerung ward der aus der Pfalz gebürtige Schneidermeister Heine, welcher sich früher zur reformirten Kirche bekannte, die Veranlassung. Er bat Rosenmüllern, zu gestatten, daß sein Kind ohne die Teufelsaustreibung getauft werde. Es geschah, und zwar verrichtete diese erste solche Taufhandlung der nachmalige Pastor an

der Nicolaikirche, Dr. Enke, damals Mittagsprediger an der Thomaskirche. Die zu den Bußtagen bisher noch übliche Litanei, welche bald zum Sprüchwort für jede langweilige und weinerliche Darstellung wurde, kam 1796 durch Rosenmüller, mit Zustimmung des Consistoriums, ebenfalls in Wegfall und ward durch ein passendes Lied ersetzt. An Stelle der Privatbeichte, die bei zahlreichen Communicanten oft ganze Tage währte, führte man die allgemeine Beichte ein, die sich mehr und mehr empfahl und erstere, obwohl nicht ohne Kampf, endlich ganz verdrängte.

Bei solchen wesentlichen Verbesserungen der Liturgie mußte auch eine Verbesserung des bisher üblichen Gesangbuches als lebhaft gefühltes Bedürfniß erscheinen. Dolz, der selbst mit an dieser Angelegenheit stark betheiligt war, hat in seinem „Versuch einer Geschichte Leipzigs" ausführlich über sie Bericht erstattet. Man sang bis zum Weihnachtsfeste 1796 hier nach dem von dem Oberkatecheten der Peterskirche, Dr. Carl Gottlob Hofmann, zu Anfang des 18. Jahrhunderts besorgten Gesangbuche, das freilich alle die herrlichen Lieder neuerer Dichter, eines Bürde, Cramer, Diterich, Funk, Gellert, Hermes, Klopstock, Lavater, Münter, Neander, Niemeyer, Schink, Schlegel, Starke, Sturm, Weiß u. s. w. nicht enthielt. Fortwährend wurden deshalb Stimmen laut, welche die Ausgabe eines neuen, der Bildung der Zeit angepaßten Gesangbuches forderten, und schon 1783 entwarf der Professor der Theologie, Dr. Fr. Imman. Schwarz, den Plan zu seinem allgemeinen evangelisch-lutherischen Gesangbuche Sachsens, vornehmlich da die reformirte Gemeinde unter ihrem unvergeßlichen Zollikofer bereits seit 1766 ein verbessertes Gesangbuch bekommen hatte (wie oben bemerkt). Das Bedürfniß einer Verbesserung der theilweise wirklich Gräßliches enthaltenden alten Gesangbücher ward im ganzen Lande gefühlt, und so übertrug der sächsische Conferenzminister v. Wurmb dem Superintendenten Rosenmüller, als einem Mann, der sich nach seinen „rechtschaffenen und liberalen Gesinnungen vorzüglich dazu schicke", die Vollendung der von Schwarz begonnenen Arbeit (derselbe hatte noch kurz vor seinem Tode angefangen, aus

dem Schleswig-Holsteinischen und Bremischen Gesangbuche eine Anzahl aufzunehmender Lieder auszuzeichnen). Rosenmüller ging sofort an die Weitersammlung. Sei es jedoch, daß man bald darauf, selbst den verschiedenen Bildungsstand der Bewohner Sachsens erkennend, oder auf ihn von anderer Seite hingewiesen, die Unmöglichkeit oder Undankbarkeit der Herausgabe eines allgemeinen Gesangbuches für Sachsen fühlte, oder sei es, daß bei genauer Erwägung das Resultat hervortrat, es werde Leipzig und seine Gelehrtenschaft nicht im Stande sein, das allgemeine Bedürfniß in einem einzigen Werke zu befriedigen, kurz, man gab den Plan eines allgemeinen Gesangbuches für Sachsen auf und gestattete die Einzelverbesserung der bisher in den verschiedenen Kirchen gebräuchlichen Gesangbücher. Da begann man denn in Leipzig dies Werk wohl aufs Rascheste, stand hier ja doch eine aufgeklärte und vorwärts strebende Partei an der Spitze der städtischen Angelegenheiten. Kriegsrath Müller, der seit 1780 selbst eine Auswahl religiöser Lieder begonnen hatte, betrieb die Sache aufs Eifrigste und gab seine Vorarbeiten und Wünsche mehreren Leipziger Theologen mit dem dringenden Gesuche, auch ihrerseits Bemerkungen zu der beabsichtigten Reform zu machen. An die wirkliche Ausführung des Plans schritt man aber doch erst im Jahre 1793. Leider sahen die Sammler des neuen Leipziger Gesangbuches sich durch die widersprechenden Meinungen der aus mehreren Mitgliedern zusammengesetzten Censurbehörde bei der freien Liederwahl zum Theil beschränkt; es fand sich noch viel alter Zopf vor und die Orthodoxie übte in so manchen Kreisen ihre gewaltige, unleidliche Herrschaft. Hatten doch die Reformirten noch kurz vorher den Titel: „Gesangbuch für die hiesige reformirte Gemeinde" umdrucken lassen müssen, weil man der Ansicht war, daß Jene nicht das Recht besäßen, sich eine Gemeinde zu nennen. So weiß denn auch, was unsere Gelegenheit betrifft, Dolz z. B. zu erzählen, daß ein Mitglied der Censurbehörde, Dr. Hempel, sich durchaus der Aufnahme des Gellertschen Liedes: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht rc." widersetzte, „weil darin nichts von der Kindschaft vorkomme, die wir

durch Christum bei Gott erlangt hätten", bis ein anderes Mitglied, Dr. Burscher, bemerkte, daß in den älteren Liedern: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „Was Gott thut, das ist wohlgethan" u. s. w., ebenfalls nichts davon stehe. Dagegen wollte wieder dieser hier so unbefangen urtheilende Mitcensor den durch den wahrhaft frommen und echt christlichen Probst Neander veränderten Glauben nicht gut heißen, an welchen im Contrast hierzu vorgenannter Theologe keinen Anstoß nahm.

Beiläufig wollen wir hier doch erwähnen, daß der noch jetzt hier und anderwärts beliebte, von Neefe componirte Grabgesang: „Wie sie so sanft ruh'n", dem man häufig aus Irrthum dem Messiasdichter Klopstock zugeschrieben hat, von einem damaligen Leipziger Gelehrten, Dr. August Cornelius Stockmann verfaßt wurde. Er las ihn 1777 zuerst in einem Verein guter Freunde vor und ließ ihn dann 1780 in einem Taschenbuche abdrucken. — Auch sei hier noch bemerkt, daß der würdige Zollikofer 1788 das Zeitliche segnete.

In Anschluß an die kirchlichen Zustände besprachen wir im 2. Capitel neue Gewohnheiten bei der Leichenbestattung.

In die Zeit, bei welcher wir jetzt stehen, fielen nun die letzten Begräbnisse an andere Orte, als der Johannisfriedhof. Wir müssen hier in die Vergangenheit zurück greifen. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, daß seit der im Jahre 1536 erlassenen Verfügung des Herzogs Georg, wonach genannter Friedhof zum gemeinschaftlichen Begräbnißplatz der Bewohner Leipzigs bestimmt wurde, nun gar keine Leichen mehr in der Stadt begraben worden wären. Nach wie vor ward auf die Kirchhöfe der inneren Stadt, wenn schon ausnahmsweise, begraben; ja der unter Georg abgeschlossene Vertrag nahm selbst auf diese Fälle Rücksicht (vgl. Gretschels 1836 erschienenes Schriftchen: „Der Friedhof bei St. Johannis, ein Beitrag zur Geschichte Leipzigs").

Um nur einige Beispiele anzuführen, so wurden von Gelehrten in die Paulinerkirche beerdigt der am 2. Mai 1547 verstorbene, so hoch um die Universität verdiente Caspar Börner, der berühmte

Joachim Camerarius und Paul Luther, ein Sohn des Reformators, früher kursächsischer und kurbrandenburgischer Leibarzt, welcher 1592 in Leipzig, wo er zuletzt privatisirte, starb. Und dergl. Beispiele könnte man auch aus den folgenden Jahrhunderten anführen. Daß es aber schon in jener Zeit auch freier denkende Männer gab, welche von der Sitte der meisten Universitätsverwandten abwichen und sich lieber ein letztes Plätzchen auf dem freundlichen Johannis-kirchhof wählten, das beweist u. A. Dr. Ulrich Stromer (der Besitzer von Auerbachs Hof), der wenigstens nach einer Andeutung Vogels (in dessen Annalen) wirklich am letzgenannten Ort begraben worden zu sein scheint.

Indessen das Beerdigen ins Paulinum dauerte bis in die spätere Zeit fort und soll insbesondere auch dem berühmten Ernst Platner viel Aergerniß verursacht haben. Die letzten Leichen, welche im Paulinum beigesetzt wurden, waren der am 23. April 1790 verstorbene Dr. Carl Gottfried v. Winkler und der am 19. September desselben Jahres aus dem Leben geschiedene Dr. Sattler. Seitdem hörte zwar dieser Ort auf, eine Begräbnißstätte zu sein, allein erst 1817 verschwanden die finsteren Todtengrüfte, welche den Paulinerkirchhof umgaben, und machten freundlichen Colonnaden Platz.

Daß unter den Personen, welche seit 1536 noch in der Thomas-, Nicolai- und Neukirche ihr Begräbniß fanden, die Geistlichen voran standen, läßt sich leicht denken. Vornehmlich waren es nach der Reformation (seit 1539) die Superintendenten, welche solche sogenannte Ehrenplätze erhielten. Die beiden Hauptkirchen theilten sich in die Leichen derselben, denn viele der Leipziger Superintendenten waren zugleich Pastoren an der Nicolaikirche, in welche gleich Anfangs die beiden ersten, Dr. Pfeffinger († 1573) und sein Schwager Dr. Salmuth († 1576), begraben wurden, wenn schon Letzterer Pastor an der Thomaskirche war. Doch wurde auch später wiederum der Superintendent Dr. Deyling († 1756), obschon Pastor an der Nicolaikirche, in die Thomaskirche begraben. Das letzte Begräbniß in dieselbe war das des Superintendenten Dr.

Körner († 1785). Seiner Nachfolger Rosenmüllers und Tzschirmers irdische Ueberreste sind die ersten Superintendentenleichen, welche auf unserem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze ruhen. Auch finden sich genug Nachrichten, daß außer den Besitzern von Erbbegräbnissen sogenannte distinguirte Personen, z. B. Bürgermeister, vornehme Kaufleute &c. bis in eine spätere Zeit hinunter in beide Hauptkirchen beerdigt wurden. Insbesondere kamen sonst auch noch die Kirchväter hinein. Auch in der Neukirche mögen die Beisetzungen noch lange fortgedauert haben. Und dann muß ferner noch bemerkt werden, daß, abgesehen von allen im Vorstehenden enthaltenen Ausnahmefällen, der Johanniskirchhof selbst mitunter (während Belagerungen &c.) aufhörte, gemeinschaftlicher Begräbnißplatz zu sein, sowie daß seit 1565 schon auch dem Jacobshospital ein eigener Friedhof eingeräumt war. Noch früher wurden Hospitaliten auch beim Georgenhospital begraben. —

Zur Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse damaliger Zeit mögen zunächst mehrere Citate dienen. In den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland“ (1784), die so großes Aufsehen machten, heißt es: „Die Lebensart in Leipzig ist von jener in den anderen sächsischen Städten sehr verschieden. Es herrscht hier mehr Verschwendung und Luxus, als in Dresden. Man spielt fast in allen Gesellschaften und oft unmäßig hoch. Das hiesige Frauenzimmer ist unthätiger im Hauswesen, als seine Landsmänninnen in den anderen Städten, hat aber mit denselben die Liebe des Putzes und die Koketterie gemein. Selbst unter dem Schwarm der hiesigen Gelehrten giebt es viele Stutzer und Kleinmeister.“ Und in dem „Tableau von Leipzig 1783“ liest man geradezu: „Unsere Städte, die um den Luxus miteinander wetteifern, haben Leipzig den Preis gewinnen lassen. Das erste Haus ist das, welches durch vielen Aufwand die Leute zum Bewundern bringt. Man muß sich nach den neuesten von Frankreich oder England geborgten Moden jährlich ein Dutzendmal kleiden, Bediente und Reitpferde halten, im Wagen nach der jüngsten Mode fahren, Diners und Soupers geben, vor Allem aber auf der Straße figuriren, daß es in die

Augen fällt. Die Leipziger wollen sich stets auf den ersten Anblick auszeichnen und sie sehen auswärts gern, wenn man bald errathet, daß sie Leipziger sind. Die Jugend ist sehr ausgelassen und spricht von Dingen, die über ihr Alter sind. Es ist denn auch zum Sprüchwort geworden: Aus Leipziger Kindern wird entweder etwas Großes oder gar nichts."

Viel Uebereinstimmendes hiermit enthält eine alte Charakteristik der Leipziger, die jedenfalls auch ungefähr aus damaliger Zeit stammt und die wir dem Diezmannschen Buche: „Leipzig, Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart" entlehnen, wo sie sich jedoch ohne nähere Quellenangabe vorfindet: „Es gehört zum Charakter der Leipziger, daß sie immer nur für den Moment besorgt sind und die Plagen der künftigen Stunde dadurch von sich zu entfernen glauben, daß sie die Annehmlichkeiten der gegenwärtigen zu genießen suchen. Ich finde eine große Ähnlichkeit zwischen dem Charakter der Leipziger und dem der Franzosen, bei beiden denselben Leichtsinn, denselben Hang zum Vergnügen, dieselbe Neugier, denselben Spottgeist, dieselbe Poltronerie, denselben Hang zum Glänzenden, mit einem Worte so ziemlich die meisten gleichen Fehler. Wer in Frankreich nur eine kurze Zeit lang sich aufhält und Geld hat, wird allenthalben fetirt, hat er Empfehlungen, so bringt er seine Zeit in Familien angenehm zu; ebenso, wer sich nur etliche Tage in Leipzig aufhält, wird bezaubert von der Höflichkeit, dem zuvorkommenden Wesen, der wenigstens scheinbaren Dienstfertigkeit der Leute und beneidet gewiß die Glücklichen, die immer da leben können. Freilich ist es hier, wie dort, nur schimmernde Außenseite." Endlich stehe hier noch eine Stelle aus den „Vertrauten Briefen über Leipzig" (1787): „Es giebt vielleicht wenige Orte in Deutschland, wo so viel Liebe zur Lecture herrscht, als in Leipzig. An anderen Orten liest nur der bei Weitem kleinere Theil des Publicums und auch dieser nur Liebes-, Diebes- und Mordgeschichten, hier liest Alles, vom Ersten der Stadt bis zur Jungemagd und zum Handwerksburschen herunter. Freilich auch empfindsame Romane die Hülle und Fülle, Schauspiele und

kleine tändelnde Gedichte mehr, als ernste Schriften, aber doch habe ich schon Mendelssohn, Spalding und Robertson und hunderte der besten Schriften — blutwenig Franzosen — in den Händen der Damen gesehen.“ Mag manche Einzelheit aus diesen Urtheilen auch nicht mehr für die Gegenwart zutreffend sein, in den Hauptsachen dürfen sie gewiß jetzt ebenfalls noch Geltung beanspruchen.

Der feine äußere Ton und Schliff, nicht minder wirkliche Bildung, war und blieb den Leipzigern eigen und sei es auch, daß der Göthesche Spruch von dem „Klein-Paris, das seine Leute bildet“ aus dem Munde eines berauschten Studenten kommt — wir werden zu denken haben: In vino veritas! Natürlich „hat die Medaille ihre Kehrseite“; sie hieß zu allen Zeiten Putz- und Vergnügungssucht, Medisance und galante Kurzweil. Die Chronique scandaleuse ist in Leipzig immer reichhaltig in hohem Maße gewesen. Was speciell die damalige Periode anlangt, so lese man nur jene oben citirte Schmähschrift: „Leipzig im Taumel“; mag selbst nur die Hälfte von dem, was der Pasquillant dort erzählt, auf Wahrheit beruht haben, so ist das schon genügend, um auch nach der Schattenseite hin den Namen Klein-Paris für unsere Stadt zu rechtfertigen. — Leipzig stand von je, wie heute noch, in dem vollauf begründeten Rufe, sehr liebenswürdige Frauen und Mädchen zu besitzen. Man hat dieselben gar oft im Allgemeinen eben auch mit den Pariserinnen, die Leipziger Putz- und Kleidermacherinnen dann insbesondere mit den Pariser Grisetten verglichen, während die Leipziger „Stubenmädchen“ und „Jungemägde“ gleichfalls eine hervortretende Eigenthümlichkeit der Stadt waren und sind, denen bekanntlich schon Schiller „schöne Naivetät“ zuschrieb und die in nicht wenigen Romanen des vorigen Jahrhunderts gefeiert wurden.

Um zu „sehen und gesehen zu werden“, ging die feine und schöne Welt Leipzigs (die „ganze“, wie die „halbe“) auch damals, wie früher und später, viel im Rosenthal spazieren und „um's Thor“, d. h. über die Promenaden rings um die innere Stadt. Ein Brief aus Leipzig vom Jahre 1787 besagt u. A.: „Da

wandeln denn nicht blos die adonisirten Herrchen mit süßduftendem Puder und das Heer der Koketten, sondern auch steife Magister, speculirende Philosophen, disputirende Juristen, Officiere, Studenten, Kaufleute in bunter Vermischung, drängen einander, lachen und liebäugeln, machen bösen Leumund und gehen dann mit dem süßen Gefühl nach Hause, mit der anderen schönen Welt auf der Promenade gewesen zu sein." Und weiter noch steht dort: „Man erfährt hier leicht, welche Dame französisch spricht, denn diese Sprache hat das Glück, auf der Promenade laut, sehr laut gesprochen zu werden, deutsch dagegen redet man heimlich, weil es nichts Seltenes ist."

Die im 2. Kapitel erwähnten Vergügungsörter in und außerhalb der Stadt waren in Mode und en vogue auch noch während der Zeit, bei welcher wir nun stehen, in Leipzig selbst vor Allem der (Groß=) Bosesche Garten mit seinen Concerten. Ein sehr charakteristisches solches Concert veranstaltete hier der Cantor Thomas 1800, das von Mittag 1 Uhr bis Mitternacht dauerte und von 1 Uhr an 1⅓ Thaler, von 4 Uhr an 1 Thaler, von 6 Uhr an ¾ Thaler, von 8 Uhr an ½ und von 9 Uhr an ⅓ Thaler kostete. Der Unternehmer ließ auf dem Zettel folgende seltsame Bestimmungen abdrucken: 1) daß Jedermann an diesem Tage in anständiger Kleidung erscheine, keineswegs aber in alltäglicher schmutziger, oder wohl gar werkstättescher Handwerkstracht, widrigenfalls, wenn dergleichen doch versucht werden sollte, so werden diejenigen, und wenn sie gleich richtige Billets vorzeigen, am Eingange des Gartens zurückgewiesen, oder wenn sie sich schon hereingeschlichen haben sollten, von der im Garten herumgehenden Militärpatrouille angehalten und herausgewiesen. In anständiger Kleidung steht es Jedermann, beiderlei Geschlechts, wes Standes und Würden er sei, dem Concert auch bei Tage beizuwohnen frei. 2) Ist zwar bei dieser Assemblée publique, sowie bei allen gesellschaftlichen Zusammenkünften, ein anständiger Scherz und Spaß erlaubt, allein wenn Personen so ungesittet sein sollten, damit in Spott und Beleidigungen auszuarten, die werden sogleich ohn' An=

sehen der Person von der anwesenden Militärpatrouille arretirt und an ihre obrigkeitliche Behörde zur Untersuchung und Bestrafung ausgeliefert. 3) Kann kein Dienstbote beiderlei Geschlechts sich am Eingange des Gartens auf ihre Herrschaft berufen, um in den Garten zu kommen; wenn aber Herrschaften ihre Bedienung gleich mitbringen, so soll ihnen dieses in mäßiger Anzahl frei passiren. Sie dürfen aber nicht im Garten, gleich anderen Herrschaften, herumspazieren, sondern sie müssen auf dem angewiesenen Platze neben der Kegelbahn bleiben, damit ihre Herrschaften, wenn sie solcher benöthigt sind, gleich finden und rufen können. Kinder unter 12 Jahren können ihre Eltern frei mitbringen, keineswegs aber können sie ohne ihre Eltern allein oder mit Dienstmädchen in den Garten gelassen werden."

Von sonstigen derartigen Gartenetablissements, wie das im Bose-schen Garten, nennt „Leipzig im Taumel" besonders noch zwei: die große Funkenburg und das Place de repos. Das „Handbuch für Reisende, die ihren Aufenthalt in Leipzig sich angenehm und nützlich machen wollen" berichtet aus dem Jahre 1792: „Eben ist man noch mit der Erbauung eines großen Gebäudes mit Sälen und Zimmern in einem Garten an der Promenade zwischen dem Thomas- und Barfußpförtchen beschäftigt, wovon der Unternehmer Herr Richter (der aus dem Richterschen Kaffeehause) ist. Es ist in Hinsicht des Planes, für welche Gesellschaften es bestimmt werden wird, noch keine gewisse Notiz gegeben; einstweilen nennt man es Place de repos." Genaueres erfahren wir indeß aus „Leipzig im Taumel"; hiernach wären die beiden genannten Orte vornehmlich es gewesen, wo außer dem Gott Stomachus noch sehr verschiedenen, verführerischen und bedenklichen Gottheiten geopfert zu werden pflegte. Zwischen den Zeilen kann man das auch vielleicht im „Handbuch" lesen, da, wo dasselbe von der Funkenburg schreibt: „Sie hat unstreitig den größten Saal von allen diesen öffentlichen Oertern; auch kann man sich im Sommer in dem sehr weitläufigen und hübschen Garten gar wohl amusiren. Hier ist das Publicum gemischt und gewährt dem Menschenforscher die mannigfaltigste Unter-

haltung." Weiter noch führt unser „Handbuch" auf „den sonst Winklerischen, jetzt von Einsiedelschen Garten an der Wasserkunst, theils im italienischen, theils im englischen Geschmack, mit den vorzüglichsten Fontainen, die Leipzig besitzt; der artigere Theil der Leipziger wählt ihn am liebsten zur Gartenlust und aus ihrer Gesellschaft verdrängt sich dann alle Steifheit, die sich mit dem Gefühle der Natur nicht verträgt; die Aufwartung ist sehr gut und man kann alle und jede Erfrischungen haben" — sodann „den Rudolphschen Garten am Schlosse (wo jetzt das Heinesche Haus Nr. 1. der nach jenem benannten Rudolphstraße steht); er ist nicht unbeträchtlich an Größe und recht gut angelegt; man promenirt durch eine hübsche Allee, unter deren Bäumen recht artige Nischen angebracht sind, zur Abwechslung führt ein Gang auf die Wiesen hinaus; die Meßsonntage findet man einen erstaunenden Zusammenfluß von Menschen, wenn die Witterung nur einigermaßen günstig ist. Ohnmöglich langen die Lauben und Plätze aus, die Fremden alle sitzen zu lassen; wer also nicht gut promeniren kann, muß zeitlicher gehen, um einen Sitz zu bekommen. Zwischen 2—3 Uhr füllt sich der Garten am meisten. Auch ist es nicht möglich, obgleich viel Aufwartung da ist, so schnell unter der großen Menge Gäste herum zu kommen, man darf also nicht verdrießlich werden. Scheint man gar vergessen zu sein, so glaubt man dadurch öfters schneller zu seinem Zweck zu kommen, wenn man selbst nach der Küche gehet und sich seinen Kaffee oder sein Bier holt" — drittens „den Reichischen (später Kupferschen) Kaffeegarten am Ranstädter Thore, einen der besseren Orte, wo man ohne Bedenken erscheinen kann; hier schenkt man das Tremnitzer Bier, ein angenehmes Getränke" — viertens „die Milchinsel, die besonders vom Herbst an bis in die Mitte des Frühlings von gewählterer Gesellschaft besucht wird" — fünftens „das Fregesche (später Schimmelsche) Gut, das jetzt dem Kaufmann Jauch gehört; es liegt vor dem Floßthore und wird sehr gern von den Leipzigern besuchet, weil man sich hier gleichsam wie auf dem Lande befindet, und während daß man hier ist, die Freuden der ländlichen Natur, da

man dem Geräusche der Stadt entflohen zu sein scheint, wie ein zweites Leben genießt. Kaffee, Milch und was sonst die frugale Wirthschaft vermag, werden sehr billig von dem Pachter abgelassen" — endlich sechstens noch „das vorderste und hinterste Brandvorwerk (später Gosenthal und Feldschlößchen) mit einer höchstens bis zur Mittelclasse gehenden Gesellschaft, aber mit guten Bieren."

Was Ausflüge nach benachbarten Dörfern anlangt, so lesen wir in unserem Handbuch: „Gohlis, ein angenehmes Dörfchen mit zwei Schenken; die eine liegt am Ende des Rosenthals (früher Wasserschenke, jetzt Waldschlößchen), die andre in der Mitte des Dorfes (Oberschenke). In dem Garten der ersteren findet man an den Morgen und Abenden im Sommer die besten Familien; man lebt da dem Orte angemessen, ganz in der Einfalt ländlicher Sitte; in die zweite Schenke gehen die niederen Classen des Volkes männlichen und weiblichen Geschlechtes. Gohlis ist gut gebaut und seine Straße sogar gepflastert. Es ist der Lustort für den Leipziger und viele Familien wohnen sogar den Sommer mit den Ihrigen hier. Schön ist das Lustschloß, das vom Rosenthale aus einen so schmeichelhaften Anblick gewährt und mit vielem Geschmack erbaut ist. . . Von Gohlis liegen eine halbe Stunde entfernt Meckern (Möckern), Wahren, Stahmeln, drei Dörfer, die nur wegen des angenehmen Spaziergangs einiges Ansehen haben, übrigens mehr von den niedrigeren Volksclassen besucht werden. . . Entritzsch (dreiviertel Stunden weit), zum Hallischen Thore hinaus, hat sich durch sein Weißbier, Gose genannt, bekannt gemacht. Nicht jedem kann es gefallen, in einer zwar großen, aber niedrigen Stube zu sitzen, wo das Ausdünsten des Bieres, der Tabaksdampf und der Gedrang der Menschen Ungemächlichkeit giebt, was Anderen wieder Vergnügen macht. Es ist im Ganzen genommen mehr ein Volksort und wird zu jeder Jahreszeit besucht. . . Schönefeld (eine halbe Stunde weit), zum Grimmaischen Thore hinaus, ist nicht mehr ein Ort für das allgemeine gesellige Vergnügen, sondern interessirt nur dadurch, daß hier den Sommer über verschiedene Familien aus der Stadt zu wohnen pflegen. . . Unter den Kohlgärten (gleich hinter

dem Kohlgärtner- oder Hinterthore) versteht man eine ganze Strecke von kleinen aneinander grenzenden Dörfern, wo nur allein die niedrigeren Volksclassen ihr Vergnügen suchen. Der einzige Kuchengarten wird auch von den vornehmeren Einwohnern Leipzigs besucht; man trinkt seinen Kaffee, Bier, und ißt Kuchen, der hier eine gewisse Liebhaberei ist. . . Stetteritz (Stötteritz), über eine Stunde weit, ebenfalls zum Grimmaischen Thore hinaus, ist ein schönes Dorf, aber kein Aufenthalt für das allgemeine Vergnügen der Leipziger galanten Welt. Der Thonberg und die Straßenhäuser sind Oerter nur für das Volk. . . Connewitz (zum Petersthor hinaus und eine Stunde weit) war ehedem durch die Wenzelsche Wirthschaft sehr celeber, jetzt, da diese aufgehört hat, strömt die Zusammenkunft nach Raschwitz, eine Viertelstunde weiter. Kaufleute, Gelehrte und all' die höheren Classen findet man hier mit ihren Dames. Dies Vergnügen ist zu jeder Jahreszeit frequent. Im Sommer divertirt man sich in dem mehr angenehmen, als großen Garten. Herbst und Winterszeit faßt die Gesellschaft ein allgemeiner Saal, und wer in einem geschlossenen Cirkel sein will, verfügt sich in einzelnere Stuben. Wer artig zu sein weiß, dem wird es, sich zu attachiren, nicht schwer werden, und er wird finden, daß der Vorwurf, als wenn es hier etwas zu steif zuginge, ungegründet ist. Viele Menschen wissen nicht, was die billigen Gesetze eines wohlangemessenen Anstandes erheischen, und pflegen in ihren Forderungen sehr unbescheiden zu sein. Sonntags ist es immer sehr voll; auch in den Wochentagen, Sonnabends ausgenommen, wird man selten ganz ohne Gesellschaft sein. Weil der Weg etwas weit ist, so fährt oder reitet man dahin. . . Das gleich dahinter liegende Etsch (Oetzsch) ist nur ein Volksort. Dahinter wiederum liegt Stetteln (Städteln), das einen schönen Garten mit angenehmem Park hat, aber gewöhnlicher Weise nicht als Gesellschaftsort besucht werden kann. . . Zöbiker (Zöbigker) hat einen der schönsten Gärten hiesiger Gegend und ist seit einiger Zeit wegen der guten Bedienung zum Lieblingsplatz der angeseheneren Familien gemacht worden. Es liegt ziemlich zwei Stunden weit

von der Stadt. . . Delitz (Dölitz), hinter Connewitz, ist wie eine kleine Colonie, die die Leipziger angelegt haben, und der am meisten bewohnte ländliche Aufenthalt der Vornehmeren. . . Schleußig ist durch seinen Garten angenehm und hat Sommerszeit (und Winters auf dem Eise, wenn die Wässer gefroren sind) immer auch seinen Anhang aus dem gewählteren Theile der Leipziger Welt. . . Lindenau (eine halbe Stunde weit), zum Ranstädter Thore hinaus, wird wegen seines guten Bieres von der Mittelclasse besucht. . . Plagewitz (Plagwitz) hat sich, seitdem aus ihm jene unbescheidenen Liebesgötter haben flüchtig werden müssen — (beiläufig: von Gautzsch erzählt „Leipzig im Taumel" dasselbe) —, in seiner Moralität sehr gebessert und macht sich nun einsamerer, aber desto besserer Vergnügen würdig."

Unter den Restaurationen und Kaffeehäusern in den Straßen der inneren Stadt behauptete den früheren Rang noch das „weltberühmte" Richtersche in Dufour's Haus auf der Katharinenstraße. Schiller schrieb bald nach seiner Ankunft in Leipzig: „Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richters Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammenfinde und meine Bekanntschaften erweitere." Und in den um dieselbe Zeit geschriebenen „vertrauten Briefen aus Leipzig" heißt es: „Unter den Kaffeehäusern nimmt das Richters den ersten Platz ein. Hier ist alles Magnificenz von Madame an, welche wie ein Idol von den jungen Stutzern verehrt wird, bis zu Monsieur; aber man muß diese Magnificenz theuer bezahlen. In den Messen braut man hier Punsch, dazu läßt Herr Richter ein Liedchen drucken, welches von der ganzen Gesellschaft feierlichst abgesungen wird und das heißt dann — Punch royal! Der Saal ist dann so voll, daß man darin ersticken könnte." Wie wir schon bemerkten, war es Richter der Sohn, der zugleich auch das Place de repos mit dem dahinter gelegenen Kasinogarten anlegte. — Nachträglich wollen wir hier aber doch auch noch des „Kaffeebaumes" auf der Fleischergasse gedenken, des Hauses, in welchem 1694 die erste Kaffeeschenke Leipzigs errichtet worden war und wo Kurfürst August

der Starke die erste Tasse Kaffee getrunken hatte. Für diesen damals noch neuen Genuß schenkte der König von Polen dem Besitzer das noch jetzt über der Thüre befindliche Steinbild, das damals freilich reich vergoldet war. Interesse hat das Haus an sich für Manche wohl auch dadurch, daß Kotzebue eine Zeit lang den zweiten Stock bewohnte. „An der Schwelle des Jahrhunderts" war es wirklich noch Kaffeehaus, später wurde ein Bierhaus daraus. — „Leipzig im Taumel" nennt drittens auch schon das „Classigsche Kaffeehaus" im Anker auf der Hainstraße, doch scheint dasselbe erst später (in anderem Local) recht in Aufnahme und in Glanz gekommen zu sein, denn wir lesen in jener Schrift: „von dem Richterschen bleibt es nur ein ganz schwacher Schatten und kommt mir gerade vor, wie eine etwas mehr als gewöhnlich große Bierkneipe. Dem, der hier Unterhaltung sucht, wird die Zeit lang, denn wer nicht selbst spielt (und deren sind leider nur wenige hier), sieht wenigstens dem Spiele zu. Man setzt sich hin, schluckt ein, zwei Bouteillen Bier, einer nimmt dem andern das Geld ab und nach 11 Uhr geht man wieder zu Hause." Zunächst dem Richterschen stand damals das Beyersche Kaffeehaus im Brühl, jenem vis à vis (im „goldnen Apfel", jetzt das Café Geßwein), „wo man etwas wohlfeiler, und doch wirklich gut lebt, auch immer eine gewähltere Gesellschafft antrifft". Und außerdem fand man auch im Schmeilschen Kaffeehause auf der Petersstraße „recht artige Unterhaltung in der Gesellschaft gesitteter Studirender und artiger Kaufmannsdiener" u. s. w.

„Nichts findet man — so heißt es an einer späteren Stelle der hier citirten Schrift — in Leipzig häufiger, als sogenannte Weinkeller. Statt über der Erde zu bleiben, geht man lieber unter dieselbe und schluckt elenden Wein und faule Dünste hinunter. Doch hört man aus diesen Grüften heraus nicht so arg das Gebrüll betrunkener Wüstlinge und dann dankt der bessere Mensch für die Einrichtung solcher Gräber. Einigen von ihnen hat man den Namen der Italiener=Keller gegeben, weil meistens italienische Kaufleute ihr Unwesen darin treiben. Füglicher sollte man sie

Giftkeller nennen, denn hier wird wohl so leicht kein reiner Tropfen geschänkt und schon so Mancher trank sich hierselbst einen siechen Körper auf lange Jahre hinaus. Noch ist ein besonderer Weinkeller vorhanden, der dem Rathe eigenthümlich gehört und welcher dadurch schon vor allen übrigen den Vorzug erhält, weil kein verfälschter Wein darin geduldet wird. Die jetzige Pachterin ist Madame Stade (Schwiegermutter des Freischuldirectors Plato"). Noch einen zweiten solchen Keller führt „Leipzig im Taumel" namentlich auf, und zwar als einen Platz ganz aparter, das Licht des Tages scheuender Freuden, den Siolischen Keller, doch scheint dieser Name ein vorgegebener gewesen zu sein. — Der Wirth in „Auerbachs Keller" war damals (1799) Dominico di Pietro Mainone.

„Mit den hiesigen Hotels — schreibt unser Gewährsmann weiter — sieht es jetzt sehr kläglich aus. Der blaue Engel (auf der Petersstraße, jetzt Hotel de Russie) ist aufgehoben, das Joachimsthal (auf der Hainstraße) seinem Ersterben sehr nahe, das Hotel de Baviere (in der Petersstraße, damaliger Wirth ein gewisser Steiner) nur für solche zu empfehlen, die schlecht bedient sein und sich prellen lassen wollen, die Stadt Berlin (Ecke der Klostergasse, gegenüber der damaligen Post) kaum einer vorübergehenden Erwähnung werth, und das Hotel de Saxe (ebenfalls auf der Klostergasse) das einzige noch, das man wirklich respectabel nennen kann. Die Periode, in welcher die Emigrirten vor einigen Jahren haufenweis zu uns heraus strömten, gab allen hiesigen Gasthäusern, und namentlich dem Hotel de Saxe, einen ganz neuen ungewohnten Schwung, und die feisten Aebte trugen das Ihrige nicht minder dazu bei, daß die Wirthe ihre alten Schulden tilgten. Die geistlichen Herren liebten die Ruhe, und da eben damals sehr wenig Ruhe in Leipzig war, so mußten sie, um nicht aus der Routine zu kommen, die ihrige sehr theuer erkaufen. Manchem frommen Abbé kostete die Ruhe eines Tages und einer Nacht oft mehr noch, als jetzt das ganze Beichtgeld ausmacht, das ein Leipziger Honoratior seinem Seelsorger jährlich entrichtet, und unter einem Ducaten kam wenigstens keiner davon. Mit wieviel bangen Seufzern

wünschen die hiesigen Hotelisten diese goldene Periode zurück. Vor allen anderen aber hatte das Hotel de Saxe das öftere Glück eines unter diesen Umständen nicht seltenen vornehmen Besuchs, und Fürsten, Kurfürsten und Grafen nahmen meistentheils in diesem Hause Quartier. Die Summen, welche dadurch gewonnen worden sind, müssen beträchtlich sein. Allein ich wüßte auch weit und breit unter den öffentlichen Häusern keines, in welchem man so bequem, so reinlich und kommode wohnen könnte, und in welchem man in jeder Hinsicht eleganter, angemessener und prächtiger bedient würde, als eben in diesem. Die Stuben sind geräumig, schön ausmeublirt und zu jeder Bequemlichkeit ganz vortrefflich angelegt. Die Marköre und Lohnbedienten sind abgerichtet, wie die Jagdhunde, und es ist, als witterten sie schon den entferntesten unserer Wünsche. Die Messe über wimmelt dieses Haus von vornehmen Herrschaften, und des Abends wird auf dem Saale offene Tafel mit Musik gehalten — ein Vergnügen, dem selbst viel hiesige Kaufleute beiwohnen und das ich jedem empfehle, der Lust hat, ungenirt zu speisen. Alles ist heiter und vergnügt, von steifem Wesen sieht man hier gar nichts, und oft werden ein adeliger Baron und ein armer Student bei dieser Gelegenheit die innigsten Freunde. Dies Vergnügen verdankt man lediglich dem Geiste des Wirthes. Die Mittagstafel ist schon etwas steifer, doch nirgends kann man kostbarer speisen, als hier, und am Weine wird selbst der Rheinländer zum Zweifler, wo er ihn besser getrunken habe, ob in seinem Vaterlande oder in Leipzig bei Ernsten. Das Einzige will ich noch zur Empfehlung dieses Ortes hinzufügen, daß man sich durchaus nicht über Prellereien beklagen darf. Auch wurden hier zuweilen des Winters Bälle gegeben; da sie aber meistens sehr unruhig abgelaufen sind, so werden sie vermuthlich in der Folge unterbleiben. Was allein dem Hotel de Saxe schadet, ist die wenige Stallung, ein Hinderniß, woran so manche durchreisende Herrschaft sich stößt. Das Hotel de Baviere ist in dieser Hinsicht besser bedacht. Nie habe ich einen feineren und artigeren, nie einen offeneren, aufgeklärteren und gefälligeren Mann gefunden, als wirklich

Herr Ernst ist. Ganz ist dieser geschmeidige Mann zum Wirthe geboren, und vergebens wird man in halb Deutschland noch seines Gleichen suchen. Durch ihn kam das Hotel in Aufnahme, und ob er gleich nur mit sehr Wenigem anfing, so hat er doch jetzt fast alle seine Schulden getilgt, macht ein ansehnliches Haus und zeigt sich seinen Gästen beim Frühstück als den heitersten und unterhaltendsten Mann. In dem Streben nach Verbesserung hat ihn zugleich seine vortreffliche Gattin auf das Thätigste unterstützt und ihr verdankt er die Aufrechterhaltung seiner Wirthschaft."

Von Gasthöfen mittleren und niederen Ranges waren damals die bekanntesten: der „Helm" vor dem Petersthor (jetzt Hotel de Prusse), der Poststall vor dem Grimmaischen Thore („besonders für diejenigen, die des Nachts mit Extrapost ankommen und sich nicht lange aufhalten wollen"), der „Heilbronn", die „goldene Eule", und die „drei Schwanen" auf dem Brühl, das „goldene Sieb" auf der Halleschen Gasse (worin 1618 die gräßliche Geschichte sich zutrug, die Zacharias Werner in seinem „24. Februar" auf die Bühne brachte), der „Rosenkranz" in der Nicolaistraße (sonst die „Wittenberger Herberge", wo Luther abstieg, als er sich auf den Reichstag nach Worms begab), die „goldene Gans" an der Ecke der Hainstraße (wo jetzt die „Tuchhalle" steht), endlich das „goldene Herz" auf der Fleischergasse (damals und noch bis ins 19. Jahrhundert hinein das gewöhnliche Absteigequartier der fahrenden Künstler und Schauspieler) u. s. w.

Geschlossene Gesellschaften, zu denen wir nun übergehen, konnten wir im 2. Capitel nur erst ein paar nennen; seit jener Zeit aber waren hinzu gekommen: 1776 die Harmonie; „sie besteht — so heißt es in dem „Handbuch für Reisende" aus dem Jahre 1792 — aus 100 Personen, wovon die Hälfte Gelehrte und Künstler, die andere Hälfte Kaufleute sind. Ihr Endzweck ist nebst dem gesellschaftlichen Vergnügen, auch vorzüglich hiesige Arme durch milde Beiträge zu unterstützen, in welcher Rücksicht jährlich zwei Convente gehalten und dabei ansehnliche Collecten für die Armuth gesammelt werden. Ihre täglichen Versamm-

lungen sind seit Michaelis 1791 in der 1. Etage des freiherrlich Hohenthalschen Hauses auf der Petersstraße, und es steht in der Wahl eines Jeden, sich entweder einen Zeitvertreib, um sich blos zu zerstreuen, zu wählen, oder seinen Geist auf eine andere Weise zu beschäftigen. Für den ersten Fall hat er alle erlaubten Kartenspiele, Billard 2c., für den letztern kann er sich mit Lesung der vorzüglichsten Journale unterhalten; auch steht ihm eine der Gesellschaft eigenthümliche Bibliothek zu seinem Gebrauch offen. Man lebt hier in einer gewissen edlen Vertraulichkeit." Im October 1790 wurde sodann die Ressource eröffnet. „Sie besteht aus 131 Mitgliedern. Nur Gelehrte, Personen, die in angesehenen öffentlichen Aemtern stehen, Künstler und wirklich handelnde Kaufleute können darin aufgenommen werden. Acht aus den Mitgliedern erwählte Personen sind ihre Vorsteher, zu Bestreitung der nöthigen Kosten zahlt jedes Mitglied jährlich 5 Thaler, der Versammlungsort ist auf Hrn. Richters Kaffeehaus in der Katharinenstraße, und zwar hat die Gesellschaft die ganze 2. Etage im Besitz. Es ist täglich Zusammenkunft, ohne daß Jeder täglich zu erscheinen verbunden ist. Man divertirt sich mit jedem Kartenspiele, das die Gesetze erlauben. Ein, auch zwei Zimmer sind für die Dames bestimmt, doch können sich auch Mannspersonen darin aufhalten und sich zu Spielpartieen engagiren: nur wird man da des Tabakrauchens sich enthalten. Wer einen andern Zeitvertreib, als das Spiel sucht, kann sich an die periodischen Schriften, Zeitungen 2c. halten, darf sie aber nicht mit nach Hause nehmen. Mittwochs wird gewöhnlich warm gespeist. Auch werden öfters Bälle gegeben." Drittens ist die Societät zu nennen, die schon seit 1772 bestand, „eine Gesellschaft von 120 Personen, wozu Gelehrte, Künstler, Personen, so in öffentlichen Aemtern stehen, wirklich handelnde Kaufleute, auch Buchhalter und Handlungsdiener Zutritt haben. Sonntags, Donnerstags und jeden Festtag kommen sie zusammen. Zur Unterhaltung dient die Bibliothek, periodische Schriften, Zeitungen, musikalische Instrumente, Billard und Karten. Der Ort ihrer Versammlung ist ebenfalls auf Hr. Richters Kaffeehause." —

Als geschlossene Gesellschaft darf wohl auch noch der sogenannte große oder Gewandhausball betrachtet werden, „dessen Theilnehmer sich aus den bürgerlichen Classen einheimischer Gelehrten und Kaufleute zu diesem Zwecke durch eine Subscription vereinigen. Es ist dazu ein sehr schöner Saal im Gewandhause eingerichtet, der nicht allein mit aller Bequemlichkeit versehen, auch noch von Oeser eine der schönsten Zierden erhalten hat. Von Michael bis Advent, und von Weihnachten bis zur Fastenzeit wird dies Vergnügen unterhalten und Freitags ist der dazu bestimmte Tag. Wer nicht tanzt, kann sich mit Kartenspiel beschäftigen, wozu ein eigenes Zimmer bestimmt ist, von welchem man die Tänzer übersehen kann. Um 6 Uhr wird der Ball eröffnet und man tanzt bis gegen 9 Uhr, wo man alsdann im großen Concertsaal speist. Nach 10 Uhr hebt der Ball wieder an und dauert so lange, als es der Gesellschaft gefällt." Uns scheint in dieser Schilderung freilich nicht recht der so eigen exclusive Charakter der „Gewandhausbälle" betont zu sein. — Oeffentliche Bälle gab es damals noch so ziemlich gar nicht, es fehlte ja auch an den nöthigen großen Sälen dazu. Dafür wurde in Bier- und Kaffeehäusern und Herbergen, ja selbst in Kellern, Tanzmusik abgehalten für das die betreffenden Orte besuchende Stammpublikum und ihre weibliche Verwandtschaft oder Bekanntschaft, und ebenso gab es die „Tanzstunden" der verschiedenen Lehrer, zu denen immer schon nicht blos die „Scholaren", sondern auch „Ausgelernte" Zutritt hatten.

Daß im Jahre 1776 hier eine zweite Freimaurerloge, Balduin, entstand, sagten wir schon im 2. Capitel; sie vertauschte 1783 ihrem Namen mit dem „zur Linde", nahm späterhin aber auch ihren ursprünglichen Namen wieder an und hieß nun also „Balduin zur Linde." Eine dritte Loge, gleich der Mutter Aller Apollo genannt, trat erst nachmals ins Leben, während eine vierte „die aufgehende Sonne" bald wieder unterging. Nur die Loge Minerva zu den 3 Palmen hatte in jener Zeit schon ihr eigenes Haus (seit 1779, s. oben). Den Garten dabei ziert ein dem 1783 verstorbenen Arzte und Dichter Dr. Fr. Andr. Gallisch ge-

widmetes Denkmal, das lange Zeit wegen seiner räthselhaften Inschrift einen besonderen Ruf besaß. Das einfach griechische Wort χαῖρε (sei glücklich! lebe wohl!) nämlich, in altgriechischen Schriftzeichen auf eine Urne gegraben, galt lange für Runenschrift und verursachte den gelehrten Forschern viel Kopfzerbrechen.

Was alte Volksfeste der Leipziger anlangt, so machte die Periode, bei der wir jetzt stehen, zweien derselben den Garaus, weil die dabei eingerissenen Mißbräuche und Ausschweifungen die Behörde zum Einschreiten nöthigten. Wir sprachen vom „Johannismännchen", einem Palladium unserer Stadt, von dem man Abwendung aller Landplagen erwartete. Deshalb wanderte man am frühen Morgen des Johannistages in Schaaren zu dem Männchen vors Grimmaische Thor, aber es kamen mit der Zeit bei jenen Wallfahrten so grobe Unsittlichkeiten vor, daß endlich das Ausstellen der Puppe verboten werden mußte (1786). Freilich bewirkte dieses Verbot zunächst nur, daß die Wallfahrer sich ein anderes Ziel wählten. Man zog weiter ins Freie hinaus, zu einer unscheinbaren Quelle in der Nähe des Thonbergs (dem sogenannten Gesund- oder späteren Mariabrunnen), lagerte sich auf den Feldern und Rainen umher und trank, aß, kurz extravagirte nun auch hier nach jeder Richtung. Seit vielen Jahren schon ist indessen auch diese Johanniswanderung außer Gebrauch gekommen, es hat sich aus ihr aber die schöne Sitte entwickelt, am Johannistag nach dem Friedhof zu pilgern und die Gräber reich mit Blumen zu schmücken. Davon seiner Zeit mehr.

Die zweite jener eingegangenen Volkslustbarkeiten war das Vogelschießen im August, auf der großen Wiese vor dem Frankfurter Thore, die heute noch die Vogelwiese heißt und auf welcher eine Woche lang eine Zeltstadt stand, in der Tag und Nacht gezecht, gespielt u. s. w. wurde. Der Unfug, den man da trieb, führte ebenfalls ein Verbot herbei, und zwar im Jahre 1785. Schriftsteller aus jener Zeit versichern, es sei ein wahres Bacchanal gewesen, das regelmäßig mit einer allgemeinen Schlägerei endigte. Auch hier indeß bewirkte das Verbot Anfangs nichts, als daß man die Feier des Festes an einen anderen Ort verlegte, auf die weiter

entfernte Wiese, genannt die Bürgeraue oder Burgaue. Auch hiervon später noch.

Wie das 2. Capitel, so schließen wir jetzt auch das 4. mit verschiedenen einzelnen Notizen und Betrachtungen.

Die öffentliche Gottesverehrung anlangend, so berichten uns damals Lebende, daß es mit ihr gerade so gehalten wurde, wie bei uns. „Das nach der Moral beschriebene galante Leipzig" (Eleutheropolis 1769) theilt die Kirchengänger in eben die drei Classen, die wir auch unter uns finden: in die Erstlinge von Dauer, die den Gottesdienst Anfang bis Ende abwarten, in Halbchristen, die erst dann kommen, wenn die Predigt beginnen soll, und in Spätlinge, die nur im Vorbeigehen einmal in das Gotteshaus gucken. Dasselbe Buch erzählt, daß die junge Männerwelt die Frauenstühle förmlich belagere, während die für sie bestimmten Emporkirchen leer ständen; es tadelt die Unart, sogleich nach dem „Amen des Predigers" unter Gepolter aus der Kirche zu stürzen, wie wenn Feuer wäre u. s. w.

Auf der Gallerie des Reitstalles erblickte man damals zu jeder Zeit eine nicht geringe Anzahl Zuschauer beiderlei Geschlechts, die stattlichen Ritter zu bewundern (vgl. Große).

Während der Messen sind die herumziehenden Aerzte und Quacksalber, die Marktschreier, Gaukler und Luftspringer, die Glücksbüdner, Bänkelsänger u. s. w. besonders auf dem Roßplatz und in der Grimmaischen Gasse zu finden, sie nehmen sogar die Stadttambours in Sold, um durch deren Wirbeln die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen. Damit übrigens Alles fein ordentlich zu gehe, so sitzt in jeder Spielbude ein Rathsdiener zur Aufsicht.

In jener Zeit las man auch die Firma: „Allhier unterrichtet man vierfüßige Jugend" an der Wohnung zweier alten Jungfern, die sich mit der Dressur von Hunden beschäftigten. Man zahlte für Kost und Unterricht monatlich einen Louisd'or.

Das Leipziger Studentenleben zeichnete sich schon immer, wie wir auch bereits im 2. Capitel sagten, durch größere Feinheit der Sitten und äußeren Lebensformen aus, als sie die meisten anderen Universitäts-

städte besaßen. Natürlich kamen aber trotzdem genug Streitigkeiten und Raufereien vor, und zwar nicht nur Duelle unter den „akademischen Bürgern" selbst, sondern nicht minder Feldzüge gegen die 24 geharnischten Stadtknechte, Zwistigkeiten mit der Thorwache wegen des Thorgroschens, sowie Rencontres mit Bürgern und Innungsgenossen wegen Betretens der „breiten Steine" in Mitte der Straßen. Daß die Leipziger Studenten von je besonders regen Verkehr mit dem anderen Geschlecht pflegten, besagt schon der alte Vers:

„In Leipzig sucht man nur bei Mädchen sein Vergnügen,
In Jena will man stets vor blanken Klingen liegen u. s. w."

Oder:

„Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Halle mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen."

Dieselbe Classe von Frauenspersonen, die ehemals sogar in die Collegienhäuser eingeschleppt wurden, finden wir jetzt Abends auf den Straßen herum patrouilliren, in Kaffeeschänken eingenistet und namentlich bei öffentlichen Lustbarkeiten, wie das Vogelschießen, zu ganzen Schaaren versammelt. Unstreitig sollte wohl auch die in diesem Zeitraum eingerichtete Gesindeexpedition der willkürlichen Anwesenheit arbeitsloser Frauenzimmer steuern. Von nun an mußte sich jeder Dienstbote bei Veränderung seiner Herrschaft, mit Zeugnissen versehen, auf jenem Bureau melden, und eben so war die Herrschaft verbunden, jede Annahme oder Entlassung von Dienstboten dort anzukündigen.

Die alte „Baderei" am Ranstädter Thore (zuerst erbaut 1561, wieder hergestellt 1690) wird 1785 ihrer früheren Bestimmung ganz enthoben, die Gemächer zu Wohnungen eingerichtet und die Badeanstalt in die Pleiße verlegt. — Die in der Neujahrsnacht 1758 abgebrannte schwarze Wasserkunst (zum Unterschied von der rothen) wurde erst nach einem nicht völlig gelungenen Plane vom Bruder des würdigen Gellert, später (1798) durch den Kunstmeister Dähne wieder neu erbaut. — 1797 errichtete man in der Sandgrube ein großes, feuerfestes Gebäude, nicht nur für Feuerarbeiter,

Rothgießer u. s. w., sondern auch zum Firnißsieden für Buchdrucker, um dadurch in der Stadt und den Vorstädten der bei jenen Arbeiten leicht möglichen Feuersgefahr vorzubeugen. Damals ließ in der Sandgrube auch der Baumeister Ludolf Hansen eine Braunkohlengräberei anlegen, die aber nach seinem Tode (1803) wieder einging.

Der prächtige Wald mit uralten Eichen, Buchen und anderem Laubholz, der sich im Westen von Leipzig hinzieht, erstreckt sich, wie Jeder weiß, meilenweit. Freilich aber kennen und kannten auch damals die meisten Leipziger von ihm nur den kleinen Theil, der unmittelbar an die Thore ihrer Stadt angrenzt. „Das wilde Rosenthal", wie der naturwüchsige Theil des Waldes heißt, wird nicht von Vielen betreten. Allerdings entwickeln sich hier einige Unannehmlichkeiten, die übrigens im „zahmen Rosenthal" nicht minder schon vorkommen. Der wilde Knoblauch überzieht große Bodenstrecken und duftet überstark, im Frühling unerträglich, Fliegen, Mücken und Schnaken bethätigen nach Ueberschwemmungen eine kaum glaubliche Zudringlichkeit, und unter den Lebensmüden der nahen Stadt besteht eine unangenehme geheime Verabredung, den freiwilligen Schlußact ihres Daseins ins Rosenthal zu verlegen. Nicht Jeder verträgt es, Schneeglöckchen oder Maiblumen zu suchen und einen Erhängten oder Erschossenen zu finden. Es ist in der That mit dem Rosenthal, wie, wenigstens früher, mit der „heiligen Brücke" auf den Nonnenwiesen, von wo die meisten derjenigen Selbstmörder, welche eine nasse Todesart vorzogen, ins Wasser der Elster hinabzuspringen pflegten. Seitdem die Stadt sich mit ihren Häusern und Anlagen nun aber bis dicht zur „heiligen Brücke" schon ausgebreitet hat, scheint dieselbe bei jenen Unglücklichen nicht mehr in der früheren Gunst zu stehen. Im Rosenthal lag auch den 8. October 1774 irgendwo eine Leiche am Boden. Der sich unter dem herbstlich gefärbten Blätterdache erschossen hatte, war ein bekannter Mann gewesen. Er hatte sich Oberst von Steinbach genannt und für den Sohn eines französischen Prinzen ausgegeben, aber schon vor seinem Tode wußte man, daß der Name Johann Georg Schröpfer oder Schrepffer, unter dem er in einem preußischen Husarenregi-

mente gedient und in Leipzig eine Kaffeewirthschaft gehalten hatte, sein richtiger Familienname sei. War dieser Mann, für den in Sachsen nach seinem Tode eine wahre Begeisterung erwachte, ein Betrüger, war er ein Schwärmer, oder war er, bewußt oder unbewußt, ein Werkzeug Anderer für die Erreichung gewisser politischer Zwecke? Diese Fragen entstehen nicht blos bei ihm, sondern überhaupt bei allen Adepten des vorigen Jahrhunderts. Schröpfer soll als Agent der Jesuiten seine Geisterbeschwörungen unternommen haben. Er entsetzte den preußischen Hof und ganz Berlin, als er den Tod einiger bekannter Persönlichkeiten vorhersagte und mehrere seiner Prophezeihungen eintrafen. Er trieb sein Spiel aber zu dreist und zu plump, weshalb seine Beschützer sich von ihm lossagten und ihn in Armuth gerathen ließen.

Ein Jahrzehnt nach ihm stand auf dem Felde der Religion ein anderer Herold und wunderlicher Heiliger auf, Mag. Gottfried Leberecht Masius, der 1784 in ominöser Verbindung mit dem hier lebenden Exjesuiten Grossing seine Glückseligkeitslehre predigte und eine allgemeine Religionsvereinigung zu stiften trachtete. Es ist aber jetzt noch kaum etwas Weiteres von diesem Einfall zu sagen, als daß er wenigstens damals mehrere Federn in Bewegung gesetzt hat.

Von großen, todeswürdigen Verbrechen jener Zeit nennen wir hier nur den an einem fremden Juden von unbekannter Hand in einer der Lauben des Place de repos verübten Raubmord. Der Erstochene war Juwelenhändler und im Besitz werthvoller Edelsteine gewesen, die Thäter sind nie ans Licht gekommen, offenbar hatten sie den Juden unter dem Vorwand, mit ihm einen Handel abschließen zu wollen, an erwähnten Ort zu locken gewußt. Die Geschichte machte damals in Leipzig das außerordentlichste Aufsehen.

Aber wenden wir uns von diesen düstern Bildern einem harmloseren und vergnüglicheren Anblick zu! Vielleicht eine der bekanntesten und populärsten Persönlichkeiten unserer Stadt war in jenen Jahren der Professor der Rechte Christian Rau, hier geboren 1744, seit 1775 Professor, seit 1793 Domherr zu Naumburg (sowie seit

96 auch zu Merseburg), 1809 Prälat geworden und 1818 gestorben. Als Mann der Wissenschaft zwar weniger hervorragend, mußte er im Leben als eines der ausgeprägtesten und humoristischsten Originale gelten, die es wohl je gegeben hat. Noch heute cursiren im Munde des Volkes eine Menge der schnurrigsten, oft freilich auch derbsten Anekdoten, deren Held kein Anderer gewesen ist oder sein soll, als der Herr Professor. Keinesfalls darf der Name Rau in unserem Buche fehlen, wenn wir auch Weiteres über ihn einem der folgenden Capitel vorbehalten müssen.

Hier stehe schließlich noch die eine geschichtliche Bemerkung: Am 1. Januar 1801 ward in unserer Stadt der Anfang des neuen Jahrhunderts festlich begangen. Vorher war weder hier, noch anderwärts eine solche Säcularfeier abgehalten worden, vielleicht nur deshalb, weil immer schon Zweifel sich geltend gemacht hatten, ob dieselbe am ersten Tage des hundertsten oder hundert und ersten Jahres zu begehen sei. Die Gegenwart kennt ja ebenfalls noch den alten Streit. Als Beitrag zu dem auch am Ende des 18. Jahrhunderts darüber entstandenen gelehrten Disput ließ die Leipziger philosophische Facultät ein eigenes Gutachten über die Frage verfassen, welches der hiesige Professor Hindenburg abgab, dahin lautend, daß der Tag der Feier Neujahr 1801 sein müsse.

Fünftes Kapitel.

Leipzig während der Napoleonischen Kriege.

„Ein scharfsichtiger Franzose soll bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution (1789) geäußert haben, diese Revolution würde die Reise um die ganze Erde machen. Daß sie die Veranlassung gab, daß Engländer anfingen, die Leipziger Messen zu besuchen, wird nicht befremden. Aber wer hätte ahnen sollen, daß Leipzig binnen einer Zeit von sieben Jahren das Unglück haben sollte, drei Mal die Folgen jener voraus verkündigten Reise zu empfinden? Und gleichwohl war das leider der Fall!"

So schrieb der alte Dolz und wir werden uns dabei auch der Schlußworte des Mottos für unser Buch zu erinnern haben: „Nur ein Schatten schwebt über der Stadt, wie ein boshaftes Angebinde, welches eine böse Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend sie im Lande liegt, sie gilt den Gewaltigen des Kriegs für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiste auszukämpfen. Jeder deutsche Krieg faßt sie mit eiserner Hand."

In der That, auch die drei großen Feldzüge Napoleons von 1806, 1809 und 1812—13 zogen das arme Sachsen, das unter der Sonne des Friedens herrlich aufblühte, unmittelbar in das wilde Toben des Kampfes und raubten einem ganzen Menschenalter, ja mehr noch als diesem, seine ruhige Entfaltung. Was speciell Leipzig in jenen unheilvollen Jahren physisch und geistig für Schaden litt, ist gewaltig, ungeheuer, unberechenbar!

Leipzig befand sich vor den Napoleonischen Kriegen in dem Zustande einer sorglosen Glückseligkeit, „denn — meint Große — auch die Unruhe, Geld zu erwerben, gehörte zu diesem Glücke und der Gedanke an eine mögliche Wendung konnte in der Brust der Glücklichen kaum Platz gewinnen." „Und so sahen Leipzigs Bewohner — wir citiren hier die Broschure: „Leipzig seit dem Einmarsch der Franzosen am 18. October 1806 bis zu dem in Tilsit abge-

schlossenen Frieden und Napoleons des Ersten Durchreise ꝛc. Von einem stillen Beobachter. 1807 (nach Große „eine farblose, leis auftretende Schrift, wie sie die Napoleonische Herrschaft verlangte, in jenem gemüthlich naiven Tone, der mit Allem zufrieden ist, was unsere Stadt betraf“) — „so sahen Leipzigs Bewohner fast durchgehends um sich her nichts als Wohlstand und Zufriedenheit. Fast Jedermann war im Stande, so viel zu erwerben, daß er, selbst bei der seit einigen Jahren entstandenen Theuerung der Lebensbedürfnisse, wenig oder gar nicht Ursache hatte zu klagen. Nicht genug. Man war auch im Stande, eine ansehnliche Armenkasse (s. weiter unten) zu errichten, ohne die Geber der dazu erforderlichen Beiträge zu drücken. Ja — selbst den Verunglückten und entfernteren Gegenden konnte Leipzig eher beinahe, als jede andere Stadt Sachsens, einen Tropfen Linderungsbalsam für ihre Schmerzen senden.“

Wie anders gestaltete sich die Lage durch den Krieg oder vielmehr die Kriege, deren jeden, soweit er die Geschichte unserer Stadt betrifft, wir nun besonders betrachten wollen.

1806.

Preußen erklärte dem „Heros des Jahrhunderts“ die Fehde und sein (d. h. eben Preußens) bisher treuester Bundesgenosse, Sachsen, mußte mit ihm zu Felde ziehen. Den ganzen Monat August hatte man in Leipzig das Schauspiel des Durchzugs imposanter preußischer Truppenmassen — wir sagen nur: des Durchzugs, denn in der That wußte die Stadt noch bis Ende September die Last der Einquartierung durch Geld von sich abzuwenden. Allein bald genug sollte sich das ändern und es erschien hierselbst General Kalkreuth mit Gefolge, um innerhalb unserer Mauern zeitweilig Quartier zu nehmen. Schon am 30. des Monats zwar ging er wieder, ließ aber eine preußische Garnison zurück, die, wie Große mit wehmüthigem Spotte berichtet, „wenigstens der Wohnungen halber nicht genirte, da die Michaelismesse gar dürftig besucht ward.“

Rascher, als die allgemeine Erwartung war, nahte sich der französische Kaiser. Bereits stand er mit seinem Heere in Thüringen und Waarentransporte von der Leipziger Messe nach Frankfurt a. M., kamen zurück, weil sie nicht durch die drohenden Massen feindlichen Militärs hindurch konnten. Bald verkündete die Ankunft verwundeter Preußen und Sachsen, was bei Saalfeld vorgefallen; sofort räumte denn auch die hiesige Besatzung das Feld und am 12. October Morgens sah man den Peterssteinweg und Roßplatz so von Pferden, Wagen und preußischen Truppen überfüllt, daß auch der Ungläubigste sich endlich von einer förmlichen Niederlage überzeugte.

Als nun die Zahl der durch die Vorstädte hereineilenden versprengten Sachsen und Preußen sich stündlich mehrte, als sie die Ankunft der Franzosen noch für denselben Tag prophezeihten, als sie stracks weiter eilten und nur die Blessirten zurückließen, da ergriff die Leipziger Bevölkerung allgemeine Furcht. Und wirklich: am Morgen des 13. October konnte ein Jeder es erfahren, daß in der Nacht einige zwanzig französische Chasseurs der Stadt ihren Besuch abgestattet und sich eine ansehnliche Summe Geldes ausgebeten hätten. Damit war die Messe vollständig über den Haufen geworfen und sogar die Schaubuden vor Bosens Garten wurden geräumt. Schon am selben Nachmittag stand ein zweites, stärkeres Commando (etwa 300 Dragoner und Husaren) vor den Thoren und entsendete die muthigsten aufs Rathhaus, sich Erfrischungen zu holen. Alles, was noch Buden oder Gewölbe offen hatte, warf nun angstvoll die Thüren zu, während die Neugierigsten zum Petersthor hinauseilten, um die fremden Gäste, die sich indeß ganz bescheiden zeigten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Es folgte der 14. October mit einer hier sogar, aus der Gegend von Naumburg her, hörbaren starken Kanonade. Was mochte sie bedeuten? Am 16. verkündigten es einrückende, gewaltig zusammen geschmolzene Abtheilungen der preußisch-sächsischen Armee, daß die Unglücksschlacht bei Jena geschlagen und verloren worden war! Mit nur 2 Geschützen besetzte momentan der traurige

Ueberrest eines vor Kurzem so hoffnungsvoll ausgezogenen Heeres das Petersthor; aber, ohne sich den Anfangs beabsichtigten Rasttag zu gönnen, brach man wieder auf, um zu dem bei Halle stehenden Corps des Prinzen Eugen zu stoßen.

Leipzig erwartete den französischen Sieger mit bangem Zagen und das Schlimmste fürchtend, hörte man doch aus der Gegend des Schlachtfeldes von verwüsteten Dörfern und Magazinen, von Feuersbrünsten, Plünderungen und vielfachen Gewaltthätigkeiten. Ein gleiches Schicksal sah unsere Stadt vor Augen. So wurden denn bereits Spritzen und Sturmfässer auf die öffentlichen Plätze gefahren und mittelst Rathspatentes das Publicum ermahnt, sich gegen die einrückenden Fremden in glimpflichster Weise zu verhalten.

Indessen beruhigte einigermaßen die von Gera aus datirte Proclamation Napoleons an die Sachsen, sowie dann auch zahlreich durchgehende sächsische Truppen, die mit französischen Sicherheitspässen versehen waren, mit der Erklärung aus der Gefangenschaft entlassen zu sein behaupteten, daß der Kaiser gegen das Haus Sachsen keinen Krieg führen wolle. Man hoffte, daß der Sieger zu Sachsen sich anders, als zu Preußen stellen würde.

Und so nahte der 18. October 1806, an welchem Tag Marschall Davoust mit etwa 42,000 Mann in Leipzig einrückte. Genannter Feldherr selbst ging freilich schon den 19. auf Wittenberg zurück, ließ aber eine starke Besatzung hier. Er hatte in der großen Funkenburg eine Deputation des Rathes und der Universität empfangen und sich äußerst freundlich gegen sie bewiesen. Seine Leute übernachteten theils in Bivouaks vor den Thoren, theils auf den Kirchhöfen in der Stadt, in den schnell wieder gebauten Meßbuden und in der Thomaskirche.

Als Commandant der von Davoust zurückgelassenen Besatzung fungirte der Brigadegeneral Macon, den jedoch schon am 27. October der Tod abrief. Er war ein ehrlicher und rechtlicher Mann, der strenge Mannszucht hielt und sogar durch öffentlichen Anschlag bei Gefängnißstrafe jedem Einwohner verbot, irgend einem Franzosen, welchen Ranges er auch sei, ohne seine Anordnung und Ordre

das Geringste darzureichen. Dafür bat er sich zwar im Namen des Kaisers für die Soldaten desto mehr aus, allein dies geschah eben doch in aller Höflichkeit und auf ruhigem Wege. Jeder französische Soldat erhielt vorschriftsmäßig zum täglichen Unterhalt: früh Butterbrod und ein Glas Branntwein, Mittags Suppe, Fleisch mit Gemüse, eine halbe Flasche Wein und eine Kanne Bier, Abends Suppe, Butterbrot und eine Kanne Bier. Nach einigen Tagen wurde allerdings die halbe Flasche Wein in Wegfall gebracht, allein dafür Abends Fleisch und Gemüse angesetzt.

Auch an die Bankiers, Negozianten und Kaufleute Leipzigs richtete Macon — unter dem 19. October — eine Proclamation, die also begann: „Messieurs, das Glück der Waffen hat Leipzig in die Hände Napoleons des Großen gegeben. Ihre Stadt ist in Europa als eine Hauptniederlage englischer Waaren bekannt, und in dieser Hinsicht Frankreichs gefährliche Feindin. Der Kaiser und König befiehlt mir daher:" nun folgen 6 Artikel, worin die genaueste Anzeige und Auslieferung aller in Leipzig vorhandenen Fonds oder Waaren aus englischen Manufacturen, sowie aller sächsischen und preußischen Militärmagazine und Schießpulvervorräthe, unter Androhung harter Strafen im Verschweigungsfalle, gefordert wurde. Die Thore ließ der französische Gouverneur theils sperren, theils mit Militär besetzen. Für seine Soldaten forderte er übrigens noch — unter dem 24. October — 45,000 Stab feines, 300,000 Stab ordinäres Tuch, und 150,000 Paar Schuhe. Am selben Tag machte ein kurfürstliches Patent bekannt, daß weiter keine Feindseligkeiten zu fürchten wären, und an den Straßenecken, wie vor den Thoren, sah man Zettel angeschlagen, welche das Land Sachsen für neutral erklärten (Territoire de la Saxe Electorale pays neutre.)

Macon war schon krank nach Leipzig gekommen und am 27. October, wie gesagt, starb er. Man veranstaltete ihm am 29. ein höchst feierliches Leichenbegängniß, worüber wir bei Große (nach anderen dort citirten Quellen) Folgendes lesen: „Früh 10 Uhr stellte sich die ganze Garnison mit Florbinden um den Feld-

zeichen auf dem Markte auf und gab eine dreifache Salve. Während der Zug in Bewegung gesetzt war, ließ sich vom Balcon des Rathhauses eine Trauermusik hören. Unter dem Geläute aller Glocken und begleitet von Grenadieren und Chasseurs, bewegte sich der Conduct über den Markt durch das Thomasgäßchen in den Schloßhof, um in der katholischen Kirche daselbst der Leiche die letzte Weihe zu geben. Darauf ging die Procession zum Schloßthor hinaus über die Allee, zum Petersthor herein und durch die Grimmaische Gasse dem Gottesacker zu. Den Zug eröffneten Sappeurs und Dragoner. Nach ihnen kam die Militärmusik. Alsdann die Studenten, geführt von Marschällen. Ihnen folgte die katholische Geistlichkeit mit Gesang. Es war das erste Mal seit der Reformation, daß sie in ihrem Ornate wieder auf der Straße erschien. Nach dieser der Sarg, gezogen von 6 schwarzbehangenen Pferden, und unmittelbar dahinter der General Villemanzy, der Obrist Guyardet, der Adjutant des Verstorbenen u. s. w. Hieran schlossen sich die Behörden. Der Rector magnificus in Costum, begleitet von dem Kreishauptmann von Nitzschwitz, und das ganze Corps der Universität. Sodann die kurfürstlichen Behörden, der Magistrat, die Lutherische Geistlichkeit, die Stadtoffiziere, die Kaufmannschaft; 52 Wagen schlossen den Zug. Der Leichnam ward in der Rathsgruft beigesetzt. Die inneren Wände derselben waren mit schwarzem Tuch und weißer Draperie bekleidet. Das Gewölbe beleuchteten Alabasterlampen, nebst sechs schwarz gekleideten Dienern mit Fackeln, während um die Oeffnung der Gruft zwischen 4 hohen umflorten Cypressen 3 schwarze Candelaber standen, deren bläuliche Spiritusflamme dem Eingang zur letzten Ruhe einen geisterhaften Anstrich gab. Der Thür gegenüber erhob sich ein antik geformter Denkstein. Auf demselben stand neben Namen, Titel und Todestag des Verstorbenen: „Son nom est dans les fastes de la gloire et sa memoire dans les coeurs des habitans de Leipsic.“

An Macons Stelle trat als Gouverneur der Stadt der General Réné. Er verordnete unter dem 7. November, daß ohne Erlaubniß des französischen Commando's kein beladener Wagen oder

Karren aus dem Thore gelassen werde. Das kurfürstliche Floßholz ward in Beschlag genommen und verkauft. Die Thomas- und Neukirche mußten zu Magazinen hergegeben werden; vorher war letztere schon neben dem Reitstall als Quartier für gefangene Preußen benutzt worden. Daß man für die zahlreich eingebrachten Verwundeten Strohsäcke und Charpie liefern mußte, schien wenigstens menschlich gerechtfertigt. Das Gerlach'sche Gut vor dem Floßthore, der Petersschießgraben, das Place de repos und andere Privatbesitzungen wurden zu Militärlazarethen umgeschaffen. Die Postsachen und Briefschaften cassierte man nach Belieben. Zur Erhebung von Contributionen und dergl. ward nicht nur, wie in einigen andern sächsischen Städten, ein Intendant, sondern auch ein Administrateur général, unter welchem alle Intendanten standen, hier in Leipzig eingesetzt.

Bald fingen die unaufhörlichen Einquartierungen und Durchmärsche an, äußerst drückend zu werden. Der französische Soldat war zwar kein Barbar oder Tyrann, aber er verlangte doch sehr bestimmt, wenn auch in höflicher Weise, Bequemlichkeit und gute Kost. Es kam dahin, daß nicht mehr blos die Hausbesitzer, sondern jeder Abmiether von mehr als zwei Stuben bis zu drei Treppen hinauf mit Einquartierung belegt wurde. Handel und Gewerbe jeder Art stockten, man ließ nur das Nothwendigste arbeiten und begonnene Bauten liegen. Dies that z. B. sogar der Magistrat. Durch den Zusammenfluß ungeheurer Menschenmassen und durch die Handelssperre trat hierzu Theuerung, sowie — von den Lazarethen aus — eine erhöhte Sterblichkeit.

Mit der freudigsten Ueberraschung und voll guter Hoffnungen ward unter solchen Umständen die Erklärung der Leipziger Zeitung aufgenommen, durch den Posener Frieden (11. December) sei der Kurfürst zum Bundesgenossen Frankreichs und gleichzeitig zum König avancirt. Noch größer war das Frohlocken, als ein vom 13. December datirter Tagesbefehl Napoleons in Leipzig eintraf, der allen Militärs zur Pflicht machte, sich von Stunde an mit den Sachsen wie mit Bundesgenossen zu vertragen. Die Functio-

nen der eingesetzten französischen Intendanten und des Administrateur général hörten nun wieder auf und die Beamten des Königs begannen von Neuem ihre Wirksamkeit.

Die Universität — welcher übrigens Napoleon durch eine im November 1806 nach Berlin an ihn gesandte Deputation der Professoren ausgezeichneten Schutz zugesichert hatte — feierte schon den Geburtstag Friedrich Augusts (23. Decbr.) mit Hindeutung auf die neue, doch noch nicht öffentlich proclamirte Würde des Landesvaters; am 2. Weihnachtsfeiertage erschien sogar ganz wider Gewohnheit ein Zeitungsblatt, „weil — wie es bei Große heißt — die gute Leipziger Gazette ihre Freude nicht bis nach den Feiertagen ins Herz verschließen konnte.“ „Aber höchst interessant sind ihre Herzensergießungen vom 1. Januar 1807, wo sie mit der windelweichen Gemüthlichkeit der guten alten Zeit den bestehenden Status als das non plus ultra alles Glückes anzupreisen sucht, Napoleon „den Helden und Wunderthäter der Zeit, den lange Unbegriffenen, ihn, der Verdienst zu belohnen wisse und darum den Vater August, als den Wiederhersteller des Wohlstandes Sachsens, so ehrenvoll ausgezeichnet habe,“ bis in den Himmel erhebt und es rühmt, „daß der Erhabene Europa von dem Handelstribute, von der Alleinherrschaft des stolzen Britanniens über die Meere zu befreien Willens sei.“

Kurz, der 1. Januar 1807 ward ein ausgezeichneter Festtag in den Annalen des Landes sowohl, wie in den Büchern unserer städtischen Geschichte. Man lese nur die Titel folgender Broschuren, die das Nähere enthalten: „Beschreibung der Feierlichkeiten, womit die Stadt Leipzig ihrem Landesherrn zu der erlangten Königswürde am 1. Januar 1807 Glück wünschte, nebst einem Anhange der merkwürdigsten Inschriften“ — „Feierlichkeiten und Beleuchtung in Leipzig, veranlaßt durch die Annahme der Königswürde unseres allergnädigsten Landesvaters, Friedrich August, Königs von Sachsen, am 1. Januar 1807“ — „Das illuminirte Leipzig, am 1. Januar 1807, erklärt und dargestellt von einem Manne, der Gefühl für dichterische und malerische Schönhei

hat" u. s. w. Einer jener Berichterstatter rühmt als eine besondere Tugend des Festes, „daß keine rauschenden Lebehochs durch die Lüfte erschollen seien, man aber desto mehr im Herzen empfunden habe," wozu Große die ganz richtige Bemerkung macht: „Ob dies immer Freude gewesen, verräth der Mann nicht; allein der Zwang, den seine ganze Darstellung athmet, läßt uns auch auf den Charakter des gesammten Festes schließen." Jedenfalls erleichterte der Friede Sachsens mit Frankreich allmählich die Lasten der Leipziger. Der Tagesunterhalt der einquartierten Soldaten ward auf 1/2 Pfund Fleisch mit Gemüse und 2 Pfund Brot nebst Butter, 1 Groschen an Werth, herabgesetzt; Vielen eröffnete sich daraus ein Erwerb, indem sie für reichere Familien die Einquartierung in Kost und Logis nahmen. Das Verbot, keinen beladenen Wagen oder Karren ohne Erlaubniß des französischen Commando's zum Thore hinauszulassen, bestand noch bis zum 7. April 1807. An diesem Tage nämlich kaufte der Magistrat, nach vorausgegangener langer Unterhandlung mit den fremden Behörden und laut einem mit General Villemanzy geschlossenen Vertrag, die für die französische Armee in Beschlag genommenen englischen Waaren für 7 Millionen Francs zurück, wobei auch noch manche Rückstände mit eingerechnet wurden. Von jetzt an hielten die französischen Schildwachen nicht mehr die Thore besetzt und die Messe war wieder frei. Allerdings mußte aber auch zur Bestreitung der durch den Krieg nöthig gewordenen außerordentlichen Ausgaben am 1. Juli 1807 eine Stadtanleihe von 750,000 Thaler zu 5 Procent eröffnet werden.

Der 7. Juli 1807 war der Tag des Friedens von Tilsit (zwischen Preußen, Rußland und Frankreich), und als auf der Rückreise von da nach Paris Napoleon in Dresden erschienen war, hoffte man auch auf seinen Besuch in Leipzig, das ihn in der feierlichsten Weise empfangen wollte. „Leipzig, von August Diezmann" entwirft folgendes farbenfrische und lebendige Bild: „Napoleon das erste Mal in Leipzig (1807). — Vor dem Grimmaischen Thore wurde ein Triumphbogen mit der Inschrift Fortunae reduci erbaut; etwa funfzig junge Kaufleute uniformirten sich und

wollten dem Kaiser entgegen reiten. Viele Tage lang strömte die ganze vornehme Welt vor das Thor hinaus, um die Reitübungen der jungen Herren mit anzusehen, die sich mit ihren hohen Federstützen auf den Hüten und den blanken Säbeln gar stattlich ausgenommen haben sollen. Bei der Universität waren die Anstalten nicht geringer. Die Sterne im Gürtel des Orion sollten in Folge eines Beschlusses des Senates, den man allen Akademieen mittheilen wollte, den Namen Astre de Napoleon erhalten. Diese Huldigung gedachten die Professoren dem Kaiser darzubringen, die Studenten ihrerseits hatten einen großen Aufzug vorbereitet und die unvermeidlichen weißgekleideten Mädchen sollten Kränze und Gedichte überreichen. Als Absteigequartier war die erste Etage des jetzigen Königshauses kostbar eingerichtet worden 2c. Am 20., 21. und 22. Juli war die ganze Stadt vom frühen Morgen an auf den Beinen bis spät in die Nacht, um des Kommenden zu harren. Jede Arbeit ruhte und alle Geschäfte standen still. Am 22. gegen Abend erschien endlich eine Abtheilung Mameluken und Guiden mit der Nachricht, der Kaiser werde sofort nachfolgen. Das gesammte Militär trat unter die Waffen, alle Behörden eilten auf ihren Posten, alle Fenster und Dächer füllten sich mit Neugierigen. Der Kaiser kam nicht und spät in der Nacht begab sich Jedermann nach Hause. Man war von dem dreitägigen Hoffen und Harren, Laufen und Stehen ermüdet; man erwartete den Ersehnten am nächsten Tage und wollte durch Schlaf neue Kräfte sammeln: da, in frühester Morgenstunde, fielen drei Signalschüsse, Alle sprangen aus den Betten und in die Kleider, und als sie auf der Straße erschienen, um auf die bezeichneten Posten zu eilen, vernahm man, der Kaiser — sei um die Stadt herumgefahren, ohne einen Augenblick halten zu lassen, oder er habe — wie Hußell („Leipzigs Geschichte seit dem Einmarsche der Verbündeten") behauptet — blos umspannen lassen und während der Durchreise durch die Stadt das Gesicht mit einem Tuche bedeckt gehalten, wie er ja überhaupt gern vor den Blicken Neugieriger sich in die Tiefe seines Wagens zurückzuziehen pflegte. Leipzig mußte viel Spott hören."

Noch Eines: als der Fürst von Isenburg in den letzten Monaten des Jahres 1807 und in den ersten Monaten des folgenden Jahres ein Freiwilligencorps für den französischen Dienst zu sammeln und zu organisiren den Auftrag erhalten hatte, wurde unsere Stadt der Sammel- und Organisationsplatz dieser Truppen, die zum großen Theil aus kriegsgefangenen Preußen, daneben aber auch aus Abenteurern jeder Art bestanden; erstere ließen sich wohl mit der Aussicht auf später mögliche Desertion, und um zunächst wenigstens der Gefangenschaft zu entgehen, anwerben. Das ganze Corps stand nicht im besten Ruf, jedoch gab es immer noch Leute, welche an denen, die der Werber selbst nur als Kanonenfutter ansah, ihr Wohlgefallen fanden und eine nicht geringe Anzahl Leipziger Schönen ließen sich ehelich mit solchen Kriegern verbinden, um die ungewisse Zukunft mit ihnen zu theilen. Nach Dolz sollen manchmal an einem Tage gegen zwanzig solcher Trauungen vollzogen worden sein. Man nannte die Leute kurzweg die Isenburger.

1809.

Noch nicht zwei Jahre seit dem Tilsiter Frieden waren verflossen, als Frankreich wieder auszog, diesmal um Oesterreich zu demüthigen; Sachsen erscheint hierbei, gleich den übrigen Rheinbundsstaaten, als sein Bundesgenosse und wir sehen 18,000 unserer Landsleute unter französischem Obercommando im Felde. Nur 3000 Mann wurden zur Vertheidigung der Heimath zurückgelassen.

Am 10. April 1809 begannen die Feindseligkeiten. Indem ein Corps Oesterreicher und ein vom Herzog von Braunschweig-Oels angeworbenes und geführtes Freicorps von 1500 Mann nach Sachsen (respektive Dresden) vordrang, nahm der königliche Hof seit dem 15. und 16. April seinen Aufenthalt in Leipzig. An dem letzten dieser Tage mußte die Stadt wegen eines von der französischen Armee erfochtenen Sieges erleuchtet werden. Als aber am 13. Juni die Nachricht einlief, daß die Oesterreicher Dresden besetzt hätten, begab sich der sächsische Hof wieder weg von hier und weiter nach Frankfurt a. M. Es war auch hohe Zeit, daß der

Monarch von dannen zog. Der durch Napoleon vertriebene Herzog Friedrich Wilhelm von Braünschweig=Oels hatte, wie gesagt, an der böhmischen Grenze ein Häuflein Reiter und Schützen aus allerlei Volk gesammelt, die sich bezeichnend genug das Corps der Rache nannten. Er hatte sich mit diesen Leuten den Oesterreichern zugesellt, und während Erzherzog Karl die siegreiche Schlacht bei Aspern schlug, warf sich der Braunschweiger auf die Feinde in Sachsen und jagte die geringe Zahl der zurückgebliebenen Landesvertheidiger bis Weißenfels. Am 22. Juni rückte er mit einem Corps der verbündeten Oesterreicher in Leipzig ein und erließ einen Aufruf an die Sachsen als Deutschlands Kinder zur Abschüttelung der Fremdherrschaft. Natürlich vergebens. Auch war sein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer, er zog weiter, um dem französischen Marschall Junot entgegen zu gehen, und an seiner Statt nahte der König Hieronymus von Westphalen mit verbündeten sächsischen und westphälischen Truppen, Sachsen zu befreien von jenen Feinden. Der Braunschweiger ging am 24., die Soldaten Jeromes kamen am 25., er selber am 26. Juni, und zwar stieg er im Königshause ab. Jedoch auch seine Anwesenheit erstreckte sich nicht bis über den 28. desselben Monats. Der Feldherr des Rachecorps hatte Junot auf Bamberg zurückgeworfen und wandte sich unverweilt wieder nach Sachsen zurück. König Jerome begab sich nach Erfurt und Sachsen erschien von Neuem blosgestellt. Zwar hatten mittlerweile Frankreich und Oesterreich Waffenstillstand geschlossen, aber der Braunschweiger achtete dessen nicht. Er wollte nach dem befreundeten England übersetzen, um dort weitere Pläne gegen Napoleon zu schmieden. So schlug er sich nun zwischen Dresden und Leipzig durch die ihm entgegentretenden Sachsen und war am 26. Juli wieder vor letzterer Stadt, um Contribution zu fordern und, nachdem er sie erhalten, unaufhaltsam vorwärts zu eilen. Sein Corps bivouakirte vor den Thoren der Stadt. Nach wiederhergestelltem Frieden kehrte der König Friedrich August am 9. August hierher zurück.

Wir machen jetzt in unserer kriegsgeschichtlichen Darstellung einen Halt, um die verschiedenen Ereignisse, Wandelungen und Neuerungen im Bereiche des geschäftlichen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens unserer Stadt während des ersten Decenniums des laufenden Jahrhunderts vor uns Revue passiren zu lassen.

Was zunächst Handel und Gewerbe jeder Art betrifft, so kann man sich denken, wie dieselben durch die kriegerischen Zeitläufe litten; wir haben ja auch schon dergleichen Andeutungen gegeben. Besonders war es die schon 1806 von Napoleon verfügte Handelssperre, welche den unheilsamsten Einfluß übte, um so mehr, als sie 1810 wieder erneuert werden mußte. Eine königliche Commission hatte Auftrag, nach den am Platze befindlichen englischen Waaren zu suchen und die vorgefundenen verbrennen zu lassen, eine Maßregel, welche in Folge des vom französischen Kaiser angenommenen Continentalsystems auch in den Handelsstädten anderer mit Frankreich verbundener Staaten in Vollzug gebracht werden mußte. — Der Buchhandel lag selbstverständlich auch sehr darnieder und demgemäß nicht minder der Buchdruck.

Uns den Wissenschaften zuwendend, sehen wir auch in Betreff der Universität — 1808 — eine königliche Commission in Leipzigs Mauern, welche nach genommener Rücksprache mit den Professoren Vorschläge zum Besten dieser Bildungsanstalt machen sollte. Unsere Stadt hörte bei dieser Gelegenheit den als Kanzelredner berühmten, ehrwürdigen Oberhofprediger Reinhard aus Dresden, welcher unter den Mitgliedern jener Commission war, in der Paulinerkirche predigen. Gleich hier wollen wir erwähnen, daß das Andenken dieses um das Vaterland, in mehr als einer Hinsicht, verdienten Mannes nach seinem Tode (1812) auch in Leipzig nicht nur durch eine vom Superintendenten Tzschirner gehaltene Gedächtnißrede, sondern ebenso durch eine Stiftung, welche die besten von Candidaten des Predigtamtes ausgearbeiteten Predigten mit einer Prämie belohnt, gefeiert wurde.

Weiter ist von unserer Universität zu berichten, daß sie des damals eben wieder eingetretenen Friedens froh und ihn benutzend,

im Jahre 1809 das dritte Jubiläum ihres Bestehens auf solennste Weise begangen hat. Ein vom 14. October datirtes allerhöchstes Rescript gestattete die projectirte Festlichkeit nicht nur, sondern es unterstützte dieselbe auch ein königliches Geschenk von 3000 Thalern. Eilig ging man an die Vorbereitungen, denn keine Zeit war zu verlieren; aber Männer, wie „der elegante Jurist" Erhard, die für dergleichen Genie und Neigung besaßen, wußten die Sache so thätig zu betreiben, daß trotz der kurzen Frist der Vorbereitung die Feier zu den glänzendsten gehörte, welche Leipzig je gesehen hatte. Ausführliches enthält ein Buch Heinr. Gottlieb Kreußlers: „Beschreibung der Festlichkeiten am Jubelfeste der Universität Leipzig, den 4. December 1809, nebst kurzen Lebensbeschreibungen der Herren Professoren", auch erschienen im Druck Becks Einladungsprogramm: de ingenio Academiae nostrae, Gedichte von Hermann, Rost, Clodius u. A., Wenk's Rede: Academiae Lipsiensis in Saeculi undevicesimi initiis pietatis monumentum, sowie die Jubelpredigten von Rosenmüller, Tittmann und Tzschirner.

Wir wollen — als besonders charakteristische Stelle — hier noch abdrucken, was Große berichtet hat: „Mit Enthusiasmus und einer außerordentlichen Thätigkeit wurden die Vorbereitungen zu dem großartigen Feste betrieben und es repräsentirte sich die Hochschule auf eine Weise, daß wohl kaum das Reformationsfest von 1830 als Parallele angezogen werden kann. Die verschiedenen Corps der Studenten hatten all ihren aus dem alten Nationalwesen vererbten Glanz um sich versammelt. Gleich einer ernsten Mahnung an altdeutsche Sitte, Recht und Freiheit schritten mittelalterlich gekleidete Gestalten unter den Repräsentanten der neuen, nach französischem Zuschnitt gemodelten Zeit daher, und es schien allen Ernstes, als wolle man sich wenigstens das von dem einst freisinnigen Prag herüber gerettete Scepter, das die Herrschaft über das Reich der Wahrheit und geistigen Freiheit führte, nicht entreißen lassen. Alle Festreden, alle Toaste, alle Wünsche und Hoffnungen lehnten sich entweder an große Momente der Vergangenheit, welche das Streben der Hochschule makellos und

treu verwirklicht hatten, oder verbreiteten sich hoffend und wünschend über die Zukunft. Viele Worte galten dem geliebten Königshause, das die Pflanzschule der Wissenschaften so werth achtete, Alle aber hielten sich fern von dem damals so gefährlichen Felde der Politik, wo die Argusaugen des Argwohns wachten, und nur ein Toast, der des Professors und Oberhofgerichtsrathes Erhard, gedachte in einer solchen allgemeinen Sprache Napoleons I., des Protectors des Rheinbundes, daß man nicht herausfinden konnte, ob er nicht vielleicht blos in jener aus dem tiefverwundeten Herzen kommenden Satyre, mit welcher einst Christus erklärte, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, seinen Grund hatte. Die Theilnahme an dem Feste war groß und herzlich. König und Vaterland ehrten die verdiente Hochschule durch glänzende Deputationen, ein großer Theil der Stadt machte, besonders durch Illumination, die Feier zu einer möglichst allgemeinen, der Magistrat legte seine innige Theilnahme nicht blos durch den üblichen Ehrenwein an den Tag, und von allen nachbarlichen Universitäten waren Gesandte eingetroffen, das imposante Fest zu verherrlichen. Außer den zahlreichen Schriften und Gedichten, die zum Beweise ehrender Theilnahme von Einzelnen und ganzen Körperschaften eingeschickt wurden, erhielt die Hochschule noch manches andere werthvolle Geschenk, mancher Keim zu fortbildenden Institutionen ward gelegt."

Die Bibliothek z. B. erhielt außer Geschenken an Büchern von der Wittwe des Buchhändlers Reich die oben schon erwähnten ausgezeichneten Gemälde (Werke von Anton Graff, Tischbein u. A.), sowie von der Wittwe des 1805 verstorbenen Professors der Theologie, Dr. Burscher, die werthvolle Sammlung der von ihrem Gatten hinterlassenen Erasmischen Originalbriefe. Auch entschlossen sich auf die Vorstellungen des damaligen Rectors der Universität, des Professors der Medicin, Carl Gottlob Kühn, einige Buchhändler, unter welchen die Namen Barth, Baumgärtner, Hinrichs, Kummer, Steinacker und Weigel — lauter noch jetzt florirende Firmen — hervorzuheben sind, ein Exemplar ihrer bisherigen Verlagswerke, soweit sie für die Universität brauchbar, unentgeldlich

abzugeben, und mit ihnen versprachen, mit Ausnahme Zweier, sämmtliche damalige Leipziger Verleger, von ihren künftigen Verlagswerken der Bibliothek ein Exemplar, nach Auswahl des Bibliothekars, zugehen lassen zu wollen. Allein nur Wenige der Erstgenannten und von den Uebrigen nur Breitkopf u. Härtel haben sich einige Jahre später des gegebenen Versprechens noch erinnert.

Im Anschluß hieran ist Folgendes besonders hervorzuheben. Nachdem mehrere Versuche, eine Schule für höhere und niedere Entbindungskunst zu stiften, wie sie namentlich vom Professor Johann Carl Gehler, welcher selbst praktischer Geburtshelfer und Lehrer der Geburtshülfe war, gemacht worden, namentlich an dem Mangel eines Hauses gescheitert waren, vermochte Gehler seine kinderlosen Verwandten, den Appellationsrath Trier († 1794) und dessen Gattin, der Universität nach dem einstigen Tode der Frau ihr Gartengrundstück in der Nähe der Wasserkunst zu dem doppeltem Zwecke zu legiren, darin ebensowohl ein Hebammeninstitut, als auch einen botanischen Garten zu begründen. Bereits hatten auch der Buchhändler Leich († 1803) 20,000 Thaler und der Hofrath Richter 1335 Thaler zur Errichtung einer Entbindungsanstalt ausgesetzt und als Frau Trier 1806 gestorben und dadurch jenes obenerwähnte Vermächtniß in Kraft getreten war, konnte nun die 1805 unter Leitung des Dr. Menz in's Leben gerufene kleine Hebammenanstalt, in der sechs Frauenzimmer aus dem Thüringischen und sechs aus dem leipziger Kreise unentgeldlichen Unterricht erhielten, durch eine Anstalt von wesentlich größerem Umfange ersetzt werden. Laut Rescript von 1810 wurde eine ordentliche Professur der Geburtshülfe und eine Schule für höhere und niedere Geburtshülfe begründet, welche letztere ihren Sitz eben im Trierschen Gartengrundstück erhielt und unter Leitung des neuernannten Professors der Geburtshülfe, Dr. Christian Gottfried Jörg (habilitirt hierselbst seit 1805) gestellt ward.

Anlangend die einzelnen Persönlichkeiten unserer Universität in jenem Zeitraume, so wirkte während dessen ganzer Dauer der „große“ und „elegante“ Ernst Platner mit ungeschwächter Kraft weiter

fort in seinem schönen, mit Oeserschen Gemälden geschmückten Privatauditorium im Gewandhause (s. oben). Daß Platners Gegner in der Philosophie, die Kantianer Heydenreich und Carus, 1807, resp. 1801, starben, sagten wir schon im 3. Kapitel; in Bezug auf Letzteren müssen wir hier aber noch einen auf S. 66. gebrachten Irrthum berichtigen. Nicht dieser Professor Friedrich August Carus war der Vater des „alten Carus" in Dresden, sondern des Ersteren Bruder, der eine Färberei in der Rosenthalgasse besaß. Carl Gustav Carus, der berühmte Verfasser der „Symbolik der menschlichen Gestalt" u. s. w., wurde 1798 hier geboren, habilitirte sich — um das gleich noch zu erwähnen — 1811 als Privatdocent der Medicin an unserer Universität, ging aber 1815 schon als Professor der Geburtshülfe und Director der geburtshülflichen Klinik nach Dresden. Der — etwa 1795 hier geborene — Sohn von Friedrich August Carus war dagegen Ernst August Carus (seit 1831 Professor der Medicin in Leipzig, seit 1845 in Dorpat, † 1854 in Berlin). — Der nachmals noch sehr berühmte Jenenser Professor Eichstädt verließ unsere Hochschule bereits 1797 wieder, die Erwähnung noch eines anderen bekannten Leipziger Philosophen, Wilhelm Traugott Krugs, gehört aber füglich wohl erst in den nächsten Zeitabschnitt, da derselbe ja erst im Jahre 1808 dem Rufe an unsere Hochschule Folge leistete.

Ebenso wie Platner, blieben während unseres ganzen Zeitraumes, und noch weit darüber hinaus, auch die Philologen Christian Daniel Beck und Gottfried Hermann fortgesetzt in glänzender Thätigkeit. Beck war noch immer, was er schon seit 1785 gewesen, Professor der griechischen und lateinischen Literatur. Die von ihm bereits 1784 ins Leben gerufene philosophische Gesellschaft (s. oben), welche wöchentlich Uebungen in der Erklärung der Classiker hielt, wandelte sich 1809 in ein förmliches königliches philologisches Seminar um, das den Schulen des In- und Auslandes seitdem so manchen höchst tüchtigen Lehrer zugeführt hat. Und im selben Jahre 1809 wurde dem trefflichen Manne auch die Freude zu Theil, seinen Sohn Johann Ludwig Wilhelm Beck

(geboren hierselbst 1786) an der heimathlichen Universität sich habilitiren zu sehen; mehr von diesem, dem noch unter uns lebenden würdigen Präsident Beck, weiter unten. Gottfried Hermann erhielt 1803 die ordentliche Professur der Beredsamkeit, sowie 1809 die der Poetik. Sein Wirkungskreis wurde nun immer einflußreicher und die Trefflichkeit seiner Lehrmethode und anziehende Kraft seines Vortrags führten Studirende aus den fernsten Gegenden her, welche Mitglieder der 1793 von ihm gestifteten griechischen Gesellschaft werden wollten.

Einen Zuwachs im historischen Fache bildete Carl Heinrich Ludwig Pölitz. Derselbe bezog die Leipziger Hochschule 1791, habilitirte sich 1794 und begann mit philosophischen und geschichtlichen Vorlesungen. 1796 wurde er Lehrer am Dresdner Cadettenhause, 1803 außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig, sowie 1803 — nach Schröckh's Tode — ordentlicher Professor der Geschichte in Wittenberg. Daß er nachmals einem erneuten Rufe in unsere Stadt Folge gab, gehört in einen späteren Abschnitt.

Von Vertretern der Naturwissenschaften wäre außer den schon im 3. Capitel (S. 67) Erwähnten — beiläufig: es steht da fälschlich gedruckt „der Techniker Eschenbach" statt „der Chemiker" — hier noch Friedrich Schwächrichen zu nennen, der, geboren in Leipzig 1775, im Jahre 1806 die Professur der Naturgeschichte und Botanik, sowie das Directorat des eben damals im Trierschen Grundstück zugleich mit dem Entbindungsinstitut neu angelegten botanischen Gartens erhielt. Früher schon, seit 1542 bereits, war der Garten des Paulinums der medicinischen Facultät als hortus medicus zugestanden worden. Schwächrichen hat namentlich auch auf Leipzig speciell bezügliche Werke geschrieben, so die „Topographiae naturalis Lipsiensis specimina I—IV" und die „Topographia naturalis Lipsiensis ad anthropologiam et medicinam applicata." Bemerkt sei an diesem Orte noch, daß ein schon 1787 in Vorschlag gebrachtes, aber erst 1805 auf kurfürstl. Kosten in der Nähe der Sternwarte, d. h. in Schloß Pleißenburg eingerichtetes chemisches Laboratorium unter Aufsicht jenes Professors Eschenbach ge-

stellt ward. Als Mediciner wäre auf Seite 67 auch schon der gelehrte Literator Carl Gottlob Kühn, seit 1785 Professor der Physiologie und Pathologie, zu erwähnen gewesen, ebenso wie Johann Carl Gehler (früher Professor der Anatomie und Chirurgie, seit 1789 aber der Therapie) und der 1751 als Sohn von Christian Gottlieb Ludwig (dem Tischgeber Göthe's) hier geborene, seit 1787 als Professor der Medicin in unserer Stadt wirksame Christian Friedrich Ludwig (verdient, wie sein Vater, als Botaniker, Anthropolog, Anatom ꝛc.). Den bedeutenden Geburtshelfer Jörg nannten wir schon und weiter bleiben noch anzuführen: Der bekannte Anatom Carl Friedrich Burdach (aus Leipzig selber, seit 1798 Privatdocent, seit 1807 Professor, weggegangen von hier nach Dorpat 1811), ferner der treffliche Chirurg Carl August Kuhl und Johann Christian August Clarus, seit 1799 Privatdocent in Leipzig, 1803 Professor der Anatomie und Chirurgie, 1810 ordentlicher Professor der Klinik und Oberarzt am Jacobshospital. Noch Eins: der hier erwähnte Mediciner Johann Carl Gehler darf nicht mit dem Physiker Johann Samuel Gehler, seinem Bruder (s. pag. 67) verwechselt werden. Letzterer gehörte gar nicht der Universität an, sondern war Senator und Oberhofgerichtsrath.

In den Gebieten der Jurisprudenz und Theologie haben wir hier ebenso wenig von neuen Erwerbungen, als von Verlusten zu sprechen. Die ausgezeichneten Kräfte Haubold, Erhard, Biener, Rosenmüller, Tittmann u. s. w. blieben fortdauernd in ihren Wirkungskreisen; die Berufung Tzschirners fiel, gleich derjenigen Krugs, erst in's Jahr 1809, weshalb wir sie jetzt noch bei Seite lassen.

Wir haben über die Verfassung unserer Universität bisher noch gar nichts gesagt, thun dies aber nun, weil gerade das Jubiläum von 1809 als Ausgangspunkt all der bis zur Gegenwart in den Verhältnissen der Leipziger Hochschule eingetretenen Neuerungen und Regenerirungen zu betrachten sein wird, wie das auch des Rector v. Wächters Semi-Säcularfestrede am 2. Decbr. 1859 des Breiteren ausgeführt hat. Ihr folgen wir in dem Nachstehenden.

Die Verfassung, mit der unsere Universität ins Leben trat,

war derjenigen der Hochschule zu Prag und unmittelbar der der Universität Paris nachgebildet. Aber die Gründer der Leipziger Universität verfuhren in dieser Nachbildung freier, als andere Hochschulen, und schufen, wie Prof. Zarncke in seiner Abhandlung: „Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig" es treffend besagte, „ein kunstvoll gegliedertes Ganzes, in welchem die Auffassungen und Ideen des Mittelalters einen sinnigen Ausdruck fanden" Die Verhältnisse des 15. Jahrhunderts forderten zu diesem Ausdruck ganz besondere Formen. In jenen Zeiten der im übelsten Zustand befindlichen Communicationen und der größten Unsicherheit trennte, wer damals eine Universität bezog, sich durch eine weite Kluft von Vaterort und Angehörigen. Es machte sich daher das größte Bedürfniß eines engeren Anschlusses unter den Landsleuten geltend, die sich auf der Universität zusammenfanden, und so war es ganz natürlich, daß die Studirenden mit den Lehrern sich in Landsmannschaften gruppirten. Dies waren unsere vier Nationen. Sie — nicht die vier Facultäten — bildeten die Grundlage unserer Universitätsverfassung. Alle Lehrer mit den Studirenden theilten sich nach Nationen ab: in die Sächsische, die sich weit bis an die Nord- und Ostsee und selbst bis Schweden und Norwegen erstreckte; in die Meißnische, zu der auch Thüringen gehörte; in die Bairische, die beinahe das ganze Süddeutschland und auch die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal und England begriff, sowie viertens in die Polnische, zu der auch Schlesien, Preußen, Böhmen, Mähren, Ungarn, Rußland, später auch die Lausitz gerechnet wurden. In diesen vier Nationen ruhte die Regierung der Universität, nur daß dabei blos die zur Nation gehörigen Lehrer eine eigentliche Stimme hatten. Sodann muß man erwägen, daß im Anfang des 15. Jahrhunderts das Faustrecht noch in seiner vollen Blüthe und die Landeshoheit unserer Fürsten erst in ihrer Entwickelung stand, daß daher in der Regel nur sicher war, wer sich selbst helfen konnte, und daher meist nur in festen Einigungen Schutz und Sicherheit zu erreichen war. Wollte die Universität damals sich Bestand und Wirksamkeit sichern,

so konnte sie sich nicht mit der Macht der Wissenschaft begnügen. Sie mußte eine äußere, imponirende, selbständige, corporative Stellung haben, und so gaben ihr auch die sächsischen Fürsten eine solche, in welcher sie, zwar unter Oberaufsicht der Staatsgewalt, aber doch im Wesentlichen sich selbst regierte. Die Spitze dieser politischen Corporation bildete der von den Nationen gewählte Rector. Durch eine andere organische Einrichtung aber sollte die Macht und Bedeutung der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Corporation ausgedrückt werden entsprechend der Unmittelbarkeit jener Zeit, welche nach einer Verkörperung der Ideen verlangte. In dieser Verkörperung wurde zugleich in treffender Weise ausgedrückt, daß auf der Universität der Cult aller Wissenschaften vereinigt sein soll und daß die Grundlage alles wissenschaftlichen Studiums die Philosophie bilde, der Inbegriff der freien Künste, daß die philosophische Facultät die pia nutrix totius universitatis sei. Jeder Universitätslehrer mußte daher in Leipzig Magister der Philosophie geworden sein oder sich wenigstens bei der philosophischen Facultät eindisputiren und nostrifiziren, mußte gleichsam durch die philosophische Facultät hindurchgehen, um den Katheder seiner Facultät zu besteigen. So bildete die gesammte Universität ein wissenschaftliches Magister-Corpus und dieses zerfiel dann mit den betreffenden landsmannschaftlichen Studirenden in die vier Nationen. Zwar zweigten sich aus ihm noch die vier Facultäten für ihre besonderen Lehrkreise ab und bei diesen nahm die philosophische Facultät, d. h. die Gesammtheit der Lehrer der philosophischen Wissenschaften, die unterste Stelle ein. Allein auch dabei wurde doch am Charakter der philosophischen Facultät als der gemeinsamen Grundlage festgehalten, denn ihr Decan nahm eine ganz besonders bevorzugte Stellung ein als das Organ der wissenschaftlichen Grundlage der Gesammtheit. Er ward als Beamter der ganzen Universität betrachtet, während die Decane der übrigen Facultäten blos Beamte ihrer betreffenden Facultäten waren; seine Wahl mußte jedesmal der Wahl des Rectors vorangehen, er und der Rector waren die Magistrate der Universität, der Rector magistratus major, der

philosophische Decan magistratus minor, und er mit den Senioren der Nationen hatte das Recht und die Pflicht, jedesmal über die Amtsführung des abgehenden Rectors das Urtheil zu sprechen.

Diese Verfassung wurde durch spätere Statuten bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts weiter ausgebildet und in Einzelnem modificirt. Aber mit diesen Modificationen blieb sie Jahrhunderte hindurch bestehen in einer Weise, wie es sich auf keiner anderen deutschen Universität fand. Sie bestand noch zur Zeit des letzten Jubiläums im Jahre 1809 und ging im Wesentlichen dahin: Die Universität bildete eine besondere, sehr freie politische Corporation mit Civil= und Criminalgerichtsbarkeit über alle ihre Mitglieder und mit bedeutendem Grundbesitz, den sie größtentheils der Munificenz ihrer Fürsten, zum Theil auch frommen Stiftern verdankte, namentlich mit der Herrschaft über acht Dörfer. Ihr Haupt im Leiten, Schützen, Administriren und Richten war der je auf ein halbes Jahr gewählte Rector. Sämmtliche Magister und Doctoren der Universität waren in die alten vier Nationen getheilt, in denen die zum Lehren habilitirten magistri artium die Stimme führten. Jede dieser Nationen stand unter einem von ihr gewählten Senior, der die Nation zu berufen das Recht hatte, und jede hatte ihre besonderen Statuten und ihr eigenes, großentheils durch milde Gaben gebildetes Vermögen. In der Generalversammlung dieser vier Nationen, dem Concilium Nationale magnum unter dem Vorsitz des Rectors, ruhte die Grundlage des Regiments der Universität. Sie bildete die tota universitas, sie wählte die wichtigeren Beamten, namentlich den Rector, und jede magna et ardua causa, welche die gesammten Interessen der Universität betraf, war an dieses totum corpus universitatis gewiesen, dessen Beschlüsse sodann der Rector zu vollziehen hatte. Für alle anderen Geschäfte standen dem Rector eine Reihe der verschiedensten Collegien zur Seite, die aber mit den vier Nationen in wesentlicher Verbindung waren. Die Gerichtsbarkeit in wichtigeren Sachen übte der Rector mit seinen Assessoren oder Consiliarien, dem spä-

ter sogenannten Concilium perpetuum, das aus vier Mitgliedern bestand, von welchen jede Nation je eines aus ihrer Mitte auf ein halbes Jahr wählte, und einem juristischen Syndicus, den die große Nationenversammlung ernannte. Dies Concilium führte auch die Oberaufsicht über die Contubernien und Collegien; es hatte eine eigene Casse, den Rectorfiscus, zur Deckung der Gerichtskosten, zur Besoldung des Rectors und der Mitglieder und Officianten des Gerichts und zur Bestreitung anderer allgemeiner Ausgaben, und mit ihr stand auch der Fiscus der Stipendien und der Wittwen in Verbindung. Die Hauptverwaltung dieser Casse hatte der halbjährlich wechselnde Rector. Alle allgemeineren akademischen Angelegenheiten, auch die der vier Facultäten, soweit sie nicht anderen Behörden besonders überwiesen waren, gehörten vor das vom Rector präsidirte Concilium professorium oder Concilium publicum, den später sogenannten akademischen Senat. Dieses Concilium knüpfte sich an die alte Sitte an, daß der Rector wichtigere Angelegenheiten nicht allein, sondern mit Beirath besoldeter Lehrer besorgte, und wurde am Ende des 16. Jahrhunderts (1580) fest organisirt. Aber dieser Senat bestand nicht aus allen angestellten Lehrern, nicht einmal aus allen ordentlichen Professoren, sondern nur aus denjenigen, die eine der schon im 16. Jahrhundert fundirten ordentlichen Lehrstellen bekleideten, aus den 23 Professoren alter Stiftung. Sie saßen nach den Facultäten, zerfielen aber wieder in Abtheilungen nach den vier Nationen, und aus ihnen allein hatte das Nationalconcilium den Rector zu wählen. Einen großen Theil der ökonomischen Angelegenheiten der Universität hatte der Rector mit anderen Behörden zu besorgen. Mit den vier Decanen bildete er das Concilium decanale, regierte fünf Dörfer unserer Universität, die sogenannten fünf neuen Dorfschaften (Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpösna, Wolfshain und Zweenfurth), und verwaltete das Universitätsholz, und unter demselben stand die Probstei, welche die specielle Verwaltung und die Gerichtsbarkeit über die Dörfer durch einen Präfect und zwei Probsteigerichtsverwalter besorgte. Die

Regierung und Gerichtsbarkeit von drei anderen Dörfern, den sogenannten drei alten Dorfschaften (Hohenheyda, Gottscheina und Merkwitz), und die Einkünfte aus denselben standen wieder unter einer besonderen Behörde, unter der Großprobstei, welcher ein jährlich wechselnder, aus Professoren der Rechte und aus Vorstehern des Fürstencollegiums genommener Großprobst vorstand. Diese Fürstencollegien, das große und kleine, gegründet durch die Municenz der sächsischen Fürsten, waren ursprünglich gemeinsame Wohnungen für Lehrer und Studirende, die sich aber allmählich in Geldpfründen verwandelten. Neben ihnen stand unter einer besonderen Verwaltung das Frauencollegium, gestiftet von den ersten Rectoren aus Mitteln, die sie 1409 aus Prag herübergebracht hatten. Die meisten übrigen ökonomischen Angelegenheiten besorgte der Rector mit dem Concilium der Decemvirn, welches aus dem Rector, dem philosophischen Decan und aus je zwei aus jeder Facultät von dem Nationalconcilium gewählten Professoren alter Stiftung bestand. Namentlich war diesen Decemvirn die Verwaltung des akademischen Hauptgebäudes, des Paulinum, die Paulinerkirche und das Convict für die Studirenden übergeben. Rechnet man zu allem diesen noch die vier Nationalfisci und die Fisci der vier Facultäten, so waren es mehr als ein Dutzend verschiedener Verwaltungen, in welche die Administration der ökonomischen Angelegenheiten der Universität gespalten war, und die meisten Verwalter wechselten nach jedem halben Jahre. Ihren Bestand der ordentlichen Professoren ergänzte gewissermaßen die Universität selbst. Die Facultäten denominirten die zu Ernennenden; die Professoren der alten Stiftung, das Concilium professorium, hatten zu entscheiden, ob gegen die Vorgeschlagenen nichts zu erinnern sei, und dann traf die Regierung aus den Vorgeschlagenen die Ernennung.

Diese Verfassung erhielt sich, wie gesagt, bis in unser Jahrhundert. Sie wurde mit einer ängstlichen Pietät festgehalten und gab unsrer Universität dadurch eine eigenthümliche, beinahe exclu-

sive Stellung unter den deutschen Hochschulen. Aber es war am Ende zu fürchten, daß in ihren Formen die Universität erstarre.

Die äußere Regierung des großen Gemeinwesens, die in die verschiedensten Abstufungen und Verzweigungen zerfiel und mehr oder minder wechselte, zog über der Form vom Wesen und von der Wissenschaft ab. Je enger der Einzelne mit der Universität in Verbindung kam durch das Aufsteigen auf den Sprossen der verschiedenen Universitätsämter, um so mehr Allotria beschränkten die Muße, die er der Wissenschaft widmen sollte. Die Spaltung des Universitätsvermögens in die verschiedensten Cassen unter den verschiedenen wechselnden Verwaltungen, die nur der Universität selbst Rechnung abzulegen hatten, kostete unendlich viele Zeit und machte es beinahe unmöglich, aus dem reichen Schatze, welchen die Universität der Freigebigkeit ihrer Fürsten und der Pietät einzelner Stifter verdankte, die Früchte zu ziehen, die aus ihm hätten gezogen werden können. Die ganze Bruttoeinnahme der Universität, die sie aus ihrem Gesammtvermögen, das der Facultäten und der Stiftungsfonds mitgerechnet, zu allgemeinen, namentlich zu Lehrzwecken bezog, betrug im Jahre 1808 blos 31,000 Thaler, abgesehen von einzelnen Unterstützungen, die sie von Zeit zu Zeit von der Staatsregierung erhielt. Das Selbstergänzungsrecht der Facultäten mußte die bedenklichsten Folgen für das Ganze haben, und bei der Besetzung vieler Stellen führte schon die Verfassung auf eine äußerliche Behandlung, indem man in manchen Facultäten sich in der Jugend die Anwartschaft auf eine Facultätsstelle durch Eindisputiren erwerben und dann allmählich nach dem Alter in die Facultät einrücken konnte. Dem Alternden und Zuwartenden fielen häufig von selbst die Aemter und Würden zu; der Jüngere mußte oft lange Zeit darben und in den verschiedensten, von der Wissenschaft nicht selten sehr abziehenden Nebengeschäften seinen Unterhalt suchen; die Honorare, die für die selbständige Stellung des akademischen Lehrers von nicht geringer Bedeutung sind und durch die das unschätzbare Institut des Privatdocententhums in der rechten Weise erst gehörig ermöglicht wird, flossen spärlich; der

Lehrer mußte um sie markten und die Vorlesungen gleichsam nach Mindergeboten vergeben, wie der Rectorfiscus seine Inscriptionsgebühren. Oeffentliche Hörsäle gab es, mit ein paar wenigen Ausnahmen für gewisse Specialfächer, noch im Jahre 1809 gar nicht; der Lehrer mußte in seiner Wohnung oder bei besuchteren Vorlesungen im Gasthofe lesen. Freiheit nach Außen hatte allerdings die politische Corporation und eine große Unabhängigkeit von der Regierung. Aber im Inneren herrschte weniger Freiheit. Die Häupter der Universität führten ein strenges Regiment, selbst über die Lehrer. Die Regierung jedoch konnte bei dieser Verfassung weniger für die Universität thun, und wenn sie auch zu Zeiten durch kräftige Hülfe ihr unter die Arme griff, so konnte sie es doch nicht durchgreifend bei der Verwaltung, wie sie nun einmal bestand. —

Die literarischen und belletristischen Kreise Leipzigs verloren in diesem Zeitabschnitt einen würdigen Veteran, den „Kinderfreund" Christian Felix Weiße. Bereits 1792 war dessen schriftstellerische Thätigkeit durch einen Unfall fast gänzlich gehemmt worden. Er hatte sich durch einen Sturz von der Bücherleiter den rechten Arm ausgefallen und die Folge davon war, daß in die betreffende Hand eine stete Schwäche kam, die ihm das Schreiben ungemein schwer, oft sogar unmöglich machte. Weiße starb am 16. December 1804 und sein Leichenbegängniß war eines der feierlichsten und ehrenvollsten, das jé ein deutscher Schriftsteller erhalten hat. Der Dahingeschiedene verdiente aber auch diese seltene Auszeichnung, denn seine Verdienste waren in der That groß. Ganz mit Recht hat einer seiner Biographen gesagt: „Während Basedow auf die Verbesserung der öffentlichen Lehranstalten wirkte, hat Weiße auf den Kreis der häuslichen Erziehung einen noch wohlthätigeren Einfluß gewonnen, in Deutschland das erste und edelste Vorbild zu allen späteren Jugendschriften gegeben und auf solche Weise nicht nur den Dank seiner Zeit, sondern auch der künftigen Geschlechter verdient." Zur Charakteristik des Mannes wollen wir hier nachträglich noch mittheilen, was über ihn in den 1784 erschienenen „Briefen

eines reisenden Franzosen" steht: „Ich besuchte Herrn Weiße. Er ist nicht nur einer der artigsten Dichter Deutschlands, sondern auch ein merkwürdiger Gelehrter, dabei die Eleganz selbst, und das Einkommen von einer ansehnlichen Stelle, die er bekleidet, setzt ihn in den Stand, seine alten Tage der Ruhe, dem Wohlthun und den Musen zu weihen. Er ist einer der stärksten Antagonisten der literarischen Kalmucken, die gleich den Truppen des Gengiskhan vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutschen Parnaß thaten, die Musen nothzüchtigten, die schönen Blumenbeete der alten deutschen Dichter verheerten, die Sprache verstümmelten, die Wörter mit tartarischer Wuth zerfetzten u. s. w." Weiße's Wohnung befand sich, um auch das noch hier zu bemerken, in dem großen Eckhaus der Petersstraße und des Thomasgäßchens. Eigenthümer desselben war nachmals der mit Weiße verwandte Professor Ernst Platner. Später noch wurde es das Holbergsche Haus und ist jetzt v. Alvenslebensches Besitzthum. Nur ein leider stehen gebliebener Satzfehler ist es, daß auf S. 67 als Todesjahr Christian Ernst Weiße's, des Sohnes von Christian Felix, 1805 sich angegeben findet; es mußte heißen 1832. Davon weiter unten.

Ueber Blümner, Apel, Wagner, Mahlmann, Rochlitz, Seume ist an diesem Orte nichts mehr, resp. noch nichts hinzuzufügen, desgleichen über Persönlichkeiten der bildenden Kunst, wie die Familie Schnorr, und wir können also sofort auf Concert und Theater übergehen.

Director des Gewandhausconcertes blieb gerade noch bis 1810 der treuverdiente Schicht und ebenso wirkte seine Gattin als Sängerin in denselben weiter, bis sie 1807 pensionirt wurde. Neben ihr ließen sich in der Reihenfolge der Jahre auch noch die stimmbegabte Altistin, Dlle. Härtel, Mad. Angiolini aus Turin, die später weit und breit berühmte Häser, die treffliche Alberghi, sowie Dlle. Voitus aus Berlin hören. Charlotte Henriette Häser, die Tochter des im 4. Kapitel genannten Johann Georg Häser, wurde 1784 in Leipzig selber geboren und von ihrem Vater frühzeitig in der Musik und besonders im Singen unterrichtet. Ihre

herrliche Stimme machte sie zum Liebling des gesammten Leipziger Publicums in Concerten von 1800—1803. Das letztere Jahr entführte sie nach Dresden, wo sie sich bei Hofe hören ließ und sogleich bei der italienischen Oper angestellt ward. Sie, die noch junge Künstlerin, wußte sich dort auch neben einer so berühmten und begünstigten Sängerin, wie Madame Paër, in allen Ehren zu behaupten. Im Herbst 1806 ging sie mit ihrem Bruder August Ferdinand und dessen Gattin auf Reisen, zunächst nach Prag und Wien, wo sie 8 Monate lang an der italienischen Oper mit glücklichstem Erfolge sang, dann nach Italien. Hier sang sie bis 1812 in Bologna, Florenz, Siena, Mailand, Neapel und Rom, überall mit Enthusiasmus empfangen und durch den Beinamen „La divina Tedesca“ geehrt. Sie war die erste Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit einem Crescentini, Veluti 2c. zu wetteifern. Im Januar 1812 vermählte sie sich mit dem hochgeachteten Rechtsgelehrten und Archivar Giuseppe Vera in Mailand, seit welcher Zeit sie nie wieder öffentlich auftrat. Nach dem Tode ihres Gatten 1831 lebte sie zurückgezogen in Rom, im Sommer auf einem ihr gehörigen Landgute bei Amelia. An ihre Heimath Leipzig, an die dort verlebte Jugend und ihre Erfolge im Gewandhaus soll sie stets mit großer Liebe zurückgedacht haben. — Als Madame Schicht pensionirt worden, begann ihr öffentliches Wirken die Tochter Henriette Schicht. Diese, eine Schülerin, die dem Lehrer, ihrem Vater, in allen Dingen zu größter Ehre gereichte, sang von 1807—10, vermählte sich dann mit dem Hamburger Kaufmann Carl Weiße, der aber später als Director der Feuerversicherungsanstalt nach Leipzig zurückkehrte, und führte nun hier mit ihrem gleichfalls kunstsinnigen Gatten ein allen künstlerischen Notabilitäten stets offenes, daher auch nach Außen hin durch seine Gastfreundschaft und seine musikalischen Unterhaltungen berühmtes Haus. Sie starb in unserer Stadt im October 1831, erst 40 Jahre alt. — Neben ihr war als Concertsängerin von 1808 an auch noch Albertina Campagnoli thätig, deren Vater 1797 an Häser's Stelle Concertmeister im Gewandhaus ge-

worden war. Bartolomeo Campagnoli hatte, als er nach Leipzig kam, bereits ausgebreiteten Ruf in der Kunstwelt.

Von Virtuosen, die während unsers Zeitabschnittes sich im Gewandhausconcert hören ließen, erwähnen wir besonders den großen Geigenspieler Louis Spohr, der zuerst 1804 und sodann, mit seiner jungen Frau, der Harfenvirtuosin Dorette Scheidler, auch 1807 wieder nach Leipzig kam. Daß sein Auftreten hierselbst in der Saison 1804—5 „seinen Ruf in Deutschland zuerst begründete und auf sein Lebensgeschick einwirkte," gesteht er offen ein in der nach seinem Tode erschienenen Autobiographie. Wir finden in derselben auch den ganzen Bericht abgedruckt, welchen Rochlitz damals in die „Allgemeine musikalische Zeitung" schrieb: „Herr Spohr gab am 10. December 1804 zu Leipzig ein Concert und auf Aufforderung Vieler am 17. ein zweites; in beiden aber gewährte er uns einen so begeisternden Genuß, als außer Rode kein Violinist uns gewährt hatte, soweit wir zurückdenken können. Herr Spohr gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten jetzt lebenden Violinspieler, und man würde über das, was er, besonders in noch so jungen Jahren, leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken zum kalten Erstaunen kommen könnte u. s. w." Ueber die Gewandhausconcerte heißt es in der „Selbstbiographie": „Sie werden von einer Gesellschaft von Kaufleuten veranstaltet. Es sind aber keine Dilettantenconcerte, denn nur Musiker bilden das Orchester, welches stark besetzt und recht brav ist. Für den Gesang wird immer eine fremde Sängerin verschrieben, dieses Jahr ist es eine Signora Alberghi von Dresden, die Tochter eines dortigen Kirchensängers. Sie ist noch sehr jung, besitzt aber schon eine recht gute Methode und eine klare, klingende Stimme. Sie sang zwei Arien mit großem Beifall. Außerdem hörte ich den Concertmeister der Gesellschaft, Herrn Campagnoli, ein Concert von Kreutzer sehr brav spielen. Seine Methode ist zwar veraltet, er spielt aber rein und fertig. Der Saal, in welchem diese Concerte gegeben werden, ist wunderschön und für die Wirkung der Musik besonders günstig." Beim Arrangement seines Leipziger Concertes hatte

Spohr übrigens viele Schwierigkeiten zu überwinden. In dem geschäftsvollen Treiben der Handelsstadt kam man ihm nicht so hülfreich entgegen, wie er es sonst gewohnt war, und er hatte manchen Weg zu machen, bis alle Hindernisse beseitigt waren. Auch kränkte es ihn, daß die reichen Handelsherren, an die er empfohlen, noch nichts von seinen Künstlerleistungen zu wissen schienen und ihn zwar höflich, aber kalt empfingen. Er wünschte daher sehnlich, einmal zu einer Musikpartie eingeladen zu werden, um sich bemerklich machen zu können. Dieser Wunsch wurde erfüllt; er erhielt eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft mit der Bitte, dort etwas vorzutragen. Doch, hören wir aus seinem eigenen Munde, wie es ihm hier erging. „Ich wählte eins der schönsten der sechs neuen Quartette von Beethoven, durch dessen Vortrag ich in Braunschweig schon oft meine Zuhörer entzückt hatte. Aber schon nach wenigen Tacten merkte ich, daß meine Begleiter mit dieser Musik noch unbekannt und daher unfähig waren, in den Geist derselben einzudringen. Verstimmte mich dies nun schon, so steigerte sich mein Unmuth doch noch weit mehr, als ich bemerkte, daß die Gesellschaft meinem Spiele bald keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Denn es entspann sich nach und nach eine Conversation, die bald allgemein so laut wurde, daß sie die Musik fast übertönte. Ich sprang daher mitten im Spiele, noch ehe der erste Satz beendet war, auf und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zu meinem Kasten, um die Geige einzuschließen. Das erregte große Sensation in der Gesellschaft und der Herr vom Hause näherte sich mir mit fragender Miene. Ich trat ihm entgegen und sagte ganz laut: „Ich war bisher gewohnt, daß man meinem Spiele mit Aufmerksamkeit zuhörte. Da das hier nicht geschah, so glaubte ich der Gesellschaft gefällig zu sein, indem ich endigte.“ Der Hausherr wußte nicht, was er antworten sollte und zog sich verlegen zurück. Als ich dann aber Miene machte, zu gehen, kehrte er wieder zu mir sich hin und meinte freundlich: „Wenn Sie sich entschließen könnten, der Gesellschaft etwas Anderes vorzutragen, was ihrem Geschmacke und Fassungsvermögen angemessener wäre, so würden Sie ein sehr auf-

merksames und dankbares Publicum haben.“ Mir, dem längst klar geworden, daß ich das Vorgefallene durch meinen Mißgriff in der Wahl der Musik für eine solche Gesellschaft selbst verschuldet hatte, war froh, wieder einlenken zu können. Ich nahm daher willfährig die Geige von Neuem und spielte das Quartett in Es von Rode. Mit diesem setzte ich die Anwesenden dermaßen in Entzücken, daß ich der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit für den Rest des Abends wurde.“ „Ich fühlte mich in Leipzig sehr glücklich — schreibt Spohr weiter — doch war es die Anerkennung, die ich als Künstler fand, nicht allein, die mein ganzes Sein belebte, es war noch ein anderes zarteres Gefühl. Ich liebte und wurde geliebt!“ Rosa Alberghi nämlich war es, in deren „feurige schwarze Augen“ der junge Künstler zu tief geblickt hatte. Er begleitete das gute Mädchen dann auch von Leipzig nach Dresden und Berlin und wir lesen darüber u. A. die Worte: „Rosa schloß sich immer herzlicher mir an und zeigte mir unverholen ihre Neigung. Ich dagegen mußte bei näherer Bekanntschaft mir sagen, daß sie sich zu meiner Lebensgefährtin nicht eigne, und vermied daher sorgfältig, es zu einer Erklärung kommen zu lassen. Sie war zwar ein liebenswürdiges, unverdorbenes Kind und von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet, ihre Erziehung aber war, die geselligen Formen abgerechnet, sehr vernachlässigt, und was mich besonders abstieß, war ihre bigotte Frömmigkeit, die sie schon einige Male zu Versuchen getrieben hatte, den lutherischen Ketzer zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren.“ So fest war Rosa von Spohrs Liebe und einer zukünftigen Ehe mit ihm überzeugt, daß sie den Eltern ihres Freundes sich vertrauensvoll und ohne Arg als dessen Braut vorstellte, wie sie einst zufällig auf der Reise durch Göttingen kam. Doch Spohr protestirte und verlobte sich später mit Dorothea Scheidler in Gotha. Er theilte sein Verlöbniß brieflich der guten Rosa mit und äußert sich: „Ich hatte dieser zwar ne ein Geständniß meiner Liebe gemacht, sie lag jedoch deutlich genug in meinem Benehmen gegen das Mädchen in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. In welchen Wendungen ich es

versuchte, mein Unrecht zu beschönigen, ist mir nach so langer Zeit nicht mehr erinnerlich. Wahrscheinlich war es wieder der Unterschied der Religion, der als Vorwand meines Rücktrittes dienen mußte. Der Brief wurde endlich fertig und mit erleichtertem Herzen trug ich ihn zur Post. Ich hoffte sehnlichst auf Antwort; es kam jedoch keine. Später erfuhr ich, daß Rosa mit ihren Eltern, die sich in Deutschland einiges Vermögen erworben hatten, nach Italien zurückgekehrt sei. In Dresden erzählte man mir dann einige Jahre später, Rosa sei, von ihrer Frömmigkeit getrieben, in ein Kloster gegangen. Ich konnte nie ohne tiefe Wehmuth an das liebe Mädchen denken!" So weit Spohr; wir meinten, diese Citate aus seiner Selbstbiographie hier geben zu dürfen, weil sie gerade in verschiedener Hinsicht Leipzig und eine dort einst sehr beliebte und gern gehörte Sängerin berühren.

Daß „Vater Hiller", ein 72jähriger Greis, 1800 das Cantorat an der Thomasschule niederlegte, sagten wir schon im 4. Capitel. Er lebte darauf noch bis zum 16. Juni 1804. Sein Tod erfüllte die ganze Stadt mit aufrichtiger Trauer und an seinem hundertjährigen Geburtstage (1728) errichteten ihm die Schwestern Podleska ein Denkmal in den Anlagen vor der Thomasschule, dem sich später, auf Betrieb Felix Mendelssohns, bekanntlich ein Monument für Bach beigesellte. Abgesehen von seinem künstlerischen Wirken blieb Hiller auch wegen seiner biederen und freundlichen Menschlichkeit lange unvergessen von den Bewohnern Leipzigs. Er war ein edler, vortrefflicher Mann gewesen, und die Grillenfängerei und Hypochondrie, deren Opfer er oft durch seine Kränklichkeit wurde, hatte Niemandem zu schaffen gemacht, als nur ihm selber.

Müllers Substitut und Nachfolger als Thomascantor war August Eberhard Müller, ein starker Orgel-, Flöten- und Clavierspieler, der nach mancherlei Kreuz- und Querzügen 1794 an die neue Orgel in der Leipziger Nicolaikirche gekommen war. Nachdem er Cantor der Thomasschule geworden, ließ er es sich eifrig angelegen sein, die Concerte des Alumneums in Flor zu erhalten, was

ihm auch bestens gelang. Sie erndteten von Jahr zu Jahr mehr Beifall, fanden stets Dienstags von 5—7 Uhr statt und aus den Berichten, die darüber noch existiren, kann man schließen, daß die Leistungen in der That nicht unbedeutend waren. Außer Gesangstücken mit und ohne Orchester wurden Symphonieen von Haydn, Mozart, Beethoven 2c. vorgetragen, und Schüler ließen sich jedesmal in einzelnen Solosätzen auf dem Pianoforte oder der Violine hören, z. B. Mühling, Einert, Lecerf u. A. Diese Glanzperiode jedoch, wo das Alumneum zu einem recht eigentlichen Conservatorium der Tonkunst herangereift war, bestand nur bis 1808; von da wurde das Institut wieder auf seinen früheren Standpunkt zurückgebracht, nur dem Kirchengesang zu dienen. Vielleicht hatte sich eine Vernachlässigung der wissenschaftlichen Studien der Schüler herausgestellt, was der sorgenden Behörde nicht gleichgültig sein konnte. Müller blieb noch bis 1810 Thomascantor, dann übernahm er die Leitung der Weimarer Capelle und starb 1817. Der Sohn, Theodor Amadeus Müller, geboren in Leipzig 1798, erhielt von seinem Vater die erste musikalische Bildung. Er war später Kammermusiker in Weimar, gestorben jedoch ist er, mit dem Ruhme eines tüchtigen Geigers und geschickten Componisten, in seinem Geburtsort 1846. Ein anderer Schüler August Eberhard Müllers war Friedrich Ernst Fesca, ein Sohn Maria Podleskas, der 1805 hierher kam, um des Genannten Unterricht im Violinspiel zu genießen; auch wurde er als Mitglied des Gewandhausorchesters angestellt, ging aber schon 1806 in die Capelle des Herzogs von Oldenburg über.

Zwei Schüler von Schicht waren Christian Friedrich Schneider und Albert Gottlieb Methfessel. Ersterer, aus Waltersdorf bei Zittau gebürtig, bezog die Universität Leipzig 1805, um „Humaniora“ zu hören. Müller sowohl, wie Schicht, wurden ihm hier wohlwollend förderliche Berather und Lehrer, und namentlich übte der Letztere auf ihn einen in vielen Beziehungen mächtigen Einfluß aus. Auf seine Empfehlung hin erhielt der junge Mann bereits 1806 die Stelle eines Gesanglehrers an der Rathsfreischule, 1807

ward er Organist an der Paulinerkirche, dabei gab er auch in der Stadt Musikunterricht und fand in vielen Familien Eingang und Anerkennung. Schon im April 1806 brachte ferner Schicht Schneiders Ouverture Nr. 6. im Gewandhausconcert zur Aufführung, so daß dieser hiermit in Leipzig auch als Orchestercomponist zuerst vor die Oeffentlichkeit trat. Das Debut fiel glänzend aus und nun ging es mit verdoppeltem Eifer ans Componiren von Sonaten, Clavierconcerten, Symphonieen, Ouverturen, Cantaten, Variationen für verschiedene Instrumente, Märschen, Tänzen, Liedern u. s. w. Ja, auch zwei Opern figuriren unter dieser großen Zahl von Werken: „Alwins Entzauberung", nach Bretzners „Irrwisch" frei bearbeitet, und „der Zitherschläger" (mit Text von dem ihm sehr befreundeten, damals in Leipzig lebenden Dichter Heinrich Seidel). Die erste von beiden brachte die Dessauische Hofschauspielergesellschaft — s. weiter unten — auf die Bühne unserer Stadt, doch errang sie, vielleicht wegen ungenügender Darstellung, nur geringen Beifall und Schneider schrieb fortan nichts mehr fürs Theater. Desto mehr Erfolg hatten seine später noch im Gewandhaus aufgeführten Werke, wie er denn in demselben von 1808 an auch öfter als Clavierspieler sich mit großem Erfolg hören ließ.

Als eines Curiosums erinnerte sich Schneider noch im Alter einer im Jahre 1806 stattgehabten Aufführung des Mozartschen Requiem mit an verschiedenen Stellen beigegebenem Wirbel französischer Tamboure. Es geschah dies bei dem oben umständlicher geschilderten Begräbniß des Generals Macon. Zu dessen Leichenfeier ward nämlich in der katholischen Kapelle der Pleißenburg das genannte Tonwerk vorgetragen und an einzelnen Stellen, wahrscheinlich zur Erinnerung daran, daß der Todte ein Soldat gewesen, auf Trommeln accompagnirt. Hat doch früher Kapellmeister Himmel bei der Todtenfeier Friedrich Wilhelms II. die Pausen zwischen den einzelnen Musiknummern durch Abbrennen von Vierundzwanzigpfündern ausfüllen lassen! (S. „Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild von Friedrich Kempe.")

Zwei Jahre später, als Schneider, nämlich 1807, bezog Albert Gottlieb Methfessel die Universität Leipzig und lag hier den theologischen Studien mit allem Eifer ob, was ihn aber nicht hinderte, mit von Jugend auf gewohnter Liebe auch die Tonkunst zu pflegen; mußte er doch, schon um seinen Lebensbedarf zu erhalten, Unterricht im Guitarrenspiel und Gesang geben. Der Aufenthalt in unserer Stadt hatte ferner noch den Vortheil, daß Schicht sich für ihn interessiren lernte und seine Studien in der Harmonielehre und im Kontrapunkt leitete. Die Zusage der Fürstin von Rudolstadt — er ward im Schwarzburgischen geboren — ihn für den Fall, daß er sich ausschließlich der Musik widme, mit einem Stipendium bedenken zu wollen, war endlich Anlaß, daß er der Wissenschaft Valet sagte und die Kunst sich zum Lebensberuf wählte. So verließ er denn 1809 Leipzig. Zuletzt war Methfessel bekanntlich Hofkapellmeister in Braunschweig. Bis 1842 blieb er in diesem Amte, dann jedoch zwang ihn ein Augenleiden, sich pensioniren zu lassen. Leider ist dasselbe durch keine Operation gehoben worden. Als Liedercomponist hat sich Methfessel einen durch ganz Deutschland verbreiteten Namen gemacht. — Von Friedrich Schneider weiter unten noch mehr.

Uns zum Theater wendend, bemerken wir zunächst, daß das Secondasche Privilegium nach der Prolongation von 1795 bis 1801 (s. oben) vorerst bis 1804, dann bis 1807 und endlich bis 1815 verlängert wurde, und während dieser ganzen Zeit bestand die Einrichtung fort, daß die Brüder mit einander wechselten, d. h. während das Schauspiel in Dresden war, in Leipzig die Oper oder das Singspiel Vorstellungen gab und umgekehrt. Die Oper zog wohl auch weiter, nach Prag u. s. w., doch das kümmert uns hier nicht.

Um vom Repertoire zu sprechen, d. h. an das im 4. Kapitel bereits hierüber Gesagte anzuknüpfen, so wurden, nachdem „Wallenstein“ noch im Jahre 1800 erschienen (was wir oben auch schon bemerkten), „Maria Stuart“ und „Jungfrau von Orleans“ 1801, „Tell“ und „die Braut von Messina“ 1805 zum ersten Mal in

Leipzig gegeben. Die Darsteller der Hauptrollen waren die schon im 4. Capitel Genannten: Madame Hartwig, Christ, Borchers, Opitz ꝛc., sowie in zweiter Reihe ein gewisser Schouwärt, Haffner, Drewitz, eine Madame Zucker, Madame Henke u. A.

Wir hatten hier zunächst von lauter Schillerschen Stücken zu reden und müssen, eines besonderen Umstandes halber, bei diesem Dichter jetzt noch länger uns aufhalten. Während „Wallenstein" und „Maria Stuart" vom Arbeitstisch des Autors sofort ins Weimarer Theater gewandert waren, um begierig einstudirt zu werden, konnte merkwürdigerweise „die Jungfrau" in Weimar nicht gleich gegeben werden. Der Herzog hatte sich das Manuscript bringen lassen, er erklärte, daß ihn das Stück poetisch ergriffen habe, es aber nicht dargestellt wünsche. Was ihn dazu bewogen, ist räthselhaft, wenn man nicht eine Intrigue der Schauspielerin Jagemann annimmt. Sie war die erklärte „Freundin" des Herzogs und mochte bei der allgemeinen Bekanntschaft dieses Verhältnisses sich scheuen, in der Rolle der „Jungfrau" aufzutreten. So erwarb sich denn der Leipziger Director Seconda das Verdienst, dem Drama zuerst auf die Bretter zu helfen. Es bleibe ihm dies unvergessen! Beiläufig: erst im April 1803, als sich ein junges Mädchen bei der Weimarer Bühne fand, das für die Rolle der Johanna paßte, ging das Werk auch dort in Scene und die Verzögerung hatte einen um so größeren Enthusiasmus des Publikums zur Folge.

Es war im September 1801, daß Schiller einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" an hiesiger Bühne beigewohnt hatte, und bei der Gelegenheit „erntete er — wie Palleske sagt — zum ersten Mal einen Erguß ächter Volksbegeisterung." Als der Vorhang nach dem ersten Aufzug fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!" Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte Alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Dichter in der Nähe zu sehen. Als er erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing ihn, als er durch die Reihen

schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „der ist es! das ist er!“ Mit Hinblick auf diesen Vorgang konnten wir oben wohl sagen, auch einer seiner späteren nur kurzen Besuche in Leipzig habe für Schiller ganz besondere Bedeutung erlangt, ebenso wie für unsere Stadt, die sich des Ereignisses z. B. beim 100jährigen Jubiläum 1859 wieder lebhaft erinnerte. In dem damals erschienenen Prachtwerk von Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit“ findet sich sogar eine hübsche Abbildung der denkwürdigen Scene; sie ist darauf — wir wissen nicht, ob historisch richtig — nicht vor den Hauptausgang des Theaters, sondern vor die kleine Seitenthür vis-à-vis dem großen Blumenberg verlegt, durch welche die Schauspieler aus- und einzugehen pflegen. Wohnung hatte Schiller damals im Hotel de Bavière genommen.

Parenthetisch mag hier noch erwähnt sein, daß von Göthe-schen Besuchen in Leipzig seit 1800 nicht weiter die Rede zu sein braucht. Daß er am 28. April genannten Jahres zur Messe hierher gekommen sei, sagten wir bereits im 4. Capitel. Und zwar kehrte er erst den 16. Mai nach Weimar zurück, nachdem er — wie Frh. v. Biedermann vermuthet — wohl noch seine spätere Gattin, Christiane Vulpius, hatte nachkommen lassen, um ihr durch den Anblick der Messe Vergnügen zu bereiten. Zur Ostermesse 1803 trat Göthe freilich eine Reise nach Leipzig an, wo er u. A. den Buchhändler Unger aus Berlin zu sprechen wünschte; doch kehrte er, durch eingetretene Umstände bewogen, in Halle wieder um. Aus dem Jahre 1813, von der am 17. April angetretenen Reise nach Teplitz, ist endlich noch eine Spur seines Aufenthaltes in Leipzig bewahrt. Er hörte den als Declamator reisenden Theodor von Sydow in einer Vorstellung weinerlich und heulend eines der elendesten deutschen Gedichte vortragen, welches dessen ungeachtet das Verdienst beanspruchen darf, Göthen zu einem der frischesten seiner geselligen Lieder angeregt zu haben. Jenes begann: „Ich habe gelacht, nun lach' ich nicht mehr!“ Schon am 3. Mai aber sandte Göthe seinem Freunde Zelter nach Berlin zur Composition

für seine Liedertafel die das Gejammer dieser Dichtung köstlich verspottende Umbildung: „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht!“

Ebenso wenig, wie oben im 4. Capitel das Verzeichniß der Mitglieder, kann auch das Verzeichniß der Gäste, die unter der langen Seconda'schen Direction nach Leipzig zum Besuch kamen, hier ein vollständiges sein, und wir erwähnen deshalb nur die Berühmtheiten unter denselben, sowie daß damals überhaupt erst die Sitte des Gastirens in deutschen Theatern aufkam oder wenigstens allgemeiner wurde. Nicht weniger, als fünfmal in unserem Zeitabschnitt, erschien Iffland, nämlich 1799, 1804, 1805, 1808 und 1810; Brockmann und Unzelmann der Aeltere waren 1803 da, das Ehepaar Bethmann und Beschort 1806, Eßlair und Frau 1809. Gesammtgastspiele veranstalteten die Dessauische und die Weimarische Hoftheatergesellschaft. Erstere befand sich bei wiederholter zeitweiliger Abwesenheit der Secondaschen Truppe in den drei Wintern 1806—7, 1807—8 und 1808—9 in Leipzig. Ihr Director hieß Bossann. Die Gesellschaft war eine ganz gute zu nennen und namentlich zeichnete sie sich in Opern aus. Ihr Mitglied war, schon als sie im Winter 1806—7 unsere Stadt besuchte, u. A. auch Ludwig Devrient, der sich damals noch Herzberg nennen hieß. Es ist bekannt, daß der große Künstler das väterliche Haus in Berlin, um einem verhaßten Beruf zu entgehen, heimlich verließ, nach Gera ging und beim Director Lange Engagement annahm. Vermittelnde Person hierbei war Julius Weidner, der spätere langjährige Liebling der Frankfurter, ein Landsmann Devrients, der auch bald sein förmlicher Mentor ward. Unter dem Namen Herzfeld also betrat der junge Flüchtling am 18. Mai 1802 zum ersten Mal in Gera die Bühne, als Bote in der „Braut von Messina.“ 1805 debutirte er bei Bossann in Dessau als Paolo Manfrone mit großem Beifall. Seine wöchentliche Gage war damals 6 Thaler. Dessau ist als die Sadt, wo Devrient's Genie sich entfaltete, zu betrachten, denn schon hier spielte er den Wurm, den Talbot ꝛc. mit Meisterschfat. Er blieb

daselbst mehrere Jahre und kam auch alle drei Mal nach Leipzig, wo er ebenfalls sehr gefiel. Seine Schulden wuchsen jedoch von Monat zu Monat, wozu der Aufenthalt in unsrer Stadt das Seinige beitrug, so daß er endlich genöthigt ward, sich heimlich aus Dessau zu entfernen. Er ging nun nach Breslau, wo er blieb, bis er in Berlin Stellung fand.

Nach der Ostermesse 1807 ging die Secondasche Gesellschaft für den Sommer über nach Dresden und an ihren Platz in Leipzig trat einige Monate lang die herzoglich Weimarische Gesellschaft. Der bei Eröffnung ihrer Vorstellungen am 27. Mai von Amalie Wolff gesprochene und eigens zu diesem Zweck von Göthe gedichtete Prolog enthielt z. B. folgende Stelle:

„Belehrung! ja, sie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut aufs Vaterland gewirkt
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit,
Natur und Kunst verbindend, herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge.
Doch darf ich sagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemüh'n
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?"

Dieser damals gewiß mit lebhaftem Beifall aufgenommene Prolog hat später in Leipzig sonderbar genug noch ein sehr gegentheiliges Schicksal erfahren. Nach dem dreimonatlichen Schluß unserer Bühne im Jahre 1851 ward er auf's Neue zur Eröffnung der Vorstellungen gesprochen, ohne daß jedoch auf dem Zettel des Dichters Name stand — und was geschah? Man zischte ihn

aus, wunderte sich dann aber freilich nicht wenig, als man erfuhr, daß er von keinem Geringeren, als Altvater Göthe, herrühre.

Es folgte auf diesen Prolog der „Don Carlos.“ Schluß der Vorstellungen fand zuerst am 5. Juli mit „Je toller, je besser“ statt, worauf die Gesellschaft nach Bad Lauchstädt ging. Wiederbegonnen wurde am 4. August mit „Tasso“ und ihr definitives Ende erreichten die Aufführungen den 29. desselben Monats mit „Iphigenie“ und einem Epilog, gleichfalls gesprochen von Madame Wolff. Gegeben wurden die meisten Bühnenwerke Göthe's und Schillers, zum Theil als Neuigkeiten für hier, so eben „Iphigenia“, „Tasso“, „Stella“, „Egmont“ und „die natürliche Tochter“, darunter auch das 40 Jahre früher in Leipzig ja geschriebene Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten“, ferner Stücke von Iffland und Schröder, sowie auch mehrere Opern. Hofrath Rochlitz gab in Briefen an Göthe, Mahlmann in der „Zeitung für die elegante Welt“ sehr eingehende, ausführliche Beurtheilungen, mit denen Jener wohl zufrieden war. Das Personal war folgendes: die Regisseure Becker und Genast, die Darsteller: Madame Beck, Madame Becker (geb. Ambrosch, nicht etwa Göthe's Euphrosyne, die geborene Neumann), Madame Teller, Madame Wolff, Demoiselle Engels (die spätere Frau Durand), Demoiselle Elsermann (die spätere Frau Lortzing und als solche Tante des Componisten), Demoiselle Beck (Tochter der obengenannten Madame Beck), Demoiselle Caroline Jagemann (die nachmals geadelte Frau v. Heygendorf, Carl August's Coeurdame), Demoiselle Silie (eigentlich Petersilie, bald darauf die erste Gattin des jüngeren Unzelmann, Sohnes des berühmten Komikers Unzelmann und der Friederike Bethmann) — sowie die Herren Becker (eigentlich v. Blumenthal, 1807 zum 3. Mal verheirathet mit Fräulein Ambrosch, früher Gemahl von Christiane Neumann und von Amalie Malkolmi, der späteren Wolff), Deny, Dirzka, Eylenstein, Genast (Vater des erst vor einigen Jahren gestorbenen Eduard Genast), Graff (der berühmte erste Wallenstein), Lortzing (Oheim des Componisten), Malkolmi (der Vater Amaliens und ihrer zwei Schwestern), Mor-

hard, Oels (der erste Max Piccolomini, Orest, Egmont u. s. w.), Reinhold, Rötsch, Strobe, Stromeyr (der bekannte Bassist, doch auch als Schauspieler thätig), Unzelmann (d. J.), Wolff (der gefeierte Pius Alexander, Gatte der Amalie Wolff). Mehr von all diesen, zum großen Theil so hochbedeutenden Künstlern dünkt uns hier nicht am Platz, da sie ja eben nur vorübergehend, als Gäste in Leipzig erschienen; wer jedoch Näheres von ihnen wissen will, können wir einfach auf das alles Wichtige und Wesentliche über sie zusammenstellende Buch von Ernst Pasqué: „Göthe's Theaterleitung in Weimar" verweisen. Ausdrücklich werde hier nur noch bemerkt, daß, wie Wilhelmine Hartwig in Leipzig 1777 geboren ward, so Amalie Wolff ebenfalls hier, im Jahre 1783, das Licht der Welt erblickte. Das Anrecht unserer Stadt auf die geniale Künstlerin mußte von uns doch besonders betont und geltend gemacht werden. Ihr Vater war der Schauspieler Malkolmi, ein vortrefflicher „humoristischer Alter," den Göthe „den Unvergeßlichen" nannte. In Weimar, wohin Malkolmi zu Bellomos Zeiten kam, debutirte sie schon 1791 und verheirathete sich 1802 mit einem gewissen Müller. Dieser muß bald gestorben sein, denn 1803 bereits ward sie mit Becker, dem Wittwer der Christiane Neumann, getraut. Nach zwei Jahren von diesem geschieden, schritt sie nun 1805 zu einer dritten Ehe mit Pius Alexander Wolff, und ging mit demselben endlich nach Berlin, wo sie noch lange die Zierde des Hoftheaters bildete, wie sie in Weimar neben ihrem Gemahl die größte und blendendste Berühmtheit der Götheschen Epoche und Schule deutscher Schauspielkunst gewesen war.

Neben den Classikern, den idealen Dichtern, occupirten das deutsche Theater bekanntlich auch ihre Antipoden, die Realisten, die Porträtmaler des Lebens, Iffland und Kotzebue an der Spitze. Auch von ihren Stücken nahm die Leipziger Bühne zeitig Besitz. Um nur von einigen der berühmtesten dieser „bürgerlichen Schauspiele" zu reden, so sind „die Jäger" und „der Spieler," was hier nachträglich erwähnt sei, schon 1785, „Menschenhaß und Reue" 1789, „die Hussiten vor Naumburg" 1802 zum ersten

Mal in unsrer Stadt gegeben worden u. s. w. Endlich erschienen auch die Modestücke der damaligen Opernfreunde, so Himmels „Fanchon" (1805), „das Donauweibchen," „der Geisterseher" u. s. w., vor Allem aber die Großthat Beethovens, sein „Fidelio," in Leipzig rasch genug; von Mozart's Schöpfungen und ihren ersten hiesigen Aufführungen sprachen wir schon im 4. Capitel.

Nach der früher behaupteten Ordnung folgt nun Bibliotheken- und Zeitungswesen, doch wüßten wir aus unserem Zeitabschnitt nur von letzterem Gebiete einiges wesentliche Neue zu melden. Das Jahr 1801 sah im Voß'schen Verlag die „Zeitung für die elegante Welt" entstehen. Redacteur derselben war von ihrer Gründung an bis zu seinem Tode im Januar 1805 der fürstlich Wied-Neuwied'sche Hofrath Carl Spazier, ein fortwährender Widersacher Göthe's in diesem Blatte, der sich jedoch aus solchen Angriffen sehr wenig machte, wie das Gedichtchen: „Ultimatum" lustig genug besagt. An Spazier's Stelle trat dann als Leiter der Zeitung Siegfried August Mahlmann und ihm dankte sie ihren seitdem immer steigenden Flor; sie ward unter ihm eine wahre Zeitung aller Gebildeten, eine journalistische Großmacht. Das seit 1789 erschienene Bergk'sche Modemagazin verwandelte sich 1807 in eine „Modezeitung," 1810 nahmen die seit hundert Jahren so genannten „Leipziger Postzeitungen" den Titel „Leipziger Zeitung" an; beide Blätter existiren bekanntlich heute noch. In derselben Periode (1805) kam aber auch schon das „Tageblatt" auf und machte sich sehr bald unentbehrlich. — Hinsichtlich der 1798 im Verlag von Breitkopf und Härtel entstandenen „Allgemeinen musikalischen Zeitung" wollen wir nachträglich doch noch erwähnen, daß an ihrer Gründung der Mittheilhaber der Firma, Gottfried Christoph Härtel, (Vater der jetzigen Besitzer) wohl ebenso participirte, als Rochlitz, der Redacteur. Härtel hatte sich seit 1780 auf unserer Universität der Rechte gewidmet, aber mehr Philologie und Aesthetik getrieben, war dann Hauslehrer, Privatsecretär, Schriftsteller geworden und 1795, nach dem im Jahre vorher erfolgten Tode Johann Gottlob Immanuel Breitkopf's, in das Breitkopf'sche Geschäft eingetreten,

das nun obige Firma annahm und 1800, beim frühen Dahintritt Christoph Gottlob Breitkopf's, ganz in seinen Besitz überging. Er starb 1827.

Zum Schulwesen uns wendend, haben wir vor Allem zu bemerken, daß in unsere Periode die wirkliche Eröffnung einer Bürgerschule (der jetzigen ersten) fiel, zu der, wie wir oben sahen, im Jahre 1796 bereits auf der Moritzbastei der Grundstein gelegt worden war. 1804 nämlich wurde zunächst der linke Flügel des Gebäudes vollendet und unter dem Vorsteheramte des Bürgermeisters Dr. Siegmann durch den Director Lud. Fr. Glob. Ernst Gedike eröffnet. Das Rectorat der Thomasschule hatte nach dem 1799 erfolgten Tode Fischer's der bisherige Conrector und frühere Rathsfreischullehrer und Vesperprediger an der Paulinerkirche, Mag. Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost erhalten.

Hier schaltet sich am besten wohl auch die Erwähnung der Armenanstalt ein, die seit ihrer Gründung unendlichen Segen gestiftet und das moralische Wohl der Stadt unbestritten gewaltig gefördert hat. Es gab zwar schon, wie bemerkt, ein städtisches Wohlthätigkeitsinstitut, das Almosenamt, allein dessen Fond war nicht im Stande, der Armuth Leipzigs nach Wunsch abzuhelfen, sowie seine Einrichtung nicht genug darauf hinarbeitete, der Verderbniß wirksam und nachhaltig entgegenzutreten. Darum vereinigten sich 1803 Rath und Bürgerschaft unter Leitung des Bürgermeisters Dr. Einert zur Errichtung einer Armenanstalt. Ein eigenes Directorium steht an ihrer Spitze, unter demselben sind Districtsvorsteher und Armenpfleger in Thätigkeit, welche die von Einheimischen und Fremden durch Subscriptionspfleger und Sammler erbetenen freiwilligen Beiträge zu vertheilen haben. Die Anstalt besoldet auch eigene Aerzte. Ueber Einnahme und Ausgabe wird jährlich öffentliche Rechnung durch den Druck abgelegt. Bald sorgte die Anstalt auch für Errichtung von Armenschulen, die sich endlich in ein großartiges selbständiges Institut verwandelten.

Im Bereich der Kirche vollzog sich eine wichtige Neuerung: Dadurch nämlich, daß die Rathsfreischule bis 1803 alljährlich Confirmationsfeierlichkeiten veranstaltete, die Superintendent Rosen-

müller selbst abhielt, gab sie von genanntem Jahre an die Veranlassung zu der öffentlichen Confirmation in den Kirchen, die an manchen anderen Orten schon seit Spener üblich war. Eine bedeutsame Folge hatte auch der Tilsiter Frieden, insofern er die Gleichstellung aller Religionsverwandten und die allgemeine Religionsfreiheit aller christlichen Kirchen brachte. Von nun an konnten auch Einwohner römisch-katholischen Glaubens, und bald nachher auch Reformirte das Bürgerrecht der Stadt erlangen. — Die 1806 durch den Krieg ihrer heiligen Bestimmung entzogene Thomaskirche wurde am 1. Januar 1809 dem Gottesdienst neu übergeben, an welchem Tage Superintendent Rosenmüller eine auf dies Ereigniß speciell Rücksicht nehmende Predigt hielt. Die Neukirche dagegen konnte erst 1810 wieder hergestellt werden. — In Bezug auf die Bestattung der Todten müssen wir hier erwähnen, daß um diese Zeit anstatt der braunen und gelben Särge die schwarzen aufkamen, daß seit 1792 eigens besoldete Leichenwäscherinnen angestellt wurden und die wöchentlichen Leichenzettel seit 1804 ausgegeben werden. Leichenbitter kommen schon 1536 vor, das erste vollständige Leichenbuch datirt aus dem Jahre 1712, die Anordnung der ärztlichen Leichenschau gehört indeß erst einer späteren Periode an.

Der im 4. Capitel gegebenen allgemeinen Schilderung gesellschaftlicher Verhältnisse in Leipzig wüßten wir hier zunächst noch nichts Neues beizufügen. Nur was speciell geschlossene Gesellschaften anlangt, so sei nachträglich noch des schon 1680 gestifteten „Kindtauf-Consortiums," das später den Namen der Vertrauten Gesellschaft annahm, Erwähnung gethan. Ihre nach der Schlacht von 1813 bewirkte Reorganisation wird uns Anlaß bieten, später nochmals auf sie zurückzukommen.

Aus der Reihe damaliger Vergnügungsörter, Restaurationen und Wirthshäuser haben wir zu den im 4. Capitel erwähnten theils nachzutragen, theils als inzwischen erst entstanden neu aufzuführen die folgenden: Jäger's Kaffeehaus in Amtmanns Hof auf der Nicolaistraße, wo — wie es in Leonhardi's „Geschichte

und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig nebst der umliegenden Gegend" heißt — „Fremde und Einheimische alle erforderliche Bedienung finden", und sodann auch der Jägersche Garten hinter den Häusern der alten Burg oder blauen Mütze, „in welchem während der Sommermonate, wie auf der Funkenburg, sich täglich eine zahlreiche Gesellschaft einfindet und wöchentlich einmal Concert gehalten wird" — beiläufig: „Leipzig im Taumel" gedenkt dieses Etablissements ebenfalls und schreibt darüber in gewohnter derber Weise: „der Jägerische Kaffeegarten liegt unter allen Leipziger Gärten am versteckteſten, und man ist genöthigt, eine der schmutzigsten Gassen zu passiren, ehe man das Glück hat, in dieses verborgene Gaunerplätzchen zu dringen." Hier ist nämlich, wie nun weiterhin in jener Broschüre uns ausführlich geschildert wird, besonders stark dem Karten- und Hazardspiele gefröhnt worden; unser Gewährsmann macht in der Hinsicht z. B. die nähere Angabe: „Man hat berechnet, daß die Einnahme für Kartengeld allein jährlich wenigstens 800 Thaler betrage. Weit entfernt, diese Summe für übertrieben zu halten, glaube ich vielmehr, sie noch weit höher ansetzen zu können. Durch das ganze Jahr hindurch sind gewiß in Jägers Garten, oder im Winter auf dem Kaffeehause, täglich mindestens zwölf Spieltische im Gange; und nun rechne für jeden nur 6 Groschen Kartengeld (viele müssen 8 Groschen geben), so hast du, den Sonntag noch abgerechnet, jede Woche 18 Thaler, macht aufs Jahr 804. Allein füglich kann man 1000 Thaler rechnen, denn schon Nachmittags von zwei Uhr an geht die Gaunerei ununterbrochen fort bis Abends nach 11 Uhr."

Wir nennen ferner den zwischen der Thomasmühle und Reichels Garten gelegenen Weislederschen (jetzt Lurgensteinschen) Garten, „in welchem Kaffee geschenkt wird", das Büttnersche Vorwerk am Münzthor „mit gut eingerichteter Milchwirthschaft", sowie weiter hinaus das früher Fregesche, damals Gerlachsche Vorwerk (gegenwärtig Schimmels Gut mit der Insel Buen Retiro). Leonhardi schreibt über diese schon kurz von uns erwähnte Besitzung: „außer gut eingerichteten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, einem geräumigen Hofe, einem starken

Feldbau von 100 Ackern, gehört dazu auch noch beträchtliche Holzung und ein mit großen Teichen versehener Garten, nebst dem Eigenthumsrechte über die durch den Garten fließende Pleiße vom Wehre an bis zum Reichelschen Garten hinunter. In dem größten der Teiche befindet sich eine mit in- und ausländischen Hölzern und Obstbäumen versehene Insel, auf welcher einige artige Zimmer und Lusthäuschen angebracht sind, die im Sommer stark besucht werden. Ueberhaupt findet man vom Frühlinge an bis in den Herbst hier immer eine zahlreiche Gesellschaft von Leuten, welche Milch, Sahne und Kaffee trinken und an den mannigfaltigen schönen Aussichten dieses Gartens sich ergötzen, die man auf dem schattigen Teichdamme hat." Also auch die damaligen Leipziger kannten und schwärmten schon für ihre „Insel".

Als Tanzboden hatte besondere Bedeutung das „goldene Posthorn", auch „Posthörnchen" genannt, an der Esplanade (unserem Königsplatz) da, wo jetzt das große Lehmannsche Haus sich erhebt. Leonhardi berichtet: „Hier werden verschiedene Arten von Bier, vornehmlich ein Weißbier, Gose geheißen, ausgeschänkt, die Gesellschaft ist eine sehr gemischte des mittleren Bürgerstandes." Noch genauer bleibt zu sagen, daß im „Posthörnchen", des Sonntags zumal, der fidele Studio und der junge Handwerker sich im Tanze erlustigten mit hübschen, gefälligen Bürgermädchen, Grisetten oder auch wohl Solchen, „die Samstags ihren Besen geführt hatten." Freilich kam es zwischen Academikern und Zünftlern oft genug auch zu sehr erregten Scenen in diesem Local.

Eine sehr bekannte Restauration in der inneren Stadt war (und ist ja auch jetzt noch) das „schwarze Brett" in dem nach dem Park zu gelegenen Seitengebäude des „großen Fürstencollegiums" auf der Ritterstraße, welches der Universität gehörige Haus wegen der unter dem Eingang in den Hof befindlichen Tafel zum Anschlagen akademischer Verordnungen ꝛc. ja in seiner Gesammtheit ebenfalls „schwarzes Brett" genannt wurde und noch genannt wird. Jene Speise- und Schankwirthschaft frequentirten ihrer billigen Preise halber besonders die unbemittelteren Studenten. — Unter

den verschiedenen „Kellern" Leipzigs nahmen jener Zeit mit den ersten Rang ein der Rastoische (ein „Italiener-Keller"), „der besonders viel Gesellschaft aus der größeren Welt hatte", und der Treibersche am Markt im damals Hohenthalschen Hause (später Aeckerleins Keller), „wo man sehr gut bewirthet wird und die artigsten Gesellschaften trifft". - Ausdrücklich wollen wir noch erwähnen, daß Burgkeller und Rathskeller zwei verschiedene Lokalitäten waren. Der Rathskeller (wo Wein geschenkt wurde) befand sich in der alten Wage (jetzt also Erkels Weinlager), der Burgkeller dagegen (ein Bierhaus) auf dem Naschmarkt, dort, wo er sich noch bis vor mehreren Jahren befand (ehe die Fleischbänke zu Restaurationsräumlichkeiten umgeschaffen wurden). Zum Schluß eine Censur der damaligen Leipziger Biersorten. „In Hinsicht des Getränkes wähle man mehr die Braun- als die Weißbiere. Unter den ersteren ist das Wurzener und Merseburger, wenn man gern bitter trinkt, am gesündesten. Milder sind das Güldengosser, Gauzscher und Mannheimer. Das Erlanger macht Hitze, reizt viel zu trinken und macht mancherlei Ungelegenheit; so wie das sogenannte Bayerische Bier gewöhnlich Kopfschmerzen macht." Der Mann, der damals dies schrieb, muß förmliche „Bierreisen" gemacht haben; warum aber ging er an der „Gose" so schweigend vorüber?

Mehrerer Einzelheiten sei nun noch Erwähnung gethan. Zuerst des „Hortus Breiterianus" zwischen dem Grimmaischen und Hallischen Thore, angelegt im Jahre 1809, worüber Große sich also vernehmen läßt: „Wo, wie in Leipzig bereits, ausgezeichnete Gärten selbst den fremden hier weilenden Kunstfreund anlockten, da darf es nicht befremden, wenn wir Institute finden, in denen die Gartenkunst bis zur Höhe der Wissenschaft gesteigert worden. So weit brachte es der Kunstgärtner Chr. Aug. Breiter, der den sogenannten Wintergarten anlegte und die interessantesten exotischen Gewächse in den ausgezeichnetsten Exemplaren zog und pflegte." Es erschien sogar eine eigene Broschüre: „Hortus Breiterianus oder Verzeichniß derjenigen Gewächse, welche im Breiterschen botanischen Garten zu Leipzig gezogen und unterhalten werden, nebst einem Theile der in Deutschland einheimischen Pflanzen, ihren systematischen Namen

und Synonymen u. s. w., von Christ. Aug. Breiter, großherz. weimar. Hofgärtner." Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß hier von dem später eingegangenen „Wintergarten" die Rede, auf dessen einstmaligem Terrain sich die Häuser der nach ihm benannten Wintergartenstraße erheben.

Auch auswärts lebende Gelehrte damaliger Zeit suchten das wißbegierige Leipzig von den durch sie gemachten Entdeckungen, welche ihrer Meinung nach Kunst oder Wissenschaft bereichert hatten, bald möglichst in Kenntniß zu setzen. So gab ein dessauischer Gelehrter, Professor Olivier, ehe er noch seine „in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen und schreiben zu lehren" in seinem zu Dessau 1804 herausgekommenen Ortho-epographischen Elementarwerke durch den Druck bekannt machte, schon zwei Jahre zuvor in Leipzig eine öffentliche Probe seiner Methode oder Manier, Kindern die Anfangsgründe des Lesens zu lehren; „und auch einige Leipziger Gelehrte und Kaufleute erklärten, wie Dolz berichtet, in erbetenen schriftlichen Zeugnissen, welche, da eine Höflichkeit die andere erfordert, Olivier drucken ließ, daß ihnen die Sache probat geschienen hätte."

„So kam — wir citiren Dolz hier noch weiter — im Jahre 1805 auch der durch seine Gehirn- und Schädellehre bekannt gewordene Dr. Josef Gall aus Wien nach Leipzig und suchte in mehreren Vorlesungen, welche er im Place de repos vor einer zahlreichen Versammlung von Gelehrten und Ungelehrten und selbst von Frauenzimmern hielt, die von ihm aufgestellte Behauptung, daß das Gehirn nicht nur ein aus mehreren Einheiten zusammengesetztes Ganzes sei, sondern daß sich auch handgreifliche Beweise für das Dasein gewisser Anlagen (z. B. zur Freundschaft, Gutmüthigkeit, zum Raufen, Rauben, Morden, zum Stolze, Scharfsinn, zur Tonkunst, Eltern- und Kindesliebe, Theosophie ꝛc.) auf der äußeren Schädelfläche entdecken ließen, selbst durch Vorzeigung mehrerer von ihm mitgebrachter und während der Vorlesung aufgestellter und herumgewiesener Hirnschädel darzuthun. Nicht nur Leipziger Gelehrte nahmen Veranlassung, ihre Erläuterungen über

die Gallsche Kraniologie, oder auch ihre Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Richtigkeit der Gallschen Behauptung dem Publikum mitzutheilen, sondern auch die Professoren, welche als Deputirte im Namen der Universität im folgenden Jahre zum damaligen Kaiser der Franzosen nach Berlin gingen, wurden von Napoleon über diese Vorlesungen befragt und vernahmen aus dem Munde des Kaisers die (durch ein Intelligenzblatt zur Leipziger Literaturzeitung bekannt gewordene) Aeußerung, daß ihm nach seiner Meinung Galls Herumziehen mit Schädeln im Widerspruch mit der Würde eines Gelehrten zu stehen scheine. — Sogenannte Mnemoniker oder Gedächtnißkünstler vergaßen ebenfalls Leipzig nicht und verriethen in Vorlesungen die künstlichen Hülfsmittel, welche man anzuwenden habe, um Zahlen, Namen u. dgl. festzuhalten. — Einige Jahre später kam auch der Prediger Witte aus Lochau mit seinem Sohne nach Leipzig und gab Gelegenheit, durch eine mit letzterem veranstaltete Prüfung in Sprachen, Geschichte u. s. w. die vielen Kenntnisse dieses damals 7 oder 8jährigen Kindes zu bewundern und schriftlich zu bezeugen." Bekanntlich war dieser „Wunderknabe" der jetzige ordentliche Professor der Rechte, Geh. Justizrath Dr. Karl Witte in Halle, auch als Danteforscher sehr berühmt.

Daß der um Leipzig so hochverdiente Bürgermeister und Kriegsrath Müller 1801 mit Tode abging, erwähnten wir schon auf Seite 55; auch gedachten wir auf Seite 95 der von Oeser ausgeführten Gemälde in Müllers stattlichem Hause auf der damaligen Bettelgasse (jetzt Johannisgasse), wozu wir nur berichtigend zu bemerken haben, daß dasselbe gegenwärtig nicht Fregesches Besitzthum ist, sondern den Buchhändler Einhorn sen. zum Eigenthümer hat. Müllers Begräbniß war, wie man sich vorstellen kann, ein höchst feierliches; beigesetzt wurde sein Leichnam in der Rathsgruft. Ueber das ihm von „dankbaren Bürgern" gewidmete Denkmal im Park stehe hier noch Folgendes: es wirkten für dessen Errichtung zunächst mehrere Freunde des Verstorbenen, wie Schnetger auf Machern u. A. Anfangs sollte es auf dem Hofe der Bürgerschule seinen

Platz erhalten, man stieß aber nicht allein auf Schwierigkeiten beim Baue wegen tiefen Grundes, sondern auch auf andere, die sich nach einem Aufsatz im „Tageblatt“ (1828, Nr. 169) nur ahnen lassen. Dann kamen die Kriegsjahre und man ließ während derselben die ganze Sache ruhen. Erst nach dem Kriege ward das Unternehmen durch den Baudirektor Kanne zu Ende geführt. Das Modell zu dem Medaillon fertigte Director Schnorr, in Marmor arbeitete es Director Gottfried Schadow in Berlin.

Um wenigstens annähernd unsere Leser darüber zu orientiren, welche Ausdehnung bis zu jener Zeit Leipzigs Vorstädte gewonnen hatten, stehe hier deren kurze Beschreibung, wie sie in dem zwar schon früher erschienenen, in den folgenden Beziehungen wenigstens aber auch für unseren Zeitabschnitt noch wohl zu benutzenden und authentischen „Handbuch für Reisende“ enthalten: „Die Vorstädte befinden sich in geringer Entfernung von der Stadt. Sonst grenzten sie an die Stadtmauer hart an; da sie aber bei der Belagerung 1547 abgebrannt wurden, so befahl Kurfürst Moritz, sie aus Vorsicht etwas entfernter zu bauen. Sie nennen sich nach den Thoren, vor denen sie liegen, als: 1. die Grimmaische Vorstadt; in dieser liegt der Grimmaische Steinweg, der in gerader Linie von dem Hauptthor nach der Johanniskirche führt; am Ende desselben befindet sich das äußere Grimmaische oder Dresdner Thor, auch Kohlgärtner-Thor. Rechts vom Grimmaischen Thor liegt die Johannisgasse, die man auch die Bettelgasse nennt, am Ende derselben ist das Hospitalthor; links findet man die Neue Johannisgasse (jetzt Poststraße), hinter ihr die Hintergasse, an deren Ende befindet sich das Schönefelder oder Hinterthor, das übrigens auch noch ein Nebenthor hat; von letzteren beiden Gassen kommt man auf die Quergasse. 2. Die Petersvorstadt, die unter den Vorstädten den ersten Rang an der Größe behauptet, 10 Gassen und 5 Thore hat. Der Peterssteinweg, der vom Hauptthor geradeaus läuft und die Hauptstraße macht, zeichnet sich vorzüglich aus. Geradeaus von dieser Gasse liegt das Obere oder äußere Petersthor (auch Zeitzer Thor), rechts das Floßthor, links das Windmüh-

lenthor, weiter links das Sandthor. Außerdem giebt es noch das Thor bei der Scharfrichterei. Links vom Petersthore herum befindet sich der Roßplatz, wo man immer Leute finden wird, die dem Fragenden von alle den Gäßchen, so sich hier befinden, Nachricht ertheilen können. (Kaum zu glauben!) 3. Die Ranstädter Vorstadt (der älteste Theil Leipzigs), vereinigt außer dem Ranstädter Steinweg 5 Gassen und 2 Thore, als das äußere Ranstädter Thor, auch Wasserthor genannt, am Ende des Steinwegs, und das Rosenthaler Thor. 4. Die Hallische Vorstadt, die nur 2 Straßen und 1 Thor hat. Die Hauptstraße ist wohl und gut gebaut, und wird, weil jetzt auf ihr die Gerber wohnen, auch die Gerbergasse genannt. Aus den gesammten Vorstädten führen also eigentlich 12 Thore in die umherliegenden Gegenden, allein von denselben sind drei (Windmühlenthor, Thor bei der Schafrichterei und Nebenthor des Schönefelder) nur für die Feldbesitzer und eines (das Sandthor) nur zum Sandfahren gangbar, sonst immer verschlossen; und das Rosenthaler Thor ist ebenfalls nur für Fußgänger und für die nöthigen Rathsholzfuhren und das Lazareth offen. Aus diesem Grunde darf auch durch die genannten fünf Thore nichts in die Stadt eingebracht werden, wovon Accise, Zoll, Geleite ꝛc. entrichtet werden muß."

„Die Thore — so fährt das „Handbuch" weiter fort — sind von der Stadtgarnison (den sogenannten Stadtsoldaten, s. oben Seite 51) besetzt, das Schloß Pleißenburg aber und sein Thor bewacht das Militär (wovon bald mehr). Die Thore werden nach der Rebelle (Reveille), die die Stadtgarnison früher schlägt, als das vor den Thoren einquartierte Militär, geöffnet; mit Sonnenuntergang wurden sie sonst geschlossen, aber der Rath opferte jüngst einen nicht geringen Gewinn auf und läßt die Stadt eine Stunde beinahe später schließen, als vorher gewöhnlich war. Der Schall einer kleinen Glocke vom Rathhause verkündigt den Thorschluß. Wenn die Thore geschlossen sind, zahlt die Person im Thore 1 Gr. sowohl wenn man herein, als wenn man hinaus will. Wer in einem Wagen fährt, zahlt 6 Gr., es mag darinnen nun eine oder

mehrere Personen sitzen. So auch die Extraposten. Ordinäre Posten aber sind frei. In den Thoren hängt eine schwarze Tafel, die anzeigt, wie lange der Einlaß nach Thorschluß gilt. Von Ostern bis Michael dauert er bis 11, von Michael bis Ostern bis 10 Uhr. Sonst war nach Verfluß dieser Zeit keine Hoffnung in die Stadt zu kommen, jetzt aber sind jene Erschwerungen erleichtert. Sonst mußte man in den Vorstädten bleiben, denn zu den äußeren Thoren kommt man zu jeder Zeit herein. Die äußeren Thore richten sich nach dem Thorschluß der Hauptthore; hier jedoch zahlt man nichts, wenn man herein oder hinaus will. Nach 10 oder 11 Uhr, wenn die Thoreinnehmer (in den inneren Thoren — sollte hier dabei stehen) aus den Einlaßstuben schon heraus sind, klopft man an das äußere Gatter, die Schildwache ruft den Corporal, der hat das Recht, fragen zu können, wer man sei, weil dieser Einlaß nur eine vergünstigte Nachsicht ist; geschieht dieses, so antworte man bescheiden, und man wird ruhig seines Weges fortgehen können. Daß man um diese Zeit nicht so schnell durchs Thor könne, als wenn man vor 10 Uhr Herbst- und Winters- und vor 11 Uhr Frühlings- oder Sommerszeit kömmt, muß man sich bedeuten lassen, und muß durch ein kleines Warten nicht unwillig werden; denn Unbescheidenheit bringt Zwist, und der Corporal hat das Recht, den Unbescheidenen zu arretiren, wenn er ausschweifen sollte. So viel für den Fußgänger, der bei allen Thoren hereingelassen werden kann. Der Fahrende hingegen, wenn er später, als nach 10 oder 11 Uhr, zum Thore herein will, muß sichs gefallen lassen, vor das Grimmaische Thor, als das Hauptthor, zu fahren, wo er eingelassen wird." (Klingt dies Alles nicht ganz köstlich?)

Die Einwohner Leipzigs theilten sich damals in sechs verschiedene Klassen, nämlich 1. ins Militär, 2. die Bürger, 3. die Schutzverwandten, 4. die Universitätsverwandten, 5. die Eximirten, und 6. die Kreisamtsunterthanen.

Das Militär bestand aus dem Gouvernement in der Stadt Leipzig und aus der Besatzung der Vorstädte mit dem ersten

Bataillon oder mit vier Compagnieen des sächsischen Feldinfanterie-regiments von der Heyde mit Inbegriff des großen Stabes. Das zweite Bataillon dieses Regiments lag in Eilenburg und die zum Regiment gehörigen zwei Compagnieen Grenadiere in Delitzsch. Werbedistricte des Regiments waren die Aemter Leipzig, Eilenburg, Delitzsch, Bitterfeld, Düben (ohne die Stadt), Barby, Gommern und Gräfenhainichen.

Bis zur Regierung des Kurfürsten Johann Georg IV. hatte das Schloß Pleißenburg und die Stadt Leipzig ihre besonderen Commandanten. Von diesem Zeitpunkt aber entstand das Gouvernement der Stadt Leipzig, welches nun auch noch die von dem Stadtrath besoldeten Stadtsoldaten unter seinem Befehl hatte. Die zwei Compagnieen Stadtsoldaten bestanden aus 200 Köpfen, die Uniform war ein aus blau- und graumelirtem Tuch gefertigter Rock nebst ziegelrother Weste und Beinkleidern. Sie besetzten alle inneren Thore und Pforten, nebst allen Posten in der Stadt, wo eine bewaffnete Wache nöthig schien. Dahingegen wurden die von diesen Stadtsoldaten getrennten, aber ebenfalls in gewisser Hinsicht zum Gouvernement gehörigen Stadthauptleute, Stadtlieutnants und Stadtfähndriche aus den Kaufleuten und Krämern genommen, und die ersteren waren eigentlich Mitglieder des Raths. — Die vier Compagnieen Infanterie trugen, wie überhaupt die gesammte Infanterie Sachsens, weiße Röcke, Westen und Beinkleider, zum Unterscheidungszeichen aber hatten Jene weiße Knöpfe und hellblaue Kragen, Rabatten und Aufschläge. Ihre Hauptwache war an der Esplanade gelegen (die jetzige Speiseanstalt) und die Wachtparade zog auf dem Roßplatz auf. Außer jener Hauptwache wurde von ihnen auch noch das Schloß Pleißenburg besetzt. Die Hauptwache der Stadtsoldaten befand sich dagegen innerhalb der beiden Portale des Grimmaischen Thores; sie zogen hier täglich nach 9 Uhr auf und schickten von hier aus in die übrigen Thore die nöthigen Mannschaften zur Ablösung.

Die Klasse der Schutzverwandten enthielt alle diejenigen Einwohner, die keine Innungsgewerbe trieben oder vermöge der Landes-

verfassung (z. B. ihrer Religion wegen) den Bürgereid nicht leisten konnten. Die Universitätsverwandten waren alle diejenigen, welche hier als Professoren, Magister, Doctoren, wirkliche Studenten, „veraltete Studenten" oder „Akademici" und als Privatgelehrte lebten; alle diese Personen standen ausschließlich unter der Gerichtsbarkeit der Universität. Die Kreisamtsunterthanen waren alle sich in Leipzig befindenden kurfürstlich, später königlich sächsischen Beamten, sowie die Bewohner der neun zum Kreisamt gehörigen Grundstücke. Allein wenn in diesen Häusern auch Solche wohnten, die zugleich Bürger waren, so gehörten diese in Ansehung ihrer Personen, Gewerbe und Bürgerpflichten demohngeachtet unter die Gerichtsbarkeit des Stadtraths. Und dies galt auch von dergleichen Leuten, wenn sie in Universitätsgebäuden wohnten. Die Eximirten endlich waren gemeiniglich mit Titeln oder wirklichen Hof- und Landesämtern versehen, vermöge welcher sie unter die Gerichtsbarkeit derselben gehörten, theils waren sie wegen ihrer Geburt und ihres Amtes oder Titels „schriftsäßig" und gehörten als solche nachher unter die Gerichtsbarkeit des Oberhofgerichts zu Leipzig.

Der Magistrat bestand aus 36 Personen, „die das ganze Corpus ausmachten." Diese theilten sich in drei Räthe, wovon jeder einen Bürgermeister, zwei Baumeister, einen Stadtrichter und acht Rathsherren hatte, die theils Gelehrte, theils Kaufleute waren. Der neue Rath wurde jedes Jahr zu Bartholomäi eingeführt. Der regierende Bürgermeister hatte den Vortrag und gab der Wahl der Stimmen den Ausschlag. Der Baumeister hatte über die Güter und Einnahmen des Stadtrathes die Aufsicht und schlichtete die Streitigkeiten, die wegen Grundstücken rc. entstanden. Der Stadtrichter decidirte über die bürgerlichen und peinlichen Rechtsfälle. Die übrigen Herren des Rathes, die nicht in dem regierenden Rathe saßen, verwalteten indeß andere Functionen und wurden Deputirte oder Beisitzer bei den anderen Departements des Magistrats. Die Bürgerschaft war in vier Viertel, wie die Stadt, eingetheilt. Jedes Viertel hatte einen Hauptmann', einen Leutnant,

einen Fähndrich und einen Musterschreiber. Die Vorstädte waren in Nachbarschaften eingetheilt, deren jede einen Gassenmeister besaß.

Von Leipzigs Polizei in damaliger Zeit berichtet unser „Handbuch“ mit gewohnter Naivetät und Gemüthlichkeit Folgendes: „Die Polizei Leipzigs ist vortrefflich, breitet sich wohlthätig in ihren mannichfachen Zweigen aus und läßt keinen Wunsch zu befriedigen übrig, wenn seine Erreichung nur irgend möglich ist. Man hat alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Die besseren Bürger sind es auch und segnen die guten Anstalten, welche die würdigen Väter dieser Stadt zu treffen suchen und damit unermüdet fortfahren. Jenen politischen Kannegießern wird es kein Sterblicher zu Danke machen, und man kann ihnen die ängstliche Mühe sehr gern gönnen, sich auf eigene Kosten lächerlich zu machen... Leipzigs Volksmenge ist beträchtlich und die verschiedenen Klassen der allda sich befindenden Einwohner machen ein sehr buntes Gewirre. Dazu kommen noch die drei Messen des Jahres, wo dieser Ort beinahe einer Ueberschwemmung von Menschen gleicht. Zwar läuft das Wasser wieder ab, aber läßt es nicht immer etwas zurück? Die Polizei muß es sich daher zur Pflicht machen, durch die strengsten Untersuchungen in den äußeren Thoren jeden Fremden erst zu prüfen, ob man ihm den Einlaß gewähren könne. Ist der Fremde nur einigermaßen billig, so muß er sich dieser Anordnung gern unterziehen, weil dadurch, wenn er sich in dieser Stadt einige Zeit aufhält, seine eigene Sicherheit mit befördert wird. Ueberdem ist ja dies die Einrichtung in allen andern großen Städten ebenfalls. Der Fremde mache sich daher keine Ungelegenheit durch Veränderung seines Namens, Geschäfts und Wohnung, insofern er weiß, wo er logiren wird; er wird der Wachsamkeit der Polizei nicht entgehen können: und trifft sie ihn auf falschen Wegen, so hat er sich es selbst zuzuschreiben, wenn ihm alsdann die Härte des Verfahrens nicht gefallen wollte. Bleibt er einige Zeit in Leipzig, so werden ihm folgende Vorschriften, was die Polizei betrifft, nützlich sein können. Logirt er in einem öffentlichen Wirthshause, so hintergehe er den Wirth nicht mit einer Aussage, die mit der, so er in den

äußeren Thoren gab, nicht übereinstimmt. Kommen an die äußeren Thore Personen, die bei der Untersuchung verdächtig scheinen, nur daß man sie anzuhalten nicht Fug genug zu haben scheint, so wissen die Thorschreiber es schnell genug zu melden, daß der Verdächtige der Untersuchung schon anheim fallen muß, ehe er sich noch einige Augenblicke im Innern der Stadt oder in den Vorstädten aufgehalten hat. Wer bürgt für die künftige Stunde, was vorfallen kann, und kann man dann von der Obrigkeit Schutz verlangen, wenn man sie fälschlich zu täuschen sucht? Logirt der Fremde in einem Privathause bei dem Eigenthümer des Hauses, so mache er sich Obiges ebenfalls zur Pflicht; logirt er aber bei einem Abmiether des zu beziehenden Logis, so dringe er darauf, daß man es dem Hausherrn melde, damit keiner von beiden Verdruß habe. Nach 10 Uhr des Abends werden die Häuser geschlossen. Oeffentliche Häuser haben ihre Hausknechte, die dem verspätigten Fremden zu jeder Zeit aufmachen. Viele von den Privathäusern haben einen Hausmann, dem man es meldet, wenn man fürchtet, nicht um gesetzte Zeit nach Hause kommen zu können. Da viele der Abmiether keine Hausschlüssel haben, so muß man sich beim Weggehen bekümmern, ob man auch bei späterer Zeit in das Haus kommen könne? Aufs bloße Ohngefähr lasse man es nicht ankommen. Bisweilen lebt der Abmiether mit des Hausherrn Dienstboten nicht in dem besten Verständniß, und eines sucht das das andere zu torten; man kann daher sich leicht dem unangenehmen Begegnisse aussetzen, lange klingeln oder klopfen zu müssen, ehe man in das Haus hineinkommt.“ (Wie rührend!)

„Für die Gesundheit ihrer Bürger zu sorgen, ist ebenfalls Pflicht der Polizei, und auch an diesem Zweige derselben trägt Leipzig Früchte, die man an anderen Orten seltener gewahr wird. Das Austrocknen stehender Gewässer, wie unnützer Sumpf in den Gräben, und die Säuberung der Straßen reinigt die Luft und erfüllt sie nicht mit Dünsten, die Krankheiten erzeugen und den gesunden Säften der Einwohner nachtheilig werden müssen. Wo sonst mit stinkendem Wasser angefüllte Gräben waren, breitet sich jetzt eine reizende Fläche aus

und macht einen der angenehmsten Spaziergänge. Die Straßen werden wöchentlich zweimal gereiniget und dazu bestimmte Karren gehalten, die den Koth auf abgelegene Plätze führen müssen, wo sie minder nachtheilig sind. Die Räumung der Schleußen geschieht bei Nacht. Nichts darf durch die Fenster ausgeschüttet oder ausgegossen werden. Wer dawider handelt und es wird angezeigt, verfällt in eine der Sache angemessene Geldstrafe... Theils brennen zur Sicherheit, theils zur Bequemlichkeit, wenn die Nacht eintritt, Laternen auf den Straßen, die genug Licht verbreiten, den Weg und die darauf wandelnden Menschen genau erkennen zu können... Beinahe einzig in ihrer Art ist die Feuerordnung, die bei den Löschanstalten irgend einer Feuersbrunst obwaltet. An den meisten Orten macht ein brennender Schornstein schon einen gewaltigen Lärmen, hier sind die Anstalten so vortrefflich, daß man es kaum um die zweite Gasse erfährt, wenn so etwas vorgegangen ist. Eine weit um sich greifende Feuersbrunst gehört unter die Seltenheiten... Sollte die Polizei ihre Diener aussenden, irgend einen Auflauf zu stillen, den bisweilen, ohne eine gerechte Ursache zu haben, junge unbedachtsame Menschen zu erheben versuchen, so ist Jedem zu rathen, nach seiner Wohnung zu eilen, und, wenn er etwa im Voraus schon etwas davon gehört hätte, sich lieber zu Hause zu halten denn man kann bei dergleichen Auftritten sehr unschuldig unangenehmen Begegnissen ausgesetzt werden, und der Unschuldige hat dann öfters für den Schuldigen zu büßen. Die erscheinenden geharnischten Rathsdiener prägen so viel Furcht ein, daß die Angst des Pöbels oft nicht weiß, wie schnell und wohin er entfliehen soll. Kommen ihm die Rathsdiener entgegen und werfen ihre Stangen, so müssen die, an die die Stange anschlägt, darnieder fallen; sie werden dann sogleich ergriffen und in Arrest gebracht." Auf diese letzteren Worte legen wir besonderen Nachdruck, weil sie jedem älteren unserer Leser sofort ein Bild vor Augen bringen werden, dessen er sich aus seiner Jugend gewiß noch wohl erinnert.

Zum Schluß ein Wort über das damalige Zucht- und Gefängnißwesen. Das Georgenhaus war auch in jener Zeit schon

neben Waiseninstitut und Irrenanstalt, „eine züchtigende Versorgung jener Verbrecher, die der Staat ihrer Freiheit berauben muß. Der schwere Verbrecher wird mit härteren Strafen belegt; minder verdiente Züchtigung verrichtet gelindere Arbeiten. Einige müssen unter der Aufsicht eines Raspelknechtes für die hiesigen Kaufleute Färbeholz raspeln; andere spinnen oder krempeln Wolle, auch beschäftiget man sie mit Federschließen 2c. Die Kleidung dieser Züchtlinge ist halb grau und halb gelb". Sodann gab es auch auf dem Rathhaus „einen Gefangenensaal mit der großen und kleinen Bürgerstube (dem Schuldarrest) und mehreren Gefängnissen für Verbrecher (im 2. oder Dach-Stockwerk) — der „Pranger" stand dicht am Eingang des Rathhauses linker Hand auf dem Markt (dort, wo jetzt die Gedenktafel an das im Jahre 1863 abgehaltene große Turnfest eingelassen ist) — und endlich war auch die „Amtsfrohnveste" da, an der Ecke der Burgstraße auf die Pleißenburg zu, „ein massives Gebäude von zwei Geschoß, worin der Amtsfrohn oder Gerichtsdiener wohnt, der über die in dem Gebäude befindlichen Gefängnisse und Gefangenen die Aufsicht zu führen hat."

Wir gehen nun weiter in unserer geschichtlichen Darstellung und kommen auf das Jahr

1812—13.

Frankreich zog aus, Rußland zu vernichten, und hatte zu diesem ungeheuren Zuge alle Völker vom Tajo bis zum Dnepr und zur Donau aufgeboten. Wie die unzählbaren Schwärme der Heuschrecken wälzten sich Schaaren auf Schaaren gegen das Czarenreich vorwärts, und wo sie einfielen, da bedeckten sie im eigentlichen Sinne des Wortes alles Land, so daß an kein Unterbringen zu denken war.

Auch unser Leipzig sah bei dieser großen Völkerwanderung Menschen allerlei Herkunft und in solchen Massen, daß man nicht wußte, wohin mit ihnen. Am 25. März 1812 z. B. mußte wegen starker Einquartierung sogar die Peterskirche geräumt werden, und erst seit dem 25. Sonntage nach Trinit. konnte dies

Gotteshaus, jedoch noch nicht auf ein volles Jahr, seiner ursprünglichen Bestimmung wieder dienen.

Napoleons Schicksal in Rußland während des furchtbaren Winters 1812 ist bekannt. Am 14. December war der Kaiser selbst in Dresden der Bote seines ungeheuren Unglücks und unerwartet sah ihn am 19. desselben Monats, auf der Weiterreise nach Frankreich, auch Leipzig in seinen Mauern. Bald kamen die immer noch gewaltigen Trümmer der vernichteten großen Armee, von den Russen gejagt, ihm nach, und wiederum erhielt unsere Stadt die beschwerlichen Besuche der zurückkehrenden Krieger.

Auf dieser Retirade war es auch, daß der Vicekönig von Neapel, Eugen Napoleon, den 9. und 10. März 1813 sein Hauptquartier in Leipzig aufgeschlagen hatte, und — wie es bei Große heißt — „gewiß eben so sehr das edle Herz dieses Prinzen, als auch die Politik, nämlich das bereits in seinen Gesinnungen wankende Leipzig sich zu verbinden, gebot die Maßregel, nach welcher er am Tage seiner Abreise jedem von der Armenanstalt Unterstützten ein Geschenk reichen ließ.“ Beiläufig: auch der König von Dänemark machte im folgenden Jahre dieser Anstalt ein Geschenk von 50 Ducaten.

Jene Großeschen Worte sollen natürlich nichts Anderes heißen, als daß Leipzig bereits in seinen Rheinbundsgesinnungen gewankt habe. Und zwar nicht blos Leipzig, sondern das ganze Land. Die gegen Napoleon verbündeten Staaten rüsteten sich und schon erkannte Sachsen, daß es zwischen zwei Feuer kommen würde. Obwohl des Königs Ehrlichkeit und die Pflicht des Dankes gegen Napoleon ihm nicht zuließen, mit Frankreich zu brechen, so trennte er doch seine Truppen von dem französischen Heere, setzte eine Immediat-Regierungscommission nieder und begab sich mit einem Theile seiner Armee, statt, wie Napoleon wollte, nach Mainz, über Plauen und Regensburg nach Prag. Dies war genug für das sich selbst überlassene Land, in dem Napoleon bereits, um die sich daher wälzenden Flu-

then seiner Feinde abzudämmen, mit den Anstrengungen eines Verzweifelnden schaltete.

Die Russen kommen — hieß es plötzlich in unserer Stadt und diese sich verbreitenden Gerüchte gaben, wie Dolz berichtet, „der raffinirenden Industrie Veranlassung zu einem neuen Erwerbszweige. Man verfertigte nämlich russische Dolmetscher und Abbildungen der in der griechischen Kirche vorzüglich hochgeachteten Heiligen, weil man gehört haben wollte, daß die russischen Soldaten mit den Inhabern der Zimmer, in welchen sie solche Bilder anträfen, schonender umgingen. Indessen lehrte der Erfolg, was Kluge schon vorher vermutheten, daß Bilder bei kriegführenden Soldaten solche große Dinge nicht thun können."

Am 31. März, Abends 8 Uhr, erschienen denn auch wirklich die ersten russischen Patrouillen und machten der Avantgarde, aus Kosaken unter dem Commando Orloffs bestehend, Platz, welche den 1. April Mittags einrückte. Alles eilte herbei, die fremden Völker zu sehen, und kaum erholen konnte man sich von dem Anstaunen dieser seltsamen Söhne des Mars, kaum Worte genug finden, ihre Mannszucht zu rühmen. Alle Gewölbe blieben offen, die Geschäfte hatten ihren Fortgang — kurz, Anfangs ließ sich die Sache durchaus gut an. Man wollte ja Sachsen für die Verbündeten gewinnen und wachte über die strengste Ordnung. Zudem feierten die Russen am 25. April ihr Osterfest. Der Marktplatz war ihr gottesdienstlicher Versammlungsort, an den sie schon am 24. Abends zusammenströmten, um durch eine Vorfeier sich auf den nächsten Tag vorzubereiten. Und dieses Fest bewirkte denn, wenigstens für die betreffenden Tage selbst, „zwischen Soldaten und Einwohnern eine ganz eigenthümliche, Leipzig mit Entzücken erfüllende Brüderlichkeit". Jeder unserer Landsleute strengte sich an, den russischen Ostergruß: „Christos wos kres" (Christ ist erstanden) auswendig zu lernen, um die ihm begegnenden Russen damit zu empfangen, oder ihnen durch die Antwort: „Wo istinoi wos kres" (er ist wahrhaftig erstanden) zu danken und darauf sie küssend zu um-

armen, sie mit einem Osterei zu beschenken oder ein Glas Branntwein mit ihnen zu trinken.

Aber auch der Kaiser der Franzosen ließ nicht lange auf sich warten. Kaum einen Monat nach dem Einrücken der Verbündeten stand er wieder mit unabsehbaren Massen frischer Streiter im Feld, seinen Feinden den Besitz Sachsens abzugewinnen, und vom Rheine her wälzten sich immer neue und neue Schaaren. Wohl waren es nun junge, meist unbärtige Krieger, aber für die Gloire ihres Kaisers entflammt gleich den Alten und durch das ihm in Deutschland bisher treu gebliebene Glück mit Zuversicht erfüllt und in stolze Träume gewiegt.

Schon am letzten April hatten die Russen unsere Stadt wieder verlassen, um auf der Straße gegen Weißenfels mit den anrückenden Franzosen zusammen zu treffen. Napoleon selbst nämlich befand sich mit der Hauptmacht seines Heeres auf dem directen Weg nach Leipzig, während er verschiedene Corps seiner Marschälle bei Lützen, Pegau u. s. w. postirte, um dem Gros der Armee die Verbindungslinie mit Erfurt nicht abschneiden zu lassen. Gegen Leipzig hatte er den General Lauriston vorgeschoben, der nun zwischen Schönau und Lindenau mit den Verbündeten ins Feuer kam. Immer näher rückten ihre Scharmützel der Stadt; die vereinigten Russen und Preußen vertheidigten sich nur insoweit, als nöthig war, ihren Rückzug nicht in eine wilde, gefährliche Flucht ausarten zu lassen, und die Hecken, Gräben und Bäume des schmalen Chausseedammes von Lindenau nach Leipzig boten dazu die beste Gelegenheit; das innere Ranstädter Thor ward zuletzt noch einige Zeit vertheidigt. Doch die Franzosen krochen, auf die Erde gebückt, näher oder schlichen sich dicht an den Häusern weg, und binnen Kurzem verließen die Alliirten die Stadt durch das Grimmaische Thor, von dem Feinde bis in die Gegend von Paunsdorf verfolgt. Es war der 2. Mai, zugleich der Tag der Lützener Schlacht. Eine Anzahl Leipziger Aerzte, die Professoren Kühn, Rosenmüller, Clarus, Jörg u. A. eilten, zum Theil mit Lebensmitteln versehen, auf das dortige Schlachtfeld, um den Verwundeten Hülfe zu leisten.

Das Corps Franzosen unter General Lauriston verließ zwar schon am folgenden Tage wieder die Stadt; aber seit dem Abend des 4. Mai, an welchem ein anderes Corps unter Marschall Ney (Fürst von der Moskwa) hier eintraf, hatte Leipzig unausgesetzt französische Besatzung bis zu dem Mittag des schreckenvollen 19. Octobers.

Groß war die Besorgniß der Leipziger, denn in den Dörfern zwischen Lützen und hier, rings umher, hatte man rücksichtslos gehaust und nicht blos Vieles demolirt, sondern auch förmlich geraubt und geplündert. Jedoch den Bewohnern unserer Stadt begegneten die Franzmänner mit den beruhigenden Worten: „Franzos nix kaput mak, Franzos nix plünder!“ Auch brachten aus dem französischen Hauptquartier die Deputirten des Rathes tröstliche Versicherungen mit, und als nun vollends der ehrliche General Bertrand Commandant von Leipzig wurde, athmeten alle Gemüther wieder frei.

Die jetzt von Lützen anrückenden Sieger hatten, verglichen mit denen von 1806, allerdings eine durchaus veränderte Physiognomie; man konnte dies schon an dem Neyschen Heerhaufen (dem 4. Armeecorps) beobachten, der jetzt ungefähr 30,000 Mann stark durch Leipzig nach der Elbe zog. Die Reihen der alten sonnverbrannten, bärtigen Krieger schienen sehr gelichtet; Jünglinge mit dem ersten Flaum um das Kinn füllten die entstandenen Lücken aus; die Regimenter waren hier und dort aus verschiedenen Theilen der ganzen Armee complettirt und an der Spitze der Colonnen zogen nicht selten eisgraue Anführer daher.

Doch es begann von dieser Zeit an eine andere Plage für Leipzig, welche bald die traurigsten Folgen nach sich zog. Das war die Errichtung einer Menge von Lazarethen, die sich, da Sachsen jetzt immer ausschließlicher der Schauplatz der großen Tragödie ward, bald bis zur Unzahl steigerte. Von dem Schlachtfeld von Lützen trafen noch immer herzzerreißende Nachrichten ein. Zwar hatten die geschlagenen Alliirten einen beträchtlichen Theil ihrer Verwundeten mit sich genommen und zu diesem Behufe schon vor

dem Kampfe Wagen und Karren, Tragbahren u. dgl. aus Leipzig und der ganzen Gegend requirirt, allein gerade die sehr schwer Blessirten waren auch von ihnen der Humanität des Siegers und der Umwohner überlassen worden, und die verwundeten Franzosen bedeckten ebenfalls noch nach mehreren Tagen unversorgt und unverbunden die Wahlstatt. Trotz aller entgegenstehenden Bedenklichkeiten gaben da nun eben, wie schon bemerkt, die ersten Aerzte unsrer Stadt ein edles Beispiel, das sofort von tausend und abertausend Anderen nachgeahmt wurde. Große berichtet hierüber: „Dr. Kühn, Clarus, Jörg, Rosenmüller u. A. eilten sogleich mit ansehnlichen Vorräthen von Lebensmitteln versehen auf das Feld des noch immer würgenden Todes und brachten zuerst Labung, Linderung und Trost in die Reihen der Unglücklichen. Ihrem Vorgang folgte bald aber auch der größte Theil aller übrigen Leipziger Aerzte und Chirurgen, und seitdem wurde das Wallfahrten nach dem Lützener Schlachtfelde zu Roß, Wagen und Fuß Gewissenssache; selbst der Aermste kam nicht mit leeren Händen. Oft brachten die Wallfahrer einen Verwundeten mit zurück, den sie nun im eigenen Hause verpflegten und versorgten. Das edle Beispiel fand Nachahmung auch in anderen Gegenden, namentlich aus dem Altenburgischen kamen viele barmherzige Seelen herüber, Tausenden ward auf diese Weise das Leben erhalten.

Sehr gut und heilsam war es, daß die Oberaufsicht über die Leipziger Lazarethe vor der Hand Sache der städtischen Behörden blieb. Kammerrath Frege erhielt die Direction dieser Anstalten und rechtfertigte durchaus die in ihn gesetzten Erwartungen. Das Hauptlazareth wurde im Petersschießgraben etablirt, andere befanden sich z. B. in der Johanniskirche und in Pfaffendorf (hier in einem eigens dazu aufgeführten großen Gebäude). Die Neukirche nahm man zu einem Magazine.

Leider aber hatte schon im Februar eine Epidemie, das Lazareth- oder bösartige Nervenfieber, welches anderwärts ebenfalls in der Nähe der kriegführenden Armeen herrschte, auch in Leipzig sich zu zeigen angefangen. Zwar traf der Magistrat zur Minderung

der Ansteckungen verschiedene ersprießliche Maßregeln und empfahl besonders Räucherungen mit Mineralsäuren, jedoch trotzdem wurde die Sterblichkeit bedeutend erhöht und stieg fortdauernd noch.

Einen neuen Commandeur erhielt Leipzig in dem gewaltthätigen Herzog von Padua, der sich hier vornehmlich mit weiterer Organisation des Heeres, namentlich der Cavallerie, zu beschäftigen hatte, nach Große aber auch einen großen Theil seiner Zeit dem Vergnügen, vor Allem mit dem schönen Geschlechte, widmete. Er glaubte sich diesem Rausche der Lust um so ungestörter überlassen zu können, als der am 5. Juni zu Poischwitz abgeschlossene Waffenstillstand bis zum 17. August Ruhe gestattete. Doch siehe da! am 7. Juni, dem 2. Pfingstfeiertag, lief plötzlich die Nachricht durch die Stadt, Kosaken seien vor den Thoren. Es war noch unter der Kirche, Husaren, Chasseurs, Dragoner meist beschäftigt, ihre Waffen und Pferde zu reinigen. Die Verwirrung kann man sich nun denken: halb erst angekleidet, saßen die Krieger auf und sprengten davon, man schien durch das Ungewöhnliche, Unerwartete der Affaire für den Moment ganz den Kopf verloren zu haben. Und es waren wirklich Kosaken, die ungefähr 8000 Mann stark unter Graf Woronzow mit einigen Batterieen Geschütz bei Dessau über die Elbe gegangen waren, um Leipzig zu überrumpeln und die Verbindungslinie zwischen Dresden und Erfurt abzuschneiden. Sie hatten von dem abgeschlossenen Waffenstillstand noch nichts gehört und ihr Plan wäre völlig gelungen, wenn der Herzog von Padua nicht rechtzeitig noch durch Parlamentäre bewiesen hätte, daß ja eben Waffenstillstand sei. Bei Schönefeld und Taucha war das Scharmützel schon nicht unbedeutend gewesen.

Des Nachmittags kam der russische Graf Pahlen in die Stadt, um sich mit dem Herzog auszugleichen. Er und der französische Commandant machten zusammen einen Spazierritt durch Leipzig, wobei Ersterer von der Menge mit lauten Hurrahs begrüßt wurde. Dies entflammte den hellen Zorn des Herzogs. Sobald als sein Gast ihn wieder verlassen, ward eine Untersuchung angestellt, die indeß zu keinem Resultat führte. So sollte die ganze Stadt bü-

ßen: sie wurde in Belagerungszustand erklärt und mußte sich die beschwerlichsten, härtesten Maßregeln gefallen lassen. Ein Befehl der nun eingesetzten Militärbehörde gebot bei Todesstrafe, jede Art von Waffen abzuliefern (auf das Gewandhaus). Man erhielt darüber eine von einem Mitgliede des Raths unterschriebene Bescheinigung, gegen deren Vorzeigung man seiner Zeit sein Eigenthum wieder erhalten sollte. Minister Bacher erhielt die Oberaufsicht über Polizei, Handel und Verkehr. Auf Colonialwaaren, Wein, Branntwein ꝛc. wurde Beschlag und diese Waaren selbst unter Siegel gelegt, damit die sächsischen Festungen mit ihnen versehen werden könnten, und erst als ein gewisses Geldquantum als Impost bewilligt war, konnte man die Siegel wieder entfernen. Zugleich mit jener Gewehrauslieferung befahl der Herzog v. Padua, eine Bürgergarde von 12,000 Mann binnen 10 Tagen vollständig zu organisiren und auszurüsten. Freilich ging es mit der Uniformirung doch nicht so rasch und man mußte die Zahl auf 8000 Mann reduciren, die, in 8 Compagnieen getheilt, alle städtischen Wachtposten zu besetzen hatten, auch die bei den Hospitälern und Lazarethen. Erst das spätere russische Gouvernement löste, bei verändertem Zustand aller Dinge, diese Nationalgarde im November wieder auf.

Der Universität erging es nicht besser, als der Bürgerschaft. Dafür, daß verschiedene junge Studirende nicht nur durch ihr Wort sich für die Sache der Alliirten begeistert gezeigt hatten, sondern auch als Freiwillige unter die Fahne Preußens getreten waren, wurde die ganze akademische Körperschaft verantwortlich gemacht; man nahm ihr die Jurisdiction und stellte auch die Studenten unter die Polizei der Stadt.

Ueberhaupt ist hinsichtlich der Polizei noch zu berichten, daß im Monat Juni ein Königlich sächsischer Befehl erging, nach welchem die bisher vom Magistrat verwaltete Criminal- und Polizeiverfassung der Stadt unter dem Namen eines Königlichen Polizeiamtes vereinigt ward. Der Magistrat hatte aus seinen Mitgliedern diejenigen Beamten vorzuschlagen, welche bei jenem Polizeiamt an-

gestellt werden sollten. An der Spitze desselben aber stand ein königlicher Präsident. Zuerst bekleidete diesen Posten der Oberhofrichter Freiherr v. Werthern, und als er bald darauf zum Kanzler bei der Landesregierung nach Dresden berufen ward, folgte ihm der Oberhofrichter v. Nackel. Die neue Einrichtung bezweckte eine Vereinigung der vorher getrennten Universitäts-, Raths- und Kreisamts-Polizei.

Auch einzelne Persönlichkeiten wurden während jenes Belagerungszustandes in ihrer Sicherheit und Freiheit gefährdet. Z. B. betraf dies Schicksal den Dichter Mahlmann, der damals, wie oben noch nicht erwähnt, zugleich Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“ und Pächter der „Leipziger Zeitung“ war. In letzterer war unter dem 14. Juni eine Danksagung aus dem Gebirge für Rittmeister Clomb „wegen erfüllten Versprechens“ erschienen, und dabei auch der Wunsch ausgesprochen worden, „er möge mit seiner Begleitung recht bald wieder kommen.“ Dieser Clomb konnte kein Anderer sein, als der bekannte Parteigänger von Colomb, der mit seiner Schaar im Voigtlande eingebrochen war, einen französischen Artilleriepark weggenommen und sich gegen sächsische Familien sehr human gezeigt hatte. Mahlmann — so folgerte wohl das französische Gouvernement — mußte davon wissen, vielleicht stand jenes Unternehmen im Zusammenhang mit dem Angriff auf Leipzig. So ward denn der Genannte verhaftet, nach Erfurt abgeführt und in der dortigen Citadelle gefangen gehalten. Nur auf Verwenden der Tochter des Königs von Sachsen bei dem Kaiser erhielt er seine Freiheit zurück.

Nachdem der Waffenstillstand, von dem oben schon die Rede, abgeschlossen worden, wollte das Lützowsche Freicorps seinen Rückmarsch von der bayrischen Grenze nach der Elbe, als der bestimmten Demarcationslinie, antreten. Wegen Kürze der Zeit und seiner Entfernung von der angenommenen Grenze ward ihm sein Zurückzug aber nicht bis zu dem festgesetzten Tage (12. Juni) möglich, weshalb ihm, abgehend von dem Wortlaut der Convention, jede französische Militärstation auch nach dem 12. noch freie Passage

gestattete. Bis Zeitz war das Corps auf diese Weise gekommen und es sandte nun Parlamentärs nach Leipzig, seine Ankunft hierselbst im Voraus schon kund zu thun. Doch der Herzog v. Padua gedachte des Ueberfalls am 2. Pfingstfeiertag, er fühlte sich versucht, da — wie Große sehr richtig sagt — „ein Schatten des Rechts" wohl für ihn sein mochte, Rache zu nehmen, behielt die Parlamentärs als Gefangene zurück und zog dem indessen bis Lützen vorrückenden, nichts ahnenden Corps mit bewaffneter Hand entgegen. Beim Dorfe Kitzen legten seine Truppen sich in den Hinterhalt und überfielen nun die sorglosen, sich dessen nicht versehenden Lützower. Die Mehrzahl derselben wurde von ihnen zu Gefangenen gemacht und nach Leipzig in die Pleißenburg transportirt.

Es ist bekannt, daß in diesem Gefecht im Holze bei Kitzen (während der Nacht vom 17. zum 18. Juni) auch Theodor Körner verwundet wurde. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde war — um das hier noch ausdrücklich zu erwähnen — 1810 als Student in unsere Stadt gekommen. Er hatte damals eben das 19. Jahr erreicht und bereits auch die Freiberger Bergakademie besucht. Schon da fing er an, dichterisch thätig zu sein, in Leipzig fuhr er fleißig hiermit fort und noch im selben Jahre 1810 erschien an letzterem Orte die erste Sammlung seiner lyrischen Poesieen, die den Titel: „Knospen" führte und vielen Beifall fand. Sie enthielt u. A. jene theils sentimentalen, theils humoristischen Liebeslieder, die die spätere Generation freilich fast ganz über seinen Kriegsgesängen vergessen hat. Aus der Leipziger Zeit war für „Leier und Schwert" nur das schöne Gedicht: „die Eichen" („Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen") zu gebrauchen; denn daß er auf dem Schneckenberge nachmals noch sein Lied von der „wilden, verwegenen Jagd" geschaffen habe, ist nur eine Fabel. Körner genoß sein Dasein als hiesiger Student mit so viel Freudigkeit und Unbedacht, daß der strenge, besorgte Vater ihn endlich, im August 1811, an einen anderen Ort, nach Wien schickte, wo dann die eigentliche Glanzperiode seines Lebens begann. Dort schrieb er nun seine Dramen nach Schiller=

schem Muster, daneben auch Lustspielchen nach Kotzebuescher Manier, wurde Hoftheaterdichter und hatte die besten Aussichten für die Zukunft. Ueberdem verlobte er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen, der jungen Schauspielerin Toni Adamberger. Aber Preußens Aufruf im Jahre 1813 führte ihn zum Heere. Das Weitere ist bekannt. Im Gefecht bei Kitzen blessirt, verwundet im Walde liegen gelassen, und seinen Tod nahe wähnend, dichtete er den ergreifenden „Abschied vom Leben“: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.“ Jedoch Bauern fanden ihn noch rechtzeitig auf seinem Schmerzenslager im Freien und schafften ihn nach Großzschocher, wo ihn die heute noch lebende Frau H. edelmüthig pflegte, bis er insgeheim zu Freunden nach Leipzig gebracht werden und hier nun seine Heilung abwarten konnte. Zwei Monate später, am 28. August, traf ihn bei Gadebusch die tödtliche Kugel des Musketiers Franz.

Napoleon selbst endlich wurde für unsere Stadt Retter aus der durch den Herzog von Padua über sie verhängten Noth und Plage. Unvermuthet traf er in der Nacht vom 13. zum 14. Juli hier ein, musterte bei Mockau seine Truppen und gab nach Aufhebung der Tafel den Behörden Audienz. „Auch er machte — schreibt Große — zwar denselben keine Elogen. Dem Bürgermeister bemerkte er, daß er nicht wohl im Stande sei, „die Canaille“ im Zaum zu halten; die Deputirten der Universität erhielten eine Lection, daß sie die Hälfte der Studenten hätten unter die Preußen laufen lassen; die Geistlichkeit machte er nicht unzweideutig darauf aufmerksam, daß sie die Pflicht, der Obrigkeit (d. h. ihm) zu gehorchen, ihren Zuhörern recht einschärfen sollten; mit den Kaufleuten unterhielt er sich größtentheils auf eine scherzhafte Weise und benahm ihnen die Gelegenheit zu klagen dadurch, daß er sie für Millionärs erklärte und meinte, mit der Versteuerung möchte es wohl nicht immer so gewissenhaft genommen werden. Doch der Kaiser hatte seine heitere Laune; von der Revue zurückkehrend, hatte ihn halb Leipzig fein sittsam empfangen und begrüßt, er überzeugte sich, daß die Empörung nur im Kopfe des herzog=

lichen Vetters spuke, und auf seinen Befehl ward deshalb der Belagerungszustand am 17. Juli wieder aufgehoben."

Um den auf den 15. August fallenden Napoleonstag noch in Frieden, d. h. noch während des Waffenstillstandes zu begehen, anticipirte man die Feier und verlegte sie auf den 10. jenes Monats. Noch war aber auch ein anderer Grund zu dieser Anticipation vorhanden. Um nämlich dem Kaiser zu schmeicheln, entdeckte man in Frankreich erst in dieser Zeit einen bis dahin nicht gekannten Heiligen der früheren Jahrhunderte. Der Cardinallegat von Frankreich, Caprara, gab über denselben folgende Auskunft: der Mann habe eigentlich Neopolis oder Neopolos geheißen, welcher Name im Mittelalter in Napoleon umgewandelt worden sei; er habe als Christ die qualvollsten Verfolgungen der römischen Kaiser Diocletian und Maximinian zu bestehen gehabt und sei endlich im Gefängnisse zu Alexandrien als ein Märtyrer gestorben. Weil nun in öffentlichen Blättern der auf den 10. August verlegte Festtag das Fest des heiligen Napoleon genannt wurde, so geriethen manche mit der Heiligengeschichte unbekannte Leser auch in Leipzig in Versuchung, zu glauben, der damalige Kaiser Napoleon ließe sich den Beinamen eines Heiligen geben. Unsere Stadt feierte den anticipirten Napoleonstag durch Kanonensalven, Gottesdienst, Bälle und Gastmähler.

Doch die Waffenruhe war abgelaufen, auch Oesterreich hatte an Frankreich den Krieg erklärt. Der Herzog von Padua verließ Leipzig, um seiner weiteren Bestimmung entgegen zu gehen.

Rasch nach einander folgten die Schläge bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz und Culm, die sämmtlich Napoleons Haupt trafen. Unsere Stadt ward das Asyl fast aller Verwundeten oder Gefangenen, so daß von den Kirchen nur die einzige Nicolaikirche noch für gottesdienstliche Verrichtungen offen stand und man seine Hand auch an die Schulen legte. „Zumal am 3. September — schreibt Große — kamen so ungeheure Züge Leichtblessirter, doch auch Schwerkranker, zu Fuß, Roß und Wagen in

Leipzig an, daß man in der Eile nicht wußte, wo man sie unterbringen sollte und darum, dem Andrang zu wehren, vor den Thoren den Schlagbaum herunter ließ. Der der Sache Napoleons treulos gewordene sächsische Generallieutenant Thielemann hatte den kleinen Krieg bereits nach Sachsen gespielt und that den Franzosen ungemeinen Schaden. Tag und Nacht strömten jetzt invalide Leute zu Hunderten durch die Thore Leipzigs ein und die Masse dieser Unglücklichen häufte sich dermaßen, daß man Mühe hatte, auf den Hauptstraßen sich durch sie zu drängen. Viele waren noch gar nicht verbunden und so Manche quälte der Hunger mehr, als die Wunden.“ Selbst der Gottesacker ward endlich Station für Blessirte und Gefangene.

Am 29. September langte der Marschall Marmont (Herzog v. Ragusa) mit seinem Corps, von Meißen aus, in und um Leipzig an. Man erwartete auch den Kaiser Napoleon, der aber vorerst noch nach Düben gegangen war. Französischen Befehlen zufolge mußten am 10. October Pallisaden gezimmert, spanische Reiter verfertigt, die Nebenthore verrammelt und die Hauptthore mit Schutzwehren versehen werden. Am 11. October erschien hier der Marschall Augereau und auf einige Stunden wenigstens kam zu ihm auf Besuch auch der König von Neapel. In Begleitung Napoleons traf am 14. October der König von Sachsen ein. Der Erstere blieb aber nicht in der Stadt, sondern nahm sein Hauptquartier in Reudnitz.

Mittlerweile hatten sich um Leipzig die ungeheuren Streitkräfte aller im Felde stehenden Mächte gesammelt: das blutige, weltgeschichtliche Schauspiel der Völkerschlacht sollte beginnen!

Zwischenkapitel.

Die Schlachtdenkmäler bei Leipzig.

Zwar fehlt es noch, wie bekannt, an einem großen, das welterschütternde Ereigniß der Leipziger Völkerschlacht in seiner Totalität feiernden Nationaldenkmal, aber der einzelnen Erinnerungszeichen,

der Monumente für bestimmte Personen oder Episoden des Kampfes sind seit den verflossenen vierundfünfzig Jahren schon beträchtlich viel gesetzt worden. Sehen wir uns jetzt all diese Denkmäler ein wenig genauer an und fragen wir zugleich, wer ihre Urheber sind. Es sei das gleichsam der Prolog zu unserer später folgenden Schilderung der Schlachttage selbst.

Das erste und älteste der Monumente war ein hölzernes Kreuz in der Nähe von Probstheida, welches bereits im Jahre 1814 errichtet wurde, doch schon im nächsten Winter wieder verschwand. Hiernach gleich ist von dem Denkmal des Fürsten Poniatowski zu sprechen, welches von der polnischen Armee und von des Fürsten Schwester 1817 gesetzt wurde. Umgeben von vier schönen Trauerweiden befand sich dies einfache, aber dem Zweck vollkommen entsprechende Monument in einer Vertiefung des früher Reichenbachschen, dann Gerhardschen Gartens zu Leipzig. In Form eines länglichen Vierecks lag es auf einer, zwei Stufen bildenden Sandsteinunterlage, hatte zur Verzierung vier polnische Adler und trug folgende Inschriften, nach Osten zu: „Dem Fürsten Joseph Poniatowski", nach Westen: „Geboren den 4. Mai 1761. Er starb mit Ehren den 19. October 1813", endlich nach Süden: „Das polnische Heer". Auf der nördlichen Seite sah man das Wappen des Fürsten in Marmor eingegraben. Am Ufer des Flusses nahe bei der Stelle, wo man den entseelten Körper Poniatowskis im Wasser fand, befand sich noch ein zweites, vom polnischen General Roczniczki errichtetes steinernes Erinnerungszeichen, ein einfacher niederer Sandsteinwürfel, mit folgender in lateinischer und polnischer Sprache abgefaßter Inschrift: „Hier in der Elster fiel Fürst Joseph Poniatowski, Generalissimus der polnischen Armee und Marschall von Frankreich, durch drei tödtliche Kugeln verwundet, welche er bei Deckung des Rückzuges des französischen Heeres erhielt. Beim letzten Abzug vom Schlachtfelde opferte er sein Leben und seine Ehre für das heilige Vaterland am 19. October 1813. Er lebte 52 Jahre. Mit Thränen wird dies schlichte Denkmal ihm geweiht. Ein Pole hat es gesetzt." Bei der Parzellirung des Gerhardschen

Gartens ist letzteres Denkmal in den Garten der zweiten Armenschule übertragen worden.

Das Schlachtfeld selbst blieb über zwei Decennien ohne jede monumentale Bezeichnung; die erste, welche man Mitte der dreißiger Jahre ins Leben rief, war der sogenannte Napoleonsstein. Rechts von der Chaussee, die vom Thonberge nach dem Dorfe Probstheida führt, stand zur Zeit der Schlacht die Quandtsche Tabaksmühle, in deren unmittelbarer Nähe sich der Kaiser während des ganzen verhängnißvollen 18. Octobers aufhielt. Hier war es, wo er am Abend, erschöpft von den vielen Bewegungen und Anstrengungen des Tages, auf einem Schemel für kurze Zeit einschlief. Sein Haupt sank auf die Brust und die Hände ruhten gefaltet im Schooße. Düster und schweigend standen die Generale und Offiziere um ihn her; Niemand wagte die Ruhe des Kaisers zu stören. Außer dem entfernten Marschschritt der retirirenden Truppen war nur das Lodern des Wachtfeuers, das Knistern des brennenden Holzes hörbar. Plötzlich erwachte er, hob sein Haupt kräftig empor und gab dann Befehl zu seinem letzten Leipziger Nachtquartier, im Hotel de Prusse. Die Quandtsche Tabaksmühle ging in den Tagen der Schlacht durch Feuer zu Grunde und ist nicht wieder hergestellt worden. Ein einfacher, im Jahre 1835 errichteter Sandsteinwürfel, ohne Inschrift, auf einem Sockel ruhend, bezeichnete dem Wanderer die Stelle, wo Napoleon geweilt hatte. Doch 1857 ward dieser allzu einfache Stein beseitigt und ein der Sache entsprechenderes Denkmal auf Kosten des „Vereins zur Feier des 19. Octobers" errichtet. Der ebengenannte Verein achtbarer Männer der Stadt Leipzig, welcher 1843 zusammentrat, ist nämlich bemüht, alle historischen Nachrichten über die Schlacht zu sammeln, zugleich aber auch die wichtigsten Punkte des Schlachtfeldes durch Denksteine zu bezeichnen. Vorsitzender war früher der bekannte ehrwürdige Superintendent Großmann, während nach dessen Tode der treffliche erste Beamte unserer Rathsbibliothek, Dr. Robert Naumann, das Präsidium übernommen hat. Wir werden in der Folge noch sehen, daß es bereits sieben Denkmäler sind, welche der thätige

Verein setzte. Der neuerrichtete „Napoleonsstein“ nun ist ein auf pyramidenförmigem Unterbau ruhender, hoher, polirter Granitwürfel, auf welchem verschiedene gußeiserne Gegenstände liegen, als eine Landkarte, ein Degen, ein Fernrohr und ein dreieckiger Hut in Form der bekannten Napoleonshüte. Nach Süden zu liest man die Inschrift: „Hier weilte Napoleon am 18. October 1813 die Kämpfe der Völkerschlacht beobachtend“, nach Norden zu den Bibelspruch: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann. Herr ist sein Name.“ Umgeben ist jetzt das Denkmal mit einer gartenartigen Anpflanzung, in der auch einige Ruhebänke stehen.

Ins Jahr 1838 fällt die Enthüllung des Schwarzenberg-Monumentes. Fürst Karl von Schwarzenberg starb, wie bekannt, am 15. October 1820 im Königs-Haus am Markt zu Leipzig, wohin er gekommen war, um den berühmten Hahnemann zu consultiren. Dicht hinter der Schenke von Meusdorf nun, einem Vorwerk an der Chaussee zwischen Probstheida und Liebertwolkwitz, gegenüber dem weiter unten noch zu nennenden „Monarchenhügel“, steht seit jenem Jahre auf einem mit Pflanzen und Sträuchern besetzten Hügel ein vier Ellen langer, glatt gehauener Gedenkstein von Granit, der nach der Straße zu folgende Inschrift trägt: „Dem Fürsten K. v. Schwarzenberg, dem Führer der am 18. Oct. 1813 auf den Ebenen von Leipzig für Europas Freiheit kämpfenden Schaaren, setzten diesen Denkstein seine Gemahlin Marianne und seine Söhne Friedrich, Karl, Edmund.“ Auf der Rückseite liest man: „Geb. den 15. April 1771, gestorben den 15. October 1820.“ Nach Westen zu befindet sich am Fuße des Hügels eine kleine Grotte, in welcher auf einer flachen Vase verschiedene in der Nähe gefundene Schädel und Gebeine niedergelegt sind. Das Denkmal ist durch ein Gitter abgeschlossen, doch kann man den Schlüssel jeder Zeit in der Schenke zu Meusdorf erhalten.

Wir kommen nun zu der Erwähnung des sogenannten Kugeldenkmals. Durch die Bemühungen des Herrn Stadtraths Dr. Karl

Lampe erhielt die Stadt Leipzig nämlich am 5. Juli 1845, dem Jahrestage des Einzugs der Alliirten in Paris, ein sinniges Erinnerungszeichen an die große Völkerschlacht. Es ward an diesem Tage am Ausgange der Mittel- und Reudnitzerstraße, gegenüber der Lampeschen Besitzung „Milchinsel", ein Denkstein in Altarform enthüllt, auf welchem zwanzig Kugeln von solchen, die während der Schlacht in die Stadt geflogen, niedergelegt wurden. Davor fand seinen Platz noch ein großer Stein, der früher als einfaches Grabdenkmal für einen im Garten der Milchinsel bestatteten preußischen Offizier diente, bei theilweiser Parzellirung jener Oertlichkeit aber verrückt werden mußte. Das Ganze war von einem Staket mit zwanzig Säulen umgeben, und jede dieser Säulen trug als obere Verzierung eine Kanonenkugel, welche Kugeln sämmtlich von Herrn Lampe aus denjenigen Dörfern der Umgegend zusammengebracht wurden, die während der Schlacht am meisten gelitten. Der Platz, wo das Denkmal stand, bezeichnete die Stelle, wo pommersche Jäger vom Bülowschen Corps am Morgen des 19. Octobers, bald nachdem die Königsberger Landwehr unter Friccius das äußere Grimmaische Thor erstürmt hatte, durch die Milchinsel und Querstraße in die Stadt eingedrungen waren. Das erste Gebäude derselben nach dieser Seite hin war damals eben das Wohnhaus der Milchinsel. Hier hatte sich eine Abtheilung Franzosen festgesetzt und feuerte so lange hinter den Jalousien hervor, bis der Letzte gefallen. Erst dann gelang es den Preußen, durch die Gärten weiter vorzudringen. Doch die Jahre, Einfluß der Witterung, auch wohl der Unfug kindischer oder böswilliger Hände hatten allmählich das Gitter des Denkmals in sehr schlechten Zustand gebracht, und verschiedene von den Kugeln fehlten. So ist denn 1863, als Ertrag von vor mehreren Jahren stattgefundenen öffentlichen Sammlungen, zumeist aber wieder auf Kosten des Herrn Dr. Lampe, das Monument ganz neu hergestellt worden, und zwar unglich schöner und in einer der Zeit besser trotzenden Weise. Die Grundsteinlegung erfolgte am 5. August, dem letzten, der Erinnerung an die Völkerschlacht gewidmeten

Tage des dritten deutschen Turnfestes, in Anwesenheit einer großen Anzahl der fremden Turner. Die neue Form des Denkmals ist die der Pyramide, der Haupteffect natürlich wieder mit Anbringung von allerhand Kugeln erzielt, das Material röthlicher, polirter Granit.

Der Chronologie folgend, kommen wir weiter zu dem Denkmal auf dem sogenannten Monarchenhügel. Es ist derselbe eine Anhöhe nahe bei Meusdorf, wie wir schon andeuteten, links von der Chaussee nach Liebertwolkwitz, und hier hatten die drei verbündeten Herrscher während des großen Kampfes am 18. October ihren Haltepunkt. Vom Fürsten von Schwarzenberg ward ihnen dahin am Nachmittag die Meldung gemacht, daß Napoleons Armee im Rückzug begriffen und die Schlacht somit gewonnen sei. Die Annahme, sie wären nach dieser Nachricht betend und Gott dankend hier auf die Knie gesunken, ist wenigstens nicht historisch festgestellt worden. Auf dem Monarchenhügel wurde im Jahre 1814 bei Errichtung jenes ältesten Schlachtdenkmals, des hölzernen Kreuzes vor Probstheida, das wir erwähnten, ein feierliches Hochamt gehalten; sehr lange blieb der Ort selber aber ohne Bezeichnung, bis am 18. October 1847 hier der Verein zur Feier des 19. Octobers einen auf zwei Stufen von Quaderstein ruhenden Obelisken einweihte, der auf seiner vorderen Seite den verschlungenen Lorbeerkranz des Sieges, sowie zwei sich freundschaftlich fassende Hände zeigt. Von der Chaussee aus bis zum Monarchenhügel führt ein von Bäumen beschatteter Weg.

Zur Erinnerung an die blutige Schlacht bei Möckern am 16. October, in der sich York von Wartenburg und die Seinigen die herrlichsten Lorbeeren erwarben, aber auch die Franzosen unter Marmont mit Löwenmuth und Trotz das Dorf lange zu vertheidigen wußten, ward vom Verein zur Feier des 19. Octobers am 3. Juni 1850 ein Denkmal im Felde nach der Magdeburger Eisenbahn zu errichtet. Seit 1858 steht dies Monument in Würfelform des leichteres Findens wegen dicht am Eingange der Dorfstraße, an der Chaussee nach Halle.

Während die Schlacht bei Möckern nach dem hartnäckigsten Kampfe ein den Preußen günstiges Ende nahm, hatte am selben Tage eine von Murat ausgeführte Cavallerie-Attaque bei Wachau für die Franzosen glänzenden Fortgang gehabt. Als Napoleon dies bemerkte, ward sogleich ein Adjutant mit der Meldung an den König von Sachsen nach Leipzig gesandt, daß der Sieg nicht mehr zu bezweifeln sei und man deshalb mit allen Glocken der Stadt läuten solle. Und in der That stand die Sache der Verbündeten am 16. October in der Wachauer Gegend einmal schlecht genug, und die alliirten Herrscher geriethen sogar in die Gefahr der Gefangenschaft. Sie hatten auf dem sogenannten Wachberg bei Göhren ihren Standort genommen und erblickten plötzlich französische Reitermassen. Eine in der Nähe befindliche schwache Reserve von Garde-Kosaken reichte jedoch hin, die von einem langen Jagen ermatteten Feinde zurückzuwerfen. Auf dieser Stelle nun ist am 15. October 1854 vom Verein zur Feier des 19. Octobers ebenfalls ein Denkstein gesetzt worden, während dieselbe Gesellschaft am 1. September 1858 auch den Standort Napoleons in jener denkwürdigen Schlacht bei Wachau mit einem Monument bezeichnet hat. Es ist der sogenannte Galgenberg unweit des Dorfes, von wo aus der Kaiser den oben erwähnten großen Cavallerieangriff anordnete. Ein drittes Gedenkzeichen der Wachauer Schlacht ist endlich von dem oft genannten Verein am 26. October 1856 auf dem Kolmberg bei Holzhausen oder Liebertwolkwitz gesetzt worden. Um den Besitz dieses Punktes entstand zwischen der vierten Colonne unter Klenau und den Franzosen unter Macdonald nebst zwei Divisionen junger Garde unter Mortier ein menschenverheerender Kampf. Die Oesterreicher, welche den Berg besetzt hielten, mußten schließlich der Uebermacht weichen und sich nach Fuchshain zurückziehen.

Auch die zuletzt erwähnten drei Monumente haben einfache Würfelform und stehen auf mehrstufigem steinernem Unterbau.

Das siebente und bisher letzte von jenem Verein errichtete Denkmal endlich steht dicht an der Lindenauer Chaussee zwi-

schen großer und kleiner Funkenburg in der Nähe der am Ausgange des Ranstädter Steinwegs gelegenen Brücke über die Elster, über welche Napoleon und die französische Armee ihre Flucht aus der Stadt nahmen. Sie sollte, wie bekannt, wenn alle Heeresmassen sie passirt hätten, gesprengt werden, dieser vom Kaiser gegebene Befehl ward aber viel zu früh, schon Vormittag 11 Uhr am 19. October ausgeführt und die Niederlage der Franzosen dadurch vervollständigt. Ein Granitwürfel mit der Inschrift: „Sprengung der Brücke beim Rückzuge des französischen Heeres am 19. October 1863" bezeichnet die Stelle. — Noch ein anderes Denkmal, dessen Enthüllung uns ebenfalls, wie die des vorgenannten, das Jubiläum der Schlacht im Jahre 63 brachte, steht, in Form einer vierkantigen Säule mit dem eisernen Kreuze geziert, am vormaligen äußeren Dresdener Thore, auf der Seite des alten Armenhauses an der Stätte, wo Major Friccius mit seinem Bataillon Königsberger Landwehrmänner in Leipzig eindrang. Der bei dieser Gelegenheit gefallene Hauptmann Motherby liegt nicht weit von hier am Eingang des Kirchhofs begraben, und seine Ruhestätte ist mit Kreuz und Inschrift bezeichnet.

Das wären denn die bisher vorhandenen Erinnerungszeichen der Leipziger Völkerschlacht, mit Ausnahme der von Dr. Theodor Apel gesetzten sogenannten Marksteine. Von diesen möge nun noch mit aller Anerkennung die Rede sein. Der genannte Dichter und Gelehrte beschäftigte sich schon seit Jahren mit dem speciellen Studium der Völkerschlacht und faßte 1860 den Gedanken, in der Ebene Leipzigs Marksteine zu errichten, welche die verschiedenen Stellungen und Bewegungen der einzelnen Truppenkörper in den Kämpfen der Octobertage andeuten, somit jedem Besucher des Schlachtfeldes zu bequemer Orientirung dienen und zugleich zeigen, in welch großem Umfange der Kampf sich ausgebreitet hat und welche gewaltige Massen hier vereinigt waren.

Sechstes Kapitel.

Leipzig in den Tagen der Völkerschlacht und deren nächster Folgezeit.

„Das Leipziger Schlachtfeld ist ein Veteran unter den deutschen Schlachtfeldern und die Geschichte weiß seit einer Reihe Jahrhunderte von blutigen Kämpfen, die auf demselben ausgefochten wurden, zu berichten. Aber was sind alle diese früheren Kämpfe gegenüber der Großartigkeit der mit Recht so benannten Völkerschlacht!“

So beginnt Oberbibliothekar Dr. Robert Naumann seine als Festgabe des „Vereins zur Feier des 19. October“ am 50jährigen Jubiläum 1863 erschienene ausgezeichnet werthvolle Monographie: „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, und mit seinen Worten, die so sehr Wahres aussprechen, wollten auch wir dies Kapitel beginnen. Während fast alle Völker Europas an der Leipziger Schlacht entweder theilnahmen oder doch dabei vertreten waren, verliehen drei Kaiser, zwei Könige, mehrere Kron- und Erbprinzen, dem gewaltigen, weltgeschichtlichen Acte einen Glanz, wie noch nie, denn noch nie waren bei einer Schlacht so viele Fürsten zugegen gewesen. Die militärischen Notabilitäten des 19. Jahrhunderts waren fast alle da. Und wie viele jüngere Führer standen nicht neben den alten Helden, deren Kriegsruhm erst später sich vollständig entfalten sollte! Denn, um nur Einiger zu gedenken, an der Schlacht nahm (damals erst 28 Jahre alt) ein Diebitsch Theil, später Sabalkanski zubenannt, der 16 Jahre darauf im Kriege gegen die Türken zuerst Silistria, dann Adrianopel stürmte und der Pforte den berühmten Frieden dictirte; in der Schlacht bei Leipzig wurde er in

Folge seiner bewährten militärischen Talente zum Generallieutnant ernannt. Da waren ferner ein Paskewitsch, später Eriwanski geheißen, ein Heß, Radetzky und so manche Andere, um deren ergraute Häupter sich Lorbeeren der neueren und neuesten Zeit winden sollten. Und welch eigenthümlichen Eindruck empfangen wir nicht bei dem Blick auf die französischen Heere! Hier waren die Feldherren, welche Napoleon mit seinem Scharfblicke in Erkennung des Talentes größtentheils aus niederen Ständen zu hohen Ehren und Würden erhoben und in seine Ruhmesbahn mit hineingezogen hatte, da war z. B. sein eigener Schwager Murat, der Sohn eines Gastwirthes zu Cahors — er trug eine Krone! Da waren Bertrand und Ney, beide Söhne von armen bürgerlichen Eltern, da war Augereau, der Sohn eines Pariser Obsthändlers u. s. w. — sie führten den Marschallstab! Aber wie vieler Helden Namen sind noch außer ihnen zu nennen: Poniatowsky, Berthier, Macdonald, Marmont, Oudinot, Reynier, Mortier, Lauriston, Victor, Maison, Drouot und viele Andere! Ihnen gegenüber standen ein Schwarzenberg, Klenau, Colloredo, Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, Fürst Aloys und Moritz Liechtenstein, Giulay; der Kronprinz von Schweden, Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Kleist, Borstell, Ziethen, der Herzog Carl von Mecklenburg, der Prinz Gustav von Hessen-Homburg, Hünerbein, Steinmetz; Barkley de Tolly, Wittgenstein, Benningsen, Langeron, Sacken, der Großfürst Constantin, Winzingerode u. s. w.

Aber es möge auch ein Blick geworfen werden auf die ungeheuren Massen, welche bei Leipzig kämpften. Die Angaben weichen allerdings von einander ab und schwanken (beide Parteien zusammengerechnet) zwischen 470,000 und etwas über 500,000, wobei namentlich die französischen Berichterstatter die Stärke der Alliirten viel zu hoch angeben und in der Schlacht bei Leipzig nicht anwesend gewesene Corps (Tauenzien, Scherbatoff u. s. w.) mit zählen. Aster hat in seinem verdienstvollen Werke: „die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813“ die verschiedenen Armeen in der Reihenfolge aufgeführt, wie sie nach und nach gegen einander in Thätigkeit kamen. Wir folgen der übersichtlichen Zu-

sammenstellung, welche Carl v. Plotho in seinem auf amtlichen Quellen beruhenden Werke: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich im Jahre 1813 und 1814“ gegeben hat. Nach ihm hatten die gesammten verbündeten Heere folgende Stärke: 1. Das böhmische Hauptheer des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg 136,000 Mann (nämlich: die vier österreichischen Armeeabtheilungen, die Reserve und erste leichte Division 70,000, das zweite preußische Armeecorps unter Kleist 23,535, das russische Armeecorps des Generals Grafen Wittgenstein 18,000, das Reservecorps des Großfürsten Constantin 25,000); 2. das schlesische Kriegsheer des Generals der Cavallerie v. Blücher 56,429 Mann (nämlich: das erste preußische Armeecorps unter York 21,429, das russische Corps des Generals Graf Langeron 25,000, das russische Corps des Generals Baron Sacken 10,000); 3. die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden 68,000 Mann (nämlich: die schwedische Armee unter Graf Stedingk 18,000, das russische Corps des Generals Baron Winzingerode 25,000, das dritte preußische Armeecorps unter Bülow 25,000); 4. das polnische Kriegsheer des Generals der Cavallerie Baron Benningsen 41,500 Mann (nämlich: die Avantgarde unter Graf Stroganof 4000, das Fußvolk unter dem General der Infanterie Doctoroff 23,000, die Cavallerie-Division des Generallieutnants Tschaplitz 5000, das Kosakencorps des Hetmans Graf Platow 1500, die zweite österreichische Division unter Graf Bubna 8000).

Das französische Kriegsheer umfaßte in der Schlacht bei Leipzig: Unter den Marschällen Mortier und Oudinot die alten Garden 4000, die jungen Garden 15,000, die Garde-Reiterei 5000 Mann; das zweite Armeecorps, Marschall Victor, 15,000; das dritte Armeecorps, Marschall Ney, 20,000; das vierte Armeecorps, Divisions-General Graf Bertrand, 14,000; das fünfte Armeecorps, Divisions-General Graf Lauriston, 10,000; das sechste Armeecorps, Marschall Marmont, 20,000; das siebente Armeecorps, Divisions-General Graf Reynier, 12,000; das achte Armeecorps,

Divisions-General Fürst Poniatowsky, 10,000; das elfte Armeecorps, Marschall Macdonald, 14,000; die Reserve des Marschall Augereau (Fußvolk) 10,000; das erste Cavallerie-Corps, Divisions-General Latour-Maubourg, 6000; das zweite Cavallerie-Corps, Divisions-General Sebastiani, 5000; das dritte Cavallerie-Corps, Divisions-General Herzog v. Padua, 3000; das vierte Cavallerie-Corps, Divisions-General Graf Valmy, 4000; endlich noch das fünfte Cavallerie-Corps, Divisions-General Graf Milhaud, 4000 Mann.

Zusammen also: die Alliirten 301,500 und die Franzosen 171,000 Mann.

Völkerschlacht heißt die Schlacht bei Leipzig, wie Jeder weiß — und mit vollstem Recht, denn es kämpften in ihr Russen, Schweden, Baschkiren und Kalmücken (die noch mit Bogen und Pfeil gerüstet waren), Italiener, Deutsche, Franzosen, Engländer, Polen, Portugiesen und Völker der österreichischen Monarchie (Magyaren, Slaven, Czechen rc.). Seit wann aber heißt sie so? Seit dem der preußische General v. Müffling am frühen Morgen des 18. Octobers 1813 den sich entwickelnden Kampf der endlosen Heeresmassen „Völkerschlacht" benannte (vgl. Franz Sommers, des kundigen Castellans der alten Sternwarte und des Schloßthurms, treffliche Erinnerungsgabe zur Jubelfeier 1863: „Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813").

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, ein vollständiges Bild der ganzen Schlacht zu geben und verweisen wir in der Hinsicht, abgesehen von allen älteren Darstellungen, außer auf das ebengenannte Sommersche und das oben citirte Naumannsche Werk auch noch auf die gleichzeitig erschienene musterhafte Monographie Professor Heinrich Wuttkes: „Die Völkerschlacht bei Leipzig" (Berlin, 1863). Wir haben es hier lediglich mit den Vorgängen in Leipzig selbst, währenddem die Schlacht geschlagen wurde, sowie mit den Schicksalen der Stadt innerhalb dieser Tage und der nächsten Folgezeit zu thun.

Es war, wie Dr. Naumann hervorgehoben hat, ein eigen-

thümliches Zusammentreffen, daß Napoleon gerade an dem Tage die Fluren Leipzigs betrat, wo er vor sieben Jahren die Schlachten bei Jena und Auerstädt gewonnen. Er kam am 14. October von Düben her nach Leipzig — so weit waren wir im 5. Capitel gelangt — blieb jedoch nicht in der Stadt, sondern rückte von den bei seiner Person diensthuenden Schwadronen und einigen Bataillonen der alten Garde begleitet, vor das äußere Grimmaische Thor hinaus und machte an der Chaussee in der Nähe des damals noch stehenden Galgens, fast am Ende der jetzigen (äußeren) Dresdener Straße, jedoch gegenüber von jenem Platz des Hochgerichts auf der anderen Seite der Straße, etwa in der Nachbarschaft der „goldenen Säge", Halt. Sogleich wurde dorthin ein Feldstuhl und ein Tisch gebracht und ein Wachtfeuer angezündet. Der Tisch war alsbald mit Landkarten bedeckt und der Kaiser studirte emsig darin, ohne die geringste Notiz von dem zu nehmen, was um ihn her vorging. So berichtet ein Augenzeuge, L. Hussell, in seiner Schrift: „Leipzig während der Schreckenstage der Schlacht im Monat October 1813."

Hussell bemerkt ferner, daß die Zuschauer, unter denen auch er sich befunden, sich bis auf zwanzig Schritt dem Kaiser nahen durften, ohne daß sie Jemand gehindert hätte. Ein langer Wagenzug von der Straße von Wurzen her, das Knallen der Courierpeitschen und eine Menge geharnischter Reiter und großer Grenadiere, welche denselben umgaben, verkündigten die Ankunft einer anderen hohen Person und lenkten die Aufmerksamkeit dorthin. Es war der König von Sachsen, welcher nebst seiner Gemahlin und Tochter, der Prinzessin Auguste, nach Leipzig kam. Der König saß zu Pferde und wurde nebst den Seinigen von Napoleon in herzlicher Weise bewillkommnet. Als Friedrich August seinen Weg nach der Stadt fortgesetzt hatte, blieb der Kaiser auf dem von *ihm eingenommenen Platze.* Die von allen Seiten kommenden *Adjutanten und* Offiziere nahm er selbst an, las schnell ihre Papiere durch und schrieb oder gab mündlich Antwort, meist gegen Berthier hin, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand. Er stand bisweilen auf und stellte sich an das Wachtfeuer, hielt die Hände darüber, rieb sie und legte sie

dann auf den Rücken, während er das Brennholz, welches aus dürren Brettern und Balken der nächsten Häuser bestand, mit dem Fuße in die Flammen schob, um sie stärker brennen zu machen. Man sah ihm keine Niedergeschlagenheit oder Unentschlossenheit an. Bei seinem Umhergehen traf es sich dann und wann, daß er Trupps Verwundeter, die zum Theil in jämmerlichem Zustande auf der Straße nach der Stadt gebracht wurden, ganz sicher erkennen mußte; er wendete weder den Schritt, noch den Blick um. Die Sache war ihm durchaus gleichgültig. Dazu schnupfte er sehr häufig Tabak, wovon er in seiner goldenen Tabatière nur noch einen kleinen Vorrath hatte. Er schob zuletzt die Reste mit dem Finger zusammen und schüttete sie auf die Hand. Als gar nichts mehr darin war, öffnete er die Dose mehrmals und roch hinein, ohne von den ihn Umgebenden Abhülfe seines Mangels zu verlangen.

Er blieb auf seinem Standquartier bis 4 Uhr Nachmittags, bis einer seiner Adjutanten aus der Stadt herbeisprengte und ihm eine Meldung von neu ankommenden Truppenmassen machte. Der Kaiser setzte sich sogleich zu Pferde, um sie zu empfangen, und begab sich sodann nach Reudnitz in das Landhaus des Leipziger Bankiers Vetter, wo er die Nächte des 14. und 15. zubrachte. Dort in der Umgegend bivouakirten auch die Garden.

Während Napoleon noch auf seinem Standquartier in seinen Karten studirt hatte, erhob sich ein starker Kanonendonner von Liebertwolkwitz her. Er wurde von ihm als untergeordnet gar nicht beachtet, und doch war es ein bedeutendes Gefecht, was in jener Gegend statthatte, aus Anlaß einer von der böhmischen Armee vorgenommenen Recognoscirung. Graf Wittgenstein, von Schwarzenberg beauftragt, führte dieselbe im Verein mit Kleist und Klenau aus. Die betheiligten Franzosen befehligte in jenem blutigen Zusammenstoß, bei welchem das von ihnen besetzte Liebertwolkwitz ihnen erst verloren ging, dann aber wieder gewonnen wurde und in Brand gerieth, Murat, der König von Neapel, und es ist bekannt, wie er persönlich sich in die äußerste Gefahr begab. Im heftigsten Kampfe entdeckte ihn, der an seinem auffallenden

Anzug sehr leicht zu erkennen war, eine Escadron vom ersten preußischen neumärkischen Dragonerregimente, und verfolgte ihn. Ein Lieutenant, Guido von der Lippe, nahm den Augenblick wahr, wo bei dem schnellen Umkehren des Gefolges der König als der Letzte des Geschwaders, nur von einem Bereiter begleitet, etwas zurück blieb, und faßte den Entschluß, ihn zum Gefangenen zu machen. Er rief ihm zu: „Halt, König!" Der Bereiter brachte dem Verfolger eine Hiebwunde bei. Als derselbe aber trotzdem nicht abließ, stieß er ihm den Degen in den Leib und der Lieutenant sank entseelt vom Pferde.

Zwischen 5—6 Uhr befahl Schwarzenberg, das Gefecht abzubrechen, und so blieb denn der Erfolg unentschieden. Die Verluste waren auf beiden Seiten bedeutend.

Der König von Sachsen war im Thomäschen Hause am Markt (im „Königshause") abgestiegen. In der Stadt herrschte schreckliches Gewühl. Die Bagage- und Munitionswagen verstopften den Weg; lange Züge Artillerie standen in den Straßen und stockten im Marsch. Regiment auf Regiment marschirte um die Stadt oder durch dieselbe, und öfters hörte man die Offiziere: Serrez! Serrez! rufen, um die ermüdeten Truppen beisammen zu halten. Es drängten immer mehr neue Züge nach und das Gewühl an den Thoren und den sich kreuzenden Straßen war fürchterlich. Verwundete, vom Kampfplatz kommend, schleppten sich mühsam bis ans äußere Grimmaische Thor, wo sie wegen der dort ausmarschirenden Truppen nicht herein konnten, sich anhäuften, hier die traurigsten Scenen vorführten und nur erst am späten Abend Eingang fanden. Andere wurden auf Karren und Tragen zur Stadt gebracht. Die Verstümmelten, ohne Verband, besudelten das Pflaster mit Blut und erschreckten die geängstigten Bewohner noch mehr. Von den nächsten Dörfern waren die Meisten geflüchtet, Viele kamen nach Leipzig herein. Die Landleute, und mit ihnen jammernde Weiber und weinende Kinder, klagten, daß man ihnen nichts gelassen und Alles fortgetragen habe und daß sie nur geflohen wären, um sich nicht den ärgsten Mißhandlungen auszu-

setzen. Der Mangel an Lebensmitteln stieg bis ins Unerträgliche in der Stadt.

Zu dem Allen kam noch höchst stürmisches und regnerisches Wetter, welches den Truppen das Bivouakiren im äußersten Grade erschwerte. Da es an Brennmaterial mangelte, so wurde, was sich nur irgend verbrennen ließ, zur Unterhaltung der Wachtfeuer herbeigeschleppt und dabei kein Besitzthum geschont. So richtete dies 24stündige Bivouak mehr Verheerung an, als die wildeste Schlacht. Bäume, Umzäunungen, Brettwände, Verschläge, Treppen, Fensterläden rc. rc. mußten in die Flammen wandern. Tausende solcher Feuer brannten rund um die Stadt herum und hoch über sie schlug die Feuersäule des brennenden Liebertwolkwitz empor.

Als die natürlich noch in größter Furcht verharrenden Bewohner Leipzigs am Morgen des 15. Octobers, der auf die stürmische Nacht folgte, von den höchsten Gebäuden aus die Felder um ihre Stadt überschauten, sahen sie, wie aus dem Gewirr des vorigen Tages sich Alles geordnet hatte und erblickten die weiten Schlachtlinien. Den Tag über blieb es im Ganzen still und von beiden Seiten wurden noch fortwährend Vorkehrungen zur Entscheidungsschlacht getroffen.

Der 16. October, trübe und regnerisch anfangend, so daß erst gegen 10 Uhr die dichten Nebelwolken sich zertheilten, sollte der Tag werden, an welchem es zu einem Haupttreffen kam. Vier Schlachten und Gefechte hat der ereignißreiche Tag zu verzeichnen. Die Schlacht bei Wachau, die Gefechte bei Connewitz und bei Lindenau, sowie die Schlacht bei Möckern. Die zuerst und zuletzt genannten waren bei Weitem die bedeutendsten und blutigsten.

In der Stadt hörte man seit 9 Uhr früh aus der Gegend von Wachau her den fürchterlichsten Kanonendonner, welcher über fünf Stunden lang andauerte. Die Erde erbebte im eigentlichen Sinne des Wortes, Thüren und Fenster zitterten unaufhörlich, und dies ewige Grollen, Brausen und Krachen der Geschütze, gemischt mit dem steten Geprassel des Pelotonfeuers der Tausende Infanterie, war für das Ohr eine entsetzliche Harmonie, die nur ver-

mehrt wurde durch den Lärm, das Reiter, Wagen, flüchtige Weiber und Kinder auf den Straßen Leipzigs selber machten. Was mochte in jener Zeit dort draußen, wo die Kanonen so blutdürstig brüllten, nicht Alles vorgegangen sein! In der Stadt überzeugte man sich bald von den grauenhaften Verheerungen dieser fünf tödtlichen Stunden. Nur einige kurze Augenblicke brauchte man des Nachmittags eine der Straßen zu betreten, die nach dem Schlachtfelde zu führten, um Zeuge der herzzerreißendsten Scenen zu werden. „Dort — so erzählt das Büchlein: „Leipzigs Schreckensscenen im September und October 1813, von *r, einem Augenzeugen" (Becker) — dort ward Einer, dem der Fuß weggeschossen war, auf dem Rücken von einem Kameraden hereingetragen. Hier saß Einer ohne Bein auf seinem Rosse. Ihm folgte ein todtenbleicher Officier, dem eine Kugel die Schulter zerschmettert hatte, auf einer Thüre getragen. Mitten durch drängte sich eine Ambulance, worin die Verwundeten vor Schmerz laut aufschrieen. Und nun kam wieder Einer mit abgeschossenem Arm, ruhig die Pfeife schmauchend und den Schmerz verspottend. Jetzt kam ein Pferd ohne Unterkinnlade, dessen Zunge weit heraushing." Aber wenn wir uns nur einigermaßen ein Bild von diesem Jammer machen wollen, so dürfen wir, wie Große ganz richtig bemerkt, seine Erscheinung nicht vereinzelt hinstellen. Schaarenweise strömten die verstümmelten Menschen nach der Stadt, am Thore nach einem Hospitalbillet wimmernd, das ihnen auch ohne weitere Scrupel gereicht ward, obgleich alle Spitäler längst überfüllt waren. Und doch hatte man selbst das große Kornmagazin an der Peterskirche, das 6000 Kranke faßte, zum Asyl der Unglücklichen eingeräumt. Hierhin wies man frischweg Alle. Froh, endlich den Ort gefunden zu haben, strengte der arme Verwundete seine letzten Kräfte an, um sobald als möglich Hülfe von den Händen der Aerzte zu erlangen. Wie jammerte der Unglückliche, wenn seine Hoffnung getäuscht, wenn er viele Hunderte seiner Leidensgefährten auf den nassen Pflastersteinen ohne Stroh und Decke, ohne Verband, ja ohne einen Tropfen Wasser, um den sie oft flehentlich baten, wimmernd und

schreiend fand, wenn er an der Thür kurzweg abgewiesen wurde und ihm nichts übrig blieb, als ebenfalls auf hartem Pflaster sein Lager zu suchen, das seine Wunde oft nicht einmal vertragen konnte! Eine Menge Mehlfässer, die durch die Franzosen von den Kornböden gerollt und geleert worden waren, mußten den Beklagenswerthen zum unbequemen Nachtlager dienen, welche laut aufschrieen, wenn man daran stieß. Viele hinkten weiter, um irgend etwas zur Stillung ihres Hungers und Durstes zu finden. Aber in der Stadt war schon längst, wie oben gesagt, der empfindlichste Mangel an Lebensmitteln eingetreten. So sah es am Magazingebäude, so auf vielen Straßen und besonders auf dem Marktplatze aus, wo jeder Winkel, der mit einem Wetterdach versehen, ein Spital war. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Viele mußten in der Nacht vor Hunger, Schmerzen und Kälte umkommen.

Napoleon — gleich von früh an in der Allee nördlich von Wachau postirt — war am Nachmittage des 16., nach 3 Uhr, als er die immer heftiger rollenden Geschützesdonner im Norden vernahm, vom Schlachtfelde bei jenem Dorfe, wo er dem Könige von Neapel den Befehl übergeben, nach Leipzig gekommen. Mit Ney und seinem Großstallmeister Coulaincourt, die ihn begleitet hatten, ritt er, nach dem er das verpallisadirte Rosenthalthor nicht hatte passiren können, durch das Gerberthor hinaus, zu Marmont's Armee. Daß er sich auch nach Lindenau, zu Bertrand, bis zu dem sogenannten Kuhthurm begeben habe, wird von Einigen erzählt, hat aber wenig Wahrscheinlichkeit. Gewiß ist, daß er erst später nach Wachau zurückkehrte, als sich dort die Schlacht gegen das Ende neigte.

Dieselbe hatte mehrmals entschieden zum Vortheil der Franzosen gestanden. Zuerst ließ Napoleon dem Könige von Sachsen melden, „die Schlacht habe in dem Augenblick, wo sich der Feind zu entwickeln begonnen, ihren Anfang genommen; man habe 2000 Gefangene gemacht, die Kanonade daure fort, weil der Anschein sehr günstig sei.“ Später öffneten sich die Thore der Stadt zum zweiten Mal und ein Courier flog mit der Nachricht herein, „daß

Alles gut stehe und daß die Franzosen Anhöhen und Dörfer gewonnen hätten." Und gleich darauf eilte ein dritter Siegesbote ab, welcher ergänzte, „man solle in der Stadt und Umgegend mit den Glocken läuten, um der Armee die Fortschritte wissen zu lassen." Nach Becker hatte an diesem Glockengeläute Napoleon selber allerdings keinen Antheil. Der König von Sachsen eilte zur Kirche, um Gott zu danken.

Aber dennoch — am Abend stand man bei Wachau fast wieder auf der Stelle, wo man am Morgen die Blutarbeit begonnen hatte. Die Gefechte bei Connewitz und Lindenau hatten zum Vortheil der Franzosen geendet, dagegen war die Schlacht bei Möckern von ihnen verloren worden.

Die Alles beruhigende Nacht brach an, der Kampf war erstorben, nur hier und da dröhnten noch einige Schüsse durch die stille Nacht dahin, wie das Seufzen eines Sterbenden. Die Flammen von acht ringsum brennenden Dörfern und die rothe Gluth auflodernder Wachtfeuer erschienen als die Fackeln, welche die weite Todtenhalle erleuchteten. Der Kaiser von Rußland ging (mit Fürst Schwarzenberg) des Abends nach Rötha, der König von Preußen übernachtete in Borna, Kaiser Franz in Pegau — die drei verbündeten Monarchen waren, um das hier noch zu bemerken, seit dem 15. October in dortiger Gegend — Napoleon aber blieb unter seinen Kriegern auf dem Schlachtfelde und ließ die gewöhnlichen fünf Zelte in einem der ausgetrockneten Teiche zwischen der Schäferei Meusdorf und der alten Ziegelei aufschlagen. In einem großen Viereck um ihn herum bivouakirten die Garden. Von hier aus schickte er dem Fürsten Poniatowski, der bei Connewitz Sieger geblieben war, den Marschallstab und hier wurde auch der bei jenem Dorf gefangene österreichische General Meerveldt vor ihn gebracht und erhielt einen Auftrag an Kaiser Franz, von dem er am folgenden Tag zurückkehrte. Napoleon ließ nämlich proponiren, wenn man ihn mit seiner Armee werde hinter die Saale ziehen lassen, so wolle er die Festungen der Oder und Weichsel räumen und in einem Waffenstillstand über den Frieden

unterhandeln. Gewiß handelte er klug, wenn er einen Waffenstillstand zu erwirken suchte. Doch auch die verbündeten Monarchen handelten ganz richtig, wenn sie sich darauf nicht einließen, sondern die Entscheidung dem weiteren Kampfe überließen.

Am Morgen des 17. Octobers stand im großen, weiten Kreise Alles unter Waffen, was das tödtliche Blei gestern verschont hatte. Die Vorposten waren an manchen Orten nur auf Flintenschußweite auseinander. Aber es erfolgte kein Zeichen des Angriffs, es war, als ob man den einfallenden Sonntag durch das Morden nicht zu entweihen gesonnen wäre.

Napoleon verließ sehr früh sein Zelt und bald kam der König von Neapel zu ihm. Beide gingen eine halbe Stunde in gedrückter Stimmung an dem alten Teiche spazieren, worauf Murat zu den Truppen und der Kaiser sich in sein Zelt zurückzog. Bereits stand seine Armee in Schlachtordnung, allein er wollte an diesem Tage nicht angreifen, obgleich, wie es heißt, alle seine Marschälle ihm riethen, zu schlagen oder sich zurückzuziehen. Er blieb dabei, daß die Truppen der Erholung bedürftig wären, daß die Munition ergänzt werden, und daß er sich über die Stellung der Verbündeten und über die Angriffspunkte näher orientiren müsse. Das Heer der Verbündeten war zwar gleichfalls früh schon schlagfertig und die Monarchen bei den Truppen (d. h., wie während der ganzen Dauer der Völkerschlacht, bei dem böhmischen Hauptheere Schwarzenbergs), aber man hatte auch hier keine Neigung den Angriff zu beginnen, war jedoch der Ansicht, daß Napoleon dies thun würde. Von dem Siege bei Möckern war man am Morgen noch nicht benachrichtigt.

Bei dem böhmischen Hauptheere (Wachau rc.) blieb es also diesen Tag über ruhig, nicht so bei dem schlesischen Heere (Möckern rc.). Blücher war von dem, was man dort beschlossen hatte, nicht in Kenntniß gesetzt und glaubte, daß der 17. October erst einen recht tüchtigen Kampf bringen werde. Mit Anbruch des Tages begab sich der alte Held auf die nach Leipzig hin stehenden Vorposten. Noch hatten die Franzosen Eutritzsch und Gohlis besetzt. Blücher ließ Truppen

von Langeron vorrücken und zunächst Eutritzsch von Wiederitzsch her angreifen. Nach einem Scharfschützengefecht verließ der Feind Eutritzsch und stellte sich mit dem rechten Flügel auf Schönefeld, mit dem linken auf Gohlis zu. Der linke wurde durch Sackensche Infanterie, der rechte durch Husaren und Kosaken unter General Wassiltschikoff angegriffen, welcher von sehr lebhaftem Geschützfeuer empfangen wurde, aber die ihm entgegenstehende Reiterei des Herzogs von Padua mit so großer Tapferkeit warf, daß sie die schnellste Flucht ergriff und nach der Vorstadt von Leipzig jagte. Trotzdem daß die Fliehenden sich hinter der Linie ihres Fußvolkes befanden, hatten die russischen Reiter doch die Kühnheit, ihnen nachzusetzen, dicht bei Leipzig nochmals auf sie und die dort befindliche Infanterie einzuhauen, viele Gefangene zu machen und fünf Stück Geschütz zu erobern. Die feindliche Linie, in deren Rücken sie das kühne Unternehmen ausführten, feuerte rückwärts auf die tapferen Husaren, die aber glücklich mit ihrer Beute zu den Ihrigen zurückkehrten. In seinem Berichte an den König bezeichnete Blücher diesen merkwürdigen Angriff als einen der schönsten und kühnsten in diesem Kriege. Gohlis wurde vom Feinde sehr hartnäckig vertheidigt. Gegen dieses Dorf rückte Sacken vor und traf auf die tapfere polnische Division Dombrowski. Der Kampf war schwierig, und erst als Fußtruppen vom York'schen Corps bei Wahren herbeigezogen wurden, zogen sich die Polen durch das Rosenthal nach Pfaffendorf dicht an die Stadt zurück. Da nun Blücher von dem böhmischen Heere her die Nachricht erhielt, daß der Kampf erst am folgenden Tage erneut werden sollte, so brach er das Gefecht, welches das einzige dieses Tages blieb, ab. Wir sprachen davon hier ausführlicher, weil es unsere Stadt selbst so nahe berührte.

Napoleon sandte gegen Abend den überflüssigen Train nach Weißenfels zu, und die Straße von Lindenau füllte sich schon jetzt mit Bagagewagen. Das Drängen und Treiben, die unruhigen Bewegungen und finsteren Gesichter im kaiserlichen Hauptquartier ließen das Herannahen außergewöhnlicher Ereignisse vermuthen.

„In einem Raume von wenigen Quadratmeilen — so schließt

Sommer seine Schilderung des 17. October — lagern eine halbe Million Streiter, Tausende blutend an den Wunden, die ihnen die Schlacht vom 16. schlug. Die Felder, niedergetreten und mit Leichen besät, die Dörfer, verwüstet und brennend, gaben den Verwundeten keinen Schirm, keine Stätte, um sich vor dem Unwetter zu schützen; obdachlos ist der Kampffähige, nur mühsam kann er vor dem herabströmenden Regen sein Wachtfeuer erhalten, sein Lager ist die nasse Erde und dürftig das Mahl, welches ihn zur morgigen Schlacht, zur großen Entscheidung stärken soll." Denn, vergegenwärtigen wir es uns nochmals, noch war nichts entschieden; die Alliirten hatten trotz aller heißen Kämpfe nur bei Möckern und Eutritzsch Terrain erobert, im Uebrigen aber avancirten sie nirgends und von Lindenau und Connewitz waren sie sogar mit Verlust zurückgeschlagen.

Und nun noch ein Blick in die geängstigte Stadt, ehe der 17. verstrichen. „Es herrscht", wie Große sagt, „das Herzklopfen in ihr, das stets die schwüle Windstille begleitet, die dem grauenhaften Sturm vorangeht." Vor allen Bäckerhäusern steht Wache, um sie vor Erstürmung der hungernden Einwohner zu sichern. Vornehme Leute und reiche Officiere bieten Napoleonsd'ore für einige Pfund Brod, ohne sie erhalten zu können. Die Zahl der Blessirten mehrt sich stündlich; zu Fuß, zu Wagen, getragen von ihren Kameraden, ziehen sie in ganzen Karavanen herein und decken die Straßen. Das flüchtige Volk der Ausreißer mischt sich unter sie und mehrt sich zusehends. Von jeder Familie wird eine Bettstelle mit Strohsack requirirt, und diese (gegen 7000 Stück) gelieferten Bettstellen für die Verwundeten der Kaisergarde benutzt. Alle großen Gebäude (auch die privaten) sind schon oder werden nun in Lazarethe verwandelt. Im königlichen Hause herrscht eine dumpfe Stille, und der Monarch besteigt, begleitet von einigen seiner Adjutanten, mehrmals den Schloßthurm, sich nach dem Schicksal seines Alliirten zu erkundigen.

Am 18. October verließ Napoleon schon früh 2 Uhr sein Lager und fuhr wegen des schlechten Wetters im Wagen nach

Reudnitz. Unterwegs, an der Stelle, wo die Straße von Rochlitz sich mit der von Borna vereinigt, hielt er an, um sich über die dortige Gegend zu orientiren; allein die dunkle, stürmische Nacht gestattete keine Besichtigung. Man bemerkte auf der Straße Wagen, Artillerie, einzelne Trupps Reiter und Verwundete, welche nach Leipzig gingen. Als Napoleon im Vetter'schen Hause zu Reudnitz angekommen, mußte der Marschall Ney, der dort noch jetzt, wie der Kaiser am 14. und 15. October nur, sein Nachtlager hatte, aus dem Schlafe geweckt werden. Die Besprechung zwischen Beiden dauerte bis gegen 5 Uhr, und Napoleon fuhr alsdann durch die Stadt nach Lindenau zum General Bertrand. Hier besah er die Straßen und Uebergänge, unterhielt sich einige Zeit mit dem General und gab ihm Ordre, auf Weißenfels zu marschiren. Der Abmarsch erfolgte gegen 10 Uhr in der besten Haltung, doch behielten zwei Divisionen Garden (Mortier) Lindenau besetzt. Napoleon kehrte nach Leipzig und von da nach Stötteritz zurück, wo er etwa um 8 Uhr eintraf. Kaum hatte er sich in einem der Rittergüter niedergelassen, um ein Frühstück einzunehmen, als in der Gegend von Liebertwolkwitz Kanonendonner vernommen ward, der ihn bestimmte, sich aufs Pferd zu setzen und zur Schlachtlinie vorzureiten.

Den Entwickelungsgang der verschiedenen gewaltigen Kämpfe am 18. können und wollen wir, wie schon oben angedeutet, hier nun nicht bis ins Einzelne verfolgen, sondern versetzen uns sofort ans Ende des ereignißvollen Tages. Die Dämmerung war bereits eingetreten, aber das Feuern hielt bis in die sinkende Nacht an. Nur Napoleon hatte gegen den Abend hin, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, befehlen müssen, man möge die Munition schonen. Vor Erschöpfung ließen endlich die Krieger ab vom Streite. Noch ehe der Kanonendonner aufgehört und die versöhnende Nacht ihren schwarzen Mantel über die zitternde Erde gebreitet hatte, konnte Schwarzenberg an den jetzt sogenannten Monarchenhügel bei Meusdorf reiten und den dort anwesenden verbündeten Fürsten melden, daß die Schlacht gewonnen sei. Dieselben begaben sich hierauf in ihr Hauptquartier nach Rötha rc. zurück. Am anderen Morgen, so

lautete ihr Befehl, sollte der Kampf erneuert werden. Die Heere sollten dazu bei Tagesanbruch in Schlachtordnung stehen, in fünf Colonnen gegen Leipzig vorrücken und die Stadt mit Sturm nehmen, deren Mauern ja das schlesische Heer — s. oben — schon ganz nahe stand, während die übrigen Truppen kaum noch eine Stunde entfernt waren.

Dort, wo Napoleon fast den ganzen Tag sein Standquartier gehabt hatte, auf der Höhe hinter dem Thonberge, bei der seit 1809 abgetragenen Quandt'schen Tabaksmühle (in den französischen Schlachtberichten mit dem noch immer nicht gehörig erklärten Namen „moulin de Fa" bezeichnet), weilte er noch immer, als schon Augereau's und Victor's Truppen — als die ersten — abzuziehen begonnen hatten und der Abend hereinbrach. Die Stelle, jetzt durch den sogenannten Napoleonstein bezeichnet, ist deshalb auch von weltgeschichtlicher Bedeutung, „weil — wie Dr. Naumann sich ausdrückt — hier eben der größte Kriegsmeister des Jahrhunderts sich für besiegt erkannte, hier an den Rückzug dachte und denselben anordnete". Es war um 5 Uhr, als der König von Neapel den Kaiser wiederholt auf seinem Standquartier besuchte. Auf Befehl Napoleons wurde an der Tabaksmühle ein Wachtfeuer angezündet. Dabei stand ein Feldtisch, auf welchem die Karten ausgebreitet waren. Bald nach dem Auflodern des Feuers kam eine Granate geflogen und wühlte sich ganz in der Nähe des Kaisers, kaum eine halbe Elle von seinen Füßen in die Erde, wodurch das noch schwache Feuer beinahe verlöschte. Der dem Kaiser für die Schlachttage zur Führung beigegebene sächsische Postillon Gabler wollte die zerstörte Flamme wieder anfachen und brachte Stroh und Reißig herbei, allein als er nur wenige Schritte vom Feuer stand, schlug eine zweite Granate ein und löschte dasselbe vollends aus. Der Kaiser blieb ganz ruhig und betrachtete sinnend die Kugel, befahl aber nachher, das Feuer nicht wieder anzuzünden. In demselben Augenblicke, als die beiden Granaten einschlugen, stand auch Murat in der Nähe des Kaisers. Auf der nahen Straße von Probstheida nach Leipzig bewegte sich der Rückzug unter lautem Getöse vorüber. Allmählich wurde nun der

Kanonendonner schwächer und die Wachtfeuer loderten zu Tausenden empor. Man hatte dem Kaiser einen hölzernen Schemel gebracht, er schlief ermüdet auf demselben für eine Viertelstunde ein. Dies ist der bekannte, oft malerisch dargestellte, ergreifende Moment. Seine Hände ruhten, so erzählt der Augenzeuge von Odeleben (in seinem Werke: „Napoleon's Feldzug in Sachsen im 1813"), nachlässig gefaltet im Schooß; er glich in diesen Augenblicken jedem anderen unter der Bürde des Mißgeschickes unterliegenden Menschenkinde. Von den ihn in düsterem Schweigen umstehenden Generalen — auch Murat war noch dabei — wagte keiner den Ermüdeten zu wecken. An einem Seitenwachtfeuer dictirte Berthier (Fürst v. Wagram, damals ja Chef des französischen Generalstabes) einigen Adjutanten den von Napoleon erhaltenen Befehl zum Rückzug. Plötzlich erwachte der Kaiser, rief den erwähnten sächsischen Adjutanen von Odeleben und sagte ihm, jedoch etwas unverständlich, daß er zu dem Könige von Sachsen sich begeben und ihm melden möchte, daß er ihn nicht besuchen könne. Gegen halb 7 Uhr brach er auf und verließ in dichtester Finsterniß den Ort. Es sollte auf dem Thonberge Quartier gemacht werden, allein dieser und alle Häuser in der Nähe waren so mit Verwundeten angefüllt, daß an ein Unterkommen nicht zu denken war. Daher ritt der Kaiser auf der dichtgefüllten Straße langsam dem Hospitalthore zu; als er aber durch dasselbe in die Grimmaische Vorstadt gelangte, war es unmöglich, darin fortzukommen; daher führte ihn der erwähnte Postillon Gabler an dem (seit 1839 trocken gelegten) Spitalteich vorbei, durch die Johannisgasse auf den Roßplatz in das Hotel de Prusse, vor welchem schon eine Abtheilung der alten Garde bivouakirte. Murat nahm in einem Hause daneben Quartier. Der Kaiser bewährte auch hier seine wunderbare Ausdauer; bis auf das Aeußerste erschöpft, arbeitete er doch den größten Theil der Nacht mit dem Herzog von Bassano, Berthier und Caulincourt und erließ Befehle aller Art für den Rückzug. Welche Gefühle mochten den Sieggewohnten bestürmen! Er hatte eine Schlacht verloren ohne Gleichen, und weit schwerlicher,

als je vorher in der bedenklichsten Lage seines vielbewegten Lebens, durfte er bei der gänzlichen Erschöpfung Frankreichs hoffen, neu zu erstehen aus den Trümmern seines Glückes.

Der König von Sachsen war während des ganzen Tages im Thomäschen Hause am Markt geblieben.

Die sächsische Armee gehörte zum siebenten französischen Armeecorps (Divisionsgeneral Reynier) und bildete früher zwei Divisionen unter den Generalen Lecoq und Sahr. Nach dem Waffenstillstand war sie 18,300 Mann stark gewesen, im Verlaufe des Feldzugs aber so zusammengeschmolzen, daß aus jenen zwei Divisionen nur eine unter Generalleutnant v. Zeschau gebildet wurde. Die damals schon feindliche Stimmung dieser Armee gegen Napoleon konnte ihm selbst nicht unbekannt geblieben sein. Es mag hier nur ein einziger Vorfall bei einer von dem Kaiser am 9. October unweit Eilenburg gehaltenen Revue erwähnt werden, welchen Sporschil („Geschichte der Völkerschlacht bei Leipzig") aus einer ihm mitgetheilten handschriftlichen Notiz berichtet. Es heißt daselbst: „Immer hatte des Kaisers persönliche Gegenwart und die Kraft seiner Rede jede Truppe aufs Neue belebt und für ihn eingenommen, da der Soldat gern dem Helden vertraut und ihm viel vergiebt. Doch während die gegenwärtigen französischen Massen durch ihr vive l'empereur! die Luft erschütterten, versagten die dicht um ihn gereihten Sachsen, deren einzelne Bataillone er dann noch besonders heimsuchte, vom commandirenden General bis zum letzten Gemeinen, auch das leiseste Zeichen der Ergebenheit, obwohl selbst der würdige General Reynier darum bat und während dieser Revue eine große Anzahl Individuen aller Grade notirt wurden, um den Orden der Ehrenlegion zu empfangen." Nach solchen und ähnlichen Erfahrungen wollte denn auch Napoleon die sächsische Division am Morgen des 18. Octobers nach Torgau abziehen lassen, was aber, da sie nicht mehr durchzubringen war, unterblieb.

Und es geschah das Vorauszusehende. Schon am Vormittag des 18. October ging die sächsische Reiterbrigade zu den Verbündeten über, während Nachmittags 3 Uhr der Uebergang der übrigen sächsischen

Truppen — bei Paunsdorf — erfolgte. Er erfolgte aber nicht ohne vorhergemachten Versuch, die Einwilligung des Königs dazu zu erlangen, denn an einen offenen Treuebruch gegen denselben dachte man nicht im Entferntesten.

Dr. Naumann hat diese Vorgänge, soviel wir wissen, bisher am ausführlichsten und genauesten dargestellt. Es wurde der commandirende General Zeschau ersucht, einen Officier nach Leipzig zu entsenden, welcher dem Könige die Lage der Dinge berichten und denselben ersuchen sollte, sich zu seinen Truppen zu begeben und von den Franzosen sich loszusagen; außerdem sei der eigenmächtige Uebergang der Sachsen nicht aufzuhalten. Zeschau getraute Anfangs sich nicht eine solche Sendung an den König zu machen. Ein fernerer Vorschlag, nach Leipzig zu rücken und sich um die Person des Monarchen zu schaaren, bis derselbe mit den Verbündeten würde unterhandelt haben, war unausführbar. Während dieser Berathung nun hatte schon die Reiterbrigade sich zu den Alliirten begeben, und dies veranlaßte Zeschau endlich doch, den Hauptmann v. Nostitz zur Berichterstattung an den König abzuschicken und denselben um die Erlaubniß bitten zu lassen, sich von den Franzosen trennen zu dürfen. Nostitz brachte um 2 Uhr den unter dem Kanonenfeuer der Verbündeten harrenden Truppen folgende Antwort Friedrich August's: „Herr Generalleutnant von Zeschau! Ich habe stets Vertrauen in meine Truppen gesetzt und thue es in dem gegenwärtigen Augenblick mehr als jemals. Die Anhänglichkeit an meine Person können mir solche nur durch Erfüllung ihrer Pflichten beweisen, und ich bin von Ihnen gewärtig, daß Sie Alles abwenden werden, um selbige davon abzuhalten. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Leipzig, den 18. October 1813. Friedrich August." „Der König konnte, wie Dr. Naumann sehr richtig bemerkt, in seiner collisionsvollen Lage nicht anders antworten. Hätte er den Uebergang offen gebilligt und befohlen, wie würde es, da sein Wille schwerlich Napoleon verborgen bleiben konnte, ihm und der unglücklichen Stadt Leipzig ergangen sein! Wahrscheinlich hätte Napoleon am folgenden Tage

die Stadt nicht mit der Rücksicht behandelt, welche ihm die Pflicht gegen seinen Verbündeten auferlegte, sondern er würde sich in Leipzig festgesetzt haben und die Verbündeten konnten dann ihrerseits die Stadt auch nicht schonen."

Des Königs Antwort wurde von Zeschau sogleich den beiden Brigadiers der Division, Oberst Brause und General Ryssel, mitgetheilt, die sich unzufrieden darüber aussprachen. Der Artilleriecommandant, Oberstleutnant Raabe, welcher von Ryssel im Laufe des Vormittags mehrmals zu einer Besprechung eingeladen war, jedoch bei den Batterieen beschäftigt, erst dann erscheinen konnte, als das Feuer etwas nachließ, erhielt von Ryssel die Aufforderung, mit der Artillerie überzugehen, da die Cavallerie schon drüben sei und die Infanterie folge. Als er fragte, ob deshalb Anfrage beim König geschehen sei, wurde ihm dies bejaht, doch sei die Antwort, setzte Ryssel hinzu, zweideutig. Als er bemerkte, daß ohne die bestimmte Genehmigung des Königs ein solcher Schritt nicht unternommen werden könne, gab man ihm die Versicherung, daß deshalb nochmals an denselben geschickt werden sollte. Darauf kehrte Raabe zur Artillerie zurück; dort aber erhielt er die Mittheilung, daß man nach Lage der Dinge den Entschluß überzugehen festhalten müsse, worauf er sich auch dem Uebergang anzuschließen beschloß oder vielmehr dies thun mußte. Die sächsischen Truppen wünschten nun zwar, sogleich gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen; dies wurde jedoch nur der Artillerie gestattet, während die Uebrigen zur Reserve hinter die Schlachtreihe nach Engelsdorf marschirten.

Als des Vormittags eine Granate in das Nebenhaus des Thomäschen Hauses schlug, hatte sich der König von Sachsen mit der Königin und Prinzeß Auguste in das Gewölbe des Kaufmanns Körner im Erdgeschoß (das zunächst dem Auerbachschen Hof gelegene) begeben. Gegen Abend in seine Zimmer im ersten Stock zurückgekehrt, empfing er durch Zeschau die Meldung, daß derselbe von dem ihm anvertrauten Corps nur Wenige habe zurückbringen können. „Desto größer ist der Werth Derer, die treu blieben!" erwiderte der König. Zeschau blieb bei seinem

Kriegsherrn und wurde des Commandos über die wenigen Truppen enthoben, welches auf Major Holleufer überging. Wunderbar ist, was Aster aus dem Tagebuch des sächsischen Generaladjutanten v. Bose, also aus guter Quelle, berichtet. Noch spät Abends war man nämlich von Seiten der Franzosen bemüht, den König hinsichtlich des Gewinnens der Schlacht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten. Noch Abends um 8 Uhr schickte der Herzog von Bassano (Maret), als damaliger französischer Kriegsminister, einen Officier an ihn, um ihm die Nachricht zu bringen, daß der Gewinn der Schlacht außer Zweifel sei, sowie daß die Verbündeten unfehlbar in der Nacht den Rückzug antreten würden. Friedrich August wurde erst durch Bose enttäuscht und bedenklich gemacht, als ihm derselbe Abends 9 Uhr seine von der Sternwarte aus gemachten Beobachtungen mittheilte.

Die Stadt Leipzig hatte einen langen Tag der Angst durchlebt. Das wilde Kriegswetter war seinen Mauern stets näher und näher gerückt. Das Geschrei der Kämpfenden gellte in seine Ohren, die den nahen Feuerschlünden entsendeten Kugeln pfiffen durch die Straßen — wie das schon am 16. von Gohlis und Eutritzsch her mehrmals geschehen war —, beschädigten und steckten mehrere Häuser in Brand, ja verwundeten oder tödteten sogar einige Civilpersonen.

Besonders die armen Einwohner der äußersten Gerbergasse und des Lohmühlengäßchens, sowie die, welche in der Nähe von Löhrs Garten wohnten, mußten alle Augenblicke befürchten, unter den Trümmern ihrer Häuser das Grab zu finden, da dort aufgefahrene zahllose Pulverkarren durch einschlagende Kugeln jeden Moment aufzufliegen und Tod und Verderben rings umher zu verbreiten drohten. Hier darf denn die That eines Mannes nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der mit mehreren seiner Mitbürger herbeieilte, seine Nachbarn von einem nur zu wahrscheinlichen Untergang zu retten. Es war der Schneidermeister Friedrich August Wilhelm Kleber (ein Verwandter des französischen Generals Kleber), der im Verein mit einigen Anderen die Pulverwagen aus der ge-

fährlichen Nähe entfernte, die unglückverheißenden Pulverfässer ins Wasser warf und mitten unter dem drohendsten Kugelregen auf diese Weise die Gefahr entfernte, welche unsere Stadt dem dem Schicksal Eisenachs unterwerfen konnte.

Wahrscheinlich mußten die Franzosen in Leipzig bereits des Vormittags zu ahnen anfangen, daß der Ausgang für Napoleon widrig sein werde, denn es wurden wenigstens die oberen Behörden, wenn auch nicht in der Größe ihrer Forderungen, doch in der Art, wie sie solche stellten, sanfter und milder. Ja der Generalindentant sämmtlicher hiesiger Hospitäler, Marchand, erbot sich nun sogar von freien Stücken — was bei der für die Stadt wirklich unerschwinglichen Last fast täglich und stündlich, aber immer vergebens, gebeten worden war — für die hier befindlichen Kranken zu zahlen! Und indem er Napoleons zustimmendes Decret ganz sicher versprach, ließ er nicht undeutlich merken, daß die Kranken hier zurückbleiben, die Armee aber Leipzig verlassen werde.

An dieser Stelle sei auch noch bemerkt, daß der Herzog von Padua das von ihm bisher geführte Obercommando von Leipzig am 18. October dem Markgrafen von Baden (Rheinbundsfürst) übertrug, welcher noch alle mögliche Anstalten zur Vertheidigung der Stadt traf. Nur zwei Bataillone Badenser und ein Bataillon Italiener bildeten die schwache Besatzung, und eine geringe Anzahl Sachsen dienten außerdem als Schutztruppen für ihren König.

Nachmittags brannte das Vorwerk Pfaffendorf nieder und in demselben verbrannten mehrere hundert Kranke. Auf dem Brühl entstand durch hereingeschlagene Kugeln Feuer, das aber glücklich gelöscht wurde, ehe es weiter um sich griff. Der Andrang der ankommenden Blessirten wurde immer stärker, aber sie mußten nun mit Schuppen, Scheunen und Ställen sich begnügen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags kam der Bruder des damaligen Leipziger Stadtcommandanten, Bertrand, der später mit in St. Helena gewesene General Bertrand, mit seinem Corps zum Halleschen Thor herein auf hiesigem Markte an, der dadurch so gefüllt wurde, daß buchstäblich kein Apfel zur Erde konnte. Die Truppen

durften aber eine halbe Stunde lang so zu sagen nur verschnaufen, dann wurde wieder Marsch geschlagen, und sie zogen das Ranstädter Thor hinaus, um zur Retirade der französischen Armee nach Weißenfels den Weg zu säubern und Bahn zu machen.

Dem angstvollen Tage folgte eine unheimliche Nacht. Als die Dunkelheit eingebrochen war, drängte und stürzte sich das ganze Napoleonische Heer durch drei Eingänge herein in die Stadt, um auf dem schmalen Pfade des Ranstädter Steinwegs und der Lindenauer Chaussee dem Leipziger Unglücksfelde und den Händen der erbitterten Sieger zu entrinnen. „Es war der Rückzug nach einer totalen Niederlage, der sich hier malte — schreibt Große — in dem sich die ganze Verzweiflung an einer einmal verlorenen Sache charakterisirte.“ Alles lief in wildem Drange durch einander und davon; Blessirte, die noch gehen konnten, drängten sich zwischen Bagagewagen, Pferden„ Kühen hindurch; Infanterie, Cavallerie wälzte sich bunt durch einander in dichten summenden Haufen durch die allzu engen Straßen, um am noch engeren Ausgang aus der Stadt unter Lebensgefahr Stunden lang auf Erlösung und Weitermarsch zu warten. Ein schreckliches Loos hatten dabei die armen Verstümmelten, die am Rande der Häuser hinsanken, um hier zu sterben. Der wilde Zug rauschte über sie dahin und Mancher von ihnen ward zertreten von denen, deren Sinn nur noch auf Rettung des eigenen Lebens stand. Man schlug endlich Brücken in dem Richterschen (Gerhardschen) Garten über die Elster, um in ausgedehnteren Schwärmen entkommen zu können, aber die leichten Bauten wichen unter der Last der sich darüber Wälzenden; der Schwalbenbau sank in die Fluthen, viele Menschen mit ihm, und die Nachdrängenden stürzten die Vorderen in den Fluß, so daß beinahe Dämme von Menschenleichen sich bilden konnten. Die Brücke hinter dem damaligen Rudolphschen Garten und die sogenannte heilige Brücke waren früher abgebrochen worden, wurden nun aber ebenfalls dürftig wieder hergestellt.

Bei den Bewohnern der Stadt dämmerte nur eine spärliche Hoffnung, nämlich die, daß der 18. October der letzte entsetzliche

Tag gewesen sei, an dem der Kampf getobt habe. Doch es kam anders! Die bekümmerten Einwohner sollten das Kriegswetter in die Stadt selbst brausen sehen.

Die Nacht zum 19. October war Anfangs eine sternhelle, nachher bedeckte Nebel die Fluren der weiten Wahlstatt. Immer abrr war es hell — die Feuer von 12 brennenden Dörfern (Markkleeberg, Lösnig, Dölitz, Wachau, Probstheida, Meusdorf, Holzhausen, Zweinaundorf, Paunsdorf, der heitere Blick, Sellerhausen und Schönefeld) leuchteten und dazu brannten überall die zahllosen Wachtfeuer.

Als sich die Morgennebel des 19. October verzogen hatten — es war nach 8 Uhr — wurde ein schöner, sonniger Herbsttag. Während man im Lager der Verbündeten der Meinung gewesen war, am 19. October werde noch eine Schlacht zu liefern sein, erlangte man nun die vollständige Ueberzeugung vom Rückzug der französischen Truppen. Es galt also heute nur die Erstürmung Leipzigs auszuführen.

Zunächst werde hier — dem Vorgange Dr. Naumanns folgend — das berichtet, was von dem für die Stadt mit Recht schwer besorgten Magistrat, wenn auch ohne Erfolg, geschah; Gewährsmann ist uns dabei die Schrift des damaligen Senators, späteren Bürgermeisters Dr. Groß: „Erinnerungen aus den Kriegsjahren.“

Früh am Morgen, ungefähr gegen 5 Uhr, erschien der Senator Gruner, welcher in Napoleons Quartier im Hotel de Prusse sich befunden hatte, auf dem Rathhause und brachte eine vom sächsischen General Gersdorf niedergeschriebene, jedoch von einem Franzosen, wahrscheinlich Berthier, dictirte und unstreitig von Napoleon selbst genehmigte Anweisung für den Magistrat: „Le Magistrat écrira au prince de Schwartzenberg, que dans les circonstances, ou setrouve la ville de Leipzig, les Magistrats, ayant tout à craindre de tout choc dans son intérieur, ont cru devoir se porter devant le Commandant français, pour le décider à traiter de la remise de la ville, et qu'ils ont obtenu d'envoyer une députation et

de prendre de mésures, pour que la ville ne soit le théâtre d'aucun combat. Le magistrat prie le prince Schwartzenberg, de faire connaître le lieu, ou la députation de la ville doit serendre, et de donner les ordres, pour que la ville soit épargnée, et ne soit pas le théâtre d'un combat, qui entrainerait la ruine totale d'une de plus belles et de plus interessantes villes d' Allemagne." Offenbar war diese Anweisung von Napoleon um deswillen gegeben, damit er Zeit gewinnen und die Verbündeten von der Verfolgung abhalten möchte. Es wurde nun („le magistrat écrira" hieß es ja) eine Bittschrift an Schwarzenberg abgefaßt und auf Anregung des Generals Gersdorf außerdem beschlossen, auch eine (zweite) Deputation an den Kronprinzen von Schweden abzusenden. Die erste, bestehend aus dem Senator Hofrath Gehler und dem Handlungsdeputirten Köhler, sollte den Fürsten Schwarzenberg bei Probstheida aufsuchen; die zweite, Senator Groß und Handlungsdeputirter Dufour, wollten in die Gegend von Möckern und Eutritzsch fahren, wo sie — irriger Weise — den Kronprinzen zu finden hofften. Jeder Deputation war ein französischer Offizier beigegeben und, um den Wagen den Durchgang durch die Vorposten zu verschaffen, wurde der Deputation an Schwarzenberg der Landsteuereinnehmer Wichmann (der zugleich als französischer Dollmetsch fungirte), der an den Kronprinzen ein Rathsaufwärter Müller, beide zu Pferde, vorausgeschickt. Bei jedem dieser beiden Vorreiter war noch ein französischer Trompeter. Allein die Abfassung und die Reinschrift der Bittschriften und die damals für nothwendig geltenden etikettenmäßigen Vorbereitungen der Deputationen hatten zu viel Zeit gekostet. Der Sturm auf Leipzig hatte schon begonnen, und als die zweite Deputation mit Mühe und Noth zu Fuß wiederkehrte, fand sie schon die erste, welche ebenfalls nicht hatte passiren können, unverrichteter Sache auf dem Rathhause zurück. Die beiden Vorreiter waren indeß bis zu den Alliirten gekommen, und zwar Wichmann bis zu Kaiser Alexander, dem er nun die Bitte um Schonung vortrug, Müller wurde (statt zum Kronprinzen von Schweden) zu Blücher gebracht und von demselben über die Zahl

der in der Stadt befindlichen Franzosen befragt. Der Befragte hatte nur eine unbedeutende Zahl angegeben und dies soll Blücher verleitet haben, zu zeitig von Gohlis her eine Erstürmung des Gerberthores zu versuchen, wobei die preußischen Truppen durch die jenseits der Parthe im Löhrschen Garten aufgestellten französischen Batterien bedeutend litten. Müller hatte bei seiner Angabe an den geringen Truppenbestand am Abend des 18. Octobers gedacht, aber nicht gewußt, wie sich die Sache während der Nacht geändert hatte. Er mußte sich nachmals mehrere Tage versteckt halten, weil man ihn aufsuchte und, wie einige preußische Offiziere sagten, erschießen wollte.

Schwarzenberg war etwa gegen 7 Uhr bei den Truppen erschienen. Bald nach 8 Uhr stellten sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ein; Kaiser Franz war in Rötha zurückgeblieben. Der Befehl zur Erstürmung Leipzigs erfolgte.

Im Hotel de Prusse, des Kaisers Hauptquartier, war die Nacht über wenig Ruhe geworden; seit früh 2 Uhr stand Alles zum Aufbruch bereit. Nach 8 Uhr stieg Napoleon mit Murat und seinem Gefolge zu Pferde und ließ sich durch das Grimmaische Thor zur Wohnung des Königs bringen. Der König empfing ihn mit der gewöhnlichen Etikette. Im Zimmer befand sich auch die Königin, das Gefolge blieb im Vorzimmer, sächsische und badische Truppen standen auf dem Markte unter Gewehr. Eine reichliche Viertelstunde mochte die Unterredung der beiden Monarchen dauern, in der des Königs fester Entschluß sich aussprach, in Leipzig zu bleiben, während Napoleon seine Truppen ihrer Verbindlichkeit entband, um Sachsens Schicksal nicht ferner an sein unglückliches Loos zu knüpfen. Der Kaiser schien bei dem Allen noch immer seine alte Ruhe und Fassung behaupten zu wollen. Er wurde endlich dringend von der königlichen Familie gebeten, sich nicht länger der persönlichen Gefahr auszusetzen, da das Kleingewehrfeuer vom Grimmaischen Steinweg her immer hörbarer ward und Kanonenkugeln im Dach des Thomäschen Hauses eingeschlagen hatten. So verabschiedete er sich denn. Beide Monarchen standen schließlich

im Erker der königlichen Wohnung und Augenzeugen versichern, daß Napoleon sich hier mehrmals (also nun doch Ein Zeichen der Erregung!) den Schweiß vom Kopf abgetrocknet habe. Seine letzten Worte zu Friedrich August sollen gewesen sein: „Ich wollte sie nicht eher verlassen, als bis der Feind in der Stadt wäre, denn ich war Ihnen schuldig, meine Ergebenheit zu beweisen. Ich sehe Besorgnisse um meine Person und will nicht länger bleiben. Ich sage Ihnen hiermit Lebewohl. Was immer geschehe, Frankreich wird die Schuld der Freundschaft zahlen, welche es mir gegen Sie zur Pflicht macht." Der König begleitete den Kaiser bis zur Treppe, wo noch ein kurzer, aber herzlicher Abschied stattfand. Wieder zu Pferde gestiegen, ritt Napoleon an den sächsischen Garden, welche vor ihm präsentirten, vorüber, griff an seinen Hut und sagte, mit der Hand winkend: „Adieu, braves Saxons!"

„Doch von dem Augenblick an — erzählt Odeleben — als der Kaiser zu Pferde stieg, war der sichtlichste Tiefsinn an ihm bemerkbar". Gedankenvoll, fast verstört, oder vielmehr gedankenlos, ritt er schräge über den Markt gegen das innere Ranstädter Thor, und als man hier wegen des ungeheuren Gedränges der Truppen und Wagen den Weg versperrt fand, kehrte er um und passirte nun nicht wieder die Hainstraße, sondern die große und kleine Fleischergasse, Klostergasse, Thomaskirchhof, Burgstraße und Schloßgasse. Mit ihm waren Murat, Ney u. A. Vor dem Petersthor auf der Promenade angekommen, wendete er, ob mit Willen oder sich unbewußt, ist nicht zu bestimmen, links und ritt bis nahe zur Bürgerschule vor, in deren Nähe er theils einige seiner Truppen fand, nach deren Verlust in letzter Zeit er sich kurz erkundigte, theils andere Ankommende, welche zu fliehen schienen, zum Widerstand aufmunterte. Darauf kehrte er wieder um und ritt auf der Promenade am Schlosse vorüber nach dem Fleischerplatz. Hier war es kaum durchzukommen. Man schrie unaufhörlich: „place, place pour l'empereur!", die Offiziere und Generäle zogen die Degen und schlugen auf die Soldaten und Trainknechte, um mit Gewalt eine Gasse zu öffnen. Napoleon war gezwungen, im lang-

samsten Schritt den Ranstädter Steinweg hinaus zu reiten. Einzeln mußte er und sein Gefolge an der Seite dieses Gewühls sich durchwinden. Munitionswagen, Marketender, Gensdarmen, Kanonen, Kühe, Schafe, Grenadiere, Weiber, Reisechaisen, Gesunde, Verwundete, Sterbende — Alles häufte sich im bunten Gewirr so eng gepreßt zusammen, daß kaum an ein Fortkommen, aber nicht an eine Gegenwehr zu denken war. Die Brücke des äußeren Ranstädter Thores, die Alle passiren mußten, war so schmal, daß kaum neben einem Wagen zwei Fußgänger Platz fanden. Napoleon ritt langsam unter seinen fliehenden Truppen weiter bis Lindenau, wo er mit Murat im ersten Stockwerk der dortigen Mühle rastete und ein Schreiben an Macdonald dictirte, in welchem er demselben befahl, sich wenigstens mit der Arrieregarde (dem 7., 8. und 11. [dessen eigenem] Corps) so lange als möglich, und mindestens den Rest des Tages noch, in Leipzig zur Deckung des Rückzuges zu halten. Als er diesen Befehl erlassen hatte, forderte die Natur ihre Rechte, in höchster Ermüdung fiel der Kaiser in Schlaf, während seine Truppen dicht an der Mühle mit lautem Getöse vorüberzogen und der Kanonendonner des Sturmes auf Leipzig herüber hallte.

Dieser Sturm aber war so geordnet, daß das böhmische Hauptheer das äußere Petersthor (Zeitzerthor) und das Floßthor (also die Südseite der Stadt), die polnische Armee das Hospital-, Sand- und Windmühlenthor, die Nordarmee das äußere Grimmaische und das Hinterthor, sowie das schlesische Heer das Hallesche Thor zu erstürmen bestimmt wurde.

Als der Sturm begonnen hatte, erschien bei bei den verbündeten Monarchen ein Parlamentär Macdonalds, der wegen freien Abzugs der französischen Truppen aus der Stadt unterhandeln wollte, worauf man natürlich sich nicht einlassen konnte. Auch der sächsische Oberst Ryssel (N. II.) erschien und machte (dies geschah mit Vorwissen des Cabinetsministers Grafen von Einsiedel) den Versuch, für die französischen Truppen Abzug zu bewirken, weil dieselben sonst die Stadt aufs Hartnäckigste vertheidigen würden. Kaiser Alexander erklärte ihm,

daß er nicht eine Minute für den Abzug gewähre, und schickte darauf den Generallieutnant Toll, sowie der König von Preußen seinen Flügeladjutanten Oberst Natzmer an den König von Sachsen mit derselben Erklärung ab. Man war indeß im Lager der Verbündeten entschieden geneigt, die Stadt zu schonen, soweit es irgend bei einem Sturme möglich ist.

Das dritte preußische Armeecorps unter Bülow (zur Nordarmee, s. oben, gehörig) war zuerst unter allen verbündeten Truppen, früh um 7 Uhr, von Paunsdorf, aufgebrochen und hatte sich nach Wegnahme der vom Feinde nur noch leicht besetzten Kohlgärten und der damit zusammenhängenden Dörfer gegen das äußere Grimmaische Thor (auch Kohlgärtnerthor genannt) in Bewegung gesetzt. Von ihm marschirte die Brigade Hessen-Homburg auf das äußere Grimmaische Thor und den Boseschen Garten, die Brigade Borstell rechts von dieser auf die Milchinsel. Ganz genau ist wohl nicht mehr zu ermitteln, auf welchem Punkte die Verbündeten zu allererst eindrangen. Angenommen wird, daß dies am äußeren Grimmaischen Thore geschah. Die hier stürmten, waren Preußen, drei Landwehrbataillone, voran das Königsberger, ihm nach die Bataillone Mühlenheim (Müllenheim) und Gleißenberg. Die braven Landwehrmänner hatten seit 36 Stunden wenig Ruhe und Nahrung gehabt. Nun es der letzten Entscheidung galt, fühlten sich Alle neu gestählt und selbst Verwundete traten wieder in die Glieder. Noch draußen im Felde wurden die Königsberger von Kugeln, die sogar von den Dächern und dem Johanniskirchthurm kamen, begrüßt, aber vorwärts ging es gegen das Thor, das stark verrammelt war und Schießscharten hatte. Sturmleitern und Zimmerleute gab es bei den Stürmenden nicht; von versteckten Schützen mit einem Kugelhagel überschüttet, konnten sie nur mit Bajonetten und Flintenkolben sich eine Bresche öffnen. Major Friccius führte die Königsberger Landwehr. Als seinem Pferde durch einen Schuß die Kinnlade zerschmettert wurde, ergriff er das Gewehr eines Soldaten, der eben an seiner Seite gefallen war, und schritt zu Fuß voran. Seine Leute drückten sich an die Mauer, um aus den

Schießscharten nicht getroffen zu werden. Er mit seinem scharfen Auge entdeckte eine Stelle, wo Mörtel und Steine nicht fest zusammen hielten, und stieß mit dem Kolben eine Oeffnung, die von seinen Leuten rasch erweitert wurde. Die Bresche war gangbar. Der Erste, der sich hindurch zwängte, ein kleiner behender Landwehrmann, Maluga mit Namen, erhielt einen Bajonettstich ins Gesicht. Ihm folgte Friccius, seinen Soldaten zurufend: „Ihr werdet Euren Major nicht verlassen!“ Der Dritte in der Bresche, Hauptmann Motherby, früher Regierungsrath, fiel sogleich, von einer Kugel in den Kopf getroffen, seinem Hintermann, Lieutnant Stumpf, lautlos in die Arme. Max von Schenkendorf hat ihm ein schönes Trauerlied gewidmet, die Königsberger Turner haben beim Leipziger Turnfest 1863 ihm an seinem — der Stelle seines Todes sehr nahen — Grabe auf dem Johanniskirchhof eine rührende Huldigung dargebracht.

Noch Mancher fiel unter dem knatternden Gewehrfeuer der Franzosen, aber doch gelang allmählich das Oeffnen des verrammelten äußeren Thores, und nun warfen die herein quellenden Preußen Alles, was ihnen entgegen trat, in das ordnungslose Gewirr der inneren Stadt hinein. Als der Zeitpunkt, in dem Friccius das äußere Grimmaische Thor bezwang, wird gewöhnlich die elfte Morgenstunde angegeben.

Der Held dieses (seit 1863 durch ein Denkmal geehrten) Kampfes, Carl Friccius, hatte schon früher glänzende Beweise von Muth und Vaterlandsliebe gegeben. Geboren 1778, war er 1806 Assessor in Kalisch. Die Schreckenskunde von den unheilvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt, die Alles lähmte, erfüllte ihn blos mit Opferfreudigkeit. Nachdem er die Einwilligung seines Vorgesetzten, des Grafen Dankelmann, erhalten hatte, eilte er nach Königsberg und stellte sich unter die Fahne seines Königs. Man ernannte ihn zum Lieutnant, und beorderte ihn nach Danzig, dessen Befehlshaber ihm die Vertheidigung von Fahrwasser übertrug. Danzig fiel trotz ruhmvoller Gegenwehr, und der kleine Posten, den Friccius zu hüten hatte, war natürlich in die Capitu-

lation eingeschlossen. Doch wollte er sich den Franzosen nicht gefangen geben. Er stieg mit seiner Mannschaft in Kähne und gelangte unter Gefechten mancherlei Art glücklich nach Pillau. Seine Hoffnung, in diesem Feldzuge gegen den Feind fortkämpfen zu können, wurde freilich nicht erfüllt. Aufs Aeußerste erschöpft, auf einen kleinen Winkel Land im Nordosten beschränkt und überdies von Rußland verlassen, mußte Preußen den schmachvollen Frieden von Tilsit annehmen. Schwer bekümmert legte Friccius den Degen ab und kehrte zu seiner richterlichen Thätigkeit zurück. In den nächsten Friedensjahren konnte er fürs Allgemeine nur als Leiter der deutschen Gesellschaft in Königsberg wirken. 1813 war er Oberlandesgerichtsrath und Gatte und Vater; doch nicht einen Augenblick hielten ihn die schönsten Familienbande ab, zu den Waffen zu greifen. Begeistert und begeisternd betheiligte er sich bei der ostpreußischen Erhebung und half das erste Landwehrbataillon bilden, zu dessen Major ihn die Stände wählten. Unter Yorks Befehl führte er dies Bataillon in allen Feldzügen jener Zeit; außer bei Leipzig zeichnete er sich persölich auch bei Dennewitz besonders aus. Als der erste Pariser Frieden geschlossen war, wurde er auf Yorks Empfehlung nach Ostfriesland geschickt, unr die preußische Verwaltung wieder herzustellen. Er führte die Uebernahme der Provinz mit Kraft und Kenntniß aus und organisirte gleichzeitig ein ostfriesisches Regiment, das unter seinen Befehl gestellt wurde und bei Ligny wacker mit stritt; er selbst gehörte zu den dort Verwundeten. Darauf waren dem tapferen Streiter noch 41 Lebensjahre beschieden. Er hatte dabei das Glück, immer zu einer Thätigkeit berufen zu werden, die ihn mit seiner liberalen Gesinnung nicht in Widerstreit brachte. Bis 1819 arbeitete er in der Ablösungscommission an der Aufhebung der gutsherrlichen Rechte, dann war er 10 Jahre lang Mitglied des neuen rheinischen Revisions- und Cassationshofes, 1829 trat er als vortragender Rath in das Generalauditoriat und wurde bald der Chef dieser höchsten Militärgerichtsbehörde. Auch schrieb er ein

Werk über preußische Militairgesetzgebung, eines über deutsches und preußisches Kriegsrecht, eine Geschichte des Krieges von 1813—14 und eine Geschichte der Belagerung von Danzig. In seiner amtlichen Thätigkeit war er bis zum letzten Augenblick energisch und scharf, und ließ sich nie bewegen, seinen Abschied zu nehmen. Wie eine Eiche, die der Sturm fällt, wurde er vom Tode getroffen: er starb am 7. November 1856 in einem Kaffeehause vor Berlin am Schlagfluß. Beiläufig: Das erst später in das Denkmal eingelassene Medaillonportrait von Friccius, dessen wir auf S. 240 nicht Erwähnung thaten, ist ein Geschenk der Stadt Berlin an Leipzig.

Vom Thore aus ging Friccius mit seiner kleinen verwegenen Schaar nun durch das damals enge Todtengäßchen (die jetzige verbreiterte Kirchstraße), um sich, wie er vermuthete, mit den Russen zu vereinigen, welche gleichzeitig südlicher, durch den Bosenschen Garten eindringen sollten. Leider ward seine Hoffnung nicht erfüllt, denn Paskewitsch war noch nicht so weit heran gekommen.

Hören wir Friccius selber: „Weder in der Todtengasse, noch in der darauf folgenden Johannisgasse stießen wir auf einen Feind, und ohne Hindernisse gelangten wir durch die Johannisgasse auf den Platz vor dem inneren Grimmaischen Thore (jetzt Augustusplatz). Hier und auf dem daran stoßenden Roßplatze war, soweit man sehen konnte, links und rechts Alles mit Truppen angefüllt, welche regelmäßig aufgestellt waren und das Gewehr beim Fuß hatten. Als sie unseres kleinen Haufens ansichtig wurden, sprangen einige feindliche Soldaten aus dem Gliede und legten auf uns an. Sie wurden aber von ihren Offizieren mit Gewalt auf ihren Platz zurück gebracht. Ohne Zweifel wollten Jene ihre Mannschaft beisammen halten und sich in kein Gefecht einlassen. Uns blieb nichts übrig, als uns zurück zu ziehen. Doch wurde noch hinter uns her geschossen und einige meiner Gefährten an meiner Seite todt niedergestreckt. Auf unserem Rückweg sahen wir das Spitalthor vor uns. Es war geschlossen, aber keine Spur

von Besatzung sichtbar, noch weniger von einem Angriffe außerhalb etwas zu hören. Als wir wiederum den Platz vor dem Johannisthor erreicht hatten, vereinigten sich mit uns die Landwehrmänner unseres Bataillons, welche seitdem durch die Oeffnung am Thore nach und nach durchgedrungen waren und sich dort gesammelt hatten. Gleichzeitig aber drang der Feind von der Esplanade (Königsplatz — soll wohl Augustusplatz heißen) mit großer Uebermacht gegen uns vor und wollte uns in die Todtengasse zurücktreiben, wo wir ohne Rettung verloren gewesen wären. Es entstand nun hier (vor dem Kirchhofe, dem Todtengäßchen gegenüber) ein entsetzliches Gemetzel, ein wahres Schlachten. Wie das Gewehr handgerecht war, wurde es gebraucht, dem nächsten Franzosen, wenn er gegenüber stand, das Bajonett durch den Leib gejagt und einen Augenblick später dem andern, der seitwärts stand, der Schädel mit dem Kolben zerschmettert. Auch auf dem Johanniskirchhof widerstand noch eine nicht ganz kleine Anzahl, endlich wurden sie niedergemacht oder gefangen. Das Nöthigste war jetzt, Ordnung und ein rangirtes Gefecht herzustellen. Es ist dies in einem Straßengefecht immer höchst schwierig, hier aber wurde es aus Mangel an Kräften unmöglich. Nach einer so unmäßigen Anstrengung trat bei Vielen eine unbesiegbare Ermattung ein und Mehrere sanken ohnmächtig nieder. Wir waren in Gefahr, aus Mangel an Unterstützung alle errungenen Vortheile zu verlieren." Friccius war wieder vor das Thor hinaus gegangen, hier eilte der Prinz Ludwig von Hessen-Homburg auf ihn zu. Sie standen an der Mauer des Prinz Emilschen Gartens (jetzt Dresdner Straße 41). Nach wenigen Minuten traf den Prinzen schon ein gefährlicher Schuß zwischen Brust und Schulter und er mußte, da von seinem Gefolge Niemand gegenwärtig war, von den Landwehrmännern fortgetragen werden. Sein letzter Zuruf an das Bataillon war: „Kinder haltet euch ferner brav!"

Abermals rückten von der inneren Stadt Franzosen mit Badensern in großen Massen und mit Geschütz vor, es kostete einen schweren Kampf, um sie nur bis an die Querstraße zurück zu drängen. Die Bataillonscommandanten Müllenheim und Gleißen-

berg wurden bei dem Gefecht tödtlich verwundet; der Erstere starb noch am 19. October. Als das äußere Grimmaische Thor ganz frei war, hatte der Kronprinz von Schweden (Führer der Nordarmee) zwei schwedische Geschütze auf den Grimmaischen Steinweg einrücken lassen; außerdem stießen hierzu etwa zwei Compagnieen Infanterie; der alte tapfere General Adlerkreutz stand an der Spitze dieser Eingedrungenen. Seine Leute wichen, als einige französische Kanonenkugeln vor ihnen vorbei flogen. Mit Entrüstung trieb er sie vorwärts und hielt sich für seine Person immer auf der Mitte der Straße, wo er den Kugeln am meisten ausgesetzt war.

Eine Reihe von Gärten und Gartenhäusern erstreckte sich, rechts von der Brigade Hessen-Homburg, vom äußeren Grimmaischen Thore bis zu dem damaligen Hinterthore; das große Gartengrundstück, die Milchinsel, begrenzte, in das freie Feld hinein ragend, diese Linie. Die preußischen Waffen hatten auch hier glückliche Erfolge. Mehrere Bataillone der Brigade Borstell (s. S. 269) drangen durch die Gartenhäuser, Planken und Gartenpforten, wo sie den äußersten Widerstand fanden; viele Offiziere und Soldaten fielen und jedes Gartenhaus mußte einzeln erobert werden. Lange schwankte der Kampf. Borstell erschien überall persönlich auf den hitzigsten Punkten. Um 1 Uhr etwa war die Grimmaische Vorstadt denn doch bis an die Promenaden erobert.

Der Kampf in der Petersvorstadt war unbedeutend; nur dann und wann fiel hier ein Schuß und in der Zeit von 10 — 12 Uhr, wo das Straßengefecht an und in der Grimmaischen Vorstadt am ärgsten war, schien die Petersvorstadt leer zu sein; man hörte nur von fern Gewehrfeuer. Hier und da steckte ein Einwohner den Kopf zum Fenster heraus oder öffnete die Hausthür ein wenig. In der inneren Stadt war es noch ruhiger; die badischen Truppen hatten die inneren Stadtthore besetzt und hielten dieselben verschlossen; die große Retirade drängte auf den Promenaden fort. In der Ranstädter Vorstadt nahm aber von 9 Uhr an das Gewühl und Gedränge von Viertelstunde zu Viertelstunde zu und kam bis zum Aeußersten. Eine Abtheilung russischer Trr ppen, welche, mit

zum schlesischen Heere gehörig, vom Rosenthal her den Eingang in die Stadt erzwingen wollte, war, da das Rosenthaler Thor verrammelt, sehr natürlich ins Jacobshospital eingedrungen, hatte ohne irgend einen Aufhalt die nicht abgebrochene Spitalbrücke gefunden, war durch die Gärten vorgegangen, erreichte bei der Angermühle den Mühlgraben und feuerte nun herzhaft und ohne Widerstand auf die stockende, hindrängende und wogende Menge der retirirenden Franzosen auf dem Ranstädter Steinwege, wo sich alsbald der höchste Grad der Verwirrung und Eile kund gab. Bald darauf — es war nach 11 Uhr — wurde die Brücke am äußeren Ranstädter Thore, bei der kleinen Funkenburg, gesprengt — „jene Brücke, wie Sommer sagt, die in der Geschichte der Leipziger Schlacht eine so wichtige Rolle spielt, deren Sprengung so viel Aufsehen erregte, so viele strategische, taktische und politische Erörterungen hervorrief und von Napoleon in seinem Schlachtberichte als eine voreilige, gewissenlose Handlung des damit beauftragten Sergeanten dargestellt wird.“

Professor Wuttke (a. a. O.) läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Marschall Marmont war es, den an der Brücke Oberst Montfort, der neben ihr hielt, fragte, welche Truppenabtheilung denn als die letzte kommen werde? „Bei der Verwirrung des Rückzuges, erwiderte ihm Marmont, werde darüber der Zufall entscheiden.“ Marmont war erst wenige hundert Schritte von ihm weg, als ein starker, dumpfer Schlag die Luft erzittern machte. Diese hohe, steinerne Thorbrücke über die Elster sollte gemäß des von Napoleon in der vorigen Nacht gegebenen Befehles, sobald die letzte französische Abtheilung sie überschritten hatte, gesprengt werden, damit der Feind nicht nachfolgen könne. Demzufolge war noch in dieser Nacht ein Floß mit drei Pulverfässern unter sie gefahren, an einen Bogen mit einem Tau fest angebunden und zum Anzünden vorbereitet worden. Oberst Montfort hatte die Weisung, daselbst den richtigen Zeitpunkt zur Sprengung wahrzunehmen. Zufolge eines französischen Berichtes nun will Montfort bemerkt haben, daß der Feind mit Haubitzen nach dieser Brücke schieße, und dies soll ihn bestimmt haben, mit seinen daselbst

aufgestellten Leuten ebenfalls abzuziehen, indem er nur einen Corporal Namens Lafontaine mit drei Sappeurs zurück ließ. Nach einer anderen Angabe wollte er in Lindenau von Napoleon einen bestimmten Verhaltungsbefehl einholen und hinterließ die Weisung, nicht eher, als bis man den Feind vor Augen habe, Feuer an das Pulver zu bringen. Eine dritte Mittheilung versichert, Montforts Absicht sei gewesen, Vorkehrungen zu treffen, um später auch die Brücke bei Lindenau zu zerstören: gleichviel, er verließ seinen Posten und die Zurückgelassenen mußten glauben, daß der Zeitpunkt der Gefahr bevorstehe. Unmittelbar nachher schrieen mehrere über die Brücke gekommene Befehlshaber den Rottmeister heftig an: warum er denn die Brücke nicht in die Luft sprenge, jeder Augenblick Aufschub bedrohe immer mehr die Sicherheit des Heeres. Gleich darauf kamen aus dem Rosenthal feindliche Jäger, die fliehende Franzosen verfolgten, und ihre Büchsen knallten ganz aus der Nähe auf die Brücke. An Vertheidigung war nicht zu denken; daß der Feind der inneren Stadt sich noch nicht bemeistert hatte, wußte Lafontaine nicht. Er sah die verworrene Flucht, sah die Feldherren im Gewirre mit fort eilen, er hörte die ängstlichen Zurufe aus der Menge: „legt Feuer an!", er hörte das Hurrah des Feindes — die Brücke flog in die Luft."

„Der Schlag des sich entladenden Pulvers war überaus heftig. Menschen, die an hundert Schritt davon standen, sollen zu Boden geworfen worden sein. Ein fürchterlicher Krach und gleich darauf die Zerstörung, welche die empor geschleuderten Quadersteine der Brücke verursachten, Steine, Wagen, Holzsplitter, Waffenstücke, Gliedmaßen zerrissener Menschen und Pferde flogen auf, in die Luft geschleudert, und stürzten verderbenbringend aus der Höhe jäh herab. Im ersten Augenblicke verbargen die Wirbel einer ungeheuren Rauchwolke das Fürchterliche; sowie sie sich verzog, zeigte sich das Bild der Verwüstung. Entsetzt stockte der Zug, aber der Schreck derjenigen, welche die Brücke schon hinter sich hatten, war nichts gegen die krampfhafte Verzweiflung derer, welche sie noch hatten überschreiten wollen und sich nun für unrettbar verloren

hielten. Dem Abzug des Heeres war ein Ende gemacht. Vielleicht 20,000 Franzosen waren noch jenseits, noch Macdonald, noch Poniatowski, noch Lauriston, noch Reynier, noch der Herzog v. Padua. In der Stadt wußte man nicht, was der dumpfe Schall bedeute, aber unter den Franzosen verbreitete sich schnell die erschreckende Kunde. Die Brückensprengung, die den einzigen Rückweg abschnitt, zerbrach auch in Leipzig selbst die Gegenwehr. Was noch an alten Banden der Zucht gehalten hatte, riß nun, Alles löste sich auf; der Gedanke der Rettung, die Pein, im Stiche gelassen zu sein, war das Einzige, was noch beschäftigte. Jetzt warfen Tausende ihre Waffen fort und eilten der Elster zu. In ihrer Angst sprangen sie hinein; viele Hundert aber, die nicht schwimmen konnten, fanden in dem angeschwollenen Wasser ihr Grab."

Augenzeugen versichern, die Leichen hätten sich dermaßen gehäuft, daß das Wasser sich staute. Marschall Macdonald und Fürst Poniatowski, der bereits einen Schuß in den Arm und einen in die Seite bekommen hatte, wollten gemeinschaftlich vom Richterschen (Gerhardschen) Garten aus, wie so viele Andere, um den Ranstädter Steinweg zu umgehen, auf die Chaussee gelangen. In jenem Garten war nämlich, wie oben gesagt, von den Franzosen eine Nothbrücke geschlagen worden, die aber bald unter der ihr zugemutheten Last wieder zusammen brach. Beide Generäle stürzten sich in den Fluß; Macdonald rettete sich hinüber, doch Poniatowkis Pferd vermochte sich auf das jenseitige, etwas höhere Ufer nicht emporzuarbeiten, überschlug sich und drückte den edlen Reiter nieder in das reißende Wasser. Am 24. October erst fanden die Leipziger Fischermeister Friedrich, Meißner und Volk nebst einigen Gesellen den Leichnam des Fürsten ungefähr 100 Schritte weit von dem im Richterschen Garten gelegenen sogenannten japanischen Häuschen, und zwar nach der Stadt zu. Sie machten sofort Anzeige beim Rath und dieser ließ den Todten aus des Fischermeisters Johann Christian Meißners Stube, wohin Jene ihn zunächst gebracht hatten, vorerst in ein unter dem Rathhause nach dem Naschmarkt zu gelegenes Gewölbe schaffen (wo jetzt das Stickelsche Geschäft ist), ihn dann am

25. October von polnischen Offizieren recognosciren und hierauf einstweilen in der Rathsgruft auf dem Johanniskirchhof beisetzen, bis am 17. Juli 1814 seine Abführung nach Warschau erfolgte, von wo er 1816 mit Erlaubniß des Kaisers Alexander in die Domkirche zu Krakau übergeführt wurde, wo die Könige und Helden Polens ruhen. — (Die betr. Actenstücke s. bei Dr. Naumann.) — Noch Eines müssen wir hier bemerken: es ist ein einfacher Schreibfehler unsererseits, wie sich der Leser wohl denken kann, gewesen, wenn wir Seite 235, wo von den beiden Poniatowski-Denkmälern in Gerhards Garten die Rede, geschrieben haben: „letzteres Denkmal" statt „ersteres", denn das dort zuerst genannte steht jetzt, von seinem früheren Standpunkt dahin übertragen, im Garten der 2. Armenschule, während das auf jener Seite zu zweit erwähnte noch heut den alten Platz behauptet, nämlich in dem von Gerhards Garten jetzt allein noch übrig gebliebenen Tannenwäldchen beim „Japanischen Häuschen"; von der neu erbauten Poniatowsky-Brücke aus kann man dasselbe noch sehr wohl beobachten. Uebrigens ist auf Seite 234 statt „Roczniczki" richtiger „Rosnicczki" zu lesen; das von uns gebrauchte Imperfectum „befand" bezieht sich selbstverständlich nur darauf, daß eben der betreffende Garten als solcher nicht mehr existirt.

Es war ein blutiger und opferreicher Kampf gewesen, der Kampf um die Grimmaische Vorstadt, wie wir oben sahen. Noch mehr aber kostete die Erstürmung des nach Norden gelegenen äußeren Halleschen (oder Gerber-) Thores und der Halleschen Vorstadt. Der Punkt war von höchster Wichtigkeit für die Franzosen, weil sie nach Wegnahme dieser Vorstadt nicht allein in der Seite und im Rücken bloßgegeben waren, sondern ihnen auch der einzige Rückzugsweg über die Pleiße und Elster verlegt werden konnte. Die Oertlichkeit war zudem für sie außerordentlich vortheilhaft. Zwei günstige Vertheidigungslinien waren ihnen geboten; die erste bildeten Verschanzungen bei Pfaffendorf und in der Nähe der jetzigen Scharfrichterei, die zweite Löhrs Garten und die Gerberwiesen an der Parthe. Die Franzosen bewährten hier ihre besondere Geschicklichkeit, jedes Haus, jede Mauer, jeden kleinen Aufwurf zu benutzen. Dazu warfen noch

drei im Gerberthore postirte Geschütze ihre Kartätschen auf die Anstürmenden. Fast zwei Stunden währte das Gefecht, ehe der Feind der Uebermacht weichen mußte. Nicht unerwähnt möge übrigens bleiben, daß Blücher den Befehl gegeben hatte, keine Granaten nach Leipzig zu werfen. In der Gerbergasse entwickelte sich, als der Feind geworfen war, noch ein hitziger Kampf, immer wieder stellten sich die Zurückweichenden und fügten den Siegern noch manchen Schaden zu, bis sie sich auf der Promenade hin nach dem Ranstädter Thore zu zogen, um dem Rückzugsweg näher zu sein. Auch von der „blauen Mütze" kamen Russen herauf und schlugen und schossen auf die wogende Menge, bei welcher alle Gegenwehr, da der Abzug stockte, aufgehört hatte. So waren die Verbündeten gegen 1 Uhr auch Herren der Halleschen Vorstadt.

Wenden wir uns nun wieder zur Grimmaischen Vorstadt. Mittag war herangekommen und auch hier der Widerstand nach und nach schwächer geworden. Ein preußischer Offizier mit wenigen Mannschaften ging in der Nähe des Schneckenberges über den damals noch vorhandenen sumpfigen Graben, kletterte mit den Seinigen die kleine Anhöhe nach dem Zwinger hinauf und begab sich von da nach dem inneren Grimmaischen Stadtthor, wo die Zwingerpforte offen und das Thor ohne alle Besatzung gefunden wurde. Die Badener hatten sich in die Grimmaische Gasse zurückgezogen und etwa um 1 Uhr öffneten die Preußen die großen Flügel des inneren Grimmaischen Thores, durch welches nun Major Knobloch mit dem ersten pommerschen Landwehrbataillon des zweiten Reserveregiments in die Stadt einrückte. Sie gingen nach dem Markt, auf welchem sich die Badenschen Truppen größtentheils zusammengezogen hatten und, Gewehr beim Fuß, die Pommern ruhig erwarteten, die sich, ohne Acht auf Jene zu nehmen, nun in die Straßen zertheilten. Bald rückten noch mehr preußische und russische Truppen nach und die Badenser, sowie die vor der Wohnung des Königs von Sachsen aufgestellte sächsische Garde, streckten das Gewehr.

Truppen des russischen Generalmajors v. Kreuz, mehrere Pulks (Czernitscheff'scher) Kosaken, zu denen sich auch noch Preußen

von der Nordarmee gesellten, waren es, welche die Verfolgung der Feinde von dem Richterschen und Reichelschen Garten und vom Mühlgraben aus fortzusetzen suchten. Die Verbündeten beeilten sich, auch hinter Reichels Garten über die Elster zu kommen. Die Wiese hinter diesem Grundstück (jetzt verlängerte West- und Elsterstraße) fanden sie noch angefüllt von Franzosen aller Waffengattungen; Generale, Ober- und Unterofficiere und Gemeine hatten hier einen Ausweg gesucht, Viele auch gewagt, sich der angeschwollenen Elster anzuvertrauen, um durch Schwimmen das jenseitige Ufer zu erreichen; Alles, was noch da war, gab sich beim Herannahen der Gegner nun gefangen und warf die Waffen weg. Hier ward von den Siegern große Beute gemacht. Bis zum Anbruch der Nacht plänkelten die Franzosen noch auf der Lindenauer Chaussee.

Bald nachdem die ersten Alliirten das innere Grimmaische Thor passirt hatten, war auch der preußische Major v. Wedell in Folge erhaltener Ordre mit mehreren Grenadierbataillonen durch das Petersthor gedrungen. Er marschirte vor den in der Petersstraße stehenden Badensern vorbei nach dem Markte zu und übernahm den Schutz des Königs von Sachsen. An Stelle der sächsischen Garde marschirte nun ein russisches Bataillon vor der königlichen Wohnung am Markte auf. Und um dieselbe Zeit drangen auch das Detachement der freiwilligen Jäger und Tirailleure des ersten Pommerschen Regiments und des Pommerschen Grenadierbataillons durch das innere Hallesche Thor in die Stadt ein.

Der Rath der Stadt Leipzig hatte auf die Kunde, daß Alexander von Rußland alsbald einziehen würde, drei Deputirte, den Senator Groß nebst den Handlungsdeputirten Dufour und Köhler abgesandt, um den Kaiser im Namen der Stadt zu begrüßen. Nur der Erstgenannte gelangte auf Umwegen, von einem russischen Hauptmann begleitet, bis zum Kaiser, als derselbe eben zum äußeren Grimmaischen Thor hereinpassirt war. Er antwortete mit dem größten Wohlwollen, erklärte aber, die Deputation noch in

seinem Quartier empfangen zu wollen. Zugleich gab der Kaiser dem Senator Groß einen Beweis seiner ungemeinen Liebenswürdigkeit. Neben Alexander befand sich nämlich zur rechten Seite ein Reiter in einer Feldmütze und Ueberrock, den der Deputirte gar nicht angesehen, auch nicht beachtet hatte, weil er glaubte, der Kaiser sei allein hier. Als nun Letzterer bemerkte, daß Groß zurücktreten wollte, ohne den König von Preußen — denn dieser war es, der neben dem Kaiser ritt — anzureden, und vielleicht befürchtete, daß der König einen solchen Mangel an Aufmerksameit von Seiten der Stadt übel aufnehmen möchte, sagte er zu dem Deputirten, während er sich vorbeugte, halblaut: „c'est le roi de Prusse“. Sofort begab sich nun der Deputirte auf die andere Seite und redete auch den König mit der Bitte um seinen Schutz für die Stadt und ihre Bewohner an, worauf dieser mit der größten Freundlichkeit erwiderte, daß er alles Mögliche zur Schonung Leipzigs beitragen werde, da ihm wohl bekannt sei, wie freundlich die Bewohner sich der hierher gebrachten Gefangenen und Verwundeten seiner Armee angenommen hätten.

Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, war der erste Fürst, welcher in die Stadt kam und sich unverzüglich, auf kurze Zeit, zum König von Sachsen begab. Gegen 1 Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen — Kaiser Franz kam etwas später — umgeben von Wittgenstein, Benningsen, Bülow, Kleist und vielen anderen Generalen und Officieren, ihren Einzug, der von tausendstimmigem Hurrah und Freudengeschrei des Volkes begleitet ward, welches im Verein mit der rauschenden Militairmusik einen gar merkwürdigen Contrast zu dem Kriegslärm, dem Getöse der Feindesflucht und ihrer Verfolgung, zum Sturmmarsch, Kanonendonner und Flintengerassel machte. Die Monarchen kamen durch das Grimmaische Thor die Grimmaische Gasse entlang auf den Markt, wo gleichzeitig vom Halleschen Thore her auch Blücher erschien. Als dieser abgestiegen war, trat ihm Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn und führte ihn dem König von Preußen zu, der ihm nun ebenfalls seinen Dank abstattete. Der unglück-

liche König von Sachsen wurde von den Monarchen nicht beachtet. Als er, unter dem Thore seiner Wohnung stehend, die Einziehenden begrüßte, erwiderten sie höflich, aber kalt den Gruß und ritten weiter. Der hartgeprüfte Fürst erhielt auch, als er durch seinen Minister, Graf Einsiedel, die Herrscher ersuchen ließ, ihnen einen Besuch abstatten zu dürfen, keine Antwort, dafür aber vom Kaiser Alexander noch in den Nachmittagsstunden die durch den Geh. Rath Anstetten überbrachte Nachricht, daß er ihn als seinen Gefangenen betrachte. Am folgenden Tag stattete Alexander der Königin von Sachsen einen Besuch ab.

Der Kaiser von Oesterreich mit Schwarzenberg kam, wie gesagt, erst später zur Stadt und kehrte noch an demselben Tage nach Rötha zurück, begleitet von Alexander und Friedrich Wilhelm bis vor das äußere Petersthor (Zeitzer Thor). Die beiden andern Monarchen ritten nach einer Weile vom Markt nach dem Ranstädter Thore. Als sie dort nicht durchkommen konnten, begaben sie sich wieder auf den Marktplatz, wo ihnen die gefangenen französischen Generale vorgestellt wurden. Sie blieben die Nacht in Leipzig; Kaiser Alexander wohnte, mit dem Grafen Nesselrode (seit 1812 Vorstand der russischen geheimen Staatskanzlei) in der Katharinenstraße (Hilligs Haus Nr. 8), Friedrich Wilhelm am Markte (damals Hommels Haus, Nr. 9), Bernadotte in dem noch in der vorigen Nacht von Napoleon bewohnten Hotel de Prusse, Blücher mit seinem Stabe im Hotel de Saxe, u. s. w.

Als Napoleon, um nochmals auf diesen zurückzukommen, hinter Lindenau angelangt war, befahl er, auf dem freien Felde zwischen der Merseburger und Lützener Straße die Truppen zu sammeln. Alle Bagage und aller Train mußte eilig weiterziehen. Er begab sich nach einiger Zeit, wie schon oben gesagt, wieder zurück ins Dorf, in die dortige Mühle. Hier soll er den Tod des Fürsten Poniatowski erfahren haben. Für den Abend befahl er auch die Brücke beim Kuhthurm und die beim Lindenauer Gasthof zu demoliren. Nach 3 Uhr bewegte sich dann die gesammelte französische Heeresmasse in zwei großen Colonnen rechts und links von der

Straße nach Markranstädt weiter; Reiterei deckte die linke Flanke gegen Kleinzschocher. Napoleon selbst verließ um 4 Uhr Lindenau; Marschall Oudinot befehligte von jetzt den Nachtrab und verweilte bis zum 20. October früh 2 Uhr in genanntem Dorfe. Die ganze Nacht blieb die französische Armee im Marsche, der Kaiser aber rastete in Markranstädt, im dortigen Gasthof, mit seinem Gefolge. Hier entließ er die wenigen Sachsen, welche seiner Fahne noch gefolgt waren. Nach kurzer Ruhe ward am anderen Morgen früh 2 Uhr wieder aufgebrochen.

Vom Kaiser Alexander, König Wilhelm und Bernadotte wurden noch am 19. October Befehle ausgefertigt, um die bei Leipzig angehäuften Truppen zu entfernen, und sie theils wegen Mangel an Lebensmitteln, theils zur Verfolgung des Feindes rechts und links abmarschiren lassen. Das russische Corps des Fürsten Wittgenstein, das zweite preußische Armeecorps unter Kleist, sowie das dritte unter Bülow, blieben heute noch südöstlich von der Stadt gelagert oder quartierten sich in den Vorstädten ein; Benningsensche Infanterie (vom polnischen Kriegsheer, s. S. 243) bivouakirte vor dem äußeren Grimmaischen Thore bis Reudnitz; die schwedische Armee war vor dem Hinterthor im Lager, theils auch in der Stadt einquartiert; die russischen Corps von Tschaplitz und Doctoroff (auch zum polnischen Kriegsheer gehörig) lagerten auf der Promenade um die Stadt und quartierten sich auch zum Theil in den Vorstädten ein ꝛc. Am 20., 22. und 23. setzten sich aber alle bei Leipzig lagernden Bundestruppen wieder in Bewegung, den Feind zu verfolgen.

Am 21. October Abends wurde dem König von Sachsen russischerseits bekannt gemacht, daß er bei der Lage der Dinge am 23. October nach Preußen abgeführt werden solle. „Es war, wie Dr. Naumann schreibt, dieses Schicksal des Königs vorauszusehen, da Kaiser Alexander bereits am Abend des vorigen Tages bei seinem der Königin abgestatteten Besuche über das Verhalten Friedrich Augusts, zugleich im Namen der Alliirten, sich sehr hart ausgesprochen hatte. Die beiden verbündeten Monarchen

blieben bis zum 22. hier und am 23., früh 4 Uhr, reiste der König von Sachsen, von 60 Kosaken unter dem Befehle des russischen Obrist Prendel escortirt, mit seiner Familie und Gefolge und in Begleitung des russischen Geheimrathes von Anstetten und des Generalmajors Fürsten Gallitzin von Leipzig ab und kam am 26. October in Berlin an. Die Liebe und Theilnahme seiner Unterthanen folgten ihm in seine Gefangenschaft."

Der Verlust der Franzosen war ungeheuer. Von den 171,000 Mann, die in derselben gekämpft hatten, traten höchstens 90,000 den Rückzug an. Doch auch die Verbündeten erkämpften den Sieg nicht wohlfeil: ihr Gesammtverlust wird auf 46,804 Mann angegeben (Näheres bei Dr. Naumann und bei Sommer). Groß war die Beute der Alliirten. Der Ranstädter Steinweg und Fleischerplatz standen noch gedrängt voll von Bagage-, Munition-, Lazareth-, Marketender- und Brodwagen. Diese Wagenburg, in welcher bespannte und unbespannte Geschütze, reichte bis zum Georgenvorwerk (da, wo jetzt der Magdeburger und Dresdner Bahnhof sich befinden), an der westlichen Seite bis zur Thomasmühle, und außerdem stand noch in mehreren Straßen und Höfen der Stadt dergleichen Fuhrwerk umher. Nach Plotho betrug die Zahl der erbeuteten Kanonen 300, und die der zurückgelassenen Bagage-, Train- und Munitionswagen 900 Stück. Die weggeworfenen Gewehre und anderen Waffen wurden zum Theil auf dem Fleischerplatze gesammelt, und man sah ungeheure Haufen aufgethürmt.

Nach der Einnahme der Stadt wurden in Einem Nachmittage vorerst der russische General Schuwaloff, dann der General Sacken, dann der Fürst Repnin zum Gouverneur von Leipzig ernannt. Sie fanden ein zwar möglichst geschontes, aber doch immer von den Greueln des Krieges entsetzlich verwüstetes Terrain.

Von vielen Augenzeugen liegen Berichte vor; man vergl. z. B. „Leipzigs Schreckensscenen u. s. w. von *r. (Becker)". Viele Häuser waren von Kugeln durchlöchert, die Fenster zerschmettert; Todte, Sterbende, schwer Verwundete lagen untereinander. Der Johanniskirchhof bot ein besonders grausenerregendes Bild dar,

die Mauern desselben waren mit Schießluken durchbrochen und hatten bedeutend gelitten. Viele von den hier bivouakirenden oder gefangen gehaltenen Kriegern waren in die ausgemauerten Grüfte hinabgestiegen, um sich in den Wohnstätten des Todes und der Verwesung gegen die Witterung und die rauhe nächtliche Luft zu schützen. Die Särge hatten sie aufgeschlagen und als Betten benutzt, nachdem sie die verwesten Ueberreste der Todten herausgeworfen (vgl. auch die Broschüre: „Der Leipziger Todtengräber in der Leipziger Völkerschlacht. Seine Erlebnisse bei der Erstürmung Leipzigs am 19. October 1813 und die Greuel überhaupt. Nach einer hinterlassenen authentischen Handschrift. Ein Gedächtnißblatt zur 50jährigen Erinnerungsfeier" — der Name des damaligen Todtengräbers war Johann Daniel Ahlemann). Die auf der alten Moritzbastei erbaute Bürgerschule hatte in Folge ihrer freien Lage schrecklich gelitten. Vom Thomaspförtchen bis über das Hallesche Thor hinaus stand auf den Promenaden jener schon oben erwähnte drohende Gürtel von Kanonen mit den dazu gehörigen Pulverwagen. Ein zündender Funke von den in ihrer Nähe genährten Wachtfeuern — und der Stadt hätte durch das Auffliegen der verlassenen Munitionsüberreste der geflüchteten Feinde ein schreckliches Unglück, ja einem großen Theile gänzliches Verderben bereitet werden können. Verwüstet waren die schönen Gärten, welche die Vorstädte umzogen, der Löhr'sche, Richtersche, Reichelsche, Bosesche und viele kleinere Gartengrundstücke. In dem Richterschen Garten lag eine ziemliche Anzahl getödteter französischer Krieger.

„Wer das Furchtbare des Kriegs, sagt Becker, nicht in vollem Maße kannte, der konnte es in den Umgebungen der inneren Stadt lernen. Dort lag Einer mit zerschmettertem Kopfe, in dem kein Tropfen Gehirn mehr war. Hier Einer, der noch athmete und doch den Kopf auf beiden Seiten zerlöchert hatte. Hier ein jugendlich schöner, blühender Kanonier, dem das Bein unter dem Knie abgeschossen und der flehentlich bittet, ins Spital geschafft zu werden. Dort saß eine Leichengestalt mit abgehauenem Arme,

nackt, mit dem Mantel deckte sie die gräßliche Wunde, indem sie ihn fest in den Zähnen hielt. Viele lagen schon seit vorigen Abend unverbunden da."

Es war ein besonderes Glück, daß in der erstürmten Stadt keine größeren Feuersbrünste entstanden. Bald nach der Einnahme ging zwar ein Feuer im Hintergebäude der sogenannten Eule im Brühl auf, wurde jedoch bald gelöscht. Später stand auch das Haus Nr. 1407 des Ranstädter Steinwegs (jetzt Nr. 16) in Flammen. Der Brand verbreitete sich über die Nachbarhäuser, wurde aber, wie es heißt, namentlich mit Hülfe russischer Soldaten bis Morgens 6 Uhr gelöscht. Auch in der Burgstraße war eine Granate eingefallen und hatte gezündet, doch war man rasch bei der Hand gewesen und hatte das Umsichgreifen des Feuers gehindert, was auch sonst noch an anderen Punkten der Fall gewesen sein mag. Großes Lob verdient die Mäßigung, welche die Sieger gegen die schwer heimgesuchte Stadt bewiesen. „Denn was will es sagen — meint Dr. Naumann sehr mit Recht — wenn einzelne Russen und Preußen am Abend des 19. Octobers in der Grimmaischen und Johannisvorstadt mit Gewalt sich Speise und Trank verschafften und dabei einzelne Excesse verübten? Was Wunder, wenn dies von ausgehungerten, tagelang bis aufs Höchste angestrengten Kriegern geschah! Bei weitem die Allermeisten aber sahen ein, daß auch in Leipzig, das Tage lang durch die rundherum kämpfenden Heere von der übrigen Welt abgeschlossen und ohne Zufuhr geblieben war, nicht sogleich ausreichende Verpflegung möglich war. Es geschah in dieser Beziehung eben, was geschehen konnte, und die Behörde ließ nach Kräften Nahrungsmittel herbeischaffen." Wahr bleibt freilich immer, daß der stets noch höher steigende Mangel an Lebensmitteln verwundete Franzosen nöthigte, die Kehrichthaufen auf den Straßen zu durchwühlen, die darin etwa liegenden Knochen abzunagen oder mit dahingeworfenen Apfelschalen und anderen Abgängen von Lebensmitteln den Hunger zu stillen.

Groß („Erinnerungen") berichtet, welcher Theilnahme sich

die Stadt von nah und fern zu erfreuen hatte. Er sagt: es traf am 25. October ein Geschenk der Stadt Ronneburg ein von einer Quantität Fleisch, einem Eimer Wein und 160 großen Broden, sowie einer Kiste Eier; am 26. übersandte der Rath zu Waldenburg 200 Brode; am 30. die Gemeinde Seyfersdorf 50 Brode, 8 Metzen Gemüse, 4 Kannen Branntwein; am 31. October die Regierung zu Gera 2754 Pfund Brod, 6 Centner Kochmehl, 3 Eimer Branntwein, 220 Pfund Butter, welche Gaben zur Unterstützung armer Bürger bestimmt waren, und am 23. November die Stadt Braunschweig für die Militärhospitäler einen Frachtwagen mit Leinwand, Charpie und anderen Lazarethbedürfnissen. Die Bewohner der Dörfer um Leipzig, selbst in der höchsten Noth sich befindend, schafften herbei, was sie konnten. Aber wie vermochten sie, die sonstigen Versorger von Leipzig, den gesteigerten Bedürfnissen zu genügen? Sie selbst hatten zu ihrem eigenen Bedürfniß nicht genug. Ihre Vorräthe waren völlig aufgezehrt, ihr Viehstand vernichtet, ihre Wohnungen zerstört oder schwer mitgenommen. Weitere Hülfe, soweit möglich, wurde später durch den „Unterstützungsverein für Leipzigs Umgebungen" geschafft; den bezüglichen Aufruf desselben zu Sammlungen und Beiträgen lese man in Diezmann's „Leipzig" nach; er ist unterzeichnet von C. G. Becker, Robert Melly, Ferdinand Gruner, C. H. Ploß, Dr. Gruner, Wilhelm Seyfert, Protonotarius Heimbach, J. G. Trefftz, A. C. F. Köhler und August Weinich (unter dem 3. Januar 1814).

Für die auf dem Schlachtfelde und in den Dörfern liegenden Kranken und Verwundeten zu sorgen, war vor Ablauf mehrerer Tage nicht möglich. Viele erlagen, da die Hülfe nicht sogleich gebracht werden konnte, auf die elendeste Weise dem Tode. Vierzehn Tage dauerte die Bestattung der Leichen. Man mußte große Gräber machen, in welche man dieselben massenhaft hineinwarf. Viele gefallene Franzosen waren von ihren eigenen Landsleuten sofort, und namentlich am 17. October, oft kaum eine Elle tief, eingescharrt worden, sodaß der Landmann, wenn er im nächsten Frühjahr ackerte, auf die Leichen stieß. In Folge von alle dem wurde die

Luft verpestet; dies und der hinzukommende Mangel an guten Nahrungsmitteln, sowie die geistige Aufregung bewirkten ein Nervenfieber, welches von den Einwohnern der Stadt und Umgegend viele Opfer forderte.

Obgleich die Oesterreicher und Preußen eine beträchtliche Zahl ihrer Verwundeten nach Altenburg und Halle gebracht hatten, so befand sich deren doch immer noch eine ungeheure Menge in der Stadt, und auch von allen Dörfern, wo sie einstweilen in Scheunen massenweise untergebracht worden waren, wurden sie nach Leipzig hereintransportirt. Ihre Zahl kam mit den bereits vorhandenen Kranken der gesammten damaligen Einwohnerzahl der Stadt wenigstens gleich. Oeffentliche und Privatgebäude waren schon oder wurden nun zu Spitälern eingerichtet, aber es war nicht möglich, dieselben sogleich mit allen Bedürfnissen auszustatten. Verlangte man doch von Seiten des bestellten Lazarethcomité am 22. October auf einmal 800 Krankenwärter, also die 38. Person der damaligen Bevölkerung! Es war daher — wir stimmen mit Dr. Naumann hier ganz überein — sehr ungerecht von dem an diesem selben Tag nach Leipzig gekommenen preußischen Oberarzt Reil, wenn er in einem Bericht an Minister Stein die Mangelhaftigkeit der Spitäler der Böswilligkeit der Leipziger und ihrer Behörden zuschrieb (s. diesen Bericht bei Diezmann). Es war hier die physische Unmöglichkeit sofortiger Hülfe vorhanden.

In Dr. Naumann's Buch ist ein ausführlicher und authentischer Bericht über die Leipziger Spitäler jener Zeit zu finden, verfaßt nach den Acten des damaligen Stadtphysikus, späteren Geheimrathes Clarus im Jahre 1816 vom Schreib- und Zeichenlehrer Arndt. Demzufolge ist die Anzahl der in Leipzig befindlichen Militärspitäler nach Maßgabe der Nähe des Kriegsschauplatzes sehr verschieden gewesen und hat sich vom Ausbruch des russischen Krieges 1812 bis zum Tage nach der Völkerschlacht allmählich von 1 bis auf 50 vermehrt, von dieser Zeit an aber wiederum allmählich bis auf Eines, welches bis zu Anfang des Jahres 1816 bestanden hat, vermindert. Das sogenannte Place de repos, also ein

ehemaliger Vergnügungsort (!), mit mehreren Sälen und Nebengebäuden, ist als der Stamm aller übrigen nach und nach entstandenen Militärspitäler zu betrachten, indem es von Anfang an bis zuletzt zum Aufenthalt und zur Verpflegung von Kranken gedient hat. Die in den ersten Tagen nach der Schlacht bestehenden waren an folgenden hier in alphabetischer Ordnung aufgeführten Orten: Arbeitshaus, Armenhaus, Barths Garten (auf der Windmühlenstraße), Bauhof, blaue Mütze, schwarzes Bret und großes Fürstencolleg, Boses Garten, Boses Haus (auf dem Peterssteinweg), Bürgerschule, Budenhof (auf der Zeitzer Straße, da, wo man in die alte Pleißenburg geht), Casino (Restauration vor dem Barfußgäßchen in dem jetzigen Lehmannschen Garten), Kurprinz, Crusiussches Haus auf der Holzgasse, Funkenburg (wohl die große, da die kleine durch die Brückensprengung gänzlich zerstört war), Georgenhaus, Gerlachs (jetzt Schimmels) Gut, Schloß in Gohlis, Hermanns Garten (jetzt linke Seite der Pfaffendorfer Straße), Johanniskirche, Kornmagazin, Löfflers Fabrik (auf der Gerbergasse, später dem Stadtrath Kretschmann gehörig), Fiskal Müllers Haus (an der Wasserkunst), Neue Kirche, Paulinerkirche, Peterskirche, Petersschießgraben, Pfaffendorf, Place de repos, Plenkners Haus (nachmals Kupfers Kaffeegarten), Posthorn, Ranstädter Schießgraben (jetzt großer Blumenberg), Reitbahn, Riegels Garten (auf dem Ranstädter Steinweg, Mühlgraben Nr. 1048), schwarzes Roß (auf dem Roßplatz), Rummels Garten (über der Schneiderherberge am Thomaskirchhof), Schaafhof (am Storchsnest), grüne Linde, Schloß Pleißenburg, Schmidts Garten (an der Wasserkunst, jetzt die Jänisch'schen Häuser), Teichs Garten (jetzt Schützenstraße 15), Thierbachs Garten (am Münzthor links), Thomaskirche, Thonberg (der Gasthof, die Scheunen 2c.), Vollsacks Garten (im Klitschergäßchen, jetzt Pleißengasse, wo früher das Taubstummeninstitut war), Waschhaus (wo jetzt die 2. Bürgerschule steht), Wendlers Gut (jetzt Stadt Dresden), Witzendorfs Garten (Windmühlengasse rechts, neben der „dürren Henne", dem jetzigen Bamberger Hof), Wollboden, Tuchboden und Comödien=

saal (Gewandhaus), Ziegelscheune (am Weg nach Lindenau), endlich mehrere Dorfschaften auf dem Schlachtfelde — in Summa 50. Es ist hierbei zu bemerken, daß in diesen Tagen der schrecklichsten Angst und Verwirrung die Wahl der Locale zu den Spitälern durchaus nicht von den königlich sächsischer Seits dazu angestellten Personen, sondern größtentheils vom Zufall und der Willkür der fremden Militärbehörden abhing und nur soviel als möglich von den städtischen Behörden und dem Lazareth-Comité geleitet wurde. Ebensowenig war zu dieser Zeit an eine strenge Absonderung nach den Nationen, denen die Verwundeten angehörten, zu denken, und man sah blos darauf, die Franzosen von den übrigen zu trennen, soviel es möglich war.

Als späterhin die Ordnung einigermaßen hergestellt, die Absonderung der verschiedenen Völker bewirkt und jedem Spital eine gewisse Anzahl von Chirurgen zugewiesen war, bestanden folgende Spitäler: I. Kaiserlich russische Spitäler: 1. Georgenhaus (später zum russischen Centralspitale bestimmt), 2. Petersschießgraben, 3. Bürgerschule, 4. Blaue Mütze, 5. Wollboden und Comödiensaal, 6. Bauhof und Arbeitshaus, 7. Rummels Garten, 8. Kaiserl. russisches Offizierspital im Crusiusschen Hause auf der Holzgasse; II. Kaiserlich österreichisches Spital: 9. Peterskirche; der allergrößte Theil der österreichischen Verwundeten wurde, wie oben gesagt, schon vom Schlachtfeld aus nach Altenburg gebracht, was später auch mit denen in der Peterskirche geschah, worauf dieselbe theils den Preußen, theils den ehemaligen Rheinbundstruppen, vorzüglich den Badensern, eingeräumt wurde; III. Königlich preußische Spitäler: 10. Neu-Pfaffendorf, ein neben dem Vorwerk dieses Namens im Sommer 1813 auf Kosten der Stadt ganz neuerbautes massives und zur Aufnahme von ungefähr 4—5000 (soll vielleicht heißen: 4—500?) Kranken eingerichtetes Gebäude, 11. Armenhaus, in diesem Spital befanden sich auch die kranken und verwundeten Sachsen, bis nach einigen Monaten die Preußen nach Pfaffendorf transportirt wurden und das Spital für die Sachsen allein eingerichtet werden konnte, 12. Johannis-

kirche, 13. Schneiderherberge (mit Franzosen untermischt); IV. Königlich schwedisches Spital: 14. Posthorn, es hat dies Spital nur bis zum 18. Februar 1814 bestanden, worauf die Kranken, für welche von ihren Behörden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gesorgt ward, nach dem Casino geschafft wurden, überdies befanden sich an diesem Orte auch einige wenige in der Schlacht verwundete Engländer; V. Französische Spitäler: 15. Place de repos (späterhin den Russen wieder eingeräumt), 16. Thierbachs Garten (später für reconvalescirende französische Offiziere eingerichtet), 17. Ziegelscheune, 18. Gerlachs Gut, 19. Neue Kirche, 20. Paulinerkirche, 21. Thomaskirche, 22. Schloß Pleißenburg, 23. Hubertusburg; es muß dies Spital aus diesem Grunde unter die Leipziger Spitäler mitgerechnet werden, weil die Chirurgen vom Director der Leipziger Spitäler angestellt und von dem Leipziger Lazareth-Comité besoldet wurden, wie anfänglich auch sogar die Oekonomie desselben von hier aus administrirt ward.

Die Gesammtsumme der vom Mai 1813 bis mit April 1815 in den Leipziger Militärspitälern Verpflegten geben die Clarusschen Acten auf 102,690 an, die der Verstorbenen auf 5587; die höchsten Monatszahlen kamen auf October 1813, nämlich 31,000 Kranke und allein vom 1.—16. October ungefähr 900 Todte. — Die nächste Folge des grassirenden Elends war, wie schon oben bemerkt, die Vermehrung der grauenhaften Epidemie (des Typhus), die schon seit Anfang Februar in Leipzig würgte und erst im Juni 1814 ganz erlosch. Clarus stellt auch für den Verlauf dieser Krankheit eine Tabelle auf, die folgende: Im Jahre 1813 die Totalsumme der Verstorbenen 3499, Anzahl der am Nervenfieber Verstorbenen 2699, Anzahl der an anderen Leiden Verstorbenen 800, Zahl der Nervenfieberkranken 13,495; im Jahre 1814 die Totalsumme der Verstorbenen 2022, Anzahl der am Nervenfieber Verstorbenen 1022, Anzahl der an anderen Leiden Verstorbenen 1000, Zahl der Nervenfieberkranken 5110; d. h. in dieser Tabelle ist ausschließlich von Leipziger Einwohnern die Rede. Den höchsten Grad hatte die Epidemie im December 1813 erreicht. — Die

Namen der Leipziger Aerzte und Wundärzte, welche neben der Spitalarbeit auch die erkrankten Städter oder nur allein diese behandelt haben, sowie die derjenigen Personen, welche bei der Administration der Spitäler angestellt waren, lese man aus den Clarusschen Acten ebenfalls bei Dr. Naumann nach.

Zur Vervollständigung des Tableaus von Leipzig in den Schlachttagen schalten wir nun noch den Bericht ein, welchen wir über die im October 1863 eröffnet gewesene Ausstellung zur Erinnerung an die Völkerschlacht im Gewandhause an ein hiesiges Blatt erstatteten.

Der „Verein zur Feier des 19. Octobers“ hatte nämlich für das Erinnerungsfest der Leipziger Völkerschlacht eine Ausstellung von allerhand Gegenständen, Ueberbleibseln und Seltenheiten aus der Zeit des großen Kampfes veranstaltet. Das zu dem Zweck ungemein günstige Local war die Stadtbibliothek im Gewandhause, und man erblickte hier an langen Tafeln, sowie den nahen Wänden, alles theils von jenem Verein selbst Gesammelte, theils von Privaten Eingelieferte übersichtlich und zu bequemer Betrachtung bei einander. Das Verdienst der Ausstellung gebührte vorzüglich den Herren Dr. Rob. Naumann, Dr. Ambr. Barth, W. Bänsch, Max Poppe, Geißler u. A.

Vom Eingang zunächst kam der Besucher an die Tafel mit Briefen aus der reichen Sammlung des Herrn Generalconsul Clauß. Es waren Handschreiben da von Kaiser Alexander, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm III., von Eugen von Württemberg, Prinz August v. Preußen, Stein, York, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Bülow, Clausewitz, Kleist v. Nollendorf, Pfuel, Müffling, Miltitz, ferner österreichischerseits von Schwarzenberg und, was die Russen anlangt, von Repnin und Prendel. Die Handschrift des Letzteren, der nach der Einnahme von Leipzig bekanntlich Stadtcommandant wurde, dürfte den Besuchern besonders

interessant gewesen sein. Er schreibt in scherzhaft zornigem Tone: „Blitz und Hagel über die Kreller'sche Fabrik, wenn ich nicht heute noch meinen Tabak bekomme, und zwar jedes Pfund in einem Paket." Von den Franzosen waren Ney, Marmont, Murat, Macdonald, Lauriston, Bertrand &c. mit Briefen vertreten; Napoleon selber fehlte. Daran schlossen sich noch verschiedene Schreiben dichterischer Zeitgenossen, so von Theodor Körner, M. von Schenkendorf, Arndt, Rückert, Mahlmann. So zierlich die Schriftzüge Arndts sind, so entsetzlich unerleserlich hat der edle Schenkendorf geschrieben.

An der Wand neben der Tafel mit den Briefen hingen die obrigkeitlichen Verordnungen und Proclamationen jener Tage, sämmtlich im Besitz des bekannten Sammlers Herrn Max Poppe. Da sah man eine noch vom 18. October datirte Bekanntmachung an die Leipziger vom General Bertrand; gleich die folgenden Tage brachten natürlich dergleichen von Seiten verbündeter Commandeure und Commissäre. Besonders drehen sich diese Verordnungen um Ein- und Ausquartierung von Soldaten, um deren An- und Abmeldung auf den Quartierbureaus, ihre Verpflegung u. s. w. Der Rath bittet z. B. aufs dringendste einen jeden Bürger, einzuschicken, was er an Leinewand zu Charpie besitze. Ein sehr kategorisch gehaltener Erlaß des Militärgouvernements befiehlt den Leipzigern sofortige Ablieferung der Waffen. Auf einer Proclamation Prendels wird betont, daß es lange nicht soviel Diebe geben würde, wenn sie nicht ihre Hehler hätten. Letztere seien besonders unter den Trödlern zu finden, welche sich jedoch *von nun* an äußerst in Acht nehmen möchten; merkte *man bei Dem oder* Jenem Unrath, so würde man „seine Bude *ihm über dem Kopf* anbrennen und ihn selber mit hineinstecken". Bekanntlich schlug Prendel als Stadtcommandant Leipzigs oft einen solchen specifisch russischen Ton an. Aber in der That mag die Dieberei und Hehlerei während und nach dem Schlachttumult groß gewesen sein.

Man gelangte darauf zu einer ganzen Suite von Porträts fürstlicher und militärischer Personen jener Zeit, ebenfalls aus dem

Besitz des Herrn Max Poppe. Auch der originelle Kopf Prendels fehlte nicht: ein rundes, rothes Gesicht mit stechenden Augen und einem martialisch in die Höhe schießenden grauen Schnurrbart. Napoleon sah man in einer Zeichnung vom Engländer Maryat, die zwei Monate vor seinem Tode gefertigt ist. Fast macht dieselbe den Eindruck einer Carricatur, so dick und beinahe unförmlich groß ist der gewaltige Kopf und so behäbig gerundet erscheint der Leib. Ueberhaupt waren Bildnisse aller Art sehr reichlich verhanden, und gar mancher Mann machte im Portrait lange nicht den Eindruck, den sein Charakter, seine Thaten hervorbringen. Ebenso gab es auch viele Darstellungen der Schlacht oder einzelner Episoden und Momente derselben. Namentlich das Gewühl vor dem Grimmaischen Thor und auf dem Ranstädter Steinweg, der Einzug der drei Monarchen in die Stadt, Poniatowskis Tod, die Sprengung der Elsterbrücke ꝛc. waren oft dargestellt. Der Werth dieser Bilder ist natürlich nicht sowohl der künstlerische als der historische. Am Meisten unter all den Malereien besitzen den ersteren noch die Straßbergerschen Landschaftsblätter, welche jetzt Eigenthum des Vereins zur Feier des 19. Octobers sind. Wir erblicken da die Umgebungen Leipzigs, wie sie damals gestaltet waren, und im Vordergrunde stets irgend welche kriegerische Staffage. Die Composition und Ausführung mancher dieser Blätter ist gar nicht übel.

Auch jene alten englischen Kupferstiche waren ausgestellt, welche Napoleon so in Harnisch gebracht haben sollen, als er vor der Schlacht die Vettersche Villa in Reudnitz bewohnte: sie zeigen Momente aus dem Leben Ludwig XVI., u. A. seinen Gang zum Schaffot. — Von Oelgemälden erblickte man z. B. ein Bild des Königs von Sachsen von Graff, sowie das Portrait Theodor Körners in Uniform (Kniestück), ein Werk seiner Schwester und jetzt im Besitz der Wendlerschen Familie zu Leipzig.

Noch einen dritten und gleichfalls sehr hervorragenden Beitrag lieferten die Sammlungen des Herrn Max Poppe zur Ausstellung: eine Suite von 76 Carricaturen auf Napoleon aus der Zeit nach

seiner Besiegung. Sie sind kulturhistorisch und sittengeschichtlich im höchsten Grade interessant, wenngleich sie auf keinen Beschauer einen erquicklichen Eindruck hervorbringen können. Die Schale des Hohnes und Spottes ergießt sich hier über den verhaßten Tyrannen erst, nachdem er zu Fall gekommen und nicht mehr Furcht einzuflößen vermochte. Die Witze auf diesen möglichst grell gezeichneten und grell gemalten Blättern sind ungeschlacht, roh, ja widerlich. Am häufigsten ist Napoleons Höllenfahrt dargestellt, sei es nun, daß er mit den Haaren herbeigeschleift wird, oder ein Teufel ihm als Pferd dient, oder der Fürst der Bösen ihn z. B. mit den Worten empfängt: „Ich selbst hätte an Ihrer Stelle nicht mehr thun können, als Sie" u. s. w. Auch als Cartesianisches Teufelchen sehen wir den Gewaltigen und ein Kosak spricht zu ihm: „Sieh einmal, wie Du Dich in die Enge zurückgezogen." Wellington hat den kleinen Bonaparte auf seiner Hand sitzen und tractirt ihn mit Nasenstübern. Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen benutzen ihm als Ball beim Ballspiel. In einer Menagerie wird er als „blutdürstiges Raubthier" gezeigt. In der „neu eröffneten Leipziger Barbierstube" zapfen ihm die Gesellen das Blut ab und schinden ihn. Er trägt einen Bock auf der Schulter und spricht: „Diesen habe ich in Rußland geschossen." Als Nußknacker quält er sich vergeblich, eine Nuß mit der Aufschrift „Leipzig" zu knacken. Auf St. Helena wird sein Geburtstag in Ermangelung anderer Untergebenen von den Ratten und Mäusen der Insel festlich begangen. Sein Denkmal steht auf einem hohen Piedestal von lauter Todtenköpfen und Gebeinen.

In großer Menge fanden sich Waffen und allerhand Armaturstücke, Flinten, Pistolen, Säbel, Dolche, Sappeurbeile, Helme, Tschakos, Panzer, Tornister, Patrontaschen, Feldflaschen u. s. w. Meist wurden diese Gegenstände auf dem Schlachtfelde oder in den Straßen der Stadt herrenlos, während der Tage gleich nach der Schlacht, gefunden, oder auch von den Besitzern ihren Quartiergebern in Leipzig als Andenken und Geschenk zurückgelassen. Ein altes Beduinengewehr z. B., das ein französischer Chasseur

mit aus Egypten brachte, hat derselbe dann hier seinem Wirth zur Erinnerung gegeben. Eine andere Flinte, deren Kolben fast versteinert und deren Lauf ganz und gar verrostet, fand man erst im Jahre 1862 noch beim Bauen der Waldbrücke unweit des Rosenthals in der Erde. Die Säbel, welche auslagen, zeichneten sich vor den jetzt gebräuchlichen insgesammt durch ihre Länge und Schwerfälligkeit aus. Ungemein zahlreich waren ferner noch kleine Einzelheiten der Uniform vorhanden, wie Knöpfe, Troddeln, Epaulettfransen, Messingbeschläge, Regimentsnummern u. s. w.

Den Schluß der ebenso unterhaltenden als lehrreichen Ausstellung bildeten eine Menge Curiosa und Reliquien der allerverschiedensten Art. Wir wollen nur Einiges erwähnen: Den Stuhl, auf dem Napoleon saß, als er auf seiner Flucht aus der Stadt am 19. October mehrere Nachmittagsstunden in der Lindenauer Mühle Rast machte, ein paar Hufeisen vom Schimmel des Kaisers, einen Dolch aus dem Besitz des Leibmameluken Rustan, einen Löffel aus der Feldküche Napoleons (mit N. und „Voyages“ bezeichnet), ein Stückchen Kattun aus den Flammen geretttet, denen während der Continentalsperre auch hier englische Waaren geopfert wurden, eine Anzahl Quartierbillets und Quittungen über empfangene Verpflegungskosten oder abgelieferte Steuern zur Tilgung der außerordentlichen städtischen Lasten und Kriegsschulden, eine russische Knute, Bogen und Pfeile von Kalmücken und Baschkiren, eine Congrevesche Rakete, das Trinkgeld, welches der Thomasthürmer in jenen Octobertagen von fremden Besuchern des Thurmes (d. h. natürlich fremden Offfzieren) empfing, den Leichenzettel der Schlachtwoche, woraus zu ersehen, daß selbst am 18. und 19. October Leute beerdigt wurden. Welch Begräbniß aber mag es gewesen sein, so mitten im Schlachtgetümmel, während der Kirchhof über und über voll war von Todten, Verwundeten und Gefangenen! Der Schlüssel der Stadt, welchen der Magistrat nach der Uebergabe den verbündeten Monarchen überreichte, war wenigstens in getreuer Abbildung zu sehen. Auch einige alte Uniformen fehlten nicht, ein grauer Mantel z. B., der lebhaft an das „Schier drei-

ßig Jahre bist Du alt" erinnerte, sowie der Rock eines damaligen Leipziger Stadtsoldaten. Endlich gewahrte man verschiedene an Orten der Stadt eingeschlagene Kanonen- und Flintenkugeln. Von ersteren war eine da, welche sich hoch oben auf dem Thomasthurm einnistete, ohne weiter zu schaden, mehrere der Letzteren gewahrten wir noch im Holz von Bäumen sitzen, welche erst im Frühjahr 1863 auf der Lindenauer Chaussee, auf der Strecke von der Funkenburg bis zum ehemaligen äußeren Frankfurter Thore gefällt wurden.

Obwohl die mannigfachen Proclamationen, die der Occupirung Sachsens vorher gegangen waren, ganz andere Resultate hoffen ließen, so wurde doch, nach der Entfernung des Königs, Sachsen als ein erobertes Land betrachtet und von den verbündeten Mächten für das Königreich und die unter gleichem Verhältniß schwebenden Fürstenthümer ein oberstes Verwaltungsdepartement angeordnet, dessen Bestimmung und Streben es sein sollte, die Hülfsquellen der verschiedenen Länder zu benutzen, um Deutschland von seinem bisherigen Joche zu befreien.

Als höchste Behörde und Mittelpunkt aller Militär- und Civil-Administration für Sachsen ward der russische Fürst Repnin mit monatlich 1000 Thalern Gehalt zum General-Gouverneur bestellt; er nahm seinen Sitz in Leipzig. Die Polizei leitete der russische Obrist Rosen, ein anderer russischer Obrist, Prendel (wie wir schon wissen) ward Stadtcommandant.

Nachdem das Schlachtfeld geräumt, die ersten Bedürfnisse befriedigt und am 31. October in der zum Gottesdienst noch allein tauglichen Nicolaikirche ein Dankfest gehalten worden war, das Abends mit einer anbefohlenen Erleuchtung der Stadt schloß, ging es an ein eifriges Regieren und Geld, sowie Soldaten waren die die erste und hauptsächlichste Sorge des neuen Gouvernements. Bis in den März 1814 wurden 18,000 Mann Linie nach Belgien

geschickt und unter Thielemanns Befehl gestellt, ja, man vermehrte diese Zahl noch durch ein Banner Freiwilliger von 3000 Mann, zu deren Ausrüstung im Rausche des Patriotismus selbst Frauen ihren Schmuck darbrachten, Kinder ihre Sparbüchsen öffneten. Daneben befahl man noch die Errichtung einer Landwehr von 20,000 Mann, welche aus allen Wehrhaften im Alter von 18—45 Jahren rekrutirt ward und zu welcher man nicht selten sogar Schwache und Gebrechliche, unentbehrliche Familienväter ꝛc. aushob, wenn auch nur in der Erwartung, von ihnen Behufs ihrer Untüchtigkeitserklärung Geld zu erpressen, wovon freilich unbekannt, wessen Seckel es gefüllt haben mag.

Obwohl eine Menge Entlassungen, besonders beim Hofetat (auch der Schweizergarde), neben anderen Ersparungen 1,221,000 Thaler einbrachten, so mußte dennoch eine neue Steuer von 2 Millionen Thalern ausgeschrieben werden, wozu die Städte $^1/_4$ beizutragen hatten, und wobei man sich wenig um den Modus der Aufbringung, noch weniger um die Schuldenlast der Städte und das Unvermögen der ausgesogenen Bevölkerung kümmerte. In Leipzig ward aus der Mitte der Bürgerschaft eine Abschätzungscommission erwählt, die das Vermögen oder Einkommen jedes Einwohners zu taxiren hatte, um danach, indem man das Vermögen eines Jeden mit 5 multiplicirte, seinen Steuerbetrag festsetzen zu können. So wurden z. B. im Oktober 1814 mehrere Glieder der Kaufmannschaft einige Stunden lang auf die sogenannte Bürgerstube gesetzt, um durch diese Detentationsmaßregel von ihnen die verweigerte Unterschrift zu einer Anleihe zu erlangen.

Mit sehr wahren Farben — vom specifisch sächsisch-patriotischen Standpunkt aus betrachtet — finden wir alle diese Zustände und Verhältnisse bei Große geschildert: „Kaum können wir es begreifen, wie es in Sachsen ruhig blieb oder wie nicht wenigstens der Unmuth grenzenlos ward, wenn wir erfahren, daß die Kriegskosten und Requisitionen vom 19. October 1813 bis zum 1. März 1815 beinahe an 16 Millionen betrugen, wenn wir stets zu neuen Steuern, Zwangsanleihen, Obligationen, Holzschlägen u. s. w.

schreiten sehen; wenn bei Napoleons Wiederkehr von Elba 6 Landwehrregimenter mobil gemacht werden; wenn ein Aufstand der sächsischen Truppen bei Namur und Lüttich von Blücher am 6. Mai 1815 durch Erschießung von 7 Mann bestraft wird; wenn der König noch immer in preußischer Gefangenschaft ist und am 8. November 1814 die Landesvertretung aus den Händen des russischen Gouvernements an zwei preußische Bevollmächtigte übergeht, die es unumwunden aussprechen, daß das Königreich als solches ungetrennt an die Krone Preußen fallen werde; wenn wir auf dem Wiener Congresse 1814 ohne Zuziehung eines sächsischen Gesandten über das künftige Schicksal dieses Reiches verhandeln sehen: wir könnten, sagen wir, den Gleichmuth der Bevölkerung, in welchem Leipzig mit gutem Beispiel voranging, kaum begreifen, wenn nicht andere Dinge in die jenseitige Wagschale gefallen wären, welche uns diese Lautlosigkeit erklärten."

Zuvörderst schlage man ja die durch den Krieg erzeugte Abspannung und Sehnsucht nach Ruhe eben so hoch an, wie die Furcht vor der Gewalt, welche jetzt im Stande war, sogar den leisesten Seufzer niederzuhalten. Alsdann erwäge man, daß das Joch des kriegerischen Frankenkaisers auch in härtestem Maße auf dem Lande gelastet hatte. Man berücksichtige, daß nebenbei von der russischen Verwaltung vieles Gute geschah und daß die preußische Behörde mit aller Milde und großer Schonung zu Werke ging. Nur Einiges von ihrer Wirksamkeit, namentlich soweit es auf unser Leipzig Einfluß äußert. Eine Hülfs- und Wiederherstellungscommission hatte mit einem Fond von 300,000 Thalern, wozu noch reiche Spenden von England kamen, die Aufgabe, der inneren Noth des Landes zu steuern, und diese Maßregel gewann um so mehr die Herzen aller Unterstützten, als Jeder die Gabe für ein Geschenk und nicht für einen Vorschuß hielt. Der Handel mit England und Preußen ward wieder frei gegeben, die Elbschifffahrt wieder hergestellt, Straßen und Posteinrichtungen verbessert, den tiefgesunkenen Kassenbillets durch eine Auswechselungs-

anstalt aufgeholfen. Kunst und Wissenschaft gingen nicht leer aus. Den Abgebrannten wurden Brandkassen-, Bau- und Holzdeputate zu Theil, die Sporteln der Behörden wurden vermindert, der Grundbesitzer durfte sein Eigenthum gegen das Wild vertheidigen, die Christen der griechischen Kirche erhielten gleiche bürgerliche Rechte mit den übrigen Confessionsverwandten, die in Leipzig wohnenden Juden mußten von nun an nicht mehr, wie sonst, ihre Todten nach Dessau führen, sondern erhielten die Erlaubniß, sich einen Platz zum Friedhof zu erwerben, und kauften hierfür das nun sofort zum Todtenacker eingerichtete Land beim Pulvermagazin (jetzt die neue Universitäts-Sternwarte im Johannisthal) an.

„Solche und ähnliche Dinge — fährt Große weiter fort — ließen die Bevormundung des Landes vergessen und mit zum Theil ungeheucheltem Enthusiasmus an Festen Theil nehmen, die dem Glücke der Waffen der Verbündeten galten. So z. B. das Dankfest in den Ostertagen 1814 und am Sonntag darauf zum Gedächtniß der Siege der verbündeten Waffen jenseits des Rheins, vor Allem aber zum Gedächtniß der Einnahme von Paris. So ließ auch das Gouvernement den 18. und 19. October als Festtage zum Andenken an die Gebliebenen und zum Gedächtniß an die errungene Freiheit feiern (s. Rosenmüllers betr. Predigt). Aber Sachsen wiederholte die Feier dieser Tage nicht, wie manche andere Länder in den folgenden Jahren, weil an den Weltkampf um Leipzigs Mauern 1813 sich für dieses Land zu schmerzliche Erinnerungen knüpften und weil keine Freude in den Herzen Derer aufkommen wollte, die jener Kampf gedemüthigt und zerrissen hatte".

Wir haben am Schluß dieses Kapitels nun noch einen Blick auf Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft u. s. w. in dem Zeitraum von 1809 oder 10, bei welchen Jahren wir oben (S. 221) stehen blieben, bis mit 1814 zu werfen. Von Handel und Industrie wird

erst unser nächstes Kapitel wieder ausführlichere Mittheilungen bringen können.

Die Universität verlor 1813 eine ihrer größten Berühmtheiten: am 17. Februar dieses Jahres starb „der elegante Jurist“ Christian Daniel Erhard. Derselbe hatte hier schon seit 1782 rechtswissenschaftliche Vorlesungen gehalten, 1787 eine außerordentliche Professur und 1797 die ordentliche Professur des Criminalrechtes, sowie eine Stelle als Assessor im hiesigen Oberhofgericht sich erworben. Später war er noch Oberhofgerichtsrath, auch Domherr in Naumburg und kaiserlich russischer Collegienrath geworden. Ihn machten nicht nur seine juristischen Schriften, sondern mehr noch der Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit, die Gewandtheit seines gesellschaftlichen Benehmens und die witzigen Spiele seines reichen Geistes berühmt. Bei Anwesenheit ausgezeichneter Personen in Leipzig fiel ihm die geistige Vertretung der Stadt zu, und er übte bei solchen Gelegenheiten eine selbst über die Grenzen seiner obwohl reichlichen Einkünfte hinausgehende Gastfreundschaft; er war mit Wieland und Schiller bekannt, stand mit letzterem in Briefwechsel, war im October 1808, ebenso wie Göthe, bei der Fürstenzusammenkunft in Erfurt zugegen, wurde von beiden Kaisern empfangen und speiste beim Fürst-Primas von Dalberg zu Mittag. Als 1809 die Universität Leipzig das Fest ihres 400-jährigen Bestehens beging, war Erhard, wie wir bemerkten, die Seele dieser Feier; u. A. hatte er damals bei einer von ihm veranstalteten besonderen Festlichkeit in Klassigs Kaffeehaus Göthes Bildniß in einer tempelartigen Halle aufgestellt mit der Inschrift: Auch er ist unser!

Eine ähnliche Erscheinung, wie Erhard, bietet der Professor der Theologie Tittmann (s. oben S. 70) dar, indem auch er sich nicht nur auf wissenschaftlichem, sondern auch auf staatsmännischem, diplomatischem Bereich zu bewegen verstand. Beweise davon, daß er selbst die schwierigsten, und von seinem eigentlichen Beruf entferntesten Aufgaben mit Leichtigkeit und Erfolg zu lösen vermochte, sind seine Unterredung mit Napoleon, seine Conferenz mit Kaiser

Alexander, seine Unterhandlungen mit dem Fürsten Repnin und Wittgenstein, seine Reise nach Presburg (1814), um sich für die Erhaltung Sachsens und der Universität zu verwenden, sowie seine Anwesenheit beim Congreß in Wien, wo er die Reconstituirung des Corpus Evangelicorum, jedoch vergebens, anregte.

Aber neben Verlusten haben wir hier auch neue Erwerbungen der Universität zu verzeichnen und es möge in der Hinsicht Wilhelm Traugott Krug zuerst genannt werden. Der Ruhm dieses 1770 — zu Radis bei Wittenberg — geborenen Gelehrten war 1805 bereits ein solcher, daß er in jenem Jahre an des großen Kants Stelle als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg berufen wurde, womit er nach Kraus' Tode auch die Professur der praktischen Philosophie verband. Die Liebe zu seinem engeren Vaterlande Sachsen bewog ihn jedoch 1809, einem Rufe als ordentlichen Professor der Philosophie nach Leipzig Folge zu leisten. Hier verwaltete er unter den schwierigsten Verhältnissen während des Sommerhalbjahres 1813 das Rectorat der Universität mit Kraft und Freimuth. Bald nach Niederlegung desselben ließ der nun doch schon Dreiundvierzigjährige sich noch als Freiwilliger beim sächsischen Banner (s. oben), und zwar unter die reitenden Jäger einschreiben. Nach dem Fall der Festung Mainz nahm er seinen Abschied als Rittmeister à la suite und kehrte hierher zurück, wo er nun seine Vorlesungen wieder begann. Mehr von ihm weiter unten.

Das Jahr 1809 schenkte Leipzig aber noch einen anderen großen Mann, seinen unvergeßlichen Heinrich Gottlieb Tzschirner. 1778 geboren, hatte derselbe unsere Universität 1796 bezogen. 1800 habilitirte er sich in Wittenberg und las hier nicht nur über Theologie, sondern auch, und zwar mit großem Erfolg, über empirische Psychologie. Doch wurde seine akademische Thätigkeit bald durch ein Ereigniß unterbrochen, das der von ihm gewählten Bestimmung als Universitätslehrer während eines längeren Zeitraums eine veränderte Richtung gab. Sein schwer erkrankter Vater, welcher Oberprediger in Mitweida war, hatte die Bewilligung erhal-

ten, ihn zum Amtsgehülfen anzunehmen, und Tzschirner hielt es nun für Pflicht, dem ihm zu Theil gewordenen Rufe zu folgen. Bald nach seiner Ankunft in der Heimath verlor er den Vater und ward zu dessen Nachfolger ernannt. Doch während er sein kirchliches Amt mit gewissenhafter Sorgfalt versah, setzte er zugleich das Studium der höheren theologischen Wissenschaften fort, dessen erste bedeutende Frucht seine vom Oberhofprediger Reinhard in Dresden mit einer Vorrede begleitete „Geschichte der Apologetik" war. Das Erscheinen dieses Werkes mag hauptsächlich dazu beigetragen haben, daß Tzschirner die im Jahre 1805 erledigte vierte Professur der Theologie in Wittenberg erhielt. Seine sehr zahlreich besuchten Vorlesungen hatten hier besonders Dogmatik, Kirchengeschichte und philosophische Religionslehre zum Gegenstand, doch auch sein Ruf als ausgezeichneter Kanzelredner verbreitete sich während der Wittenberger Thätigkeit immer mehr. Im Jahre 1809 ward ihm die vierte Professur der Theologie in Leipzig übertragen. Die von ihm in der Paulinerkirche gehaltenen Predigten wurden alsbald aufs Zahlreichste frequentirt, und der allgemeine Beifall, den er als Kanzelredner nun auch hier fand, richtete endlich auch die Aufmerksamkeit des Leipziger Magistrats auf ihn. Das Weitere gehört in unser nächstes Kapital.

1810 erhielt der 1783 hier geborene und seit 1808 hier habilitirte Johann Amadeus Wendt eine außerordentliche Professur der Philosophie. Auch von ihm aber gehört das Hauptsächlichste noch nicht hierher, wie denn von seinen Schriften damals nur erst die „Grundzüge der philosophischen Rechtslehre" (1811) erschienen waren. Bemerkt sei an dieser Stelle blos noch, daß Wendt in seiner Eigenschaft als einer der Custoden der Universitätsbibliothek im Herbst 1813, unterstützt von dem damaligen Privatgelehrten Mag. Friedrich Adolf Ebert, angefangen hatte, Titelcopien von sämmtlichen in der Bibliothek befindlichen Büchern und Schriften anzufertigen, um auf diese Weise nach und nach einen bis dahin fehlenden alphabetischen Hauptkatalog zu Stande zu bringen. Durch

Eberts Weggang nach Dresden (an die dortige königl. Bibliothek) kam die verdienstliche Arbeit jedoch wieder in Stocken.

Aus dem Jahre 1811 ist zu erwähnen, daß in demselben Johann Christian August Heinroth (geboren in Leipzig selber 1773) Professor der psychischen Heilkunde, Ludwig Wilhelm Gilbert (aus Halle hierher gerufen) Professor der Physik und Chemie, sowie Carl Brandan Mollweide (ebenfalls aus Halle hierher berufen) Professor der Astronomie und Observator der Sternwarte (d. h. als solcher des 1809 gestorbenen Professor Rüdigers, welcher der erste Observator unserer Sternwarte gewesen war, Nachfolger) wurde. Des Ersteren in seinem speciellen Fach bedeutende Werke erschienen erst später, dagegen redigirte damals schon Gilbert seine „Annalen der Physik" (seit 1798) und hatte auch schon „die Geometrie nach Legendren, Simpson u. s. w. und den Alten", sowie sein „Handbuch für Reisende durch Deutschland" herausgegeben. Gilbert — um dies beiläufig zu erwähnen — gestattete in seinen „Annalen", die Göthe immer durchging, den Widersachern der Farbenlehre desselben, sich geltend zu machen, wofür sich Jener dadurch rächte, daß er die in dieser Zeitschrift angegriffenen Beobachtungen des Luftschiffers Robertson, durch beißende Anmerkungen zu dem betreffenden, auf Newtons Lehre fußenden Aufsatz, in den Nachträgen zur „Farbenlehre" vertheidigte und als richtig darstellte. Mollweide schrieb sogar ein paar besondere Schriften zur Widerlegung Göthes und Vertheidigung Newtons und wurde von Göthe als ein närrischer Mensch, so wie steifer und dünkelhafter Geselle zwar nicht sehr geachtet, aber doch mit einem eigenen Epigramm bedacht; denn als er 1805 am Pädagogium zu Halle in Göthes Gegenwart ein verständiges Kind recht tüchtig ausgescholten hatte, das auf der mit den sieben Regenbogenfarben bemalten Scheibe des Schwungrades nur das gewöhnliche schmutzige Grau sah, wo er nach Newtons Lehre Weiß gesehen haben wollte, dichtete Göthe mit wortspielender treffender Ueberschrift das Epigramm: „dem Weißmacher" (vgl. Frh. v. Biedermann). Privatdocent wurden in demselben Jahre 1811 Carl Gustav Carus (vgl. S. 66 und 180), der aber

schon 1814 (nicht 15) an die chirurgisch-medicinische Academie nach Dresden ging, sowie Friedrich August Benjamin Puchelt, der nachmals berühmte Kliniker; Friedrich Philipp Ritterich (geboren in Leipzig 1782), der treffliche Ophthalmolog, wirkte in den Zeiten der Napoleonischen Kriege hier nur erst als Spitalarzt.

1812 habilitirte sich an unserer Universität der nach mancherlei Wanderungen 1811 hierher zurückgekehrte Erfinder der Homöopathie, Hahnemann, und blieb nun eine Reihe von Jahren Docent und praktischer Arzt zu Leipzig, bis er 1820, wegen Einspruchs der hiesigen Apotheker gegen seine Gewohnheit, die Medicamente selbst zuzubereiten und zu verkaufen, unmuthig die Stadt verließ und sich nach Köthen wandte. Im hohen Alter, aber mit einer zweiten, jungen Frau, einer Französin, begab er sich schließlich (1835) noch nach Paris, wo er durch seine Kuren sich sehr viel Geld verdiente. Er starb 1843. Seine Kinder erster Ehe waren in Leipzig wohnen geblieben (verheirathet u. s. w.) und eine Tochter von ihm, Frau Delbrück, Wittwe eines Oberpostamtswirthschaftsverwalters, ist in den fünfziger Jahren, in ihrer Wohnung zu Stötteritz, das Opfer von Raubmördern geworden. — Noch Eines, was wir eigentlich schon auf S. 68 hätten erwähnen können: Das denkwürdige Jahr 1790 verlebte Hahnemann in dem jetzt Helferschen Hause auf der Burgstraße (Ecke des Preußergäßchens).

Noch Zweierlei ist bezüglich der Universität aus unserem Zeitraum zu registriren: Erstens die bedeutendste Bereicherung, welche ihrer Bibliothek je durch testamentarische Verfügung zugekommen, eine Bereicherung, die deren Bestand mit einem Male um mehr als ein Drittheil erhöhte, und welche sie empfing durch die letztwillige Bestimmung des in gewissenhafter Erfüllung seines Berufes den 8. März 1813 am Hospitalfieber verstorbenen außerordentlichen Professors der Chirurgie und Wundarztes im Jacobshospital, Dr. Johann Carl Gehler. Indem Gehler, ein in seltener Weise begabter Mann, der mit Kenntniß und Umsicht gesammelt und seine reichen Sammlungen in einem Alter von kaum 30 Jahren zusammengebracht hatte, seinen ganzen literarischen Nachlaß der Univer-

sität legirte, wurde er der erste Begründer der bei derselben bestehenden Naturaliensammlungen und erhielt durch ihn die medicinische und naturwissenschaftliche Abtheilung der Bibliothek, ja die Bibliothek überhaupt eine wesentliche Umgestaltung. Während bis dahin das Fach der Theologie an Bändezahl überwiegend vertreten gewesen war, überragte von jetzt an das der Medicin auf längere Zeit alle anderen an Umfang und Reichthum. Gegen 13,000 Bände und 6—8000 Dissertationen und kleinere Schriften bildeten die Gehlersche Bibliothek, die, von der Mutter und den Geschwistern des Dahingeschiedenen mit größter Zuvorkommenheit abgegeben und unter die specielle Aufsicht eines besonderen Custos (Dr. Puchelt) gestellt, bereits am 12. März 1814 dem öffentlichen Gebrauch zugänglich wurde. Wir bemerken noch, daß der hier in Rede stehende Professor Johann Carl Gehler ein Sohn des gleichnamigen Professors der Therapie († 1796) war, von dem wir auf S. 179 und 182 sprachen, sowie der Neffe des Physikers Johann Samuel Gehler (vgl. S. 67 und 182, † 1795, nicht 96).

Zweitens ist hier des Universitätsgerichts zu gedenken. Unter den Rechten und Freiheiten, welche der Universität Leipzig schon bei ihrer Gründung verliehen und zugestanden wurden, nahm der Sitte der Zeit nach die eigene Gerichtsbarkeit eine der wichtigsten Stellen ein. In einer Zeit, welche das besondere Leben der einzelnen Stände und Gliederungen des Volkes mit Vorliebe pflegte, erschien die Immunität von dem Einflusse fremder Gerichtsbarkeit für jeden derartigen Kreis als ein natürliches Erforderniß, und zugleich lehnten sich solche Specialgerichte an den alten germanischen Grundsatz, daß Jeder nur von seines Gleichen zu richten sei, sowie an die rechtspolitische Betrachtung an, daß nur von den Standesgenossen ein genaues Verständniß und eine umsichtige Berücksichtigung der eigenthümlichen Beziehungen und Richtungen des Standes sich erwarten lasse. Der Universität Leipzig wurde die eigene Gerichtsbarkeit schon durch die Bestätigungsbulle Papst Alexanders V. verliehen und wiederholt von den Landesfürsten und von den Bischöfen zu Merseburg bestätigt; auch die peinliche Gerichtsbarkeit

übte sie schon im 15. Jahrhundert, noch ehe ihr dieselbe vom Bischof Thilo von Merseburg ausdrücklich zuerkannt, ja, vielleicht vom Papst Sixtus IV. 1481, jedenfalls vom Papst Leo X. 1519, auf drei Tagereisen ausgedehnt wurde, welche letztere Befugniß ihr jedoch 1658 wieder entging. Compactate mit dem Leipziger Rathe (z. B. 1416, 1580, 1582, 1605, 1665, 1666 und zuletzt 30. Juni 1721) bestimmten das Verhältniß näher und sicherer. Die Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle Glieder der Universität (supposita), Lehrer, Studirende, Ausstudirte, so lange sie in der Stadt wohnten und kein anderes Forum erlangt hatten, wodurch sich der Begriff Akademiker bildete, zu denen fast Alle gerechnet wurden, die in Leipzig einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf betrieben; und wodurch sich allerdings das Band zwischen der Universität und ihren Schülern in einer Weise verlängerte und festigte, aus der für beide Theile wohlgeschätzte Vortheile erwuchsen (vgl. S. 185 f. u. 217), sowie Prof. Bülaus Schrift: „Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen Besuch der Universität Leipzig am 4., 5. und 6. August 1857“). Die erste Veränderung dieser Einrichtungen und Verhältnisse nun erfolgte durch ein Patent vom 17. Juli 1813, durch welches der Universität die peinliche Gerichtsbarkeit entzogen und dem neu errichteten Vereinigten Criminalamte, das seine Wirksamkeit über das ganze Weichbild der Stadt erstreckte, übertragen wurde. Um es nochmals zu erinnern: die Stadt Leipzig erhielt 1810 ein eigenes Polizeiamt, das in der Folge mancherlei Veränderungen erlitten hat und schon im Juni 1813 mittelst königlichen Befehls durch einen königlichen Präsidenten zu einem königlichen Polizeiamt umgestempelt ward (s. S. 228 f.).

Im Bereich der bildenden Kunst, zu der wir uns jetzt wenden, ist hier vor Allem Ein Name zu nennen: Max Speck, später Freiherr von Sternburg. „Dieser merkwürdige Mann — berichtet Frh. v. Biedermann — wurde 1776 in Gröba bei Riesa als Sohn eines Gastwirths geboren und gelangte, durch landwirthschaftliche Arbeiten gefesselt, erst nach dem Genuß des heiligen Abendmahls zu einem ordentlichen Schulbesuch, indem der ihn dazu vorbereitende Geistliche auf seine Fähig-

keiten aufmerksam wurde. Mit 20 Jahren kam er als Lehrling in ein Leipziger Handelshaus, wo er seine Mußestunden dazu benutzte, sich Kenntnisse in Erd-, Natur-, Geschichts- und Gewerbkunde, sowie in der französischen, englischen und italienischen Sprache zu erwerben, wodurch er es, und zwar immer ohne Lehrer, nach wenigen Jahren schon dahin brachte, in den beiden ersten Sprachen den Briefwechsel des Hauses zu führen. Seine Bildung vollendete er durch Reisen, bei denen er einerseits Fortschritte des Auslandes, namentlich in Schafzucht und Ackerbau, sich aneignete, andererseits die Weltereignisse geschickt benutzen lernte; danach wußte er durch großartige Verbindung der Landwirthschaft mit dem Handel ebenso wohl für das Beste ganzer Länder, wie für seinen eigenen Vortheil zu sorgen. Als Landwirth und Wollzüchter war er eine anerkannte Größe, als Rathgeber selbst von fremden Fürsten gesucht und geehrt. Mit derselben Schärfe des geistigen Auges, durch welches er das Nützliche aufspürte, und derselben Schärfe des leiblichen Auges, durch welches er mit merkwürdiger Sicherheit die Wollgattungen zu scheiden verstand, fand er auch das Schöne und erkannte er in der Kunst die Werke der Meister. Er brachte seit dem Jahre 1810 ein vortreffliche Sammlung solcher Werke zusammen und namentlich Gemälde der größeren italienischen und niederländischen Meister, die zu den besten derselben gehören. Unter die Perlen der Sammlung zählt Rafaels Johanna von Arragonien". Wir kommen auf Speck noch weiter zurück.

Auf Seite 98 sprachen wir von den Rostischen Kunstauctionen als den ersten, die in Leipzig abgehalten wurden; ihnen folgten die Weigelschen, welche bekanntlich noch heute bestehen. Johann August Gottlob Weigel, geboren hierselbst 1773, trat, nachdem er die Nicolaischule besucht hatte, bei einer Buchhandlung in die Lehre, leitete dann die Müllersche Buchhandlung und erhielt im Januar 1795 die Stelle des Universitätsproclamators übertragen, die sein verstorbener Vater bekleidet hatte. Daneben gründete er eine antiquarische Buchhandlung, was für die Folgezeit wichtig wurde, da bis dahin das Antiquariatsgeschäft in Leipzig ganz in Verfall

gekommen war; eine Frucht seiner darauf bezüglichen, über ganz Europa verbreiteten Thätigkeit war der 1807 erschienene, 1821 wieder aufgelegte Apparatus literarius. Seine vielen Verbindungen mit Gelehrten hatten schon 1797 Weigel veranlaßt, eine Verlagsbuchhandlung zu errichten und die Herausgabe griechischer Schriftsteller zu unternehmen, zu welchem Zwecke er eine kostbare Sammlung von Ausgaben und Handschriften anlegte. Ebenso werthvoll war seine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, Radirungen und Holzschnitten. Er starb 1846. Von seinem Sohn Rudolf sprechen wir später, ebenso wie von Johann Gottlob Quandt, wogegen gleich hier noch stehen möge, was Frhr. v. Biedermann über zwei andere Leipziger Kunstkenner und Forscher jener Zeit mittheilt. Diese Beiden waren Christian Ludwig Stieglitz und Christian Gottfried Hillig. Ersterer, 1756 geboren, der Sohn des ganz gleichnamigen Proconsuls und Oberhofgerichtsassessors hier, ging 1773 von der Thomasschule zur Universität über, erwarb 1776 das Baccalaureat, promovirte in der philosophischen und später in der juristischen Facultät, wurde 1792 in den Rath gewählt, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, 1823 Proconsul und 1830 in Ruhestand versetzt; er war ferner Kapitular des Collegiatsstifts Wurzen, zu dessen Propst er 1820 ernannt ward. 1836 starb er. Stieglitz beschäftigte sich mit Vorliebe und Glück mit der Zeichen- und Baukunst, und zur Förderung der letzteren, namentlich zur Aufklärung ihrer Geschichte, schrieb er seit 1786 mehrere wichtige Werke („Geschichte der Baukunst der Alten", „Von altdeutscher Baukunst" ꝛc.). Er besaß auch eine für die alte Kunst vorzüglich werthvolle Münzsammlung. Hillig, geboren 1777 hierselbst, 1805 Doctor der Rechte, 1844 gestorben, war weniger auf Ausübung seines Sachwalterberufes, als auf Pflege der Künste bedacht, welcher Beschäftigung halber wir ihn späterhin (bei Quandt) nochmals zu nennen haben werden (ebenso, wie Stieglitz).

Zu Concert und Theater übergehend, corrigiren wir zunächst einen in der Revision leider stehen gebliebenen Schreibfehler: es

mußte selbstverständlich auf Seite 195 nicht „Müllers Substitut und Nachfolger als Thomaskantor war August Eberhard Müller" heißen, sondern „Hillers Substitut und Nachfolger u. s. w." Dieser Müller ging, wie wir oben sahen, im Jahre 1810 nach Weimar, um da die Leitung der Hofkapelle zu übernehmen, und nach seinem Weggang erhielt Schicht nun auch das Amt des Cantors an der Thomasschule und Musikdirectors der beiden Hauptkirchen Leipzigs, in welchen Stellungen er, die Leitung des großen Concertes aufgebend, und so ausschließlich den neuen Pflichten sich widmend, bis zum Todesjahre 1823 seinen eigentlichsten Beruf als Lehrer und Vorstand der Kirchenmusik aufs Glänzendste und Segensvollste bewährte. Zwar sistirte er von dieser Zeit an auch den Privatunterricht im Clavierspiel und Gesang, außer daß er noch eine Weile die von ihm 1804 errichtete Singakademie dirigirte, allein um so größeren Fleiß und unermüdlicheres Streben wandte er auf Ausbildung des ihm nun anvertrauten Thomanerchores, sowie auf Vollendung jener geistlichen Tonwerke, die ihm seinen ausgedehntesten Ruf verschafft und für alle Zeiten gesichert haben. Aus früherer Periode sind in dieser Beziehung zu nennen das Oratorium: „Die Feier der Christen auf Golgatha" und der 88. Psalm, aus der späteren Zeit das geistliche Drama: „Die Gesetzgebung oder Moses auf Sinai", sein treffliches Te Deum nach Klopstock und ein anderes nach Herder zur Jubelfeier der Leipziger Universität 1809, ferner mehrere drei- und vierstimmige Choralmelodieen, neun vier- und achtstimmige Sätze zum Miserere des Leonardo Leo, die Motetten: „Nach einer Prüfung kurzer Tage", „Jesus meine Zuversicht", „Veni sancte Spiritus", „Meine Lebenszeit verstreicht" u. s. w., sodann der 100. Psalm u. a. m., wie er denn deren überhaupt gegen zweiundvierzig componirte, unter welchen sich drei zweichörige finden. Sein bestes Werk aber und dasjenige, was ihm vor Allem die Unsterblichkeit sichert, ist sein Oratorium: „Das Ende des Gerechten" mit Text von Friedrich Rochlitz. Es erschien 1822 im Druck, berührt uns also hier noch nicht.

Was die Schüler Schichts anlangt, so sprechen wir zunächst

wieder von Friedrich Schneider. Im Herbst 1810 übernahm derselbe bei der Oper Josef Secondas die Musikdirectorstelle, was ihn nunmehr seinen Aufenthalt zwischen Leipzig und Dresden zu theilen zwang. Dieser ihm lästige Umstand, sowie die Rücksicht darauf, daß jenes Amt fast gar keine Zeit zum Componiren übrig ließ, mochte in ihm nach und nach den Wunsch keimen lassen, er möge den Posten niederlegen können, und sehr froh war er, als dies dadurch bewirkt wurde, daß der Leipziger Rath ihn 1813 zum Organisten der Thomaskirche neben Schicht als Cantor machte. Von seinem Nachfolger bei Seconda vgl. weiter unten bei Theater. Der jüngere Bruder Friedrich Schneiders, Johann Gottlob Schneider, bezog die Leipziger Universität 1810 und wollte Anfangs die Rechte studiren, bald jedoch änderte er seinen Plan, und widmete sich ausschließlich der Musik, wozu ihm besonders die schon 1811 ihm übertragene Organistenstelle an der Paulinerkirche, als Nachfolger seines Bruders Friedrich (s. oben S. 197), Veranlassung gab. In demselben Jahre wurde er auch als Gesanglehrer an der Rathsfreischule angestellt. Inzwischen hatte er mehr und mehr die Orgel zu seinem Hauptinstrument gemacht und strebte jener Meisterschaft zu, die ihn später als einen der größten Orgelvirtuosen unseres Jahrhunderts erscheinen ließ. 1812 ging er sodann als Organist der Hauptkirche nach Görlitz und blieb hier, bis er 1825 den Ruf als Hoforganist an die evangelische Hofkirche Dresdens erhielt, welche Stelle er bis zu seinem Tode 1865 inne hatte. Der dritte Bruder, Johann Gottlieb Schneider, gestorben als Organist der Kreuzkirche zu Hirschberg in Schlesien 1856, verweilte nur ein Jahr als Student in unserer Stadt, um sich darauf sogleich als Musiklehrer in Bautzen niederzulassen. — Noch ist hier zu erwähnen August Ferdinand Anacker, der 1813 die Universität Leipzig bezog und an Schicht, bei dem er theoretischen Unterricht nahm, ferner an dem wackeren Organisten Riem, an dem Musikalienhändler Härtel und besonders auch an Friedrich Schneider förderude Gönner und Freunde fand. Der Letztere ward ebenfalls sein Lehrer in der Theorie, und zu den mannichfachen öffentlichen und privaten Mu-

sikaufführungen Leipzigs erhielt Anacker um so leichter und lieber Zutritt, als er mit seiner schönen Stimme gern dort mitwirkend gesehen wurde. 1822 berief ihn seine Heimath Freiberg als Cantor und Musikdirector, nachdem er schon früher in unserer Stadt Magister geworden war. 1854 starb er.

Schichts Nachfolger als Dirigent der Gewandhausconcerte wurde Christian Johann Philipp Schulz. Mit seinen Eltern war derselbe schon 1783, als 10jähriger Knabe, nach Leipzig gekommen und hatte hier die Thomasschule bis in sein neunzehntes Jahr besucht. Als Alumnus dem Chore beitretend, bildete er sich zu einem ausgezeichneten Sänger. Naturanlage und Neigung führten ihn, als er die Universität bezogen, endlich zu dem Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen, und auch sein Lehrer und Führer ward hierbei der wackere Schicht. Rasche Fortschritte befähigten ihn schon nach einigen Jahren, selber Stunden zu geben, namentlich was den Gesang betrifft, und nicht wenige der vorzüglichsten Dilettanten unserer Stadt in diesem und den nächsten Decennien waren seine Schüler und Schülerinnen. 1800 erhielt Schulz die Stelle eines Musikdirectors bei Franz Seconda und blieb in diesem Amte bis 1817. Daneben aber bekleidete er auch noch, wie wir oben mittheilten, von 1810 an die Stelle eines Leiters der Gewandhausconcerte.

Den Concertmeisterposten hatte während der ersten Jahre der Schulzschen Direction noch immer Bartolomeo Campagnoli inne; als Sängerin von 1811—16 ist zu nennen Gianetta Campagnoli (neben ihrer schon von 1808 wirksamen Schwester Albertina). — Aus dem Jahre 1809 erwähnen wir besonders hier noch die auf Heinrich August Matthäis Anregung erfolgte Einrichtung der neben den Gewandhausconcerten noch jetzt in jedem Winter bestehenden Quartettabende (die nur jetzt anders genannt werden). Matthäi (aus Dresden) hatte 1803 bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Leipzig gleich so gefallen, daß er augenblicklich im großen Orchester als Geiger angestellt wurde. Das Jahr darauf schickten ihn mehrere Gönner zur Vollendung seiner Ausbildung

nach Paris, und wie große Fortschritte er da unter Kreutzers Leitung gemacht hatte, bewies aufs Eclatanteste sein abermaliges Wirken in unserer Stadt seit 1806. Das erste jener Quartette bildeten er, Campagnoli, Johann Georg Hermann Voigt und Justus Johann Friedrich Dotzauer. Voigt war 1788 nach Leipzig gekommen und als Mitglied ins Gewandhausorchester eingetreten, hatte jedoch 1790 die Stelle eines Schloßorganisten in Zeitz angenommen, ohne freilich in diesem Amte die gehoffte Befriedigung zu finden. So kehrte er schon 1791 in unsere Stadt zurück, um die Stelle als Organist der Peterskirche und erster Violoncellist des großen Concerts zu übernehmen. 1802 ward er Organist der Thomaskirche und gestorben ist er als solcher 1811. Dotzauer kam 1805 nach Leipzig. Von hier aus schickte ihn ein Verein von Kunstfreunden 1806 nach Berlin, wo gerade der große Bernhard Romberg sich aufhielt; dieser konnte ihm aber wegen Mangel an Zeit keinen *speciellen* Unterricht geben, spielte ihm jedoch Verschiedenes vor, was Dotzauer mächtig anregte und ihn fernerhin eine ganz neue Bahn des Spiels betreten ließ. Seit 1811 lebte er als erster Cellist und kgl. sächs. Kammermusikus in Dresden. Die in Leipzig geborenen Söhne von Voigt sowohl, wie von Dotzauer, eiferten ihren Vätern rühmlich nach und wirkten eine Zeit lang auch in unserer Stadt.

Noch sei hier bemerkt: im Winter 1813—14, nach der Schlacht, erlitten die Gewandhausconcerte, wie das leicht zudenken, eine Unterbrechung. Nun zum Theater.

Wir sagten oben, daß das Secondasche Privilegium zuletzt bis 1815 verlängert worden sei. Jedoch im Jahre 1814 beschloß das während der Abwesenheit des Königs nach den Kriegsereignissen eingesetzte Gouvernement, sowohl die „privilegirte deutsche Gesellschaft", als die italienische Oper in Dresden der Verwaltung ihrer Privatdirectoren zu entnehmen und beides zu einer verbundenen Staatsanstalt zu erheben. Der mit Franz Seconda noch bestehende Contract wurde deshalb gelöst und demselben Garderobe, Bibliothek ꝛc. abgekauft. Das Schauspiel war unter ihm in der Michaelismesse 1814 zum letzten Male in Leipzig, wogegen die Oper unter Josef Seconda noch mehrere

Winter lang, bis März 1817, daselbst verblieb und dann erst sich zerstreute. Die letzte Vorstellung, welche jener gab, brachte am 14. October 1814 „Blumen auf Ifflandds Grab" (Epilog von Mahlmann, gesprochen von Madame Hartwig).

Mit Ankunft der Franz Secondaschen Schauspielergesellschaft in Dresden, nach beendigter Leipziger Michaelismesse 1814, nahm das neue Institut seinen Anfang, welches der Oberleitung der Herren v. Racknitz, v. Vieth, v. Miltitz und Körner unterstellt wurde. Zum Intendanten ernannte man den unter dem Namen Theodor Hell bekannten Schriftsteller Winkler, zum „Oekonomen" aber Franz Seconda. Indessen bewirkte die neue Organisation keine wesentliche Veränderung in den Theaterverhältnissen Leipzigs. Bisher war die Leipziger Gesellschaft von Zeit zu Zeit im Jahre nach Dresden gegangen und hatte dafür vom Hofe 10,000 Gulden Zuschuß erhalten; jetzt kam dieselbe Gesellschaft als neue Hofschauspielergesellschaft, welche auf den Anschlagzetteln nunmehr „königliche Schauspiele" ankündigte, von Dresden aus, das jetzt ihr Sitz zu nennen war, in der gewöhnlichen Zeit, d. h. während der Messen, nach Leipzig.. Die Secondaschen Mitglieder nannten sich zwar schon von 1807 an nicht mehr „Kgl. sächs. privilegirte deutsche Schauspieler", sondern „Kgl. sächs. privilegirte deutsche Hofschauspieler"; es war das aber nur ein leeres Prädicat, bis später das Theater eben wirklich Staatsanstalt wurde.

Die „königlichen Schauspiele" begannen in Leipzig am 27. März 1815 mit einem Prolog der Madame Hartwig. Der erste Anschlagzettel enthielt folgende Bemerkung: „Da jede Darstellung auf der Bühne als eine in sich geschlossene Kunstleistung angesehen werden muß, so kann es für diese Ansicht nur störend sein, wenn, wie bisher, eine dazu gehörige Person gleichsam wieder aus derselben heraustritt und die Ankündigung der Vorstellung des nächsten Schauspiels besorgt. Um diese Störung zu vermeiden, ist von heute an die Einrichtung getroffen, daß die nächsten Vorstellungen auf der Schauspiel-Anzeige (Komödienzettel) jedesmal mit benannt, auch beim Ausgange des Theaters der Name des künftigen Stückes auf eine dazu bestimmte Tafel geschrieben werden wird. Die münd-

lichen Ankündigungen von der Bühne fallen daher künftig weg. Intendanz der königlich sächsischen Theater."

Das Personal der Hofschauspielergesellschaft bestand aus den Herren Bösenberg, Burmeister, Christ, Drewitz, Geyer, Häcker, Haffner, Hellwig, Hermann, Julius, Kanow d. Ae. u. J., Künzel, Metzner, Müller, Schirmer, Schröter, Schwarz, Sommerfeld und Zwick, sowie den Damen Drewitz, Hartwig, Krickeberg, Schirmer, Schubert, Emilie und Julie Zucker. Mehrere von ihnen haben wir schon oben (S. 120 ff.) erwähnt, da sie von der Secondaschen Truppe zu den „königlichen Schauspielern" traten (Christ, Bösenberg, Frau Hartwig). Noch sind nun hervorzuheben: Friedrich Burmeister (der aber ebenfalls schon, seit 1810, dem Secondaschen Unternehmen angehört hatte, ein trefflicher Darsteller ernster Väter und feinkomischen Rollen), Ludwig Heinrich Christian Geyer (auch geschickter Porträtmaler und Dichter des hübschen Lustspiels: „Der Bethlehemitische Kindermord"), Hellwig (berühmter „Hamlet"), sowie Reinhold Friedrich Julius (ein pseudonymer Name, da Julius ein Angehöriger des Kleistschen Adelsgeschlechts war; er hatte in seiner Blüthezeit als Held und Liebhaber bedeutenden Ruf, erst Emil Devrient brachte ihn später in Vergessenheit, und seitdem lebte er, um das Theater sich nicht im Geringsten mehr kümmernd, verbittert und menschenscheu noch viele Jahre in Dresden, bis er endlich, ein hochbetagter Greis, 1860 Hand an sich selber legte). In Bezug auf die Damen erwähnen wir hier noch, daß die Töchter von Christ durch ihren Vater ebenfalls für die Bretter erzogen wurden und lange Zeit beliebte Mitglieder der Secondaschen Gesellschaft in Leipzig waren. Bei der Gründung des Dresdner Hoftheaters gingen auch sie zu demselben über. Besonders ist hier die ältere, Friederike, zu nennen, die spätere Frau Schirmer. In ihrer Jugend mußte sie als eine der besten Darstellerinnen für muntere, wie sentimentale Liebhaberinnen gelten, und hat sie Tieck in seinen „dramaturgischen Blättern" 2c. oft ungemein gelobt (ebenso wie Julius u. A.). Was endlich die oben genannte Frau Krickeberg anlangt, so war sie ebenfalls eine Tochter der Sängerin Franziska Romana Koch, d. h. ältere Schwester der auf S. 122

erwähnten Sophie und Marianne Koch. Sie hatte in Leipzig neben ihrer Mutter schon unter Seyler gespielt, mit dem die Familie aus Gotha dorthin kam. Nicht ungerechter Weise galt Frau Krickeberg als eine in ihrem Fache ganz vorzügliche Künstlerin.

Von Gästen, welche in diesen „königlichen Schauspielen" zu Leipzig während der Jahre 1815 und 16 (um dies gleich auch noch mitzunehmen) auftraten, sind vor Allem zu nennen: Ludwig Devrient (nunmehr unter seinem wirklichen Namen), ferner das Ehepaar Costenoble, Julius Weidner, Herr und Madame Eßlair, sowie der Komiker Wurm. Auch Josef Seconda führte in seiner Oper noch einige berühmte Gäste vor, so namentlich die damals erst 16jährige, reizend erblühende Johanna Eunike, spätere Gattin des Berliner Malers Krüger) und den großen Tenoristen Franz Wild. Bei Franz Seconda — um das nachzutragen, d. h. um an das auf S. 201 Gesagte weiter anzuknüpfen — waren 1811 wieder Herr und Mad. Wolff, sowie Bayer (Vater der Bayer-Bürck) und Anschütz erschienen, 1812 Stromeyr, der berühmte Weimarer Bassist, Unzelmann d. J., Oels, Mad. Klingestein, Rebenstein und das Ehepaar Bethmann (theils auch zum zweiten Male schon), endlich 1814 nochmals Hr. und Mad. Wolff, sowie Hellwig. Allein das Kriegsjahr 1813 also machte die Ausnahme, daß es keine Gäste brachte. Während desselben kam Franz Seconda wegen der Unruhen, die bereits begonnen hatten, Anfangs gar nicht nach Leipzig und spielte später in Teplitz; Josef Seconda, der schon seit dem Herbst 1812 da war, blieb, konnte aber selbst in der Ostermesse bereits nicht täglich Vorstellungen geben. Am 22. August fing endlich Franz die seinigen an. In den Tagen der eigentlichen Schlacht waren dieselben natürlich unterbrochen; nach dem Kampfe quartierten sich Soldaten der Verbündeten ins Theater, bis es von ihnen wieder geräumt und am 22. October mit Wolffs „Cäsario" (eine merkwürdige, ja unwürdige Wahl freilich) neu eröffnet wurde.

Noch Eines: Ersatzmann für Friedrich Schneider im erledigten Musikdirectoriat bei Joseph Seconda in Leipzig (s. S. 311) wurde der geniale, doch auch höchst bizarre Dichter Amadeus Hoff-

mann, früher schon Rath bei der Regierung in Warschau, später jedoch, als er durch den Einmarsch der Franzosen 1806 diese Stelle verloren hatte, Musikdirektor am Bamberger Theater. Aber schon nach kurzer Zeit erfolgte zwischen Seconda und Hoffmann eine so plötzliche und heftige Entzweiung, daß dieser augenblicklich seiner Wege ging. Da dirigirte denn am Abend unser Schneider wieder einmal die Oper, und zwar ohne Probe, doch es glückte trotzdem Alles, „wahrscheinlich da sich Jeder rechte Mühe gab, und aus Freude darüber, daß sie den Tollkopf, der Keinen ungeschoren ließ, nicht mehr zu fürchten brauchten.“ Hoffmann lebte nun die nächsten Monate privatisirend in unserer Stadt, erkrankte aber gerade damals gefährlich an der Gicht. Mittlerweile ward die Leipziger Schlacht geschlagen. Einige Wochen nach derselben, während welcher ihn Niemand gesehen hatte, suchte einer seiner Bekannten ihn auf. Er fand den Sonderling „in einem der ärmlichsten Zimmer eines der geringsten Gasthöfe“ (im „goldenen Herz“ auf der Fleischergasse), nicht gegen Kälte verwahrt, die Füße von der Krankheit gelähmt, vor sich aber eine Tafel liegen habend, die er mit Caricaturen auf die „verwünschen Franzosen“ füllte. Es sind das vielleicht auch mit einige jener damals zu Tausenden verkauften Blätter gewesen, von denen auf S. 295 die Rede. Anfangs 1814 trat Hoffmann wieder in preußische Dienste (beim Kammergericht in Berlin).

Nur noch weniger Einzelheiten haben wir schließlich Erwähnung zu thun. Wir sprachen schon verschiedentlich vom „Verein zur Feier des 19. Octobers“ und kommen jetzt auf dessen Gründung zu sprechen, die uns Dr. Naumann im Vorwort seines Buches über die Völkerschlacht, selbstverständlich mit vollster Authenticität, erzählt hat. Nachdem die verbundenen Mächte im Jahre 1814 den Rhein überschritten und den Feind Deutschlands zum Frieden von Paris genöthigt hatten, und nun unter freudigen Erwartungen der Jahrestag der großen Völkerschlacht und der Tag der Errettung Leipzigs herannahte, entschlossen sich mehrere angesehene Bürger der Stadt, diesen wichtigen Tag durch ein Fest zu feiern, an welchem Männer aus allen Ständen Antheil nehmen könnten. Es wurde

am 19. October 1814 ein Mittagsmahl im Saale der großen Funkenburg veranstaltet, welches sich an die kirchliche Feier anschloß, die von dem damals Sachsen verwaltenden russischen Gouvernement angeordnet war. Zu diesem Festmahl wurden sowohl die russischen Behörden, an ihrer Spitze der Generalgouverneur Fürst Repnin, ferner alle Behörden der Stadt, die königlichen Beamten, die Geistichkeit u. s. w., wie auch die angesehensten Mitglieder jedes Standes, besonders die Obermeister aller Handwerke mit ihren Frauen eingeladen, so daß eine Gesellschaft von etwa 400 Personen sich zusammenfand. Damit kein Rang und Stand sichtbar wurde, loosten sämmmtliche Männer und Frauen, wo sie bei Tische sitzen sollten. Fürst Repnin sprach in französischer Rede (die von Mahlmann sogleich übersetzt wurde) seine Gesinnung gegen die Anwesenden und seine Wünsche für die Stadt und Bürgerschaft aus, und seinem Trinkspruche folgten viele andere in gebundener und ungebundener Rede. Namentlich wurde ein Toast auf den in der Gefangenschaft befindlichen König Friedrich August mit größter Begeisterung vernommen. Alle Trinksprüche aber ließ Stadtcommandant Prendel mit seinen russischen Kanonen begleiten. An diesem Tage wurde beschlossen, den 19. October alljährlich festlich zu begehen. Der unglückliche Ausgang, welchen die Angelegenheiten Sachsens gegen die allgemeine Erwartung nahmen, trat freilich der Wiederholung der Feier im Jahre 1815 entgegen. Das Weitere gehört dann einer späteren Zeit an.

Daß das russische Gouvernement im Jahre 1814 auch den Angehörigen der griechischen Kirche das Recht schenkte, welches die römisch Katholischen, wie wir oben (S. 207) sahen, seit dem Tilsiter Frieden schon genossen, das Recht, Leipziger Bürger zu werden, ist bereits mitgetheilt.

Ueberhaupt ist zu sagen, daß das russische Gouvernement es mit der Stadt wenigstens in so manchen Einzelheiten gar nicht so sehr übel meinte, wenn auch in den Bekanntmachungen und Erlassen Prendels durchaus nicht sächsisch gemüthlicher, sondern ein etwas an die Knute erinnernder Ton vorherrschte. Wir gaben davon schon ein Pröbchen und hier stehe noch ein zweites. Prendel erließ z. B.

am 20. Dezember 1813 folgende Bekanntmachung: „Ich ersuche Jedermann ohne Ausnahme nach Stand und Gebühr, sich im Theater alles Lärmens und Pochens zu enthalten, das gesellschaftliche Vergnügen nicht zu stören, beim Applaudiren sich nicht zu übernehmen, auch dürfen keine kleinen Kinder in diese Gesellschaft gebracht werden". Und am 1. März 1814 folgte dann noch eine „Theater-Erinnerung": 1) Sobald die Gardine aufgezogen wird, hat die äußerste Ruhe zu herrschen, Niemand männlichen Geschlechts darf Mütze oder Hut auf dem Kopf behalten; 2) auf die Bühne, in die Garderobe, hinter die Coulissen darf Niemand kommen; 3) während dem Act, wenn Jemand aus dem Parterre oder aus der Loge gehen will, so hat selbiges mit aller Bescheidenheit zu geschehen, das rasche Zuschlagen der Thüren, der Logen, das unbescheidene Auftreten wird der Bescheidene für sich unterlassen; 4) überhaupt empfehle ich Jedermann jene Theater-Gesetze, welche in allen Theatern von Europa die nämlichen sind."

Doch sei dem, wie ihm wolle, die Stimmung der Bewohner Leipzigs hob sich nach der Schlacht sobald als möglich wieder, und die ihnen angeborene Heiterkeit, Vergnügungssucht und Gastfreundlichkeit suchte und fand rasch Gelegenheit, in Musik und Tanz, Schmäuschen, kleinen Bällen, durch das fremde Militär noch pikanter gemacht, u. dgl. m. sich neu zu äußern. —

Unser letztes Augenmerk auf jene Jahre muß leider einem Verbrechen gelten. Zu Anfang des Jahres 1812 erregte ein Mordanfall in Leipzig, auf den hochbejahrten Kaufmann Schmidt, Eigenthümer eines Hauses in der Grimmaischen Straße, die allgemeine Aufmerksamkeit, und um so schreckhafter war der Eindruck auf die Bewohner der Stadt, als, aller Nachforschungen ungeachtet, der mysteriöse Thäter unentdeckt blieb. Schmidt starb nach einem schmerzhaften Krankenlager in Folge des Mordanfalls; gestohlen waren ihm elf Leipziger Stadtobligationen, zusammen im Werthe von 3000 Thalern.

Und siehe da — im Februar 1813 erregte ein neuer Mord, abermals in der Mitte der Stadt (im Hause Neumarkt Nr. 33, 4 Treppen) an einer friedlichen Bewohnerin, der 75jährigen Wittwe

des Briefträgers Kunhardt, verübt, allgemeines Entsetzen. Etwas zu rauben, war freilich hierbei dem Thäter nicht gelungen. Auf wem jedoch lenkte sich der Verdacht, diese neue Unthat, ebenso wie die frühere, begangen zu haben? Man denke: auf einen Diener des Wortes Gottes, auf den im Jahre 1764 zu Stanko in der Niederlausitz geborenen Johann Georg Tinius, der seit 1809 Pfarrer zu Poserna bei Weißenfels war. Bisher ein ganz unbescholtener Mann, hatte derselbe eine unbezwingliche Leidenschaft, Bücher zu sammeln; seine Bibliothek soll gegen 60,000 Bände enthalten haben, und um dieser Manie noch ferner fröhnen zu können, wurde er endlich gar zum todeswürdigen Verbrecher. Er brauchte Geld zu immer neuen Ankäufen und Raubmorde sollten ihm es verschaffen.

Nachdem die vorläufige Untersuchung ein Jahr gedauert, fiel das am 26. März 1814 publicirte Erkenntniß des Schöppenstuhls zu Leipzig dahin aus: daß wider Tinius mit der Inquisition gebührend zu verfahren sei. Dies Erkenntniß hatte verfassungsmäßig die Entsetzung des Tinius von seinem geistlichen Amte und Uebergabe an den weltlichen Richter zur Folge. In aller Feierlichkeit erfolgte die Amtsentsetzung am 31. März 1814 in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Behörden Leipzigs und im Beisein zahlloser Zuschauer in der Nicolaikirche. Es war einer der furchtbarsten Akte, die neuerer Zeit in einer protestantischen Kirche begangen wurden. Superintendent Rosenmüller, den sein Amt zu dieser traurigen Handlung berief, hat seine dabei gehaltene Rede besonders herausgegeben. Als dem Angeschuldigten vom Kirchenwärter Priesterrock und Halskragen abgenommen worden, überlieferte ihn der Frohnvoigt als einen Laien dem weltlichen Gerichte zur weiteren Fortsetzung der Untersuchung. Das endlich am 23. Januar 1823 herausgekommene Urtheil 2. Instanz (Poserna war mittlerweile preußisch geworden u. s. w.) lautete auf 10 Jahre Zuchthausstrafe. Gestorben ist Tinius erst in den vierziger Jahren, als Versorgter seiner früheren Gemeinde (s. den ganzen Proceß im 4. Bande des „neuen Pitaval".

Siebentes Capitel.

Leipzigs Restaurationsperiode (1815—1830).

Mit dem Anfang des Jahres 1815 traten, wie wir bereits erwähnt haben, an die Stelle der russischen Behörden in Sachsen preußische; so zog denn auch aus Leipzig Fürst Repnin, der bisherige Generalgouverneur des Landes, sowie Prendel, der bisherige Stadtcommandant, ab, nachdem letzterem der hiesige Magistrat noch das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte. Repnins Wohnung war „Königshaus", diejenige Prendels das Eckoldsche Haus am Markt (die jetzige Kaufhalle), wo einst auch Thomasius wohnte, gewesen.

Mit täglich gesteigerter Erwartung sah jetzt das Land den Dingen entgegen, die da kommen sollten, und endlich mußte man erfahren, daß am 18. Mai 1815 auf dem Wiener Congreß ein Vertrag in Form eines Friedensschlusses mit Sachsen zu Stande gekommen war, in welchem der König für sich und seine Nachkommen nicht nur auf das Herzogthum Warschau, sondern auch auf die ganze Niederlausitz mit Cotbus, den ganzen Thüringischen und Neustädter Kreis, den Kurkreis mit Barby und Gommern, das Fürstenthum Querfurt, das Hennebergische Land, Stücke der Oberlausitz, des Meißner und Leipziger Kreises, das Mansfeldische Land und den größten Theil der Stifter Merseburg, Naumburg und Zeitz, kurz 367 Quadratmeilen, also beinahe auf drei Fünftel seines Gebietes verzichten mußte. „Das war ein Riß — schreibt der patriotische Große —, der einen allgemeinen Schrei des Entsetzens verursachte. Vor Allem aber fühlte sich Leipzig ins Herz getroffen, fühlte sich von fast drei Seiten durch die Klauen des über die nahen Grenzen herübergreifenden schwarzen Adlers gepackt, fühlte sich von manchem Bedürfnisse, z. B. Holz, gänzlich abgeschnitten, fürchtete durch das preußische Zollwesen seinen Handel bedroht. Mit einer wahren Wehmuth und Begeisterung wurde der am 7. Juni 1815 von Schwedt bei Berlin zurückkehrende König empfangen, sogar die

Leipziger Studenten eilten nach Dresden und brachten dem Monarchen einen Fackelzug. Mit wirklicher Liebe und freudiger Aufopferung erhellte am Abend des 18. Juni auch unsere Stadt ihre Straßen und Häuser, dem frohen Ereigniß zu Ehren, und als am Beginn des November der hartgeprüfte Landesvater in Leipzigs Mauern erschien, um die russische Kaiserin auf einer Durchreise zu bewillkommnen, da drängte sich Jeder heran, in den Zügen des Vielgeprüften zu lesen, welchen Eindruck die zwei harten Jahre der Abwesenheit aus der Mitte seiner Kinder auf ihn gemacht haben möchten."

Jedoch die Zeit der ersehnten Heimkehr des geliebten Königs war zugleich die des Eintrittes der Herstellung von den Nachwehen des Krieges und der Napoleonischen Despotie. Wer vier Jahre nach der Schlacht Leipzig besuchte, konnte sich der Stadt als eines aufstrebenden Ortes wieder erfreuen.

In den zertretenen Gärten und auf den niedergehauenen Anlagen sproßte eine neue Vegetation hervor, sodaß bald nur der, welcher jene Anlagen schon früher gekannt hatte, die alten ehrwürdigen Bäume vermißte, die der darbenden Soldateska hatten zu Wachtfeuern dienen müssen. Die Gärten, eine so herrliche Zierde des einstigen Leipzig, erhielten ihre Umfriedigung wieder und gelangten nochmals zu ihrer vorigen Bedeutung und Berühmtheit. So vor Allem der Richtersche Garten, durch welchen ja auch die Retirade der Franzosen über die denselben begrenzende Elster gegangen war. Er kam 1815 in Besitz des Bankiers Christian Wilhelm Reichenbach, der ihn durch sehr beträchtliche Summen zu dem sehenswürdigsten Garten Leipzigs, vielleicht auch vieler anderer Städte, umwandelte. Tausende von Fremden haben denselben seitdem schon des Denkmals wegen besucht, das an den edlen Fürsten Poniatowsky erinnerte. Eine hervorragende Zierde und Merkwürdigkeit darin war auch das Japanische Haus, dessen Wände von außen mit 16,000 weißen und blauen Meißner Porzellantafeln überkleidet waren, von denen jede zwei Groschen gekostet hatte. Dies Häuschen steht (als einziger Rest des nun parzellirten

Gartens) zwar auch heute noch, doch ist sein Zustand leider ein durchaus ruinenhafter. Auf gleiche Weise restaurirte sich der gänzlich vernichtete Löhrsche Garten und dem Beispiele beider folgten auch die schönen freundlichen Gärten auf der östlichen Vorstadtseite, durch welche die Preußen und Russen eingedrungen waren, um die darin hausenden Franzosen zu vertreiben (die Milchinsel u. s. w.). In Bezug auf Löhrs Garten stehe hier noch Folgendes: Derselbe war schon immer in einem so vornehmen Styl gehalten, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn der Herzog von Padua (als Gouverneur Leipzigs im Jahre 1813) sich darin einzuquartieren begehrte. Der Sohn des Gründers, der jüngere Bankier Löhr, war Ende April desselben Jahres gestorben und seine Wittwe, die 1768 geborene jüngere Tochter des Kupferstechers Bause, Juliane Wilhelmine, erklärte, daß sie ihr Haus dem Herzog einzuräumen nicht Willens sei. Dieser ließ ihr jedoch sagen: sie möge bedenken, daß von ihm Wohl und Wehe Leipzigs abhänge, und so wich sie der Gewalt, verließ aber nicht nur das Haus, sondern auch Leipzig, und begab sich nach Weimar, ihre Eltern und Tochter mit sich nehmend. Der Vater (vgl. S. 96) starb dort im Jahre 1814, die Tochter, Juliane Henriette (1794 geboren), vermählte sich ebenda, und noch in demselben Jahre, mit dem großherzogl. Bibliothekar Johann Georg Keil, und beide siedelten als jung verehelichtes Paar wieder nach Leipzig über, wo sie nun alsbald die Restaurirung des väterlichen Gartens sich angelegen sein ließen.

Vor Allem aber wandte die öffentliche Verwaltung ihr erstes und besonderes Augenmerk auf Wiederherstellung der Schulen, Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bürgerschule, die seit November 1813 ihren Unterricht in einigen Privatlocalen ertheilte, ward in der Mitte des Juni 1814 ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben — vgl. „Cantate (von Krummacher und Harder), dem Herrn Oberhofgerichtsrath Dr. Siegmann als Vorsteher der Bürgerschule gewidmet, wegen Wiederherstellung des Schulgebäudes im Monat Juni 1814" — obwohl ihr rechter Flügel erst 1825 ausgebaut und dadurch die Anstalt zweckmäßig

erweitert werden konnte. Das Arbeitshaus für Freiwillige, das ebenfalls Kranken und Blessirten hatte zum Asyl dienen müssen, und dessen Institut einstweilen in einen Garten verlegt worden war, wurde am 20. November 1814 wieder eingeweiht. Auch aus der äußerlich unbeschädigt gebliebenen Johanniskirche verschwanden bald alle Spuren des Lazarethes und sie feierte am Neujahrstag 1815 die Rückkehr zu ihrer heiligen Bestimmung. Der Gottesacker erschien gleicher Weise wieder in seinem „feierlichen Friedenscharakter", wie Große sich ausdrückt, und nur die zahllose Masse neuer Gräber erinnerte an die ungeheuren Menschenopfer, die Krankheit und Krieg hingewürgt hatte. In der Thomaskirche, die ihre doppelte Verwendung, 1806 zu einem Magazin und 1813 zu einem Spital, innerlich ganz verunstaltet hatte, ward am Sonntag Reminiscere des Jahres 1815 zum ersten Mal wieder Gottesdienst gehalten (vgl. „Dr. J. G. Rosenmüllers Predigt bei der Einweihung der Thomaskirche"); in der Georgenhauskirche aber geschah dies erst am Trinitatisfest 1816, und in der Peterskirche sogar erst den 1. Adventssonntag desselben Jahres. Die Neukirche, welche 1806 in ein Gefängniß für eingebrachte Preußen, 1813 in ein Lazareth verwandelt worden, wurde nebst der Universitätskirche am spätesten restaurirt. Der erste Gottesdienst in letzterer fand am Reformationsjubelfest 1817 wieder statt. Der Grund einer so verzögerten Wiederherstellung der Paulinerkirche war die beabsichtigte innere Erneuerung und Verbesserung des Gebäudes, wozu es immer am Gelde mangelte, bis die wohlgesinnte Einwohnerschaft ein Capital von 11,000 Thalern zur Restaurirung des altehrwürdigen Tempels vorschoß. Das Altarblatt, welches die Kirche bei dieser Gelegenheit erhielt, ist — nach Dolz — von einer im Innern vorgefundenen weißen Marmorplatte, die Seiten aber sind von einem Stücke echt genuesischen Marmors gefertigt. Ein ehemaliger Herzog von Weißenfels hatte dies Marmorstück zu irgend einem Zwecke mit großen Kosten in seine Residenz schaffen lassen. Da er inzwischen starb, blieb es lange unbenutzt. Und auch nachdem ein Leipziger Einwohner es gekauft

hatte, lag es viele Jahre vor dem Petersthore, bis es nun zu seiner vorhin angegebenen Bestimmung erworben und zubereitet ward. Im Inneren des Altars sind die Namen derjenigen Einwohner und Einwohnerinnen aufbewahrt, die zur Bestreitung der Summe von 11,000 Thalern Vorschüsse gegen geringe Zinsen machten. Bei diesem Ausbau wurde zugleich der Kirchhof förmlich umgestaltet und seine frühere Bestimmung als Todtenacker so gänzlich verwischt, daß auch die noch erhaltenen, wenn gleich unbenutzten Grüfte verschwanden, welche sich mit ihrem Rücken an die Grimmaische Straße lehnten und mit ihren Dächern und Kuppeln über die Kirchhofsmauer hervorragten. Statt ihrer entstanden, zum großen Theil aus demselben Material, eine Reihe Colonnaden, die man zu Kaufgewölben einrichtete.

Der Petersschießgraben ward erst im September 1816 von Militär gänzlich frei und erschien so beschädigt, daß auf seine Wiederherstellung 5499 Thaler verwandt werden mußten, wozu der König später 2500 Thaler beitrug. Die festliche Einweihung des Gebäudes erfolgte erst am 11. Juni 1817, obwohl schon seit dem 9. April die gewöhnlichen Schießen in dem Graben wieder abgehalten wurden. Auf gleiche Weise erholte sich das Place de repos (schon im Kriege nicht mehr öffentlicher Vergnügungsort, vgl. S. 288 f.) wieder, sowie auch alle anderen öffentlichen und privaten Gebäude, die irgend wie durch die Kriegsereignisse gelitten hatten. Um den schönen Platz des Naschmarktes besser hervortreten zu lassen, scheute man 1816 die Ausgabe nicht, welche die Herstellung einer doppelten Außentreppe an der Südseite der Kaufmannsbörse verursachte, um darunter zugleich die bisher in einem unschönen Verschlag beherbergten Sänften zu placiren. Die Loge Minerva zu den drei Palmen erfuhr 1816—17 eine gänzliche äußere Umgestaltung. Von einigen Bürgern erhielt das alte, mit seinem finsteren Thurm Licht und Luft versperrende Hallische Pförtchen 1816 eine neue, gefälligere Form. Die Erbauung des Gruner'schen Hauses am Roßplatz in selbem Jahre lockte als brillanter Bau in damaliger Zeit viele Schaulustige an. Im Jahre 1817 erstand ein neues Hintergebäude des alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Frauencollegiums (am Brühl, wo zum Theil sich nun die Georgenhalle erhebt),

1825 das ansehnliche neue Vorderhaus des kleinen Fürstencollegiums (zu welchem Bau der König 5000 Thaler schenkte). Blieben die Jahre 1818 und 19 fast ganz ausgeschlossen von bemerkenswerthen Bauunternehmungen, so war 1820 desto reicher daran. Es entstand ein neues freundlich helles Portal des Hallischen Thores, das an Stelle des 1692 erbauten thurmähnlichen Gebäudes trat. In eben dem Jahre wurde der Wageplatz eingerichtet und das geschmackvolle Wagegebäude aufgeführt. Die Rathswage verschwand darum auch aus dem alten Gebäude am Markt, an der Ecke der Katharinenstraße. Die unteren Räume wurden in Gewölbe verwandelt und oben die nöthigen Localitäten für die Lotteriezichungen eingerichtet. Das dem Hubertusburger Schlosse ähnelnde, 1742 erbaute und zuletzt von der Familie Stieglitz besessene Gebäude hinter dem Wageplatze, an der Ecke der Gerbergasse, ward in demselben Jahre für die vereinigten Expeditionen der königlichen und städtischen Handelsabgaben angekauft, später kam dahin das königliche Hauptsteueramt. Auch das Jahr 1821 setzte die Verschönerung der Stadt thätig fort. Wir bemerken die Ausbesserung der schönen, 1710 neu hergestellten Paulinerorgel. Hinter dem Theater (wovon weiter unten) entsteht ein neues Gebäude, das im Erdgeschoß geräumige Pferdeställe, darüber die freundliche Wohnung des städtischen und Universitätsstallmeisters enthält, dessen Logis über dem Reithause in Verfall gerathen war. Aufsehen erregt der Bau des großen Teubnerschen Hauses am Eingange des Grimmaischen Steinweges, das mit seiner allegorischen Gruppe auf dem Gesims, die Front nach dem Augustusplatz gekehrt, sehr in die Augen fällt. Der Johannisthurm erhält einen Blitzableiter, da kurz vorher der einschlagende Blitz ihn zu vernichten gedroht hat. Im Jahre 1822 verschwindet der kleine, dem Dach gefährliche Thurm der Nicolaikirche mit dem Horaglöckchen, eine Maßregel, allerdings nicht geeignet, der Kirche altehrwürdiges Aussehen zu erhöhen. Die Loge Balduin zur Linde hinter der Neukirche wird neuerbaut; schade, daß die Kirche das Gebäude deckt. „Doch — so lesen wir bei Große — von jetzt an gehen

wir sieben dürren Jahren entgegen, in welchen fast gar nichts zur Verschönerung der Stadt geschieht, fast kein einziger erheblicher Neubau entsteht. Die nothwendigsten Bauten, zum großen Theil eine Folge des Kriegs, sind abgethan, und im Uebrigen fehlt es an Geld, die Baulust nach Wunsch noch ferner walten zu lassen." Nur die Bürgerschule wird noch 1825 völlig ausgebaut und 1830 das Johannishospital vergrößert und erweitert. 1826 erhält auch der Johannisfriedhof durch Hinzutritt der fünften Abtheilung — die vierte datirt vom Ende des vorigen Jahrhunderts — eine nothwendige nochmalige Erweiterung, indeß hierbei blickt besonders Oekonomie durch, denn „die Mauer — klagt Große — ward aus einer Mischung von Erde, der man durch Einstampfen in hölzerne Formen Gestalt und Festigkeit gab, aufgeführt." Endlich in den Jahren 1827—29 erhebt sich am Naschmarkt, an der Stelle eines alten unscheinbaren Gebäudes mit dem „Spindlerthürmchen" (frühestem Gewahrsam der Schuldner), das Stockhaus, neben dem Burgkeller und den Fleischbänken (Pelzhaus), sowie dem Polizeigebäude, und werden nun aus dem Rathhause die noch dort bestandenen Gefängnisse entfernt.

Bei allen Neubauten und Renovationen herrschte aber noch die Gewöhnung an die innere Stadt als ein abgeschlossenes Ganzes vor. Die sämmtlich noch vorhandenen Thore blieben von der Stadtmiliz altväterlichen Styls besetzt, die neben dem Wachdienst gelegentlich mit Strumpfstricken beschäftigt war. Die Vorstädte lagen durch abendliche Thorsperre außerhalb des gemeinsamen Verkehrs. Die innere Stadt hatte ihren Stolz in massenhaften Riesenhäusern, aber ihr Pflaster war schlecht; die Luft, aufgehalten durch die Thore, unrein, und die Sterblichkeit bedenklich. Auch standen längs der Promenade noch träge, sumpfige Wasser; zur Seite des Ranstädter Thores, wo ein Bretterverschlag mit einem Häuschen zur Einnahme des Thorgeldes sich befand, war links und rechts dergleichen Wasser. Außerhalb der Stadt aber war die ganze Westseite wegen der dortigen Sumpfluft verrufen; die Entbindungsanstalt lag wie in pontinischen Sümpfen, und die gesammten Wiesen zwischen Elster und

Pleiße bildeten mit häufigen Ueberschwemmungen eine fieberbringende Nachbarschaft.

Wie hier die Ungunst der Natur der körperlichen Wohlfahrt der Leipziger im Wege war, so erhoben sich dem erneuerten Gedeihen des Verkehrs und der Wiedergewinnung von Fabrikation und Handel gegenüber auch böse Hindernisse. Kaum hatte die Regierung sich geneigt bewiesen, den Weg von Schkeuditz nach Leipzig, der stellenweise bei Regenwetter grundlos war, und in der Meßzeit kostspieligen Vorspann nöthig machte, zu chaussiren, als das preußische Zollsystem 1818 dem Verkehr lästige Riegel vorschob, während bald darauf Cancrins russisches Prohibitivsystem seit 1823 die Messen um einen guten Theil der seit 1772 auf ihnen verkehrenden Handelsleute des östlichen Europa zu bringen drohte. Es war, als sollten die Lebensadern des Leipziger Großhandels unterbunden werden. Und um auch den kleineren Marktverkehr zu vernichten, mußte die sogenannte Fixaccise Leipzig vollends auch vom Inlande isoliren. Denn überall, wo nur in Sachsen irgend ein Waarenmarkt sich gestaltete, kaufte man billiger als in Leipzig. Vorzüglich litt durch diese Fixaccise der Zwischenhandel und der einst so blühende Umsatz von Colonialwaaren kam ganz herunter; denn nicht nur, daß die Verkäufer und Abnehmer der rings um Leipzig liegenden kleineren Städte des nun preußischen Herzogthums Sachsen sich an andere Städte, namentlich Magdeburg, wandten, weil sie mit Recht urtheilten, daß sie dort billiger bedient werden würden, als in Leipzig, wo man noch obendrein die Accise tragen helfen mußte — auch die kleinen Städte des Königreichs argumentirten auf dieselbe Weise. Das einst so wichtige Speditionsgeschäft sank immer mehr zur Unbedeutendheit herab, und wiederum war es die seit 1820 eingeführte Handelsabgabe, die ihm den Todesstoß versetzte. Versuchte man daher auch 1824 eine neue Einrichtung und Verminderung derselben, so wollte diese doch wenig fruchten; die Umladung und weitere Versendung der Waaren durch Leipziger Spediteure blieb von Seiten der Behörden äußerst erschwert, und wer von nun an die Stadt nicht gänzlich vermied, fuhr gegen Entrichtung des Geleites direct hindurch. Man strengte

sich in dieser Zeit zwar auf alle mögliche Weise an, dem gesunkenen Verkehr auf die Beine zu helfen. Eine neue Mäklerordnung von 1818 sollte vorzüglich die unbefugten, sich in das Geschäft der Sensale mischenden Pfuscher (Pönhasen) vertreiben. Durch die Discontocasse beabsichtigte man den Geldverkehr zu erleichtern. Die 1818 ins Leben tretende Börsenordnung sollte Leben und Ordnung in die Handelsbesprechungen und Speculationen bringen. Die chaotischen Bestimmungen über die Stempelabgaben erhielten unter dem 11. Januar 1819 durchaus neue Einrichtungen, und durch das Mandat vom 4. September 1822 nähere Erläuterungen. Die Buchhändler gründeten 1825 durch den Zusammentritt von 108 auswärtigen und Leipziger Buchhandlungen den nachmals noch viel bedeutender werdenden Börsenverein zur Erleichterung des Verkehrs und der Vereinfachung ihres Geschäfts untereinander, sowie zur größtmöglichen Unschädlichmachung des Nachdrucks im Auslande, und im Jahre 1828 bildete sich der sogenannte mitteldeutsche Handelsverein, von dem man sich Anfangs für Leipzig goldene Berge träumte, der aber durchaus seinen erhofften Einfluß nicht bewährte.

Wir kommen nochmals auf die äußere Physiognomie der Stadt zu sprechen. Es war eine für Stadt und Vorstädte folgenreiche Wohlthat, daß 1823 der Thorgroschen aufgehoben wurde; es war ein Ausschritt der inneren Stadt zu den Vorstädten, eine Erweiterung jener und eine Anregung dieser zu einer nicht durch verdrießlichen Aufenthalt im Thor gestörten Theilnahme an Freude und Leid der Innenstädter. Dieses Heraustreten aus dem inneren Stadtbereich hatte schnell eine Umgestaltung der vorstädtischen Oertlichkeiten zur Folge. Die Zeit, wo die städtische Aristokratie sich in den Anlagen großartiger Gärten gefiel, war nun vorüber; das Bedürfniß von Erholungsplätzen außerhalb der inneren Stadt und bald auch das Gelüst, dort zu wohnen, belebt durch das Bedürfniß von Wohnungen für die im Jahre 1828 auf mehr als 40,000 Seelen gestiegene Bevölkerung, stellte die vormalige Gartenlust in den Hintergrund. Man begann Grund und Boden in den weiten Räumen der großen Gärten zu zerschlagen und Gärtchen mit Gartenhäusern zu vermiethen. Was mit Reichels Garten schon früher

geschehen war, das wurde nun auch in dem vormals Bosenschen, dann Reimerschen, und manchem minder umfänglichen ins Werk gesetzt. Die Promenade aber, hinfort noch lieber, als bisher, zu Spaziergängen benutzt, bethätigte sich nicht sowohl als städtische Umgrenzung, sondern als ein gefälliges Mittelglied zwischen Stadt und Vorstädten. Die Thorsperre und Thorgroschenabgabe war ein Uebel gewesen, das schon seit Jahren vielen Tumult und Unzufriedenheit hervorgerufen hatte, dessen Abstellung des bedeutenden Ausfalls von 12,000 Thalern wegen man aber immer verschob. Der Tag der Erlösung trat daher auch erst ein, als von Seiten der Staatsregierung gestattet wurde, daß der Ertrag der Leipziger Lotterie, solange die Stadtschuldentilgungscasse diesen Zuschuß entbehren könne, der Kämmereikasse als Ersatz zufließen solle. Auf die Weise wurde in Leipzig eine besondere Lotterie gespielt, die mit der Dresdner zum Besten der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten nichts zu thun hatte, bis eine spätere Zeit auch hier Aenderung traf.

Noch Verschiedenes bleibt von dem städtischen Regiment zu berichten, so die 1817 eingeführte Communrepräsentation, welche Große freilich sehr mit Recht „ein bloßes Schattenspiel" genannt hat. Zwar begab sich der Magistrat durch die Anerkennung derselben seines Privilegiums von 1701, das ihn von Ablegung aller Haushaltung- und Administrationsrechnungen befreite, vorzüglich wohl, weil schon seit 1814 an diesem Privileg, und zwar zunächst von dem russischen Gouvernement, gerüttelt worden war. Denn damals verordnete dasselbe eine Commission zur Untersuchung des Commun-Vermögens, die der Oberhofrichter v. Werthern begann und welche dessen Nachfolger v. Nackel und v. Gersdorf bis 1824 fortsetzten. Darum sehen wir auch bei gewissen Fällen in den Wirkungskreis der damaligen Communrepräsentanten, welchen der Rath jährlich Rechnung abzulegen versprach, die Repräsentanten der königlichen Behörden und die der Universität gezogen; auch fruchtete diese Controle insofern, als das freilich unmittelbar nach dem Krieg aufgefundene jährliche Deficit von mehr als 60,000 Thalern bis 1820 vollkommen ausgeglichen erschien. Allein die Wahl dieser Communvertreter ging

gar nicht direct vom Bürgerstande aus, weil die Bürgerschaft nicht befugt war, die Wahlmänner selbst zu wählen, die Vertreter deshalb auch höchstens als öffentlich bestellte Anwälte der Gemeinde erschienen. Zudem war die Wirksamkeit dieses Collegiums nur eine berathende, nie selbstständig eingreifende. Es konnte wohl vorschlagen, mußte aber erfahren, daß seine Vorschläge selten in Ausführung kamen. Wäre ihm nur wenigstens ein unbedingtes Veto zugestanden worden! So geschah speciell durch dasselbe nur einzelnes Wohlthätige; außer der Aufhebung des Thorgroschens wäre z. B. aus dem Jahre 1826 die Errichtung der in das obere Stock des Wagegebäudes placirten Sparkasse und des Leihhauses, sowie mehrfacher Verbesserungen des Schulwesens zu gedenken, wovon weiter unten die Rede sein soll.

Die städtische Gemeinde selbst arbeitete auch fleißig fort an der Ausbildung ihres gemeinsamen Lebens, und mit Freuden berichtet die Localgeschichte von dem Wetteifer Einzelner und ganzer Corporationen unter einander, Kunst und Wissenschaft, Bildung und Intelligenz, Wohlstand und Behaglichkeit zu heben, Elend zu mildern, Mißverhältnisse auszugleichen. Wir begegnen im Jahre 1820 der Stiftung einer von Dr. Ritterich (s. S. 305) durch milde Beiträge ermöglichten Augenheilanstalt für Arme, die unter der trefflichen Leitung ihres Stifters nach zwei Jahren schon so weit gediehen ist, daß sie als klinisches Institut für hiesige Studirende zur Bildung von Augenärzten benutzt wird. Vier Jahre stand ihr Ritterich ganz allein vor, dann traten noch fünfzehn andere Männer der Stadt (Criminalrichter Deutrich, Kammerrath Frege, Oberpostdirektor v. Hüttner, Oberhofgerichtsrath Wenk, Dr. Crusius, Dr. Hillig, Professor E. H. Weber u. A.) mit ihm in einen Verein zu ihrer Erhaltung zusammen. Anfangs befand sich die Anstalt in einer gemietheten Wohnung in „Stadt Frankfurt" auf der Fleischergasse, dann kaufte sie sich selbst ein Haus (auf der jetzigen Parkstraße), das aber später durch Verbauung der Südseite kalt und feucht wurde (vgl. „die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig zur Zeit ihres 25jährigen Bestehens, mit einem Rück-

blick auf ihre Entstehung und Fortbildung und mit Bemerkungen über Augenklinik von Dr. F. P. Ritterich“). Nicht unerwähnt darf daneben die in Reichels Garten begründete Trinkanstalt künstlicher Mineralwässer bleiben, die neben den eingerichteten besseren Badeanstalten als heilsames Institut für Nothleidende höchste Beachtung verdiente. Einer anderen Art Hülfsbedürftiger suchte der 1827 durch die Loge Balduin zur Linde gestiftete Frauenverein beizuspringen, armen und kranken (verheiratheten) Wöchnerinnen nämlich. Zur Nachholung versäumter Schulkenntnisse gründete 1816 bereits dieselbe Loge eine Sonntagsschule, welche Gesellen und Lehrlingen Gelegenheit bieten sollte, in gemeinnützigen Kenntnissen und Fertigkeiten sich auszubilden; besonders thätiger Förderer dieser Anstalt war der Oberzollinspektor Götz. Um Gleiches mit Gleichem zu verknüpfen, ist zu erwähnen, daß auch die im October 1824 gestiftete polytechnische Gesellschaft 1829 eine Lehranstalt eröffnete, welche des Sonntags Gewerbsgehülfen und Lehrlingen unentgeltlichen Unterricht ertheilt. Durch Tzschirners u. A. Bemühungen entstand 1825 (neben dem Convict) eine Speiseanstalt für arme Studirende, die unter dem Namen der Manteufelschen Freitische (weil sie beim Speisewirth Manteufel verdungen wurden) bekannt ward. Ein anderes Humanität und Sittlichkeit verbreitendes Institut war die 1820 gestiftete Anstalt zur Ausstattung von Bräuten, die das Waisenhaus erzogen hatte, mit 50 Thalern. Während diese schöne Anstalt der damalige Baumeister Limburger ins Leben rief, gründete der Stadthauptmann Hartz dadurch, daß er 1824 unter Verbergung seines Namens 2500 Thaler schenkte, den Fond zu einer Anstalt, welche sich die Beaufsichtigung der oft verwahrlosten Ziehkinder angelegen sein ließ. Noch Verschiedenes könnte hier bemerkt werden, doch genüge das Mitgetheilte.

Die Staatsregierung widmete selbstverständlich unsrer Stadt auch ihre vorsorgende Beachtung. Daß 1822 das Oberhofgericht seine Eigenschaft als Appellationsinstanz verlor und nur noch Gerichtshof für die Schriftsassen (die Eximirten) blieb, war wenigstens ein Schritt zur Vereinfachung des Gerichtsganges. Die durch ein

Decret vom 20. November 1819 erneute Einrichtung der Steuercreditcasse, welche 1763 in Leipzig zur Abtragung der Landesschulden ins Leben gerufen worden war (s. S. 13), zeigte sich von wohlthätigem Einflusse. Die meiste Sorgfalt aber wandte der Staat der Intelligenz und den gelehrten Bildungsanstalten zu und darum erfuhr die Universität eine besonders rege, innige Theilnahme. Ihr bot die Regierung die Hand dar, allen mittelalterlichen Rost und noch daran haftende Misbräuche abzustreifen und zugleich der im Ganzen noch etwas dürftigen Ausstattung mit Lehrmitteln nachzuhelfen. Sie erhielt mehrere neue Professuren und es wurden manche Ausländer berufen. Das 1822 erlassene „Gesetz für die Studirenden" erschien als eine durch den Krieg verspätete Wirksamkeit der 1808 zu diesem Behufe niedergesetzten Commission, zu der auch der edle Oberhofprediger Reinhard gehörte, und hob wirklich manche Mängel in dieser Gesetzgebung auf. Die Verwaltung des Vermögens der Universität stand in bösem Leumund; man setzte daher 1825 einen mit dem Rechnungs- und Capitalswesen vertrauten Rentbeamten ein und gründete die Rentverwalterei. Die Eintheilung der Docenten nach vier Nationen und die davon abhängige Rectorwahl hatte sich überlebt, die Rectorwahl entsprach durchaus nicht mehr dem Princip ihrer Entstehung und erregte wenig Theilnahme, ebenso das mit Nationalen besetzte Universitätsgericht. Die gesammte Nationalverfassung aber war den von der Regierung beabsichtigten Eingriffen in das *finanzielle* und gerichtliche Universitätswesen hinderlich, daher wurde zunächst 1827 verordnet, „daß zu einer der vier Nationen zu gehören nicht nach dem Geburtslande, sondern nach einem Maßstabe gleichmäßiger Kopfzahl in jeder *Nation gelten* solle." Ein königliches Rescript vom 27. Juni 1824 verfügte die Anstellung eines außerordentlichen Bevollmächtigten bei der Universität (zunächst des damaligen Oberhofrichters, Consistorial- und Polizeipräsidenten Carl Heinrich Constantin v. Ende), ein andres vom 28. Februar 1829 hob das Concilium perpetuum, die ordentliche Gerichtsstelle der Universität, auf und setzte an seine Statt ein förmliches Universitätsgericht. An der Spitze desselben steht

ein besonders angestellter Universitätsrichter (der erste war Hofrath Rüling). Im Jahre 1830 endlich wurde die gesammte Verfassung aufgehoben, die Nationen abgethan, Professoren alter und neuer Stiftung in einen Senat vereinigt, die Rectorwahl nach Reihenfolge der Facultäten im Senat vorgenommen und das Rectorat auf einjährige Dauer ausgedehnt. Bald darauf ward auch durch Errichtung einer Quästur dem widerwärtigen Feilschen der Studidirenden um das Collegienhonorar ein Ende gemacht. Bezüglich der früheren Rectorwahl stehe hier noch Folgendes. Als Versammlungsort dazu diente, wie wir schon auf S. 53 sahen, die seit 1776 im Erdgeschoß des linken Hintergebäudes des großen Fürstencollegiums eingerichtete Nationalstube; ihr gegenüber befand sich das Auditorium philosophicum, wo die Magisterpromotionen vorgenommen und Disputationen gehalten wurden, über demselben das Auditorium medicum und neben diesem das für die Wähler des Rectors bestimmte Conclave. Zu diesem Stockwerke führte eine Außentreppe auf einen Balkon, von welchem herab die Wahl des neuen Rectors proclamirt wurde. Diese damals, wie gesagt, halbjährige Wahl fand allemal am 23. April und 16. October statt, welch letzterer Tag — worauf es uns hier besonders ankommt — sogar im Jahre 1813, während der Schlacht festgehalten wurde (unser Gewährmann hierfür ist der jetzige Geheimrath Lucius.)

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Persönlichkeiten der Universität. Am 14. März 1815 starb, nach dreißigjähriger höchst segensreicher Wirksamkeit in unserer Stadt, der würdige Superintendent Rosenmüller (als damals ältester Theolog aller deutschen Hochschulen). Von den drei Söhnen Rosenmüllers, die allerdings nicht in Leipzig selbst geboren waren, aber unserer Stadt doch auch, seitdem ihr Vater hier lebte, angehörten, mag nun gleich hier noch die Rede sein. Der Aelteste, Ernst Friedrich Carl, studierte auf hiesiger Universität, wurde 1792 Privatdocent, 1793 Custos der Universitätsbibliothek (als welchen wir ihn, in aller Kürze wenigstens, schon auf S. 132 erwähnt haben), sodann 1796 Professor der arabischen und 1813 der morgenländischen Sprachen. 1835 starb er, mit

dem Rufe einer zweifellosen Notabilität in seinem Fache, das ihm viele bedeutende Werke verdankt. Man nannte ihn nur den Arabs. Eigenthümlich dunkel gestaltete sich das Schicksal seiner beiden Brüder, deren Einer, als Pfarrer im nahen Zöbigker, 1827 durch Selbstmord endete, während es hinsichtlich des Anderen zum mindesten nicht ganz aufgeklärt worden ist, ob auch er Hand an sich selbst gelegt habe oder das Opfer eines bösen Zufalls geworden sei. Johann Christian Rosenmüller nämlich studierte früher in Gießen und Leipzig Humaniora, dann Medicin und Naturgeschichte in Erlangen, und machte sich besonders durch Entdeckung der nach ihm benannten Höhle bei Muggendorf bekannt. 1794 wurde er Professor in Leipzig, 1799 Garnisonsarzt und 1802 Professor der Anatomie und Chirurgie. 1820 starb er an (unfreiwilliger?) Vergiftung durch Blausäure, die er gegen ein asthmatisches Leiden brauchte und von der er, möglicher Weise ohne Absicht, eine zu starke Dosis genommen hatte. Unter seinen Werken zeichnete sich besonders das „Handbuch der Anatomie", zuerst erschienen 1808, aus, dessen fünfte Auflage noch 1834 von Ernst Heinrich Weber herausgegeben wurde.

Tzschirnern hatte der Leipziger Magistrat, da die von ihm als Professor der Theologie in der Universitätskirche gehaltenen Predigten, so allgemeinen Beifall fanden, zunächst das Archidiakonat der Thomaskirche übertragen. Kaum aber war dies Amt durch ihn angetreten worden, als Rosenmüllers Tod das Pastorat an genannter Kirche und die damit verbundene Superintendentur erledigte, und nun wurde Tzschirnern die höchst ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, im noch nicht vollendeten siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens auch zu diesem bedeutenden geistlichen Amte erwählt zu werden. Seit Einführung der Reformation (1539) hatte keiner seiner 21 Vorgänger (s. dieselben bei Große im Nachtrag seines Werkes, der sich betitelt: „Alphabetisches Verzeichniß des Wesentlichsten aus der Geschichte Leipzigs" — in unsere hundert Jahre fielen davon noch Dr. Stemler (seit 1751, † 1772), Dr. Bahrdt (bis 1778), Dr. Körner (Großvater Theodor Körners, bis 1785), sowie Rosenmüller —) jene Würde in so frühem Alter erreicht.

Uebrigens wurde Tzschirner bald auch Kanonicus in Zeitz als dritter, und Domherr zu Meißen als zweiter Professor der Theologie.

Es muß hier von dem trefflichen Mann noch mehr gesagt werden. In seinen theologischen Ansichten war er von jedem Mysticismus und Pietismus weit entfernt. Unterstützt von einer tiefen philologischen Gelehrsamkeit und von umfassenden Kenntnissen der Geschichte und Philosophie, ging ihm Aufklärung über Alles und ehrte er die Rechte des auch in Sachen des Glaubens nach Gewißheit forschenden Geistes. Unbefangene, von der Fessel jeder äußeren Rücksicht entbundene, freie und gewissenhafte Forschung war das Ziel seines wissenschaftlichen Strebens, bei dem er nur die Interessen der Wahrheit und Aufklärung vor Augen hatte. Wenn er seine Ansichten auch in keinem Lehrbuch systematisch vereinigt und keine eigene, seinen Namen führende Schule gestiftet hat, so wirkte der in seinen Vorlesungen und Predigten sich verkündende Geist doch nicht minder kräftig und erhebend auf die Zuhörer ein. Obschon seine Predigten des überraschenden Eindrucks entbehrten, den eine vorwaltende Erregung der Phantasie und des Gefühls und eine gesteigerte Lebhaftigkeit des äußeren Vortrags auf die große Menge — wenn auch nur vorübergehend — hervorzubringen pflegen, so waren sie doch durch ihre lichtvolle Eintheilung, durch die Gediegenheit ihres oft mit allem Reichthum der Wissenschaft und Lebenserfahrung ausgestatteten Inhalts, und durch ihre klare, ergreifende und würdevolle Darstellung für Alle, und besonders für die gebildeten Classen, höchst befriedigend und anziehend. Die gewöhnlichen Mittel einer nur auf blendende Effecte berechneten Rhetorik verschmähend, verdankte Tzschirner den siegreichen Erfolg seiner Predigten nur dem inneren, bleibenden Werthe derselben, sowie der Lauterkeit und hohen moralischen Würde der in ihnen waltenden Gesinnung. Schon früh erkannte er den Beruf, seiner geistigen Thätigkeit durch Herausgabe von Schriften eine größere und allgemeine Wirksamkeit zu geben. Noch in Wittenberg schrieb er „über den moralischen Indifferentismus“ und „über die Verwandtschaft der Tugend und des Lasters“. Doch bald wandte

er seine Neigung mehr historischen Forschungen und namentlich der Kirchengeschichte zu, in der er sich bald durch eine Reihe von Journalaufsätzen und Programmen vortheilhaft bekannt machte. Seine erste polemische Arbeit, in der er den Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus auszugleichen suchte, waren seine „Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse". Mit dem Reformations-Jubelfest 1817 war aber der Zeitpunkt eingetreten, von dem an sich die literarische Wirksamkeit Tzschirners über ganz Deutschland, ja Europa zu verbreiten begann. Die Feinde des Protestantismus hatten im Unmuth über die allgemeine Theilnahme, die jenem Fest gewidmet worden, mit Entstellung aller historischen Thatsachen und mit immer steigender Verwegenheit die Beschuldigung ausgesprochen, daß es Luthers Lehre sei, welche den Keim aller bürgerlichen Zwietracht enthalte, und Verachtung menschlicher, wie göttlicher Gesetze hervorgerufen habe. Gegen dies nicht gefahrlose Streben, die glorreichen Erfolge der Reformation wieder zu zerstören und die Finsterniß früherer Jahrhundert zurück zu führen, ergriff nun Tzschirner, von wahrhaft lutherischem Geiste erfüllt, die Waffen, und führte den Kampf auf so siegreiche und alle verläumderischen Angriffe seiner Gegner vernichtende Weise, daß das gesammte protestantische Deutschland damals in ihm seinen ersten und würdigsten Vertheidiger erkannte. Seine zu jener Zeit erschienenen Predigten wurden in allen deutschen Ländern gelesen und ihre mit begeisternder Kraft gesprochenen Worte hallten in dem Herzen aller Derer, welchen die Interessen der evangelischen Kirche theuer waren, wieder. Seine Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik" (1822) wurde in vier Auflagen verbreitet und in die französische, englische und holländische Sprache übersetzt. Er wies darin mit den überzeugendsten Gründen die Beschuldigung zurück, daß die Kirchenverbesserung zu politischen Umwälzungen aufgeregt habe. An diese Arbeit schlossen sich noch mehrere ähnlichen Inhalts, unter denen besonders die im Jahre 1824 unter dem Titel: „Das Reactionssystem" sich auszeichnet. In den „Briefen über Gegenstände der Religion und Politik an französische Gelehrte" (Chateau-

briand, Lamennais, B. Constant) bekämpfte Tzschirner eben so sehr die pietistischen und mystischen, als die zum Materialismus, nnd Realismus führenden Verirrungen seiner Zeit. Auch in dem Freiheitskampfe der Griechen bewährte er eine nicht erfolglos gebliebene Theilnahme durch die Abhandlung: „Die Sache Griechenlands die Sache Europas" (1821). Einen wirklich thätigen Antheil aber hatte er auch an dem deutschen Befreiungskriege noch genommen, indem er das Banner der sächsischen Freiwilligen bis zum Hauptquartier von Tournay, von wo er dann Paris besuchte, als Feldprobst begleitete. Seit 1810 gab er die Zeitschrift: „Memorabilien für das Studium der Amtsführung des Predigers", von welcher 8 Bände erschienen, ferner mit Keil die von 1811—17 erschienenen „Analekten für das Studium der exegetischen systematischen Theologie" und später mit Stäudlin in Göttingen „das Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" heraus. Auch lieferte er noch 5 Bände von dem früher von Löffler und Ammon geleiteten „Magazin für christliche Prediger."

Am 17. Februar 1828 endete Tzschirners segensreiches Leben nach längerem schmerzhaften Leiden. Sein Nachfolger in der Leipziger Superintendentenstelle wurde Christian Gottlob Leberecht Großmann (1783 zu Prießnitz bei Camburg geboren). Bekannt ist, daß derselbe während des französisch-preußischen Krieges 1806 Gelegenheit gefunden hatte, die Einwohner seines Geburtsortes, welche beschuldigt waren, einzeln durchpassirende Franzosen ermordet zu haben, und sämmtlich mit dem Tode gestraft werden sollten, durch ernstes, offenes und festes Entgegentreten dieser harten, unverdienten Strafe zu entziehen. Seine Beredsamkeit bewegte das Herz des fremden Commandeurs so, daß er seinen Blutbefehl rückgängig machte; verhindern konnte Großmann freilich aber nicht, daß sämmtliche Wohnungen in Asche gelegt wurden. Einige Jahre nachher (1808) ward er Substitut seines Vaters im Pfarramt zu Prießnitz, 1811 Pfarrer zu Gröbitz bei Naumburg, 1822 Professor und Diakonus zu Schulpforta, endlich 1823 Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Consistorialrath in Altenburg.

Fünf Jahre später starb Tzschirner in Leipzig. Noch vor seinem Tode hatte er selbst den Wunsch ausgesprochen, Großmann möge sein Nachfolger werden. Der hiesige Magistrat erließ also, den Wunsch des Verstorbenen ehrend, an Jenen die Berufung und nach einigem Zögern nahm derselbe auch an. So trat er denn sein Amt als Superintendent und Pastor der Thomaskirche, sowie zugleich als ordentlicher Professor der Theologie, den 1. Januar 1829 an. Mehr von ihm später.

Professor Tittmann lebte noch bis 1831 und werden wir ihn also nochmals im nächsten Capitel zu erwähnen haben. Neue Erwerbungen unserer Universität auf theologischem Gebiet aus dem Zeitraum, bei welchem wir stehen, waren ferner: Julius Friedrich Winzer, besonders in der Exegese ausgezeichnet, seit 1797 Student und seit 1801 Vesperprediger in Leipzig, später noch Lehrer an der Ritteracademie zu Dresden und an der Fürstenschule zu Meißen, sowie von 1809 an Professor der Moral in Wittenberg, seit 1815 aber wieder in unserer Stadt als Professor der Theologie und seit 1818 Domherr; sodann der 1789 in Leipzig selbst geborene Georg Benedict Winer, der hier auch Theologie studirte, 1817 Privatdocent und 1818 außerordentlicher Professor wurde, 1820 ff. seine berühmten, in verschiedene Sprachen übersetzten und mehrfach aufgelegten Werke: „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms", „Handbuch der theologischen Literatur" und „Biblisches Realwörterbuch" eben in unserer Stadt schrieb, 1823 aber sich nach Erlangen wandte (um jedoch 1832 — als Tittmanns Nachfolger — wieder hierher zurückzukommen); weiter Christian Friedrich Illgen, Student in Leipzig, sowie Privatdocent, seit 1818 Professor der Philosophie, seit 1823 Professor der Theologie und Domherr, vorzüglich bewandert in Dogmen- und Kirchengeschichte; endlich viertens Christian Wilhelm Niedner, der seit 1816 hier studirte und 1826 sich habilitirte. Von diesen Allen, ebenso wie von Anger und Theile, unten noch mehr.

Was die juristische Facultät anlangt, so starb der berühmte Rechtsgelehrte Haubold, nach vierzigjährigem Wirken an hiesiger

hohen Schule, im Jahre 1824, und ihm folgte 1828 Biener, „der viele hundert junge Leute zum Staatsdienste erzog, viele tausend Urtel abfaßte und, bei manchen Sonderbarkeiten, doch auch eine Zierde unserer Universität war.“ Den Namen Bieners erhält hier die Bienerstiftung (für Blinde). Von neuen Acquisitionen sind dagegen zunächst zu erwähnen Gustav Friedrich Hänel, geboren in Leipzig 1792, seit 1817 Privatdocent, seit 1821 außerordentlicher Professor der Rechte hierselbst — 1822 unternahm der später als Romanist und Handschriftenkenner noch so berühmt Gewordene jedoch vorerst eine siebenjährige wissenschaftliche Reise — sowie Carl Friedrich Günther, ebenfalls 1796 geboren, Anfangs Advocat, aber seit 1829 — als Nachfolger Bieners — Ordinarius der Juristenfacultät und erster ordentlicher Professor des Rechts. Von beiden Männern, deren einer ja noch heute lebt und in Thätigkeit ist, weiter unten noch mehr; ebenso wie von Friedrich Adolph Schilling, dem späteren renommirten Professor des römischen und Naturrechtes (habilitirt hierselbst seit 1819). Schon früher hätte noch erwähnt werden können Carl Friedrich Christian Wenck, Sohn von Friedrich August Wilhelm Wenck (s. S. 67), geboren in Leipzig 1784, Professor der Rechte 1810, Oberhofgerichtsrath 1813, Universitätssyndicus 1817, Professor des Natur- und Völkerrechts 1821, Professor des sächsischen Rechts 1824, gestorben 1828. — In Bezug auf Carl Friedrich Günther werde vorerst hier nur noch bemerkt, daß seine (eines einfachen, wenn auch sehr gesuchten und geachteten Advocaten) Wahl zum Ordinarius der Juristenfacultät damals als ein bisher unerhörtes und noch nicht dagewesenes, den Freunden der Anciennität höchst verdrießliches Ereigniß in den Annalen der sächsischen Geschichte die größte Sensation machte. Doch von seiner Geistesüberlegenheit, Beredsamkeit und Gewandtheit konnte Günther zu eben jener Zeit auch als Vorstand der Leipziger Communrepräsentanten die unzweideutigsten Beweise geben, indem er diese ehrenwerthe Corporation meist — nicht selten gegen ihren eigenen Willen, Wunsch und Meinung — lediglich nach sei-

nem Willen zu lenken wußte. Die Composition des Leipziger Stadtrathes in den nächstfolgenden Jahren war so ziemlich ganz sein Werk. Sein jüngerer Bruder, Ernst Friedrich Günther (geboren hierselbst 1789, seit 1830 Professor der Rechte, später Justizrath im Spruchcollegium und 1850 gestorben) hat sich außer in seiner Fachwissenschaft besonders auch durch eine geradezu classisch zu nennende deutsche Uebersetzung des gesammten Horaz hervorgethan. Auch ihn durften wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die Mediciner verloren 1823 ihren vielbewanderten Christian Friedrich Ludwig, während der alte würdige Carl Gottlob Kühn sich sein Leben noch bis über den Zeitraum, den wir hier behandeln, hinaus erhielt; er starb, ein Sechsundachtzigjähriger, erst 1840. Ebenso verblieben in rühmlichster und weitgreifendster Wirksamkeit Männer, wie Kuhl, Clarus, Jörg, Ritterich, Heinroth während der ganzen Periode und noch darüber. Clarus, seit 1810 schon, wie wir wissen, ordentlicher Professor der Klinik und Oberarzt am Jacobshospital, seit 1818 aber auch Stadt- und Universitätsphysikus, wurde als solcher immer mehr das A und O der ganzen hiesigen medicinischen Welt und schrieb seine trefflichen Monographien: „Annalen des klinischen Instituts zu Leipzig", „der Krampf" und „Beiträge zur Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände". Ebenso datiren aus jener Zeit Jörgs epochemachende Schriften: „Handbuch der Geburtshülfe", „Eileithyia oder Belehrungen für Schwangere", „Lehrbuch der Hebammenkunst", „die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren und Gebärenden" 2c., sowie Heinroths bedeutendes „Lehrbuch der Anthropologie" und „Lehrbuch der Seelengesundheitskunde" nebst Anhang: „System der psychisch-gerichtlichen Medicin." Kuhl (ordentlicher Professor der Chirurgie seit 1824, auch chirurgischer Demonstrator am klinischen Institut) war zugleich Stadtwundarzt. Ritterich, der als Schriftsteller bis dahin nur erst mit „Beiträgen zur Vervollkommnung der Augenheilkunst" aufgetreten war, erhielt die damals noch außerordentliche Professur der Augenheilkunde an unserer Universität im Jahre 1829, doch war er schon seit den ersten zwanziger Jahren Privatdocent. Der seit 1811 hier habi-

litirte Puchelt wurde 1815 Professor der Medicin, ging aber 1824 als Professor und Director des medicinischen Klinikums nach Heidelberg, wo er 1856 gestorben ist. Eine neue Kraft erwuchs der Facultät in Ernst Heinrich Weber, der in Wittenberg und Leipzig studirt hatte, 1816 hier Privatdocent, 1818 außerordentlicher Professor und 1821 ordentlicher Professor der Anatomie wurde. Auch sein Bruder Wilhelm Eduard studirte in unserer Stadt und bekam 1827 hier eine Professur der Medicin, ging jedoch 1831 als Professor der Medicin nach Göttingen, wo er später zu dem berühmten „Siebengestirn" gehört hat. Ernst Heinrich lebt als einer der bedeutendsten Anatomen der Gegenwart bekanntlich noch unter uns. Ganz in aller Kürze (für jetzt wenigstens) nennen wir ferner noch die Mediciner Radius, Kunze (seit 1822 an Puchelts Stelle Custos der Gehlerschen Bibliothek), Cerutti, Braune, Hasper, Schwarze, Walther u. s. w. Gustav Theodor Fechner war 1830 nur erst Privatdocent der Medicin; seine naturwissenschaftliche und philosophische Carriere datirt aus späterer Zeit. Endlich hätten (in ihren Anfängen) schon früher erwähnt werden können Wilhelm Andreas Haase (geboren 1784 in Leipzig als Sohn des Anatomen Johann Gottlob Haase, habilitirt hierselbst seit 1804, ordentlicher Professor der Therapie und Arzneimittellehre seit 1820), sowie Christian Adolf Wendler (geboren ebenfalls in Leipzig als Sprosse jener bekannten Patricierfamilie, der auch der Buchhändler und Freischulstifter Wendler angehört hatte, habilitirt seit 1805, später Professor der Staatsarzneikunde u. s. w.) Haase war der ältere Bruder des noch unter uns lebenden Appellationsgerichts-Vicepräsidenten a. D. und langjährigen Präsidenten der zweiten sächsischen Ständekammer, Carl Heinrich Haase.

Was Vertreter der Naturwissenschaften anlangt, so überlebten unsere Periode noch der Chemiker Eschenbach und der Botaniker Schwägrichen (der, vorher außerordentlicher, 1818 ordentlicher Professor der Naturwissenschaften wurde); dagegen starben der Physiker Gilbert 1819 und der Astronom Mollweide 1825 (seit 1816 Professor der Mathematik). Des Letzteren Nachfolger als Director

der Sternwarte wurde 1816 August Ferdinand Möbius; Weiteres von Diesem bei den akademischen Instituten. 1824 ward Carl Friedrich Naumann, Sohn des berühmten Dresdner Hofkapellmeisters und Kirchencomponisten Johann Amadeus Naumann, Privatdocent an unserer Universität, nachdem er, wie in Freiberg und Jena, so auch hier noch Mineralogie und Geognosie studirt hatte; doch ging er bereits 1826 als Professor an die Freiberger Bergakademie und kehrte erst später wieder hierher zurück. Aus seiner ersten Leipziger Zeit datiren sein „Beitrag zur Kenntniß Norwegens“ (das er 1821—22 bereist hatte), sein „Versuch einer Gesteinslehre“ und sein „Grundriß der Krystallographie.“ Im Jahre 1825 habilitirte sich hier der Sohn des alten Mediciners Carl Gottlob Kühn, Otto Bernhard Kühn, 1800 in Leipzig selber geboren, dann an der heimathlichen Universität, wie in Göttingen Student. Sein „Versuch einer Anthropochemie“ stammt aus dem Jahre 1824, seine „Praktische Chemie für Staatsärzte“ aus dem Jahre 1829, 1830 wurde er hier Professor der allgemeinen Chemie. 1826 ward aus Breslau als Professor der Physik Heinrich Wilhelm Brandes nach Leipzig berufen. Es waren — um dies beiläufig zu erwähnen — dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ (1820), welche Göthen förderten, zu deren Unterstützung er dem Verfasser einen Vorschuß vom Großherzog vermittelte und derentwegen er sich mit ihm in den folgenden Jahren durch seinen früheren Zögling, damaligen General-Landschaftsrepräsentanten in Schlesien, Friedrich Freiherrn von Stein, in Verbindung setzte. Von Otto Linné Erdmann (Professor in Leipzig seit 1830) sprechen wir im nächsten Kapitel.

Unter den Vertretern der Naturwissenschaften haben wir hier aber noch Hans Friedrich Pohl zu erwähnen (habilitirt hierselbst seit 1814, Professor der Oekonomie und Technologie seit 1816). Er hat besonders durch seine populären Schriften in die weitesten Kreise gewirkt; man höre nur einige Titel derselben: „Das Verjüngen der Wiesen“, „Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampf“, „Handbuch der Gärtnerei“, „das Neueste in der

Fischerei", „die Stubenheizung", „Hauswirthschaftliche Neuigkeiten", „die Kartoffeln", „die Runkelrübe" (Zeitschrift), „Beschreibung eines Stuben-, Heiz- und Kochofens" u. s. w.

Zur Philosophie übergehend, haben wir zunächst zu bemerken, daß 1818 Ernst Platner, ein Vierundsiebenziger, aus dem Leben schied, nachdem das Jahr vorher sein fünfzigjähriges Doctor- und Docentenjubiläum feierlich begangen worden war (s. die „Worte des Dankes an Herrn Hofrath Dr. Platner nach seiner Vorlesung am 12. Mai 1817, am Tage seines Lehrerjubiläums, gesprochen von Chr. Dan. Beck, d. Z. der Universität Rector"). Dolz bemerkt hierzu u. A.: „Es ist gewiß kein Lobspruch der Schmeichelei, sondern gerechte Würdigung des Verdienstes, wenn unser Hofrath Beck behauptet, daß der Hörsaal, welcher sonst die Lampe hieß, den Namen, den er führte, nur durch das Licht, welches Johann August Ernesti und Ernst Platner in ihm leuchten ließen, verdiente." Während seiner letzten Lebenszeit war leider der sonst so hellleuchtende Geist Platners krank und umdunkelt. Wie schon sein Vater, Johann Zacharias, hier Professor gewesen war (der Anatomie und Chirurgie), und ebenso auch sein Bruder Friedrich (Professor der Rechte, geboren hier 1730, gestorben 1770), so wurde auch sein einer Sohn, Eduard (geboren in Leipzig 1786), später Professor der Rechte, doch nicht hier, sondern in Marburg (wo er 1860 starb), während der andere (ältere) Sohn, Ernst Zacharias (gleichfalls unser Landsmann, da er 1773 in Leipzig geboren ward), sich zum Maler und Kunstschriftsteller ausbildete und 1800 nach Rom ging, wo er 1823 königlich sächsischer Agent wurde und 1855 starb. Er war einer der thätigsten Mitarbeiter an der großen von Bunsen herausgegebenen Beschreibung von Rom.

Daß Wilhelm Traugott Krug nach genommenem Abschied vom Banner der sächsischen Freiwilligen hierher zurückkehrte und wieder Vorlesungen hielt, haben wir erwähnt; doch möge von diesem merkwürdigen und bedeutenden Manne jetzt und auch später noch ausführlicher die Rede sein. Er hat wohl gegen 150 deutsche und etwa 18 lateinische Schriften verfaßt, aus deren Reihe wir nur einige nen-

nen wollen: „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften", „Aphorismen zur Philosophie des Rechts", „System der praktischen Philosophie", „System der theoretischen Philosophie", „Geschichte der Philosophie alter Zeit", Dikäopolitik oder neue Restauration der Staatswissenschaft mittelst des Rechtsgesetzes", „Das Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt", „Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte" u. s. w. u. s. w. Was Krug unter den Heroen der Wissenschaft einen hohen Rang sichert, das ist vor Allem das Ziel, welches seinen ganzen, unermüdlichen Bestrebungen zu Grunde lag: Beförderung wahrer Aufklärung. Sein Wirken in dieser Hinsicht kann als ein dreifaches bezeichnet werden, als ein philosophisches, theologisches und politisches. Betrachten wir zunächst Krug den Philosophen, so zeichnete er sich durch eine lichtvolle und populäre Darstellung aus, wodurch die Wissenschaft dem Leben näher gebracht wurde. Anfangs lehrte er nach Kant, versuchte aber bald seinen eigenen Weg zu gehen, indem er die kritische Philosophie berichtigte, weiter ausbildete und in die Form eines Systems brachte, das er den transcendentalen Synthetismus nannte und das eine Art Verknüpfung des Idealismus und Realismus bildet. Was Krugs theologisches Wirken betrifft, so erklärte er sich im Sinne eines entschiedenen Rationalismus für eine vernunftgemäße Auffassung und Fortentwickelung des Christenthums und bekämpfte nachdrücklich den Mysticismus und den Supranaturalismus. Auch trat er gleichzeitig mit seinem Freund Tzschirner als freimüthiger Verfechter seiner Kirche gegen die Anmaßungen des Ultramontanismus auf. Die wichtigen, hierauf bezüglichen Schriften sind: „Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre", „Daß es mit der Vernunftreligion doch etwas ist" (gegen Harms), „Apologie der protestantischen Kirche gegen die Verunglimpfungen Hallers", „Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei", „philosophisches Gutachten in Sachen des Rationialismus und Supranaturalismus", „das Cölibat der katholischen Geistlichkeit"

u. s. w. Endlich hat Krug auch in politischer Beziehung sich großes Verdienst erworben. Feind aller Reaction und Unterdrückung, hat er mit Wärme und Unerschrockenheit für freie Entwickelung des Lebens der Völker, für constitutionelle Regierung, für bürgerliche Gleichstellung aller Confessionen, für Freiheit der Presse rc. gesprochen. Seine Ansichten hierüber finden sich z. B. in folgenden Schriften: „Der Staat und die Schule oder Politik und Pädagogik in ihrem gegenseitigen Verhältniß", „Die Fürsten und Völker in ihren gegenseitigen Forderungen", „Das Repräsentativsystem oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen", „Ueber deutsches Universitätswesen", „Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit", „Die Politik der Christen und die Politik der Juden", „Griechenlands Wiedergeburt" und „Polens Schicksal ein Wegweiser für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen." Wenn Krugs Worte über Griechenlands Wiedergeburt in dem Herzen von Tausenden Anklang fanden und den Ruhm des Kämpfers für Freiheit und Recht noch erhöhten, so machte das in Betreff der polnischen Sache freilich zu zeitig Gesprochene einen um so übleren Eindruck auf die für Polens Befreiung begeisterte Menge. Er schien mit sich selbst in Widerspruch zu treten, und so ward Polens Untergang zum Theil auch sein Untergang in der öffentlichen Meinung, obgleich er Recht hatte, wie die Verständigen erkannten und wie die Folge lehrte. Denn der angebliche Widerspruch verschwindet, wenn man bedenkt, daß das Verhältniß ein ganz anderes bei den Griechen, wie bei den Polen war. Von den Besseren wird Krug stets als einer der edelsten und trefflichsten Männer geachtet und geehrt bleiben, während seine kleinlichen Gegner längst vergessen sind. Seine Autobiographie erschien 1825 unter dem Titel: „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus"; dazu kam später noch ein Nachtrag: „Leipziger Leiden und Freuden im Jahre 1830 oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens."

Johann Amadeus Wendt, außerordentlicher Professor, wie wir oben sahen, seit 1808, erhielt eine ordentliche Professur der Phi-

losophie 1816, folgte aber 1829 einem Rufe als Professor der Aesthetik nach Göttingen, wo er 1836 starb. Von seinen Werken nennen wir weiter hier noch die „Reden über Religion", die Bearbeitung des Tennemannschen „Grundrisses der Geschichte und Philosophie" u. s. w.; Wendt war aber nicht blos Professor und Philosoph, sondern ebenso auch Literat, ja sogar Dichter, und wie Rochlitz, musikalischer Schriftsteller und Kritiker. Außer einer Menge kritischer und ästhetischer Aufsätze in verschiedenen Journalen, außer eigenen poetischen Versuchen in dem 1821—25 von ihm redigirten „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", sowie außer seinem „Leipziger Kunstblatt", von dem weiter unten noch mehr die Rede sein soll, veröffentlichte Wendt auch besondere Schriften über Themen der Kunstgeschichte, der Philosophie der Kunst ꝛc., z. B. „Rossinis Leben und Treiben", „Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt". Wendt, Rochlitz und Mahlmann bildeten sozusagen gemeinschaftlich ein Leipziger Kleeblatt sehr universell gebildeter, für ihre Zeit ungewöhnlich fortgeschrittener Männer, welche die schönen Künste und Wissenschaften, wenn nicht sowohl durch eigene Production, so umsomehr durch Kritik und Lehre in Wort und Schrift gefördert haben. Daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich nicht allzuweit vom Leben entfernen, daß Literatenthum und Journalismus stets noch einen Geist der Tiefe und Wissenschaftlichkeit an sich tragen sollen, war ihr von ihnen selbst redlich befolgter Grundsatz.

Zwei Philosophen, die als neue Erwerbungen sich in jener Periode unserer Hochschule einreihten, waren Christian Hermann Weiße und Moritz Wilhelm Drobisch. Ersterer, als Sohn von Christian Ernst und Enkel von Christian Felix Weiße im Jahre 1801 hier geboren, studirte hier auch — seit 1818 — die Rechte, habilitirte sich 1823 in der philosophischen Facultät und wurde 1828 Professor der Philosophie. Seine frühesten Schriften waren: „Ueber das Studium des Homer", „Ueber Begriff, Behandlung, und Quellen der Mythologie", „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" u. s. w.; sein berühmtes

„System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" erschien gerade noch 1830. Drobisch, 1802 in Leipzig geboren, studirte hier auch, wurde Privatdocent 1824, außerordentlicher Professor der Philosophie 1826, sowie ordentlicher Professor der Mathematik 1827 (später auch der Philosophie). Während Weiße von Hegel und Schelling ausging, sich nachmals aber besonders von ersterem entfernte, ist Drobisch Anhänger Herbarts gewesen und geblieben, auf dessen Bedeutung als Philosoph er zuerst mit Nachdruck aufmerksam machte und dessen System er durch Lehre und Schriften (letztere jedoch von späterem Datum) zur allgemeineren Anerkennung und zur richtigeren Würdigung beförderte. Im Anschluß hieran sei gleich noch Folgendes erwähnt: Wir nannten den Vater Hermann Weiße's, Christian Ernst Weiße, zuerst (auf S. 67) als sächsischen Specialhistoriker (vgl. sein „Museum für sächsische Geschichte", seine „Geschichte der kursächsischen Staaten" und seine „Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen nach dem Prager Frieden, 1808—12"). Doch war Weiße (seit 1798) als Jurist hier habilitirt, seit 1800 außerordentlicher Professor, seit 1805 Professor des Lehnrechts und seit 1813 des Criminalrechts. 1832 starb er (auf dem von seinem Vater erworbenen Rittergut Stötteritz).

Wie Platner, so hatte auch der Philolog Christian Daniel Beck endlich das Glück, sein goldenes Docentenjubiläum hier feiern zu können und bei einer überaus reizbaren, schwächlichen und durch Arbeiten höchst angestrengten Constitution dennoch ein Alter von 76 Jahren zu erreichen. Er starb 1832. Aus unserer Periode ist in Bezug auf ihn zu erwähnen, daß er (seit 1785 bereits ordentlicher Professor der alten Sprachen) 1819 zugleich auch Professor der Geschichte wurde — wie er neben seinen philologischen Werken nicht minder historische schrieb — und in demselben Jahre das „Allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur" gründete, eine gediegene, gelehrt-kritische Zeitschrift, deren Herausgabe er bis an seinen Tod mit Eifer leitete. — Daß der Sohn Christian Daniels, Johann Ludwig Wilhelm Beck, sich 1809 hier für rechtswissenschaftliche Vorlesungen habilitirt hatte, theilten

wir schon mit. 1812 wurde derselbe als Professor nach Königsberg berufen, von wo er 1813 als Regierungsassessor nach Weimar ging, welchen Ort er aber schon 1814 wieder verließ, um als Beisitzer des Schöppenstuhls nach Leipzig zurückzukehren. Hier wurde er 1815 Professor, 1825 Senior des Schöppenstuhls, sowie — um das gleich an dieser Stelle mit zu erwähnen — 1835 Appellationsrath und 1837 Appellationsgerichtspräsident, aus welchem Amte er 1863 mit der Würde eines Geheimen Rathes in den Ruhestand trat, jedoch noch bis Anfang 1865 den Vorsitz im Ehegericht führend. Er lebt bekanntlich noch jetzt.

Seine Weimarer Stellung brachte ihn in öftere Berührung mit Göthe, dessen sonntägige Morgengesellschaften er z. B. besuchte. Näheres s. bei Frhrn. v. Biedermann, auf den wir nun auch wegen Darstellung der vielfachen regen Beziehungen verweisen, in welchen unser berühmter Philolog Gottfried Hermann zu jenem Dichterfürsten stand. Der genannte Autor des Buches: „Göthe und Leipzig“ schreibt von Gottfried Hermann mit trefflicher Charakteristik: „Die schöpferische Geisteskraft, welche ihm innewohnte, wandte er den Sprachen und vor Allem der griechischen zu, die er ganz im antiken Sinne beherrschte. Daher das tiefe Verständniß der altgriechischen Schriftsteller, unter denen er wiederum vorzugweise die Tragiker zu erklären liebte, daher auch die Durchdringung der griechischen Verskunst, deren Wesen er zum Theil erst wieder entdeckte, und die er durch die merkwürdige Weise, in welcher er griechische Verse vortrug, neu zu beleben verstand. Als Lehrer wirkte er durch die sittliche Würde seiner Persönlichkeit nicht minder nachhaltig, als durch die große, wohl von seiner Mutter, einer Französin, ererbte Lebhaftigkeit der Gemüthsart und des Vortrags, mit welcher auch seine äußere Erscheinung übereinstimmte; bis in sein höheres Alter z. B. ein tüchtiger Reiter, gab er sich als solcher schon durch den Anzug deutlich zu erkennen. Den großen Leistungen Hermanns im Gebiete der alten Sprachen und seiner tiefen Kennerschaft des Alterthums überhaupt fehlte die Anerkennung nicht: sein Ruf war ein außerordentlicher und all-

gemeiner, nicht blos auf die Männer der Wissenschaft beschränkter; wie ihm gleich bei Gründung des königlich sächsischen Civilverdienstordens 1815 das Ritterkreuz desselben und später dessen Comthurkreuz verliehen ward — woher seine übliche Bezeichnung als: Comthur Hermann — so ehrten ihn auch fremde Fürsten durch Orden, was damals noch weniger Sitte war als jetzt." — Wann Hermann seine hiesigen Professuren erhielt, sagten wir bereits; sein Tod fiel erst in spätere Zeit. Seit 1803 war er mit Wilhelmine Schwägrichen vermählt, der Schwester des Botanikers, die 1841 starb. Aus der Zahl seiner Werke erwähnen wir hier nur noch die an seine Erstlingsproducte: „De metris poetarum Graecorum et Latinorum libritres" und „Handbuch der Metrik" sich im Stoff anschließenden „Elementa doctrinae metricae" und „Epitome doctrinae metricae" (1816), die mit Creuzer gewechselten „Briefe über Homer und Hesiod" (worin er, entgegen dem Verfasser der „Symbolik und Mythologie der alten Völker", welcher den Ursprung dieser Götterlehre bei den Aegyptern und Indern suchte, sie als ein reines Erzeugniß des hellenischen Geistes darstellte), sowie endlich die sechs Bände kleinerer Schriften („Opuscula", 1827 ff.).

Den Orientalisten Rosenmüller haben wir bereits erwähnt. Neben ihm ist aber auch noch der „Hieroglyphenentzifferer" Friedrich Wilhelm Spohn zu nennen (habilitirt hierselbst seit 1815, Professor der Philosophie 1817, Professor des Griechischen und Lateinischen 1819, gest. 1824). Von seinen Werken gehört vornehmlich an diese Stelle die Schrift „De lingua et literis veterum Aegyptiorum" (nach seinem Tode 1825 herausgegeben von seinem Schüler Gustav Seyffarth). Spohns Grab auf dem Leipziger Johannisfriedhof schmückt ein interessantes Monument, welches Gretschel in seiner Broschure „Der Friedhof bei St. Johannis" also beschreibt: „Eine Säule bezeichnet die Ruhestätte dessen, der mit Champollion würdig in die Schranken trat. Hieroglyphen umziehen diese Säule und finden darunter in griechischer Sprache ihre Deutung. Auch die in dem Vaterland der Hieroglyphen so

heilige Lotosblume fehlt nicht. Am Fuße der Säule ruht eine Sphinx, sinnig das Wirken des Räthselenthüllers andeutend; von ihm wurde in noch jugendlichem Alter das große Räthsel der Welt gelöst!" Spohn starb nämlich in seinem zweiunddreißigsten Jahre.

Was sonst noch Philologen jener Zeit betrifft, so war Gottfried Stallbaum Lehrer an der Thomasschule zwar schon seit 1820, doch wollen wir, da seine akademische Wirksamkeit erst später begann, hier noch nicht mehr von ihm sagen, ebenso wie von Anton Westermann und Reinhold Klotz, die sich 1830 und 31 in Leipzig habilirten. Erwähnen dürfen wir jedoch an dieser Stelle schon einen Abkömmling Luthers in weiblicher Linie (der — was immerhin interessant — auch viel äußere Aehnlichkeit mit seinem großen Vorfahr besaß), Carl Friedrich August Nobbe, der 1814 Collaborator an hiesiger Thomasschule, 1816 dritter Lehrer, 1820 Conrector und 1828 als Nachfolger Forbigers Rector der Nicolaischule, sowie 1827 auch Professor der Philosophie an unserer Unisität wurde. Von seinen verschiedenen Werken und Classikerausgaben erwähnen wir hier nur die „Progymnasmata poetica" (eine Anthologie römischer Dichter in ausgewählten Stellen und Fragmenten) nebst der 1825 erschienenen, schon der (damals noch besonderen) Orginalität des Gedankens wegen bemerkenswerthen Ausgabe des ganzen Cicero in 1 Bande. Das von ihm beinahe vier Decennien lang höchst würdevoll und erfolgreich bekleidete Rectorat der Nicolaischule hat der jetzt Sechsundsiebzigjährige erst im vorigen Jahre niedergelegt. Zu den Hunderten seiner dankbaren Schüler zählt auch der Verfasser von „Leipzig seit Jahren" und will sich dessen ausdrücklich, voller Pietät hier erinnert haben.

Uns zu Historikern wendend, berichtigen wir zunächst den auf Seite 181 unseren Augen entgangenen Satzfehler, daß Carl Heinrich Ludwig Pölitz nicht 1803, sondern 1808 ordentlicher Professor der Geschichte in Wittenberg geworden war. 1815 folgte er einem erneuten Rufe nach Leipzig als Professor der sächsischen Geschichte und Statistik, 1819 aber wurde ihm die Professur der Staatswissenschaften übertragen, welche er dann bis zu

seinem Tode (1838) bekleidet hat. Pölitz war wohl einer der fleißigsten und vielseitigsten, wenn auch nicht gediegensten und gelehrtesten Schriftsteller, die je gelebt haben; etwas allzu schroff äußert sich über ihn Frhr. v. Biedermann: „In Carlsbad war 1820 auch Pölitz — nämlich ebenso, wie Gottfried Hermann — und drängte sich in seiner Eitelkeit möglichst an Göthe, der aber diesen seichten Autor sehr merkbar von sich abhielt.“ Nicht nur Wissenschaftliches, sondern auch Poetisches, wofür er gar nicht ohne Talent war, hat Pölitz veröffentlicht. Seine ersten Versuche hielten sich im Gebiete der praktischen Religion und Moral. Dann gab er eine Zeitschrift: „Ceres, für Bildung des Geschmackes“ heraus. Mehrere wunderliche, kritisch-satyrische Producte („das letzte Taschenbuch auf das 18. Jahrhhundert“, „die Philosophie unseres Zeitalters in der Kinderkappe“, „Heinrich von Feldheim, oder der Offizier, wie er sein sollte“ 2c.) erschienen anonym. Weiter brachte er auch Werke über Anthropologie, Aesthetik, Erziehungslehre, deutsche Sprachlehre 2c., und arbeitete auch vielfach an wissenschaftlichen, wie belletristischen Journalen mit. Es war eben ein ungewöhnlich reicher, nach allen Seiten hin angeregter, aber freilich nirgends recht in die Tiefe dringender Geist, den er besaß. Am Verdienstlichsten war wohl sein Wirken im Bereich der Geschichte. Hier ist er in der That gelehrter Fachmann gewesen, auf anderen Gebieten jedoch streng genommen nur gebildeter Laie, talentvoller Dilettant. Auch seiner historischen Schriften giebt es beträchtlich viele. Wir nennen seine „Geschichte und Statistik Sachsens“, „Geschichte der souveränen Staaten des Rheinbundes“, „das Zeitalter Napoleons“, „das Zeitalter der politischen Umgestaltung Europas“, „das deutsche Volk und Reich“, „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates“, „Geschichte der preußischen Monarchie“ u. s. w., vor Allen aber seine „kleine“ und seine „größere Weltgeschichte“ für gebildete Leser und Studirende (zuerst 1805 erschienen, später noch verschiedene Male neu aufgelegt). Gegenwärtig ist das Werk zwar auch schon längst veraltet, für seine Zeit aber hatte es wirklich erheblichen Werth und jedenfalls ist es mit eines von denen,

auf welche sich stützend die Geschichtsforscher folgender Zeiten ihre Wissenschaft weiter bauten. Von der „Pölitzschen Bibliothek" werden wir erst im nächsten Kapitel zu sprechen haben.

Seit 1825 gehörte unserer Universität Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth an. Derselbe hatte als Philolog und Lehrer begonnen, sich aber dann immer mehr dem Studium der Geschichte hingegeben und 1819 eine „ältere Geschichte des römischen Reiches" erscheinen lassen, in der er gegen die Niebuhrschen Anschauungen vielfach polemisirend auftrat. Jedenfalls bewährte sein Buch gründliches Quellenstudium, umfassende Kenntniß des Alterthums und staunenswerthen Fleiß; auch trug es ihm 1820 die Berufung als ordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel ein, von wo er eben in oben genanntem Jahre in der gleichen Eigenschaft nach Leipzig übersiedelte. Hier vollendete er zunächst seine „Hellenische Alterthumskunde", welche seinen Namen für immer in der Wissenschaft erhalten wird. Mehr von ihm später, ebenso wie von Friedrich Christian August Hasse, früher Lehrer am Dresdner Cadettenhause, der 1828 hier Professor der historischen Hülfswissenschaften wurde. Er hatte damals bereits „Politisches Gemälde von Europa" (1824), eine „Geschichte Europas seit dem Mittelalter", eine „Geschichte der Lombardei", und zwei Monographieen: „Moreau" und „Wellington" geschrieben.

Sehr zahlreich ist die Masse gelehrter Gesellschaften, die, mit der Universität meist durch ihre Gründer und Mitglieder verbunden, unser Zeitraum ins Leben rief. Schon 1814 stoßen wir auf die Bildung einer historisch-theologischen Gesellschaft durch die Bemühungen des Professors Illgen, die 1830 dann die landesherrliche Bestätigung erhielt und ein historisch-theologisches Seminar etablirte. Im Jahre 1816 trat eine vom Professor der Oekonomie Pohl gestiftete kameralistische Gesellschaft ins Dasein, wogegen im folgenden Jahre sich von der ökonomischen Societät (s. S. 30) die ökonomische Gesellschaft im Königreich Sachsen zu Dresden abtrennte. Ein Theil der Sammlungen und das vom Buchhändler Leich 1804 vermachte Landgut in Möckern verblieb indeß der Leipziger Socie-

tät, deren Director in unserer Periode erst Professor Johann Christian Rosenmüller, dann Siegfried August Mahlmann und endlich Kammerrath Ploß war. 1817 entstand eine durch Winer gestiftete exegetische, 1821 die durch den außerordentlichen Professor der Rechte Otto gestiftete juristische Gesellschaft. Das Jahr 1818 rief die naturforschende Gesellschaft, mit der sich 1824 die Linnésche (s. S. 71) vereinigte, ins Leben (erster Director Professor Schwägrichen, Präses Prof. Joh. Christ. Rosenmüller), 1823 die durch den damaligen Privatdocent der Theologie Küchler begründete exegetisch-dogmatische Gesellschaft, 1825, wie schon bemerkt, die polytechnische Gesellschaft (Director zuerst Prof. Pohl, dann Prof. Erdmann), 1826 den katechetisch-pädagogischen Verein Platos (des Rathsfreischul-Directors) und die lateinische Gesellschaft Frotschers (damaligen Lehrers, späteren Conrectors der Nicolaischule), endlich 1829 die medicinische (bestätigt 1832, Ehrendirector Prof. Clarus, Director damals Prof. Radius). Die deutsche Gesellschaft (älteren Datums, s. S. 30) vereinigte sich 1827 mit dem 1824 gestifteten „sächsischen Verein zur Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer" zu der noch heute blühenden „deutschen Gesellschaft". Ihr jetziges Local befindet sich in dem der Universität gehörigen Gebäude Nr. 21 der Universitätsstraße, wo auch ihre bedeutenden Sammlungen untergebracht sind. Die von jener älteren deutschen Gesellschaft schließlich allein noch übrig gebliebenen Mitglieder waren der Propst und Proconsul Stieglitz (s. S. 309), der Hofrath Rochlitz und der Oberhofgerichtsrath Blümner. Erster Vorstand der vereinigten „deutschen Gesellschaft" war Professor Tittmann. Endlich das Jahr 1829 hob auch die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften aufs Neue (Präsident damals Prof. Carl Glob. Kühn, Mitglieder die Professoren Beck, Brandes und Hasse).

In Bezug auf akademische Institute ist zuvörderst zu erwähnen, daß August Ferdinand Möbius, als er 1816 Professor der Astronomie und Observator der Sternwarte geworden war, zunächst den Auftrag erhielt, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, um die

Einrichtungen der vorzüglicheren damaligen deutschen Sternwarten kennen zu lernen und sodann Vorschläge einzureichen, „wie nunmehr die Leipziger Sternwarte zu mehrerer Gangbarkeit zu bringen und für ihren Zweck nutzbarer zu machen sein möchte." Möbius legte diese Reise während des Sommers 1816 zurück, besuchte die Observatorien zu Gotha, Tübingen, München, Wien, Ofen und Prag, und seine hierauf für die Leipziger Sternwarte eingereichten Vorschläge fanden Genehmigung. Ihnen zufolge wurde in den Jahren 1817—21 ein Anbau an die Ostseite der Sternwarte auf die Gallerie hinaus gemacht, derselbe mit einer Meridianspalte versehen und unter dieser zu Meridianbeobachtungen das Mittagsfernrohr und der Troughtonsche Kreis, ersteres zwischen zwei Pfeilern von festem Sandstein, letzterer auf einer steinernen Säule, und seitwärts von der Spalte die Wulliamysche Uhr möglichst solid auf der Thurmmauer festgestellt. An der Südseite der Sternwarte wurde ein größeres Kabinet, als das schon vorhandene, angelegt, um Beobachtungen am Südhimmel, zu denen Instrumente von unveränderlichem Stande nicht nöthig sind, anstellen zu können. Auch ward die Laterne über dem Observatorium mit Zink gedeckt. Die ersten Früchte der dergestalt neu eingerichteten Sternwarte stellte Prof. Möbius in einer kleinen Schrift: „Beobachtungen auf der Königl. Universitäts-Sternwarte zu Leipzig, mit vorausgeschickter Beschreibung der jetzigen Einrichtung dieser Sternwarte" (1823) zusammen. Die darin aufgeführten Beobachtungen betreffen u. A. die Bestimmung der Polhöhe der Sternwarte, die aus 27 Beobachtungen des Polaris = 51° 20′ 20″, 7 ergab, sowie die Bestimmung der Mittagslinie, welche durch eine steinerne, 4 Ellen hohe, abgestumpfte, quadratförmige Pyramide unweit Connewitz markirt wurde.

Das Local des anatomischen Theaters (zuerst unter der Erde linker Hand im Kreuzgang des Paulinums, seit 1704 aber an seinem jetzigen Ort), erhielt 1817 eine wesentlich verbesserte Gestalt, wonach sich, außer dem großen, in amphitheatralischer Form eingerichteten und auf Säulen ruhenden Zergliederungssaal

nebst einigen Vor- und Nebenzimmern, ein besonderer Präparirsaal darin befindet. Ein nochmaliger Umbau fiel in unsere Zeit. Das Taubstummeninstitut — seit 1786 unter Aufsicht der Universität (vgl. S. 71), weshalb eben hier von ihm die Rede — bekam das auf jener Seite erwähnte Vermächtniß der (nicht des) wohlthätigen Dr. Carl im Jahre 1815 und ward dadurch, wie gesagt, in den Stand gesetzt, sich ein eigenes Haus (im ehemaligen Klitschergäßchen, der jetzigen Pleißengasse) zu erwerben, welches 1822 dem Gebrauch überwiesen ward. Ergänzend sei zu dem auf jener Seite Mitgetheilten hier noch bemerkt, daß das Leipziger Taubstummen-Institut überhaupt das erste in Deutschland und der Gründer und erste Director Samuel Heinicke (Cantor in Eppendorf bei Hamburg) von Geburt ein Sachse war (aus Nautzschütz beim nahen Weißenfels), woraus sich wohl seine Wahl unserer Stadt gerade für die neue Anstalt erklärt. In der nach Heinickes Tode von der Wittwe übernommenen Leitung hatte ihr zunächst der von ihrem Gatten gebildete August Heinrich Petschke beigestanden; doch war dieser seit 1810 kränkelnd und mußte 1815 pensionirt werden, worauf der treffliche Dr. Carl Gottlob Reich an seine Stelle als erster Lehrer trat und seit 1829, als die ehrwürdige Anna Katharina Heinicke (geb. 1756, † 1840) nach 50jähriger Wirksamkeit emeritirt wurde, die Direction des Institutes überkam. An Reichs Seite ist ebenfalls seine Gattin, Regina Amalie, Tochter des Heinickeschen Ehepaares, zu erwähnen. Das Grundstück der Entbindungsschule im Trierschen Garten hinter der Wasserkunst war im Laufe der Jahre aus verschiedenen Gründen, besonders aber der sumpfreichen Umgebung halber, als unpassend für ein Gebärhaus erkannt worden; so wurde es denn der Universität für die Zwecke der Botanik endlich allein überlassen, im Jahre 1826 das dem berühmten Professor der Rechte Haubold zugehörig gewesene Haus auf dem Grimmaischen Steinweg (jetzt Nr. 56) erkauft und 1828 die Entbindungsschule in dasselbe verlegt (d. h. selbstverständlich in das alte, zunächst der Straße stehende Gebäude). Die etatsmäßige Zahl der Betten steigerte man damals von sechs auf zwölf.

Uns zur schönen Literatur und Belletristik wendend, notiren wir zunächst nochmals, daß der Verfasser des „Gespensterbuches“ (worin die Erzählung: „der Freischütz“), der Leipziger Senator Johann August Apel, im Jahre 1816 mit Tode abging (in der noch jetzt nach ihm und seiner Familie sogenannten „Apelei“ auf dem Neumarkt). Gerade zehn Jahre später, 1826, starb Siegfried August Mahlmann, bis zu seinem Ende die frühere locale Bedeutung seiner Persönlichkeit, sowie seinen weitgreifenden literarischen Einfluß behauptend. Blümners und Rochlitzens Dahintritt erfolgte erst in späterer Zeit; von Amadeus Wendt ist schon weiter oben (unter Universität) die Rede gewesen. In Bezug auf Gottlob Heinrich Adolf Wagner wollen wir hier noch nachtragen, daß er u. A. im Jahre 1826 die vier Hauptdichtwerke Italiens herausgab, dafür den Titel wählend: „Il Parnasso Italiano ovvero i quattro Poeti celeberrimi Italiani. La divina commedia di Dante Alighieri; le rime di Francesco Petrarca; l'Orlando furioso di Lodovico Ariosto; la Gerusalemme liberata di Torquato Tasso.“ Dieses nur einen Band umfassende Werk widmete Wagner „Al Principe de 'Poeti, Goethe“ mit einen längeren italienischen Gedicht in Terzinen, worin ein Gespräch im Paradies mit den vier italienischen Dichtern geschildert wird, welche alle in Göthe einen Gleichen begrüßen, Alighieri wegen des „Faust“, Tasso wegen des Schauspiels „Tasso“, Ariost wegen des „Divan“ und Petrarca wegen der Lieder. Auf diese Widmung antwortete Göthe mit einem Dankschreiben und der Uebersendung eines silbernen Bechers. Beiläufig: Der in seinem Briefe genannte Verleger des „Parnasso Italiano“, „Herr Fleischer“, war Ernst Fleischer, der Sohn des Buchhändlers Gerhard Fleischer, welcher letztere ebenso, wie Johann Benjamin Georg Fleischer (Vater Georg Friedrich Fleischers, s. w. u.) ein Sohn des Frankfurter Johann Georg Fleischer war, mit dem Göthe als Student nach Leipzig gekommen war. Ernst Fleischer hatte 1822 eine von dem Geschäft seines Vaters, mit dem er auf schlechtem Fuße stand, getrennte Buchhandlung errichtet,

kaufte aber zu Beseitigung der bestehenden Zerwürfnisse 1828 die väterliche hinzu. 1832 starb er.

Eine Episode für sich bildet die Leipziger Studienzeit des übergenialen, excentrischen Christian Grabbe. Von Detmold, seiner Vaterstadt, kam derselbe 1820 nach unserer Stadt, um die Rechte zu studiren, und quartierte sich in Nr. 39 des Brühls ein. Hören wir, was ihn selber über diesen seinen hiesigen Aufenthalt Wolfgang Müller in dem Buche: „Immermann und sein Kreis“ auf eine Grabbes Wesen und Art genau copirende Weise berichten läßt — wohl bemerkt, das Alles sind Thatsachen gewesen: „Ich belegte sofort sattsam juristische Collegien, aber das Ableiern, das ich bei den Herren Professoren fand, behagte mir entsetzlich schlecht. Das Beste hatte ich ja auch immer aus mir allein gelernt. Bald hing ich wieder ganz und gar meinen alten Liebhabereien nach. Ich las Geschichte, studirte Literatur, besuchte das Theater und brütete über Dichtungen. Anfangs geschah das Alles in tiefster Einsamkeit, allmählich brachte mich aber die Schriftstellerei und die Bücher in mancherlei Gesellschaft. Mit den Studenten zu gehen, den Fechtboden zu besuchen, in der Kneipe nach verrosteten Formen zu trinken, abgedroschene Witze zu machen und dumme Lieder zu singen, war ein für alle Mal nicht meine Sache. Dafür fand ich in der großen Buchfabrik und Maculaturpapierstadt ein Häuflein von nichtsnutzigen Literaten, die zu Allem feil waren. An ihnen konnte ich mein Müthchen kühlen, indem ich meinem Witze freien Lauf ließ, der sie verhöhnte und verspottete, wie es einst mit meinen Schulgenossen geschah. Mit ihnen feierte ich meine Orgien, die in noch erhöhtem Maße fortgesetzt wurden. Daß meine geistige und körperliche Gesundheit darunter litt, erwies sich als natürliche Folge. In meiner Seele war Alles zerrissen, sprunghaft, unbeständig. Ich fühlte mich stets aufgeregt, oft um den Himmel zu stürmen, oft um in das Nichts zu versinken. Mein abgespannter Körper konnte nur durch neue Genüsse zu neuen Schwingungen gereizt werden. Dennoch entstand in diesem tollen Treiben meine Tragödie „Gothland.“ Ueber dieser Arbeit drängte sich ein anderer

Gedanke in mir auf. Da ich immer tiefer in das literarische Leben gerathen war und einen wahren Abscheu vor der praktischen Laufbahn eines Juristen empfand, so erwachte in mir der Plan, mich zum Schauspieler auszubilden. Ich theilte diese Idee dem Professor Amadeus Wendt mit, der mir freundlich entgegenkam. Auch mit dem Schauspieler Jerrmann knüpfte ich Verhandlungen an. Man probirte mich. Die Folge davon war, daß ich wegen meiner Declamation, meiner Stimme und meiner Körperhaltung ausgelacht wurde. Und sie hatten Recht, diese Männer. In der Selbstkenntniß war ich in der That noch weit zurück. Aber ich hatte doch den Vortheil bei diesen Bestrebungen, daß mein „Gothland" den genannten Männern bekannt wurde und mir kein geringes Ansehen bei ihnen und in weiten Kreisen einbrachte. Bald war ich in der höheren literarischen Gesellschaft eingeführt und von den bedeutendsten Männern, wie Professor Pölitz und Oberhofgerichtsrath Blümner, geschätzt. Ich fing sogar an, mich eines geregelten Lebens zu befleißigen. Ja, ich träumte, daß ich bald den Gipfel des Dichterruhmes erklimmen werde, und in diesem Glauben siedelte ich um Ostern 1822 nach Berlin über."

Also auch das eigen geartete, großartig angelegte, nur leider nicht zu künstlerischer Reife und Läuterung gekommene Talent Christian Grabbes begann zuerst in Leipzig seine Kräfte zu erproben. „Herzog Theodor von Gothland" zeigt bereits ganz das Riesenhafte, Geniale, Imponirende, was der Dichter an sich und in sich trug, aber er ist auch schon eben so weit, wie alle seine folgenden Stücke, von der Möglichkeit einer Aufführbarkeit, von maßvoller Beschränkung, von sittlicher Würde und poetischem Adel entfernt.

Als österreichischer Generalconsul lebte von 1815—29 der Romantiker Adam Müller (später in Wien als Ritter v. Nitersdorf geadelt) in Leipzig, also zu einer Zeit freilich, wo die romantische Schule schon so ziemlich von aller Welt verurtheilt war. Seinem Aufenthalt in unserer Stadt gehören die folgenden seiner Schriften an: „Deutsche Staatsanzeigen" (3 Bände), „Versuch

einer neuen Theorie des Geldes", „Reden über die Beredsamkeit", „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" u. s. w. Von Leipzig aus wohnte Adam Müller 1819 den Ministerconferenzen in Karlsbad bei. Ein Freund von ihm war bekanntlich Friedrich Gentz und ist Beider Briefwechsel 1857 gesammelt erschienen.

Noch zwei Leipziger Schöngeister und Literatoren sind weiter hier zu erwähnen, zuerst der oben schon genannte Johann Georg Keil, seit 1814 Gemahl von Juliane Henriette Löhr. Ein geborner Gothaer, hatte derselbe nach Beendigung seiner Studien eine Anstellung an der Bibliothek in Weimar erhalten. Er beschäftigte sich dort hauptsächlich mit den romanischen Sprachen und besorgte damals und noch später Ausgaben italienischer und spanischer Dichter. Nach der Verheirathung siedelte das junge Ehepaar, wie schon bemerkt, nach Leipzig über, Keil mit dem Titel und Rang eines sachsen-weimarischen Hofraths. Er kam 1828 als Kapitular ins Collegiatstift Wurzen, welches ihn 1831 zum Dechanten wählte. Für seine Verdienste um die spanische Literatur ward ihm 1831 die noch keinem Deutschen widerfahrene Ehre zu Theil, zum Mitglied der Real Academia Española zu Madrid ernannt zu werden. Die Hofräthin Keil starb 1848, ihr Gatte 1857, beide in Leipzig. „Ihr Haus war — wie Frh. von Biedermann schreibt — eine Sammelstätte der Größen und Freunde der Literatur und Kunst, wobei den tiefkundigen Gesprächen der liebenswürdigen Wirthe eine schöne Unterlage und Unterstützung durch bedeutende Sammlungen gewährt wurde, namentlich durch die von Bause angelegte, aus Kupferstichen 2c. bestehende und durch die von der Hofräthin Keil unterhaltene Sammlung von Handschriften, größtentheils seltenen Werthes." Ueber die Beziehungen beider Gatten zu Göthe berichtet derselbe in diesen Dingen ja so sehr belesene Autor: „Bause war ein Bekannter Göthes aus alter Zeit, auch seine Tochter war ihm früher nahe getreten, und da die Enkelin ebenfalls so viel Gehalt besaß, daß sie den Dichter anzog, so fand derselbe in dieser

Familie einen ihm höchst lieben Kreis. In das Stammbuch der Henriette Löhr schrieb er:

„Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Mit dem Wunsche, daß der theuren Besitzerin das Beste für immer angehöre. Weimar, den 28. Decbr. 1813. Göthe." Es dürfte dies die älteste nachzuweisende Niederschrift dieser herrlichen Umschreibung einer Aeußerung von Beaumarchais sein. Was Keil betrifft, so stellte ihn sein Amt in Weimar unmittelbar unter Göthe, der dem strebsamen jungen Mann seine Neigung zuwandte. Auf seine Aufforderung beschäftigte sich derselbe eingehender mit der zur Bibliothek gehörigen Kupferstichsammlung, und so legte Göthe den Grund zu seinem Kunstverständniß. Als Keil 1820 den ersten Band einer Sammlung der Schauspiele des Calderon herausgab — ein Werk, das leider 1822 mit dem dritten Bande abgebrochen und durch eine Auswahl in vier Bänden ersetzt wurde — widmete er diesen Band Göthen."

Jener zweite Leipziger Schöngeist, den wir hier weiter noch zu nennen haben, ist Wilhelm Christoph Leonhard Gerhard. Ein geborener Weimaraner, erhielt er als angehender junger Kaufmann Anstellung in einem Geschäft zu Leipzig, und gründete daselbst ein eigenes. Obwohl er, so lange er dem Kaufmannstande angehörte, seine volle Thätigkeit dem Geschäfte widmete, so wies ihn seine Neigung doch andere Wege, und sobald seine Vermögensverhältnisse ihm gestatteten, mit Behagen ein unabhängiges Leben zu führen, zog er sich aus dem Geschäft zurück und weihte sich den Musen. Er übte alle Künste. Seiner glücklichen Begabung für lyrische Dichtung begegnete die entsprechende musikalische Befähigung seines Freundes, des Musikdirectors Pohlenz, mit dessen Weisen manche von Gerhards Liedern die Reise um die Welt gemacht haben; „wo irgend in einem Hafen deutsche Schiffe liegen —

meint Frhr. v. Biedermann mit Recht — hört man gewiß sein „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!"" In den Geist fremder Völker wußte Gerhard sich mit großem Verständniß zu vertiefen und Lieder der Griechen, Schotten, Serbier und Spanier mit gleicher Treue wiederzugeben. Auch für die Bühne schrieb er, sowie er ein besonderes Glück und große Lust besaß, scenische Künste in Maskenzügen, lebenden Bildern, Schauspielen und Singspielen für gesellschaftliche Kreise zu verwerthen und dabei selbst mitzuwirken. Nach einer Reise durch Italien wandte er sich noch in vorgerücktem Alter mit überraschendem Erfolge der Malerei, ja später sogar, unter Knaurs Leitung, der Bildhauerei zu. Außer den Künsten trieb er aber mit gleichem Eifer Naturwissenschaften, zuerst besonders Botanik, dann Gestein- und Versteinerungskunde; er legte für diese und andere Fächer werthvolle Sammlungen an. Die Staatswissenschaften entgingen gleichfalls seinem regen Geiste nicht, und er schrieb z. B. 1831: „Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen."

Verheirathet war Gerhard zuerst seit Januar 1813; bald Wittwer, vermählte er sich im Mai 1815 zum zweiten Male mit Caroline Richter. Die beglückte Ehe löste sein Tod. Sein Haus war immer gastlich geöffnet und fanden sich hier namentlich Alle gern gesehen, welche mit den Angehörigen des Hauses die Liebe für Kunst und Wissenschaften theilten. Es war Gerhards größte Freude, geselligen Vereinigungen durch künstlerisch vorbereitete Aufführungen eine höhere Weihe zu geben. Aus dem Besitz der Reichenbachschen Familie kaufte er den früher Richterschen Garten, der seitdem Gerhards Garten hieß. Er erhielt demselben seine schönen, wohlgepflegten Park- und Blumenanlagen, sowie die interessanten Plätze zur Erinnerung an Poniatowski, die in jenen Jahren immer mehr zu einem wahren Wallfahrtsort aller Fremden und besonders aller Polen wurden. Daß er für den Eintritt in seinen Garten ein bestimmtes, doch nicht hohes Entrée erhob, ist ihm freilich vielfach vorgeworfen worden und manche spöttische Bemerkung ward deshalb laut, wie z. B. die eine: „Gerhard ist einer

der größten Chemiker unserer Zeit, er versteht es aus einem einfachen Sandstein (dem Denkmal Poniatowskis) Gold zu schlagen!" Gerhard starb auf einer Reise in Heidelberg 1858.

Als Weimaraner mit Göthe bekannt, schickte er diesem die „Stanzen", mit welchen er einen großen Zug, das Mittelalter darstellend, auf einem durch seine Bemühungen zu Stande gebrachten Maskenball in Leipzig (im Winter 1815) einführte. Hatte Gerhard mit seiner Dichtung schon bei den Theilnehmern am Ballfeste großes Lob geerntet, so ward ihm auch von Göthe schmeichelhafte Anerkennung in einem Briefe zu Theil. Im nächsten Jahre sandte Gerhard eine Sammlung nach Anakreon frei bearbeiteter Lieder an Göthe und 1827 widmete er ihm seine „Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen." Die Correspondenz beider Männer in Bezug auf serbische Dichtung und Nachdichtung derselben s. bei Frhrn. v. Biedermann in Vollständigkeit. Zu einer anderen Verbindung Göthes mit Gerhard gab Anlaß, daß Letzterem am 10. November 1820 ein Sohn geboren worden war, bei welchem Pathenstelle zu vertreten er Göthe bat, ihm als Mitgevatterin „die schönste Frau Leipzigs", die Gattin des Bankiers Reichenbach brieflich vorstellend und für den unerwünschten Fall, daß er nicht selbst bei der Taufe zugegen sein wollte, den Major von Egidy (von der Leipziger Garnison) vorschlagend. Hierauf traf folgendes Schreiben Göthes ein: „Ew. Wohlgeboren danke verbindlichst, daß Sie mich an Ihrer Vaterfreude mögen Theil nehmen lassen und werde mit den Meinigen an dem frohen Tage Ihrer und des lieben Ankömmlings mit Wärme zu gedenken. Herrn Major v. Egidy schreibe mit der nächsten Post, ihn um diesen Liebesdienst zu ersuchen und für seine Gefälligkeit zu danken. Heute bleibt mir nur so viel Raum, Gegenwärtiges in Kürze zu vermelden und mich Ihnen, Ihrer theuren Gattin, meinen schönen Mitgevatterinnen und achtbaren Mitgevattern aufs Beste zu empfehlen. Mögen Sie den Namen Wilhelm, den ich in Verehrung Shakespeares meinen Pathen gern beilegte, auch Ihrem Erstling männlichen Geschlechts zutheilen, so dürfte dies eine gute Vorbe-

deutung sein." Außer dem Namen Wilhelm erhielt der Knabe aber noch zwei Vornamen: Martin (weil er am 10. November, dem Luthertage, geboren war) und Wolfgang (Göthes wegen). Es ist der seit 1845 hier als Buchhändler etablirte Wolfgang Gerhard. Endlich, als Göthes 50jähriges Dienstjubiläum am 7. November 1825 in Weimar gefeiert wurde, veranstaltete Gerhard auch in Leipzig, in der damals bestehenden Gesellschaft „Lyra", eine Festlichkeit, wobei er, anspielend auf die Inschrift und den Bilderschmuck des Götheschen Hauses bei dem am 3. September desselben Jahres begangenen Regierungsjubiläum des Großherzogs, eine Erklärung der dort von Göthe aufgestellten allegorischen Bilder unter dem Titel: „Haec otia fecit" zur Darstellung brachte.

Noch einige andere Leipziger Literaten und Schriftsteller wollen wir nun theils weiter unten bei „Zeitungen", theils erst im nächsten Kapitel erwähnen, da sie in der Hauptsache noch nicht unserer Periode angehörten.

Jetzt gehen wir über auf bildende Kunst, in deren Bereich zunächst nochmals von Veit Hans Schnorr von Carolsfeld die Rede sein muß. Wir sagten oben (S. 97), daß derselbe sich von 1790 an in Leipzig, wo er früher schon Jurisprudenz studirt hatte, unter Oeser in der Malerei weiter ausgebildet habe. 1801 trat er mit seinem Freund Seume eine Reise nach Italien (den späteren „Spaziergang nach Syrakus") an, kehrte aber aus Familienrücksichten in Wien wieder um und begab sich darauf nach Paris. 1816 jedoch wurde er Director der Kunstakademie in Leipzig, welche Stelle er nun bis an seinen Tod (1841) innebehielt. Sein Vorgänger war seit 1800 Johann Friedrich August Tischbein gewesen, ein Sproß der bekannten Künstlerfamilie (geboren in Mastricht 1750, gestorben in Heidelberg 1812). Besonders hat Schnorr in jener (späteren) Leipziger Zeit noch anmuthige radirte und punktirte Blätter für die damals in Mode stehenden Taschenbücher geschaffen. Auch lieferte er das Modell zu dem Porträt am Müllerdenkmal im Park (s. S. 213) und die Zeichnung zu dem Denkmal Hillers in den Anlagen vor der Thomasschule. Beim hundertjährigen Ge-

burtstag „Vater Hillers" (1828) sandte nämlich die dankbare Thekla Batka (geb. Podleska) aus Prag hierher 500 Thaler, um in ihrem und ihrer Schwester Namen dem Wohlthäter Beider damit ein Monument zu setzen. Der Leipziger Rath bewilligte nicht nur den Platz dazu, sondern trug auch den Mehrbetrag der Kosten. Im Hauptfeld der Schnorrschen Zeichnung befinden sich vier jugendliche weibliche Gestalten, die vier Schwestern Podleska, und unter ihnen die Stifterin kniegebeugt, um einen Altar versammelt, auf dem Kränze und Blumengewinde niedergelegt sind. Den reichen Kranz aus Lilien bietet eine verschleierte Gestalt, Aloysia P., Klosterfrau bei den Elisabethinnerinnen in Prag, dar. Ueber dem Altar gewahrt man Hillers Bildniß inmitten eines Sternenkranzes. Die beiden Söhne Schnorrs, bekanntlich in Leipzig geboren (während des Vaters früherer Anwesenheit hierselbst), blieben in ihrer Heimath nur während der Kinderjahre. Ludwig Ferdinand bildete sich seit 1804 auf der Akademie zu Wien zum Maler und starb als Custos der Gemäldegallerie des Belvedere daselbst 1853. Besonders bekannt geworden sind seine zwei Darstellungen aus Göthes Faust im Belvedere. Der jüngere Bruder, Julius, ging 1810 auf die Wiener Akademie, 1817 nach Italien und 1818 nach Rom. 1827 wurde er Professor an der Münchener Akademie, endlich 1846 Director der Gemäldegallerie und Professor an der Akademie in Dresden. Beide Aemter bekleidet der würdige Greis, über dessen Berühmtheit und hohe Künstlerschaft wir kein Wort weiter zu verlieren brauchen, noch heute.

Nochmals zu nennen ist hier auch Max Speck. Im Jahre 1821 kaufte derselbe das Rittergut Lützschena bei Leipzig, wo er nun den Hopfenbau und die bairische Bierbrauerei einführte, die schönsten, nutzbarsten und seltensten Viehgattungen und Viehracen aufstellte, eine Musterwirthschaft und landwirthschaftliche Lehranstalt anlegte. Auch führte er seine berühmte Gemäldesammlung dahin über und baute ihr einen eigenen comfortablen Saal. 1827 erschien dann das prachtvoll ausgestattete „Verzeichniß der v. Speckschen Gemäldesammlung mit darauf Bezug habenden Stein-

drücken, herausgegeben und mit historisch-biographischen Bemerkungen begleitet von dem Besitzer desselben." Speck sandte dies reiche „Geschenk für meine Freunde" auch in einem schönen Saffianband, an Göthe, welcher dasselbe dann in „Kunst und Alterthum" (Band 6) zur Besprechung brachte. Schon 1825 war Speck vom Kaiser Alexander, nach Rußland berufen, um die dortige Schafzucht auf eine höhere Stufe zu bringen, in den persönlichen Adelstand erhoben worden; 1828 wendete er sich auf Veranlassung des Königs Ludwig nach Baiern, wo er die Herrschaft St. Veit kaufte und vom König 1829 für sich und seine eheliche Descendenz in den Freiherrnstand erhoben wurde. Speck starb 1856 in Lützschena und sein zweiter Sohn Alexander folgte ihm in dem von ihm errichteten Fideicommiß Lützschena, während die anderen Besitzungen verkauft wurden. Seit 1859 ist der freiherrliche Stand der Familie auch in Sachsen anerkannt. Das Erbbegräbniß des verstorbenen Speck von Sternburg befindet sich in dem ausgezeichnet geschmackvoll angelegten Parke hinter dem Herrenhause. Die Gemäldegallerie, in ihrem gesammten Bestand erhalten, ist gegen Karten noch jetzt unentgeltlich von Jedem zu besichtigen.

Ein unerwartetes Begebniß ist aus dem Jahre 1815 zu berichten. Wir erwähnten oben schon zwei von den drei daran hauptsächlich Betheiligten, Stieglitz und Hillig; der dritte war Johann Gottlob Quandt, geboren hierselbst 1787 als Sohn eines reichen Leipziger Handelsherrn, der ihn ebenfalls für den Kaufmannstand bestimmte. Er gewann aber schon früh, nicht ohne Anregung von Seiten seines Lehrers, des späteren Hofraths Friedrich Rochlitz, die Künste lieb, sodaß er bereits im zwölften Jahre Kupferstiche zu sammeln begann, selbst malen lernte und vorzugsweise auf wiederholten Reisen in Italien seine Kennerschaft ausbildete. Nach seines Vaters Tode siedelte er nach Dresden über, wo er fortan, später abwechselnd auf seinem Rittergut Dittersbach, wohnen blieb, ganz der Kunst lebte, den Ehrenposten eines Mitglieds des Rathes der Akademie der Künste bekleidete, geadelt wurde und 1856 starb.

Sein Medaillonporträt ziert seit einigen Jahren die Außenseite des Dresdner Akademiegebäudes auf der Brühlschen Terasse.

Auf dem Boden der Leipziger Nicolaikirche nun stöberte Quandt Anfang 1815 unter Gerüll, Staub und Taubenkoth eine Anzahl altdeutscher Oelgemälde auf, welche Darstellungen aus dem Leben Jesu, sowie christlich-allegorischen Inhalts, von beiden Cranach und noch älteren deutschen Künstlern enthielten. Stieglitz und Hillig waren ihm zu deren Wiedergewinnung behülflich, und ein sich besonders mit Gemälderestaurirungen beschäftigender hiesiger Maler, Friedrich Ludwig Lehmann, setzte sie neu in Stand. Quandt gab u. A. auch Göthen hiervon Nachricht, der sich beeilte, den Fund im „Morgenblatt" (März 1815) bekannt zu machen und die Gemälde kurz zu beschreiben, wobei er Quandts insonderhei rühmlichst gedachte, aber auch die Mitwirkenden — Stieglitz, Hillig, Lehmann — nicht unerwähnt ließ. Die Gemälde (damals zunächst auf die Rathsbibliothek geschafft) befinden sich jetzt im städtischen Museum.

Wir kommen nun auf Musik und Theater zu sprechen, und zwar zuerst nochmals auf Schicht und dessen im Jahre 1822 erschienenes Oratorium: „Das Ende des Gerechten" (mit Text von Friedrich Rochlitz). Namentlich die Chöre darin gehören zu den meisterlich gelungensten und vergebens suchte der Componist später diese Musik durch noch ein anderes, von Kunath gedichtetes Oratorium: „Die letzten Stunden des Erlösers" an Kraft und Glanz zu überbieten. Aus der letzten Zeit seines Lebens sind noch einige Werke, z. B. das Te Deum zur Regierungsjubelfeier des Königs Friedrich August I., das zur Jubelfeier der Reformation, sowie mehrere Missas zu erwähnen; auch seine schöne musikalische Begleitung des „Vater unser" von Witschel und der Einsetzungsworte, vor Allem aber sein „Allgemeines Choralbuch" sind hier noch zu nennen. Als Beweis dafür, wie Schicht selbst wahrhaft andächtig und in innerster Seele bewegt war, wenn er seine Werke schuf, erzählte Prof. Stallbaum in seiner Inauguralrede für Moritz Hauptmann (s. weiter unten), er habe ihn einmal bei einem Be-

suche getroffen, wie Ströme von Thränen sich aus seinen Augen ergossen. Auf die verwundert theilnehmende Frage, was ihm begegnet sei, antwortete er: „Ich componire eben.“ Es war das Vater unser von Witschel, das er zur Bearbeitung vorgenommen hatte. Siebenundvierzig Jahre blieb Schicht ein Bürger Leipzigs; als langjähriger Leiter des Thomanerchores versah er während geraumer Zeit die meisten Städte Sachsens und der angrenzenden Länder mit trefflich gebildeten Musikdirectoren, Cantoren und Organisten. Sein so langes unermüdliches Wirken ward ihm natürlich nur durch eine äußerst feste Gesundheit möglich, die ihn erst ganz am Schlusse des Daseins im Stich ließ. Er starb, den Siebzigen nahe, am 16. Februar 1823, doch lebt er fort in der musikalischen Welt und namentlich ist sein Andenken in Leipzig bisher noch in unverwelklicher Frische geblieben.

Was Friedrich Schneider fernerhin anlangt, so wissen wir bereits, daß ihn der Leipziger Rath 1813 zum Organisten der Thomaskirche neben Schicht als Cantor machte. Er lebte nun wieder ununterbrochen in unserer Stadt, in voller Thätigkeit als Lehrer, Ausübender und Schaffender. Am Sylvesterabend 1815 lernte Schneider in einer Gesellschaft bei Professor Wendler den Senator August Apel kennen. Es mag an dem Abend gewesen sein, daß beide Männer zusammen über den Text eines Oratoriums: „das Weltgericht“ (nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls von Apel verfaßten, doch von Spohr in Musik gesetzten Oratorium: „Das jüngste Gericht“) unterhandelten; im März nächsten Jahres lieferte der Dichter das Buch des nachmals so berühmten Werkes, doch erlebte er nicht die Vollendung der Composition. Drei Jahre trug Schneider den Plan mit sich und in sich herum, und hatte nur erst Einzelnes als Entwurf zu Papier gebracht. Da begann er den 6. Januar 1819 die Niederschreibung der wirklichen Partitur, schloß dieselbe schon am 21. Februar, hielt am 12. Mai in seiner Wohnung am Clavier eine erste Probe ab und ließ dann am 3. Juni eine im Gewandhaus mit vollem Orchester folgen. „Alle Mitwirkenden — schreibt Kempe in seiner Biographie Schnei-

ders — stimmten darin überein, daß zur würdigen Darstellung dieses Meisterwerkes Leipzigs gesammte Musikkräfte vereinigt werden müßten. Das geschah und so kam den 6. März 1820 die erste Aufführung im Gewandhaus zu Stande, gekrönt von dem weitreichendsten Erfolge für das Werk, für den Schöpfer desselben, wie für die Kunst. Die Chöre wurden von der Singacademie und dem Thomanerchor gesungen, die Soli von Mad. Neumann-Sessi, Doris Böhler, dem Tenor Klengel und mehreren Dilettanten, das Orchester war angemessen verstärkt. Schon am 13. April fand eine Wiederholung der Aufführung in der Paulinerkirche statt und die Musik nahm sich in den weiten Tempelhallen noch herrlicher aus." Nach Leipzig war es zunächst Berlin, welches „das Weltgericht" zu Gehör bekam. Es folgten Quedlinburg und Prag. Wir erwähnen hier letzteres, weil, um die so viel Aufsehen machende Tonschöpfung in Quedlinburg zu hören, der herzoglich dessauische Musikdirector Reinecke sich auf die Reise dahin begeben hatte. Auf der Rückfahrt gingen ihm die Pferde seines Wagens durch, er that einen unglücklichen Fall und verschied an den Folgen desselben wenige Tage später. Wunderbares Verhängniß! Schneider erhielt die Berufung, sein Nachfolger zu werden, nahm dieselbe an und ging im März 1821 nach Dessau ab, wo er bekanntermaßen bis an seinen 1853 erfolgten Tod verblieben ist. Aus den Leipziger Jahren ist noch nachzutragen, daß er 1816 auf Antrag Schichts Dirigent der Singakademie wurde, sowie 1817 Capellmeister bei dem unter Küstners Direction neu begründeten Stadttheater (s. weiter unten). Zur Eröffnung der Vorstellungen componirte er Ouverturen, Zwischenacte und Trauergesänge zu Schillers „Braut von Messina" „ebenso characterisch, als effectvoll." — Der Sohn Friedrich Schneiders, Bernhard, der ihm noch in Leipzig geboren wurde, bildete sich später auch zum Musiker und Componisten aus, doch ließ ihn ein ziemlich ungeordneter Lebenswandel nicht dahin gelangen, sein Talent zu ordentlicher Entfaltung zu bringen.

Ein anderer, nachmals gleich Schneider sehr berühmt gewor-

dener Schüler Schichts war Heinrich Marschner. Derselbe (ein geborener Zittauer) bezog 1816 die Leipziger Universität, um Jura zu studiren, ließ aber auch in seinen Mußestunden nicht ab, sich in der von früher Jugend an schon mit Eifer betriebenen Musik unermüdlich weiter zu bilden. Von besonderem Nutzen wurde ihm nun da die Gönnerschaft des alten Schicht, der ihn endlich beredete, seine rechtswissenschaftlichen Studien ganz zu sistiren und sich allein der Tonkunst zu widmen. Er wurde unentgeltlich des Jünglings treusorgsamer Lehrer und verhalf dessen frühesten, bereits von ungewöhnlichem Talent Zeugniß ablegenden Compositionen durch Fürsprache bei verschiedenen Verlegern zur Herausgabe. Freilich verließ Marschner schon im folgenden Jahre unsere Stadt, um sich zunächst nach Wien zu begeben, er kehrte aber gegen Ende der zwanziger Jahre nochmals nach Leipzig mit seiner jungen Frau, der Sängerin Marianne Wohlbrück, zurück, wo er nun sowohl seinen „Vampyr" (in der 2. Etage des Hauses Nr. 24 auf dem Neumarkt), wie seinen „Templer" (in der „goldenen Laute" auf dem Ranstädter Steinweg) componirte. Mehr hiervon bei Theater.

Weiter ist hier Carl Gottlieb Reißiger, der nachmalige Dresdener Hofkapellmeister, zu nennen. Er kam zunächst als Alumnus auf die Leipziger Thomasschule und schon da zog er durch seine musikalischen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit Schichts auf sich, der späterhin sein Lehrer ward, als der junge Mann die im Jahre 1818 von ihm bezogene Universität unserer Stadt, wo er Theologie zu studiren begann, wieder verließ und sich ganz und gar der Tonkunst widmete. 1821 ging Reißiger zu weiterer Ausbildung noch nach Wien. — Auch der Dresdner Kreuzschul-Cantor und Musikdirector der beiden evangelischen Hauptkirchen, Ernst Julius Otto, der Componist der „Gesellenfahrten" u. s. w., war Schüler von Schicht. Er kam nach Leipzig 1822, wo er dann drei Jahre Philosophie studirte, sich aber auch unter dem Genannten und dessen Nachfolger Weinlig immer mehr in der Composition vervollkommnete. Während seines Aufenthaltes in unserer Stadt vollen-

dete er mehrere geistliche Musiken, die hier mit Erfolg zur Aufführung kamen.

Endlich stehe hier der Name Carl Friedrich Zöllner. Dieser bezog 1810 als Alumnus die Thomasschule in Leipzig und legte bald treffliche Proben seines musikalischen Talentes ab, indem er für den Sängerchor, dessen Mitglied er nun selber war, einige sehr gelungene Motetten componirte, die noch heute gern gesungen und gehört werden und damals die Aufmerksamkeit Schichts auf sich zogen. Eine Folge davon war, daß Zöllner sich längere Zeit des sorgfältigen und speciellen Musikunterrichtes von Seiten des großen Meisters erfreuen durfte. 1819 bezog er die Universität unserer Stadt, um Theologie zu studieren, neigte aber immer mehr der von ihm inniggeliebten Tonkunst zu und war glücklich, als er 1820 durch Empfehlung Schichts eine Anstellung als Gesanglehrer an der Rathsfreischule zu Leipzig, sowie später in gleicher Eigenschaft noch an einigen anderen Schulen bekam, welchen Wirkungskreis er bis zum Tode inne behielt und nachmals durch Verwaltung eines Organistenamtes, sowie durch ausgebreiteten Privatunterricht erweiterte. „Schon zu jener Zeit — heißt es in einer nach seinem Ableben geschriebenen biographischen Skizze — stellte sich Zöllner die Aufgabe, in seinem Beruf als Lehrer und Componist Neues, Bildendes und Förderndes zu schaffen, und zwar die Musik nach jener Richtung hin besonders zu heben, in welcher sie ein wesentliches Bildungselement für das Volk werden konnte. Die Tonkunst sollte nicht mehr für einen kleinen Kreis Bevorzugter sein, sie sollte in die Massen dringen und Gemeingut Aller werden!" Hierin liegt in der That die schöne und veredelnde Bedeutung, welche Zöllners treues und unermüdliches Wirken, nicht allein für Leipzig, sondern für ganz Deutschland, besonders aber doch für unsere Stadt gehabt hat. In solchem Sinne schuf er zunächst für die Jugend der Volksschulen neue Lieder und Weisen, die sich vor den bisher gesungenen veralteten, zum Theil unmelodischen und inhaltsarmen, durch anmuthige Melodieen, Innigkeit der Empfindung und mannichfaltige Form auszeichneten. Höher

empor stieg er dann in seinen Männerquartetten! Noch Weiteres von Zöllner im nächsten Kapitel.

Das Cantoramt an der Thomasschule und die Musikdirectorstelle an den beiden Hauptkirchen Leipzigs erhielt nach Schicht's Tode Christian Theodor Weinlig. Ein geborener Dresdner, kam er 1797 nach unserer Stadt, um die Rechte zu studieren. Erst später, nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt und schon mehrere Jahre als Advokat prakticirt hatte, ließ er seine Neigung zur Musik Oberhand gewinnen. 1814 ernannte ihn der Rath zu Dresden als Nachfolger seines Oheims Christian Ehregott Weinlig zum Cantor an der Kreuzschule, 1823 aber, wie gesagt, leistete er dem von Leipzig aus an ihn ergangenen Ruf zum Cantorat der Thomasschule Folge, welches er nun bis zu seinem Tode (1842) bekleidete, und zwar stets, auch bei schon hinfälligem Körper, mit Ausdauer und Liebe. Junge Componisten fanden an ihm einen immer bereitwilligen, entgegenkommenden Lehrer und Rathgeber, seine umfassenden theoretischen Kenntnisse paarten sich auf's Glücklichste mit überzeugender Klarheit der Darstellung, meist in Form ungezwungener Unterhaltung. So urtheilen Schüler von ihm. Sein Wirken war ein stilles, pflichtgetreues in engerem Kreise, diesen aber durchaus erfüllend.

Unter den Schülern Weinligs wollen wir hier nur eine der interessantesten und jedenfalls auch bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten der Gegenwart nennen: Richard Wagner, geboren 1813 in unserem Leipzig selbst. Er hatte das Misgeschick, im zarten Alter schon seinen Vater durch den Tod zu verlieren. Dieser Verlust wurde zunächst zwar einigermaßen durch die abermalige Verheirathung der Mutter mit dem Maler und Schauspieler Geyer ersetzt, wir nannten ihn oben auf S. 315), allein auch der Stiefvater starb bereits nach Verlauf weniger Jahre. Die Familie war nach Dresden übergesiedelt und hier besuchte der Jüngling die Kreuzschule. Einige Zeit später führte ihn sein Schicksal nach Leipzig zurück, wo er behufs Vollendung der Gymnasialbildung Nicolaischüler ward. Jetzt fing auch sein künstlerischer Trieb

an, sich zu entwickeln. Er vollendete ein schon in Dresden begonnenes Trauerspiel und setzte eine Musik dazu, ohne jedoch im Besitz irgend welcher theoretischer Kenntnisse zu sein. Auch componirte er demnächst selbstständige Stücke für das Orchester, wobei ihm wenigstens zeitweise die Anleitung eines Musikers von Fach — der Name ist von uns nicht zu ermitteln gewesen — zu Theil wurde. Diese Arbeiten nahmen Wagner so in Anspruch, daß sein Schulfleiß darunter litt. Dennoch beendigte er den Gymnasialcursus mit dem achtzehnten Jahre und hörte darauf philosophische Collegia an der Universität. Schließlich mochte es in seinen musikalischen Bestrebungen denn doch zum Bewußtsein Wagners gekommen sein, daß eine sichere Grundlage vor allen Dingen nöthig sei. Er entschloß sich, bei Weinlig theoretischen Unterricht zu nehmen, und genoß denselben freilich verhältnißmäßig nur kurze Zeit hindurch. Jetzt folgten verschiedene Compositionen, unter denen besonders eine Symphonie zu nennen ist, welche sogar eine Aufführung in den Gewandhausconcerten (Januar 1833) erlebte. Von hier ab zeigte Wagner indessen fast ausschließlich den Trieb zu dramatisch musikalischer Gestaltung; er componirte zunächst nur noch Opern mit Ausnahme einer „Faustouverture." Von diesen Opern, die jedoch alle unbekannt geblieben sind, werden genannt: „Die Hochzeit", „die Frau" und „das Liebesverbot". Der Componist hatte sich zn allen selbst den Text gemacht. In seinem einundzwanzigsten Jahre trat Wagner in praktische Wirksamkeit: er wurde Musikdirector am Magdeburger Theater, verließ also Leipzig 1834. Weiteres gehört nun nicht hierher; höchlichst interessant bleibt es jedenfalls, daß unsere Stadt auch die Geburtsstätte dieses so eigenthümlichen Genius und daß sie auch dessen erstes Ringen und Streben mit angesehen.

Schichts Nachfolger als Dirigent der Gewandhausconcerte, Christian Johann Philipp Schulz (wie wir oben sahen), wurde 1821, nach Friedrich Schneiders Weggang, auch Leiter der Singakademie. Von diesen beiden Aemtern entfernte ihn erst sein im Januar 1827 erfolgender Tod. Friedrich Rochlitz widmete ihm

in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" einen warmgefühlten, doch nur gerechten Nachruf, worin es u. A. hieß: „Als Künstler hat Schulz zwar nie Aufsehen gemacht, noch in den Gang der Musikgeschichte eingegriffen, aber in Leipzig speciell hat er sehr genützt und Vielen Freude gemacht; dieser einen Stadt weihte er fast lebenslang sein Talent, seine Geschicklichkeit, seinen Fleiß, und obschon er es vermocht hätte, ging er wenig oder gar nicht darauf aus, auch außerhalb derselben Ruf und Beifall zu erlangen. Seine Verdienste als Gesanglehrer sind Jedem offenbar, seine Pünktlichkeit und Berufstreue als Musikdirector nicht minder. In der Composition war sein eigentliches Feld das Lied, und zwar das vierstimmige, öfter ohne, als mit Begleitung. Richtige und lebendige Auffassung der Gedichte, schöne, sogleich ansprechende Melodieen und ein reiner, natürlicher Fluß aller Stimmen, wie er einem Schüler Schichts geziemte, zeichnen seine Lieder fast sämmtlich aus."

Sein Nachfolger, sowohl als Leiter der Gewandhausconcerte, wie der Singakademie, wurde Christian August Pohlenz (nicht Pohlentz, vgl. oben bei Gerhard). Um Jura zu studiren, bezog derselbe 1814 die Universität Leipzig, widmete sich hier aber bald ganz der Musik. 1817 wurde ihm die Organistenstelle an der Paulinerkirche übertragen, welche er 1821, als Nachfolger Friedrich Schneiders, mit der an der Thomaskirche vertauschte. Ruf nach Außen gewann er, außer durch seine volksmäßigen Lieder (z. B. „der kleine Tambour Veit" und das schon erwähnte „Matrosenlied"), besonders als Heranbildner jugendlicher Talente für die Oper. Während Schulz mehr Gesanglehrer für das dilettantische Bedürfniß blieb, excellirte Pohlenz im Unterricht für dramatischen Gesang und von fernher kamen ihm oft Schüler und Schülerinnen, die sein verdientes großes Renommée anlockte. Wir nennen hier nur drei Sängerinnen von Ruf, die ihm ihre Fertigkeit dankten: Agnese Pirscher (†), Livia Gerhard (jetzt Frau Professorin Frege in Leipzig) und Louise Schlegel (jetzt Frau Dr. Köster, pensionirte Hofopernsängerin).

Concertmeister im Gewandhaus wurde 1817 an Campagnolis Stelle Heinrich August Matthäi; der schon von uns erwähnte

Gründer der Quartettabende. Primadonna war von 1816—20 Madame Neumann-Sessi (s. weiter unten bei Theater); zum Winter 1820 brachte Frau Batka, geb. Podleska, ihre Schülerin Kathinka Comet hierher und diese sang mit vielem Beifall die ersten Partieen in dieser Saison, während von 1822—24 sodann die gefeierte Madame Kraus-Wranitzky thätig war. Im Winter 1825—26 erschien zuerst als Sängerin im Gewandhaus Henriette Eleonore Grabau (aus Bremen), die dann ohne Unterbrechung bis in die dreißiger Jahre hinein ein bevorzugter Liebling aller Besucher des „großen Concertes" blieb. Neben ihr, sowie ihren Schwestern Adelheid und Marie, theilten sich in den Beifall des Gewandhauspublicums oft auch noch die beiden am Theater engagirten Sängerinnen Frau Fortunate Franchetti-Walzel und Livia Gerhard. Unter den vielen fremden Virtuosen, die Leipzig in jenen Jahrzehnten besuchten, ragten besonders hervor: Muzio Clementi, der Begründer des neueren Clavierspiels; Johann Simon Hermstädt, ein trefflicher Clarinettvirtuos; Josef Merk, der berühmte Violoncellist, sowie die ausgezeichneten Violinspieler Bernhard Molique, Wenzel Kalliwoda, Carl August de Beriot, vor Allen aber Paganini, der König der Geiger. Letzterer hielt sich hier im Herbst 1829 auf. Aus dem Jahre 1816 ist nachzutragen, daß sich in demselben auch die gefeierte Catalani, natürlich unter enthusiastischem Beifall, in Leipzig producirte. Stand ihr Organ damals zwar schon nicht mehr in seiner Blüthe, so war die technische Meisterschaft der Sängerin um so mehr zu bewundern. Endlich werde hier bemerkt: seit 1827 finden nicht mehr 24, sondern nur 20 Concerte in jeder Saison statt.

Doch können wir das Gebiet der Musik noch immer nicht verlassen. Es war im Jahre 1824, als mehrere junge Leute, theils Musiker von Fach, theils Dilettanten sich vereinigten, um gemeinschaftliche Uebungen in ihrer Kunst während der Winterabende anzustellen. Der Plan war aus innerer Neigung entstanden, ohne äußeren Nebenzweck, und die Stifter zögerten nicht mit der Ausführung ihres Vorhabens. Die ersten Zusammenkünfte fanden in

der Wohnung eines Mitgliedes, des jetzt noch bei der zweiten Violine im Gewandhausorchester angestellten Sipp, auf der kleinen Windmühlengasse statt. Durch Hinzutreten Neuer wurde jedoch bald ein größeres Local erforderlich und räumte ein solches der Instrumentenmacher Daßdorf dem jungen Vereine ein, Anfangs das Gewächshaus, dann den Gartensalon im damals Löpkeschen, jetzt Wigandschen Grundstück auf der großen Windmühlengasse. Den Mitgliedern, die aus jener Zeit noch vorhanden sind, ist der Aufenthalt in dem Gewächshause, mit seiner luftigen Glaswand auf der einen und seinen rauchgeschwärzten Wänden auf der anderen Seite, mit seinen in Unordnung um das improvisirte Orchester herumstehenden Blumenstellagen und seinen thönernen Heizungsröhren, immer unvergeßlich geblieben, wenn sie damit die späteren Localitäten verglichen. Schon damals errichtete man die ersten Statuten und setzte zur Deckung sämmtlicher Kosten wöchentliche Geldbeiträge fest. Im nächsten Winter 1835 vermehrte sich wieder die Mitgliedzahl und es ward abermals eine größere Räumlichkeit in einem Privathaus auf der Nicolaistraße nöthig. Doch auch diese reichte schon im Winter 1826 nicht mehr hin und der Verein schritt deshalb dazu, einen öffentlichen Saal zu miethen, und zwar zuerst den des Cafetier Sorge auf der großen Windmühlengasse. In ihm begannen nun die Uebungen nicht mehr, wie bisher, Abends, sondern des Sonntag Vormittags nach der Kirche. Hier wurden schon größere Orchesterwerke mit ziemlich starker Besetzung aufgeführt und es fanden sich nun auch, ganz unaufgefordert, eine Anzahl Musikfreunde als Zuhörer dieser noch ohne Probe stattfindenden Uebungen ein, deren Menge bald sehr wuchs. In demselben Jahre entwarf man auch neue Statuten und der Verein wählte sich nunmehr in dem damaligen Advocaten, späteren Stadtrathe Eduard Hermsdorf einen Vorsteher, während die musikalischen Besorgungen nach wie vor Sipp unter sich hatte und voll Eifers ausführte. Der rastlosen Thätigkeit des Letzteren namentlich hat der Verein in diesen seinen ersten Anfängen ungemein viel zu danken. Auch im Jahre 1827 noch diente der Sorge=

sche Saal zu den Uebungen, im Winter 1828 aber wurde dafür der Saal im Gasthof zur „grünen Linde", sowie in den Jahren 1829—31 der im „Petersschießgraben" an der Zeitzer Straße benutzt. Während dem traten wesentliche Aenderungen in den bisher bestandenen Einrichtungen ein. Erstens nämlich wurden seit Beginn der Saison 1829 die Aufführungen durch einen dazu erwählten Musikdirector geleitet und vorher die erforderlichen Proben gehalten. Der zu jenem Dirigentenamt berufene Heinrich Ernst Reichardt, freilich schon 1831 als Hoforganist nach Altenburg übersiedelnd, unterzog sich der Leitung des Vereins, der nun seit 1828 den Namen „Euterpe" annahm, mit ebenso viel Eifer als Talent, und trug wesentlich dazu bei, die Vorträge auf eine höhere Kunststufe zu stellen. Die zweite wichtige Aenderung bestand darin, daß, veranlaßt durch die geräumigere Localität, sich eine immer bedeutendere Anzahl von Musikfreunden fand, welche gegen einen bestimmten geringen Beitrag zu dem stets wachsenden Aufwande Zuhörer waren.

Endlich — und zwar doch wohl hier am passendsten Orte — noch ein Wort über Leipziger Gesangvereine. Von der 1804 durch Schicht ins Leben gerufenen Singakademie sprachen wir schon; 1821 begründete Friedrich Schneider die (ältere) Liedertafel und 1822 entstand der Universitäts-Gesangverein zu St. Pauli, gemeinhin der Paulinerverein oder kurzweg Paulus genannt Er wurde 1822 durch den damaligen Organisten der Paulinerkirche, G. T. Wagner, zu dem Zweck gegründet, „den Kirchengesang zu leiten und durch Aufführung guter kirchlicher Gesangstücke — ohne Instrumentalbegleitung, die Orgel ausgenommen — das Gemüth zu religiöser Andacht zu stimmen." Sechzehn Studirende traten zuerst unter Leitung Wagners zusammen, gründeten die ersten Statuten, die schon 1824, weil die Zahl der Mitglieder immer größer wurde, manche nähere Bestimmungen erhalten mußten, und erwarben dem Vereine bald werkthätige Anerkennung und Unterstützung. 1825 wurde dem Director des Vereins die Be-

setzung dreier Stellen im Convict unter der Bedingung gestattet, daß würdige und bedürftige Mitglieder zunächst bedacht würden und der Verein seine bisherigen Bestrebungen im Dienst der Kirche fortsetze und erweitere. In seinem Dankgefühl für diese erste amtliche Anerkennung beschloß der Verein, die Zeit seines Bestehens von da an zu datiren, weshalb auch die 25jährige Feier desselben erst 1850 stattfand. 1826 ward, mit Bewilligung der theologischen Facultät, beschlossen, von einer beständigen Leitung des Choralgesanges abzusehen, da theils eine Leitung der höher erklingenden Sopran- (Frauen-) Stimmen durch tiefer liegende Männerstimmen sich nicht so wirksam erwiesen, als man gehofft hatte, theils die Mitglieder, die damals sämmtlich Theologen waren, durch die übernommene Verpflichtung behindert wurden, Prediger anderer Kirchen zu hören. Desto eifriger sang, man beim Gottesdienst Motetten, Arien und Wechselgesänge, und die Bestrebungen des Vereins regten Componisten, wie Schicht u. s. w. an, die Zahl solcher Musikstücke um manche neue zu vermehren. Die 1830 abermals genauer gefaßten Statuten gestatteten, die Zahl der Mitglieder zu erweitern und damit auch die Erfolge des Gesangs zu steigern. Der Ruf des Vereins verbreitete sich schon über Sachsens Grenzen, seine Mitwirkung wurde auswärts begehrt und seine Statuten 1827 nach Halle und 1831 nach Breslau verlangt, wo ähnliche Vereine sich bildeten. —

Verhältnißmäßig schon lange regte sich unter den Bewohnern Leipzigs der Wunsch, ein eigenes stehendes Theater, ein rechtes und wirkliches Stadttheater errichten zu können. Das Haus war schon über ein halb Jahrhundert vorhanden, aber nicht die Gesellschaft; man besaß eine solche noch immer nicht ausschließlich. Endlich im Dezember 1815 wurde diese Angelegenheit dem König von Sachsen in einer mit vielen und gewichtigen Unterschriften bedeckten Adresse vorgetragen und der April 1816 brachte denn auch wirklich die allerhöchste Genehmigung gegen ein jährliches Concessionsgeld von 500 Thalern. Vom Rathe ward nun ein Comité ernannt, welches die neue Anstalt ins Leben rufen sollte und aus den Herren An-

ger, Dufour, Duvigneau, Mahlmann, Reichenbach, Schrepffer, Seyfferth und Winkler bestand. Man bildete einen Theaterverein, der die Kosten zu einer nothwendigen Erweiterung des Theaters zusammenschoß und dagegen das Recht erhielt, dasselbe auf 12 Jahre zu verpachten. Zwar gab es schon damals Stimmen genug, die an Stelle des alten, kleinen, baufälligen Schauspielhauses, ringsum von einer Bastion, einem Thore und dem Stadtgraben eng eingeschlossen, ein neues, größeres, den Ansprüchen der Schönheit, Sicherheit und Zweckmäßigkeit entsprechendes Haus wünschten. Dies Verlangen wurde aber eben nur zum Theil erfüllt, d. h. nur das Auditorium nebst den Umgebungen des Theaters neu hergestellt, während man hinsichtlich der Bühne geltend machte, daß diese bereits 1796 erweitert worden sei. Nach Angabe des Oberbaudirectors Weinbrenner in Carlsruhe wurde nun der beabsichtigte Bau oder Ausbau unter Leitung des Baumeisters Stieglitz vollführt und darauf die Direction an Dr. jur. Küstner auf 6 Jahre verpachtet. Küstner war es auch gewesen, der die an den König gesandte Adresse angeregt und entworfen hatte.

Am 20. October 1816 wurden die „königlichen Schauspiele" in Leipzig geschlossen und die Gesellschaft blieb fortan ausschließlich auf ihre Wirksamkeit im Dresdner Hoftheater beschränkt. Die letzte Vorstellung war „Emilia Galotti" mit einem von Madame Hartwig gesprochenen Epilog Theodor Hells. Doch da wegen des Theaterbaues das Publicum in der Ostermesse und während des Sommers 1817 überhaupt seine Unterhaltung an dem gewohnten Platz entbehren mußte, so sollte anderwärts für Ersatz gesorgt werden. Der Zimmermeister Leiberitz errichtete daher in dem von ihm käuflich erworbenen und neu aufgebauten Place de repos binnen vier Wochen ein Interimstheater, welches den Namen „Theater an der Pleiße" erhielt. Ernst Petermann, der Mitglied der Josef Secondaschen Gesellschaft gewesen war und da „plastisch-mimische Darstellungen" gegeben hatte, brachte eine ganz leidliche Gesellschaft unter seiner Führung zusammen und begann am 7. April 1817 mit einem von ihm selbst gesprochenen Prolog. Man gab meistens

kleinere, leicht aufführbare Komödien und Operetten, aber nach Ablauf der Messe konnten selbst die hinzugekommenen pantomimischen Ballete dieses Theater nicht aufrecht erhalten und schon am 22. Juni mußte es geschlossen werden.

Doch welcher Mann war denn der erste Director eines stehenden Theaters in Leipzig? Karl Theodor v. Küstner (in Baiern später in den persönlichen Adelstand erhoben) wurde als Sproß der bekannten Leipziger Patricierfamilie — sein älterer Bruder war der Vater der jetzigen Herren Besitzer der Firma — 1784 in Leipzig geboren, studirte ebenda und in Göttingen und erwarb sich 1810 die juristische Doctorwürde nebst Habilitation an der Universität. Passion für das Theater schien ihm angeboren und machte sich schon frühzeitig in der verschiedensten Weise, durch häufigen Besuch der Vorstellungen, emsige Lectüre der dramatischen Literatur, Entwerfen eigener Stücke rc. geltend. Auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien lernte er nach und nach alle größeren und ersten Künstler des In- und Auslandes kennen, namentlich auch das Théâtre français und mit ihm Talma, die Georges, Duchesnois und Mars. In Leipzig wurden damals auf einem wahrhaft ausgezeichneten Liebhabertheater im Hause des Oberhofgerichtsrathes Blümner während mehrerer Jahre classische Dramen, z. B. Nathan, E. Galotti, Minna v. Barnhelm, Tasso, Iphigenia rc., von einem Verein hochgebildeter Männer und Frauen (Blümner selbst, Rochlitz, Müllner, der, aus dem nahen Weißenfels herüber kommend, ja oft genug zum Besuch hier verweilte, ferner Limburger, Wilhelmine Reichenbach, Caroline Hoffmann, Julie Limburger, Betty und Caroline Tischbein) mit Lust und Fleiß gegeben und mit einer Gründlichkeit, die nicht auf allen Dilettantenbühnen heimisch ist. Auch Küstner schloß sich mit Begeisterung diesem Vereine an und übernahm u. A. die Rolle des Tasso, des Orest und des Wilhelm in den Geschwistern.

Bereits im Jahre 1812 ging Küstner mit dem Plane um, die Leitung einer Bühne zu übernehmen, und unterhandelte demgemäß mit Franz Seconda wegen Abtretung von dessen Concession.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1813 hinderten aber weitere Schritte. Küstner nahm als Offizier in der Reiterei des Banners freiwilliger Sachsen, unter Befehl des Herzogs von Sachsen-Coburg, Theil an dem Feldzug von 1814; er und Professor Krug, die Ersten, welche sich gemeldet hatten, waren auch dir ersten vom Fürsten Repnin und dem sächsischen General Carlowitz ernannten Offiziere; nach geschlossenem Frieden jedoch, für Widmung seiner „dramatischen Kleinigkeiten" von genanntem Fürsten mit dem Hofrathstitel beehrt, wandte er sich alsbald wieder seinen früheren Ideen zu. Wirklich glückte es ihm nach Verlauf eines Jahres etwa, eine Direction zu erhalten, und noch dazu war es eben das Theater seiner Heimath, dessen Führung ihm anvertraut wurde. Keinen Besseren hätten in der That die Leipziger finden und sich wünschen können, als ihn. Er hat in seiner für die deutsche Bühnengeschichte so wichtigen und werthvollen Schrift: „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung" bekanntlich auch über die Epoche seines Wirkens in unserer Stadt sehr gewissenhaften und ausführlichen Bericht erstattet. Herzgewinnend, fast rührend klingt es, wenn er sagt: „Liebe zur dramatischen Kunst war es, die bei allen meinen verschiedenen Directionen vorwaltete, wenn sie schon bei meiner ersten, wo jugendliche Kraft mit Schwärmerei sich einte, am lebendigsten und wärmsten war. Die Illusion für Theater und Künstler war noch voll und stark, noch nicht durch Täuschungen und bittere Erfahrungen geschwächt. Vor Allem trieb es mich, etwas Gutes und Schönes aufzustellen, was mir und dem Theater Ehre brächte; was es kostete, welche finanzielle Folgen es brächte, war dem untergeordnet, wenn ich es schon nicht aus den Augen verlor. Bei meinen späteren Directionen von Hoftheatern, wo ich nicht meine, sondern fremde Interessen vertrat, war es anders, da hatte ich aus Pflicht und Ehrgefühl das bestimmte, mir vorgeschriebene Maß des Zuschusses und die Kräfte der Casse streng im Auge, und scheute keine Unannehmlichkeit, keine Schmähung, um das mir gestellte finanzielle Ziel zu erreichen, während ich bei meiner elfjährigen Leipziger Unternehmung mit aller Liberalität, ohne ängstliche Wahrnehmung der pekuniären In-

teressen, leider nicht zu meinem Gewinn verfuhr. Mit einem Worte: das Leipziger Theater war meine Jugendliebe."

Mit diesen Sätzen ist eigentlich die ganze Direction Küstners in unserer Stadt aufs Beste und vollständig charakterisirt; es war in der That so, wie er sagte: mehr eine ästhetische, als eine speculative Tendenz lag seiner Leitung von Anfang bis Ende zu Grunde. Er zeigte sich als ein wahrhaft kunstsinniger, begeisterter, wissenschaftlich gebildeter Bühnenvorstand. Man muß auch jetzt noch seine Zeit die Glanzepoche des Leipziger Theaters nennen. Sehr richtig urtheilte Eduard Devrient im 4. Band seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst über Küstner also: „Seine Direction trug den Charakter einer befriedigten Liebhaberei, der man gern Opfer bringt; seine Hingebung an die Sache war die eifrigste, seine Freude am Gelingen eine innige, tiefgefühlte, die ihn zu immer neuen guten Vorsätzen und löblichen Plänen anregte."

Betrachten wir nun möglichst kurz das Personal der Küstnerschen Zeit (ausführlicher s. dieselbe nach allen Beziehungen hin behandelt in des Verfassers Buch: „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig"). Als Regisseur fungirte von Anfang an Wohlbrück der Aeltere, ein feiner und geistvoller Charakterspieler aus Ifflands Schule, dessen Fach nach seinem Tode durch Herrn v. Zieten wenigstens mit annäherndem Erfolge ausgefüllt wurde. Leider nur kurze Zeit blieb im Engagement Wurm, damals wohl der berühmteste deutsche Komiker; es war, als könnte er nirgendwo gebunden leben. So zog er denn wieder bald auf steter Wanderung in ganz Deutschland herum. Als Gast aber besuchte er Leipzig noch oft und war da, selbst unter dem Volke und außer dem Theater, so bekannt, als hätte er wer weiß welche Zeit ununterbrochen hier zugebracht. Man lese in der Hinsicht nur die Anekdoten, welche von ihm Eduard Genast in seinem „Tagebuch eines alten Schauspielers" berichtet (z. B. mit „Stadtsoldaten" und dergl. Leuten). Beständig treu blieb der Küstnerschen Direction der renommirte Schauspieler Stein (eigentlich Eduard Franz Matthias v. Treuen-

fels aus Austerlitz), „dessen Rede Musik und Poesie war.“ Er war elf Jahre lang in der seltensten Weise Liebling des Leipziger Publicums und sein Andenken ist bei den älteren Bewohnern unsrer Stadt noch jetzt frisch in Ehren. Als er 1828 auf dem Theater selbst plötzlich erkrankte und kurz nachher verschied, war das ein Ereigniß, an dem Jung und Alt, alle Stände den innigsten Antheil nahmen. Sein Grab auf dem Johannesfriedhof ziert ein schönes Denkmal mit sinnig gewählten Stellen aus classischen Stücken, worin er Glanzrollen hatte. Stein war klein von Statur — das hört man noch heute sagen — in seiner Kunst aber groß und im Besitz eines herrlichen Organs. Neben ihm, dem vorwiegend als tragischen Liebhaber Beschäftigten, wirkte als Heldenspieler freilich nur während einiger Jahre, doch mit gleichem Erfolge, der „edle und graziöse“ Ferdinand Löwe, älterer Bruder von Ludwig und Vater von Sophie Löwe.

Wir kommen nun zu einem vierblätterigen Künstlerkleeblatt: den Schwestern Böhler und ihren Gatten Genast und Devrient. Eduard Genast, Sohn des berühmten „Wöchners“ und Regisseurs in Weimar unter Göthe, war in seiner langandauernden Blüthe als Sänger wie als Schauspieler gleich ausgezeichnet. Er gab den Wallenstein, wie den Figaro, den Oberförster in den „Jägern“, wie den Don Juan. Seine (ihm 1820 angetraute) Frau, Christine Böhler (aus Cassel), besaß ein bedeutendes Talent für das Heroinenfach, und Küstner nennt sie sehr mit Recht „eine Donna Diana, wie es wenige gab und giebt“, sowie „eine Elisabeth in Carlos voll hohen Adels und tiefen Gefühls.“ Einträchtig theilte sich mit ihr Madame Miedke (spätere Frau Vetter) in die Fächer tragischer Heldinnen und Liebhaberinnen, so daß z. B. im „Carlos“ Erstere eben die Elisabeth, Letztere die Eboli, in „Fiesko“ Jene die Leonore, Diese die Julie, sowie in „M. Stuart“ die Titelrolle Frau Genast und die Elisabeth Frau Miedke spielte. Die sentimentalen Liebhaberinnen gaben nebeneinander Demoiselle Schaffner (spätere Frau Maurer in Stuttgart), dann Auguste Hanff die Aeltere (spätere Frau Dr. Schmidt, Gattin des Theaterdirectors

der vierziger Jahre) und endlich die beiden Wagner (Schwestern Richard Wagners und nachmalige Gattinnen von Friedrich Brockhaus und Oswald Marbach). Christinens jüngere Schwester, Doris Böhler, bildete, kaum erwachsen, hier ihre schönen Anlagen für Darstellung des Naiven, Launigen und Schalkhaften schnell zur Meisterschaft aus. „Sie war, wie Küstner sagt, eine Soubrette par excellence im Schauspiel, wie in der Oper; die treueste Wahrheit war die Seele ihres Spiels, Manier und Künstelei lagen ihr fern; die Natur lehrte sie, in wenige Worte einen unnachahmlichen Ausdruck zu legen und ihr immer fortgesetztes mimisches Spiel mit tausend kleinen Zügen zu zieren. Ihre deutsche Soubrette, z. B. Franziska in „Minna von Barnhelm“ hatte deutsche Gemüthlichkeit und Schelmerei, ihre französische, z. B. Annette im „Kammerdiener“, französische Koketterie und pikante Grazie“. In der That, ein Bild voller Reiz auch nur in der wörtlichen Schilderung! 1825 vermählte sich Doris mit Emil Devrient, der 1823 hierher kam, der Oper (in welcher er bisher ebenfalls gewirkt hatte) entsagte und ausschließlich sich für das Schauspiel ausbildete. In Leipzig neben Stein das tragische Liebhaberfach repräsentirend, legte er nun den Grund zur europäischen Berühmtheit seines Namens, eine jedenfalls denkwürdige und unserem Theater nur zur Ehre gereichende Thatsache. Wer von unseren jüngeren Lesern wünschte aber nicht, ihn damals, in der ersten Blüthe männlicher Reife, im Zauber frischester Jugend, in der Fülle poetischer Leidenschaft und Gluth gesehen zu haben? Wenn noch jetzt die beaux restes an ihm entzücken, wie glänzend mag zu jener Zeit der Eindruck seiner Erscheinung, seines Spiels gewesen sein! Neben ihm war die „kleine Böhler“ — so nannte man sie im Gegensatz zu ihrer Schwester, der „großen Böhler“ — lieb und hold wie keine Andere! Welche Gunst sie beim Leipziger Publikum genoß, das zu schildern, fällt wirklich schwer. Damals schien eben eine reizende, talentreiche Schauspielerin noch der Mittelpunkt der Welt, das Theater war in jenen harmlosen Tagen Ein und Alles. So galt denn die „kleine Böhler“ unsern Eltern und Großeltern in der That als eine Art Ideal

und Alt und Jung schwärmte für das anmuthige Wesen bis zur Extase. Auch die beiden Devrients, wie das Ehepaar Genast (welches später nach Weimar ging), blieben bis zum Ende der Küstnerschen Direction, gingen dann mit jenem nach Magdeburg u. s. w. Daß sie sich später trennten und Doris jetzt anderweit verheirathet, doch längst von der Bühne zurückgetreten lebt, erwähnen wir nur, weil gerade ihre ferneren Schicksale sicher so mancher unserer Leser wissen mag. Von Emil Devrient brauchen wir nichts weiter zu erzählen.

Wir nennen ferner die wackeren Darsteller Neufeld (der noch lebende, auch als Dramatiker bekannte Johann Baptist von Zahlhaas), Eduard Jerrmann (nachmals am Théâtre français in Paris als französischer Schauspieler — sowie in Petersburg, Wien (Hofburg) und Berlin), Brand, Reinecke, Steinau, Geiling und Koch (zwei treffliche Komiker, später noch in Dresden lange von Bedeutung), ferner die braven komischen Mütter Schmelka und Wohlbrück, die anmuthige Soubrette Friederike Hanff (Schwester von Auguste, nachmalige Frau Eicke), sowie den aus Leipzig selber gebürtigen Heinrich Moritz. Letzterer hieß eigentlich Mürrenberg und bezog noch sehr jung die Universität. Ein Duell von so ernsten Folgen, daß der rechte Arm längere Zeit gelähmt war, unterbrach seine Studien und in dieser gezwungenen Muße reifte der Plan, sich der Bühne zu widmen. Küstner nahm ihn freundlich auf und ließ ihn debutiren. Später ist Moritz noch ein sehr renommirter Künstler geworden und hat als Regisseur des Stuttgarter Hoftheaters weit und tiefgreifende Bedeutung erlangt. Jetzt ist er leider seit langen Jahren schon total gelähmt.

Wir wenden uns nun zur Oper. Hier begegnen uns zuerst die zwei in Stimme, wie in Schule gleich ausgezeichneten Sängerinnen Canzi (Katharina Kanz aus Baden bei Wien) und Sessi (Anna Sessi aus Rom, verehelichte Neumann), Beide Meisterinnen der italienischen, wie der deutschen Musik. Die Canzi war hier von 1825—27, die Sessi kam nach Leipzig (s. oben) zuerst als Gewandhaussängerin, betrat aber dann auch unser Theater und

blieb an demselben bis 1823. In Pesth, wohin sie sich nachher gewendet hatte, verlor sie durch Krankheit leider bald ihre Stimme, und als Pensionärin der Leipziger Bühne ist sie erst vor mehreren Jahren in Wien gestorben. Ein sehr renommirter erster Tenor war Franz Xaver Vetter, der volle zwölf Jahre der Unsere verblieb. Von seiner Frau, die er in Leipzig eben heimführte, der Tragödin Miedke, haben wir gesprochen. Zwei andere gute Tenöre der Küstnerschen Zeit waren Klengel (Bruder des noch heute im Gewandhaus- und Theaterorchester wirkenden Veteranen der zweiten Geige) und Höfler (hier auch verstorben und auf dem Johannisfriedhof beerdigt). Als serieuse Bässe waren Köckert und Gey, als Baßbuffo Wilhelm Fischer (später Opernregisseur und Chordirector des Dresdner Hoftheaters) mit Ehren thätig. Wir nennen ferner die Sängerinnen Mad. Finke, Mad. Streit, Mad. Marschner (s. oben, Gattin des Vampyr-Componisten), Fr. von Zieten, Elise Erhart (nachmalige Gräfin Hohenthal auf Großstädteln, eine Altistin, deren „Tancred“ z. B. ihrer Zeit berühmt war), sowie außer ihnen noch Corona Werner, geb. Becker, die Tochter von Göthes „Euphrosyne“, Christiane Neumann. Ihr Gatte war Cassirer am Theater. Durch heimliche Vermählung mit demselben und eben so heimliche Abreise des Paares von Weimar hatte sie Göthen, der sich nach dem frühen Tode ihrer Mutter wirklich väterlich ihrer angenommen, in großen Aerger und Kummer versetzt. Corona hieß sie zu Ehren ihrer Pathe Corona Schröter. In Leipzig wurde sie nun Mutter unseres berühmten Aquarellisten Carl Werner. Daß als seinen Kapellmeister Küstner Friedrich Schneider engagirte, haben wir erwähnt.

Nächst den angestellten Künstlern schritten in oft wiederholten langdauernden Gastspielen die ersten Größen der Oper und des Schauspiels über die Bretter. Hier seien nur die genannt, an deren Verweilen sich besondere Umstände knüpften.

Ludwig Devrient kam zwei Mal, 1824 und 26. Als er in letzterem Jahre den Lear spielte, erkrankte er plötzlich im dritten Act. Beinahe besinnungslos lag er in heftigen Krämpfen und

mehrere Tage schwebte er in Lebensgefahr. Küstner hatte ihn gleich in seine eigene Wohnung (1. Etage des jetzigen „Schletterhauses" auf der Petersstraße) bringen lassen und pflegte ihn mit so viel Eifer und Treue, daß Devrient bis an seinen Tod Jenem dafür dankbar war. — Die Händel-Schütz, durch ihre dramatischen, wie mimischen Darstellungen gleich berühmt, schloß durch Leistungen aus beiden Gebieten der Kunst auf Küstners Bühne im Jahre 1819 ihre glänzende Laufbahn. — Ebenso kann man das zweite Gastspiel des gefeierten Tenoristen Gerstäcker (Vater des Reisenden Friedrich Gerstäcker) im Jahre 1824 seinen Schwanengesang nennen, indem er hier mit seiner vollen Kraft noch einmal sang; nur noch als Adolar trat er in Kassel auf, den er jedoch kaum zu Ende führen konnte. — Im Beginn ihrer glanzvollen theatralischen Carriere gab dagegen Amalie Neumann-Haitzinger zu verschiedenen Malen Gastspiele, die den brillantesten Erfolg hatten. Ein Kreis von Anbetern, ein wahrer Liebeshof von Minnesängern und girrenden Schäfern schaarte sich um sie; Eduard Genast (in seinem „Tagebuch") hat sehr ergötzliche Einzelheiten aus der Zeit dieses Neumann-Enthusiasmus zur Sprache gebracht. Legationsrath Gerhard war vielleicht der enragirteste Verehrer der reizenden Frau. Er besang sie in begeisterten Hymnen, stiftete ihr zu Ehren einen „Rosenorden", als dessen Königin sie das Großkreuz aus seinen Händen empfing, veranstaltete Feste auf Feste, bei denen man den Weihetrunk aus einem Schuh der Gefeierten nahm, und hatte bei Gelegenheit eines großen Abendessens sogar einen Nachtwächter gewonnen, daß dieser statt der üblichen Worte: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen" singen sollte: „Schöne Amalie, laß dir sagen, daß alle Herzen für dich schlagen ꝛc." Als der feierliche Moment der Ueberraschung gekommen, führte Gerhard die Angebetete ans Fenster und unten ertönte von einem gewaltigen Bierbaß: „Schöne Amalie, laß dir sagen." Doch ob der willfährige Nachtwächter einen Theil des Trinkgeldes schon vorher seiner Bestimmung gemäß verwendet hatte, oder ob ihm die zärtlichen Verse aus anderem Grunde nicht im Gedächtniß geblieben waren, kurz, er fiel alsbald

in sein altgewohntes Gleis zurück und fuhr fort: „Die Glocke hat zehn geschlagen“. — Henriette Sonntag, von ihrer ersten Anstellung in Prag und Wien kommend, gab 1825, durch Küstner eingeladen, in Leipzig ein Gastspiel, das der Anfang ihres Triumphzuges durch die Welt war. Von den herbeigeeilten Directoren des Königsstädter Theaters zu Berlin wurde sie während dem durch Anerbietungen gewonnen, mit welchen der Leipziger Director nicht gleichen Schritt halten konnte, sonst hätte sie dieser engagirt. Sie sang z. B. hier die mit ihr einstudirte und zum ersten Mal gegebene „Euryanthe“. — Nanette Schechner erschien 1827 und „Fidelio“ sollte ihre letzte Rolle sein; Viele konnten aber keine Plätze erlangen und Küstner bat die Künstlerin dringend, am andern Tag die Partie zu wiederholen; der nahe Ablauf ihres Urlaubes jedoch und die damalige Langsamkeit der Postwagen gestatteten dies nicht. Da verehrte ihr der Director eine Reisekutsche, mit der sie am Abend nach der Wiederholung gleich fortfahren konnte. So ward es möglich, durch schnelle, Tag und Nacht währende Reise die verlorene Zeit wieder einzubringen, ohne den Urlaub überschreiten zu müssen. In diesem von Küstner ihr geschenkten Wagen hat aber die Schechner noch längere Zeit ihre Kunstreisen zurückgelegt.

Auch auf das Repertoire wollen wir nun noch einen Blick werfen. Mit vollstem Recht durfte Küstner sagen: „Keine Gattung der dramatischen Kunst ist hintangesetzt, keine vorzugsweise begünstigt worden, am allerwenigsten kann man das Schauspiel zum Besten der Oper vernachlässigt nennen, sowie auf wenigen Repertoiren des Würdigen, Classischen im recitirenden Schauspiel so viel anzutreffen sein dürfte, als auf dem damaligen Leipziger. Wie sehr das Classische gefiel, beweist der Umstand, daß Stücke ohne Prunk und äußeren Aufwand, z. B. die damals eben nach Deutschland übergeführte „Donna Diana“ und „das Leben ein Traum“, Cassenstücke waren.“ Neu erschienen von classischen Schöpfungen: 1817 Donna Diana, 1818 Leben ein Traum, 1820 Käthchen von Heilbronn, 1821 Kaufmann von Venedig, 1822 bezähmte Widerspenstige und Familie Schroffenstein, 1826 Othello, 1827 Prinz

v. Homburg. Daß die Schauspielnovitäten damaliger Zeit freilich zumeist die von der Gegenwart mit Recht so sehr verdammten Schicksalstragödien und romantischen Dramen, sowie jetzt schon ganz veraltet scheinende Lustspiele, z. B. in der läppischen Claurenschen Manier, waren, dafür kann natürlich nicht Küstner verantwortlich gemacht werden. Wir nennen aus der Feder damals lebender und zum Theil schon berühmter, zum Theil aber sich erst Ruf gewinnender Autoren u. A. folgende Stücke: Grillparzers Ahnfrau, Sappho und Medea, Houwalds Heimkehr, Leuchtthurm, Bild und Fürst und Bürger, Roberts Macht der Verhältnisse, Oehlenschlägers Correggio, Müllners Albaneserin, Raupachs Fürsten Chawansky, Isidor und Olga, die Töchter der Luft, M. Beers Paria, Schenks Belisar und Auffenbergs Löwe von Kurdistan. — In der Oper war es Küstner vorbehalten, Webers damals gerade neu entstandene Schöpfungen hier einzubürgern. So ward der Freischütz 1821 nur wenige Tage nach seiner allerersten Aufführung in Berlin sofort auch in Leipzig gegeben und machte höchste Sensation. 1822 erschien dann Preciosa, 1825 Euryanthe, und was endlich Oberon anlangt, so ward derselbe 1826 von Küstner zum ersten Mal in Deutschland und beinahe ein Jahr früher als auf allen übrigen Bühnen aufgeführt. Von London aus, kurz vor seinem Tode, schickte der Componist die Partitur der Oper. Auch die Spohrschen Opern, Zemire und Azor (1820), Jessonda (1824), Berggeist und Faust (1825), wurden in Leipzig überhaupt zum ersten Male gegeben, desgleichen Marschners „Vampyr" (1828, als letzte Neuigkeit unter Küstner). Noch andere Opernnovitäten jener Zeit waren italienischen und französischen Ursprungs (Vestalin, Joconde, Othello, Barbier, Diebische Elster, Cortez, Italienerin in Algier, weiße Dame, Maurer und Schlosser).

Ueber zehn Jahre lang hatte Küstner die Direction des Leipziger Theaters auf musterhafte Weise geführt — dann mußte er sich aber leider doch sagen, daß, wenn er sich nicht selber Preis geben wolle, die Sache ein Ende nehmen müsse. Er war zu sehr mit Lasten belegt, wie er denn z. B. die ersten 6 Jahre hindurch

jährlich 3000 Thaler und vom siebenten Jahre an jährlich immer noch 1000 Thaler Zins für das Haus an den Magistrat zu zahlen hatte. Auf diese Weise, und weil mit Ausgaben zu irgendwie künstlerischen Zwecken nie gegeizt wurde, war zwischen letzteren und den Einnahmen allmählich ein immer größeres Mißverhältniß eingetreten, und solcher Thatsache gegenüber konnte Küstner endlich nicht anders, als die Direction niederlegen. Er hatte von seiner ganzen Bühnenleitung keinen Gehalt und keine Tantième, sondern nur die Zinsen des dafür aufgewendeten und dabei verloren gegangenen Capitals bezogen. Leipzig aber „verlor seinerseits, um nochmals mit Eduard Devrient zu reden, indem Küstner das Theater schloß, eine Bühne, die es mit allen später gebrachten Opfern nicht hat zurückkaufen können." Die spätere, mit glänzenden Verdiensten um das deutsche Theater so reich geschmückte Laufbahn Küstners als Intendant der drei Hofbühnen zu Darmstadt, München und Berlin ist unsern Lesern bekannt, ebenso wie daß der würdige Greis den Abend seines Lebens in heiterer Geselligkeit, als schlichter Privatmann wieder in seiner Heimath zubrachte. Er starb 1864. Unvergeßlich ist sein Andenken hier auch noch durch den von ihm ins Dasein gerufenen Leipziger Theaterpensionsfond.

Am 26. August 1817 hatte Küstner die hiesige städtische Bühne mit der „Braut von Messina" eröffnet, der ein von Mahlmann gedichteter, vom Regisseur Wohlbrück gesprochener Prolog vorausging (s. denselben in dem oben schon angezogenen Buche des Verf.). Am 11. Mai 1828 fand die letzte Vorstellung statt: „Das Leben ein Traum" mit Epilog von Amadeus Wendt, gesprochen von Frau Genast. „Nichts Passenderes — meint Küstner selbst — konnte gewählt werden, als dies Stück, welches so sinnvoll andeutet, daß alles Schöne wie ein Traum verschwindet." Was nach Küstner nun mit unserem Theater geschah, berichten wir im nächsten Kapitel, um von Einem Thema nicht gar zu viel auf einmal bringen zu müssen. —

Wir kommen nun auf Bibliotheken und Zeitungswesen zu sprechen. Die Rathsbibliothek erwarb von 1826—34 2662 neue

Bände und wurde von der früheren „deutschen Gesellschaft“ 1827 mit ihrer aus circa 1200 Bänden bestehenden Sammlung beschenkt. Noch existirte damals an ihr die Einrichtung, daß sie direct unter einem Mitglied des Rathes, der ihr Vorsteher hieß, stand — in jenen Jahren Oberhofgerichtsrath Blümner — und außerdem nur ein sogenannter „Unterbibliothekar“ (Prof. Frotscher, s. S. 354) fungirte. Für die Universitätsbibliothek kaufte der König 1817 um den Preis von 10000 Thalern die werthvolle philologische Bibliothek des Professors Georg Heinrich Schäfer; zugleich ward Schäfer zum zweiten Bibliothekar ernannt, neben Prof. Beck, welcher erster Bibliothekar, wie wir wissen, schon seit 1790 war und es auch bis an seinen Tod 1832 blieb. Seit dem Jahre 1821 erhielt dann auch die Bibliothek, unter ständischer Bewilligung, einen jährlichen Beitrag von 400 Thalern aus der Staatskasse zum Ankauf von Büchern.

Nicht wenig trugen auch damals schon, wie noch früher bereits, die Leihbibliotheken zur Belebung des geistigen Lebens bei. Unter ihnen zeichnet das 1828 erschienene Gretschelsche Buch: „Leipzig und seine Umgebungen“ vorzüglich „die Linkesche im kleinen Fürstencollego befindliche“ um deswillen aus, „weil man hier nicht blos den Sammelplatz bloßer Romanlectüre findet, sondern auch der, welcher nach einer höheren Weihe strebt, hier seine Befriedigung erhält.“ Aber auch das auf S. 132 erwähnte „Museum“ bestand noch in seiner früheren Vorzüglichkeit.

Von der „Leipziger Zeitung“ wollen wir hier nun etwas ausführlicher sprechen. Ihre Verwaltung war Anfangs der Postanstalt überlassen gewesen, dann aber (vom Jahre 1712 an) war sie ein selbstständiges, vom Postwesen getrenntes Unternehmen geworden. Die Pächter, welche in das letzte Jahrhundert fallen, sind folgende: Kammercommissarius und Botenmeister May von 1765—79 — Redacteur während seiner Zeit waren M. Gottlieb Schumann und dann der bekannte Sprachforscher Adelung — ferner Notar Borberg bis 1797, Advocat Scharf bis 1809, der Dichter Mahlmann bis 1818, endlich der Buchhändler Grieshammer bis 1831. Die-

ser Letztere schließt die Reihe der Zeitungspachter, doch — was später geschah, berührt uns hier ja noch nicht. Scharf hatte zuletzt 9000 Thaler Pacht bezahlt, unter Grieshammer stieg diese Summe auf 16,000. Als Redacteur engagirte derselbe erst den Hofrath Methusalem Müller (s. weiter unten), dann den Dr. J. C. Gretschel (nicht zu verwechseln mit dem verdienten Leipziger Specialhistoriker Carl Christian Carus Gretschel, dessen verschiedene Schriften wir schon mehrfach citiren konnten, von dem aber auch im nächsten Capitel die Rede sein muß). Noch unter Scharf erhielt die Leipziger Zeitung eine Art Beiblatt. Den von ihm in Verbindung mit K. S. Durrier herausgegebenen „gemeinnützigen Leipziger Zeitungsmann" brachte der Genannte nämlich dadurch mit der Zeitung in eine gewisse Verbindung, daß er die Schreibweise jenes vorzugsweise für die unteren Stände einrichtete, während diese im Ton eines größeren politischen Blattes r digirt wurde. Später hieß der „Zeitungsmann" die „Leipziger Fama". Durrier ward von Scharf aber auch für die Zeitung (als Redacteur) gewonnen (Näheres s. in Regierungsrath v. Witzlebens „Geschichte der Leipziger Zeitung (zur Erinnerung an ihr 200jähriges Bestehen.)" — Das „Tageblatt" (übrigens nicht, wie in dieser trefflichen Monographie zu lesen, das alte, seit 1763 bestehende „Intelligenzblatt", sondern ein neues Unternehmen — aus dem Jahre 1805 — vom Buchdrucker Richter) nannte sich damals noch „Allergnädigst privilegirtes Leipziger Tageblatt" und erschien in fast halb so kleinem Format als jetzt, täglich auf nur zwei Blättern (4 Seiten). Das Papier — horribel! Der „redactionelle Theil" war auch in unserer Periode nur noch sehr spärlich und unbedeutend, auch nannte sich ein Redacteur im Blatte selbst erst seit 1822. Die beiden Redacteure, mit denen wir es hier zu thun haben, waren Ernst Müller († 1826, unter dem Namen Felidor, Verfasser von Honorinens Abenteuern", der „Familie Lahland", der „kleinen Romane für Freunde vaterländischer Sitten" 2c.), und Gottfried Wilhelm Becker (geboren in Leipzig selber 1778), Arzt daselbst (bis 1833) und Schriftsteller besonders im Fache der

populären Medicin (man vergleiche z. B. seine Schriften: „Neue Haus- und Reiseapotheke", „der Familienarzt", „die Wartung der Kranken", „der Feldscheer in Kriegs- und Friedenszeiten", „Diätetik für die elegante Welt" u. s. w.). Doch auch als volksthümlicher Historiker und als Belletrist war Becker sehr thätig, er beschrieb den „Krieg der Franzosen 1812—15", lieferte die Monographieen: „Andreas Hofer" und „Napoleon" und gab seit 1826 durch funfzehn Jahre „politische Rundgemälde" heraus. Seine allbekannte Chiffre war *r, welche sehr viel auch in Journalen erschien. Eine „Beschreibung von Leipzig" gab er 1806 schon heraus und gestaltete sie dann 1823, in durchaus neuer Fassung, zu einem „Charaktergemälde von Leipzig" um. Beckers große Rührigkeit und Geschicklichkeit, zugleich aber auch Zeit und Umstände bewirkten, daß seine Schriftstellerei eine sehr einträgliche war. Als er 1854 starb, konnte er 53,000 Thaler zur Gründung einer Blindenanstalt in Leipzig vermachen, wozu sein Sohn, der Organist Carl Ferdinand Becker, ein eigenes Haus fügte (sie ist jetzt mit der Bienerschen Blindenstiftung verschmolzen).

Die „Leipziger Modezeitung" stand noch immer unter Dr. Bergks Redaction; Leiter der „Zeitung für die elegante Welt" nach Mahlmanns Tode wurde der herzoglich hildburghausensche Hofrath Methusalem Müller (geboren in Schkeuditz, ein damals sehr bekannter Schriftsteller durch die insgesammt früher schon erschienenen „Unterhaltungen für das Nachdenken und die Empfindung", „Winterblumen", „Rhapsodieen aus den Papieren eines einsamen Denkers" u. s. w.) Redacteur der „allgemeinen musikalischen Zeitung" blieb noch bis ins Jahr 1827 Friedrich Rochlitz. Aber der wackere Mann kam endlich hoch ins Alter, er zog sich von der Redaction zurück und Gottfried Wilhelm Fink (Inhaber einer Privatlehranstalt, Verfasser mehrerer kunsthistorischer und theoretischer Werke, später auch Lector publicus an der Universität) trat an seine Stelle. Ihm muß man denn bei allen sonstigen Verdiensten nachsagen, daß er allzu ängstlich am Vergangenen hing, daß er der neuen Zeit vielleicht doch nicht das rechte Verständniß, jedenfalls

aber nicht die rechte Liebe und vorurtheilsfreie Gesinnung entgegenbrachte. Wie dieser Umstand zur Gründung eines gegnerischen Organs, der „Neuen Zeitschrift für Musik", führte, werden wir im nächsten Kapitel sehen.

Ein „Leipziger Kunstblatt" redigirte Amadeus Wendt in den Jahren 1817—18; vom Beckschen „Repertorium" sprachen wir schon. Der vom Staat subventionirten „Leipziger Literaturzeitung" (seit 1800, Hauptmitarbeiter Professor Beck, wonach unsere Notiz auf S. 133 zu berichtigen) hätte schon früher Erwähnung geschehen können. Sie war neben der Jenaischen und Hallischen die renommirteste ihrer Gattung, veraltete aber gleich diesen und zusammen mit ihnen. Johann Christian Jahn (früher schon Collaborator an hiesiger Thomasschule, seit 1826 Privatdocent an der Universität, später wieder Lehrer und Conrector unserer Thomasschule, als welcher er 1847 starb) begründete 1826 die noch jetzt bestehenden „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", sowie Pölitz 1828 die „Jahrbücher für Geschichte und Staatskunst", die jedoch in den dreißiger Jahren wieder eingingen. Endlich ist hier noch das von Kotzebue während der Jahre 1818 und 19 in Weimar herausgegebene „literarische Wochenblatt" zu erwähnen, in welchem derselbe bekanntlich jene Urtheile über Politik und Zeitgeist niederlegte, jenem Spott über liberale Ideen und jener Verhöhnung der Burschenschaft Ausdruck gab, die den Haß aller Träger dieser Ideen rege machte und die Hand des Jenaischen Studenten Sand mit dem Mordstahl bewaffnete. Aus dem „literarischen Wochenblatt" nun aber machte Brockhaus in Leipzig 1820 das „Literarische Conversationsblatt", sowie 1826 die „Blätter für literarische Unterhaltung" (die ersten Jahre ohne bestimmte Nennung eines Namens unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung redigirt).

Von der buchhändlerischen Firma Brockhaus müssen wir hier mehr sagen. Friedrich Arnold Brockhaus, welcher sie 1805 in Amsterdam begründet hatte, verlegte sie 1811 nach Altenburg und 1817 nach Leipzig. Alsbald begann er nun wichtige Unternehmungen verschiedener Art; außer dem seit 1796 unter Löbel in

Leipzig erschienenen, durch dessen Tod aber ins Stocken gerathenen, von Brockhaus jedoch 1807 erworbenen und 1811 in erster Auflage (6 Bände und 2 Supplementbände) vollendeten „Conversationslexicon“ nennen wir z. B. die Zeitschriften: „deutsche Blätter“, „die Zeitgenossen“, „Hermes“, „Isis“ u. s. w., ferner Erschs „Handbuch der Literatur“ (1812), Eberts „Allgemeines bibliographisches Lexicon“ (1821), sowie das berühmte, bis in die vierziger Jahre hinab in Mode und Flor gestandene Taschenbuch „Urania“ (seit 1816), welches gleich Anfangs durch eine Preisausschreibung Ernst Schulzes „bezauberte Rose“ ins Leben rief. Dies Gedicht erhielt denn auch, wie bekannt, den ausgesetzten Preis, und erfuhr der Poet hiervon noch auf dem Sterbebette. 1823 starb Friedrich Arnold Brockhaus, nach mannichfachen Anfechtungen namentlich von Seiten auswärtiger Censurbehörden und verschiedenen literarischen Streitigkeiten, besonders mit Müllner. Es gebührt ihm der Ruhm, die Literatur nach großartigen Ansichten und ehrenwerthen Grundsätzen, mit selbstständiger Einsicht und Kraft, mehrseitig in erfolgreicher Weise gefördert zu haben. Sein (in Leipzig von ihm noch bedeutend, z. B. um eine eigene Druckerei vergrößertes) Geschäft wurde nach seinem Tode zum Besten der Erben sechs Jahre lang durch ein von ihm selbst bestimmtes Comité, deren Hauptleiter seine beiden ältesten Söhne (Friedrich, geboren 1800 in Dortmund, Heinrich, geboren 1804 in Amsterdam) waren, verwaltet, worauf es 1830 in den alleinigen Besitz der Letzteren überging. Als Göthes Vorbereitungen zu der Ausgabe seiner Werke letzter Hand durch das 1825 vom deutschen Bunde erworbene Privilegium bekannt wurden, reisten auch die Brüder Brockhaus nach Weimar, entflammt von dem Gedanken, den Verlag der Werke des Dichterfürsten an sich zu bringen. Die Firma hatte schon aus dem Verlag von Unger in Berlin den Vorrath von „Göthes neuen Schriften“ an sich gekauft, und dadurch, nach der damals in Mangel gesetzlicher Bestimmungen maßgebenden Praxis, zugleich Ungers Verlagsrecht daran erworben, weshalb die Brüder um so festere Aussicht auf Erfolg ihrer Bemühungen bei Göthe

zu haben glaubten, wie sie denn auch hoffen durften, die Ersten zu sein, welche ihm Anträge wegen der Verlagsübernahme stellten (vgl. Frhr. v. Biedermann). Göthe empfing am 5. Mai genannten Jahres die Brüder auf Freundlichste, verwies sie jedoch in der Hauptsache an seinen Sohn, dem er das Geschäft abzumachen überlassen. Sie boten diesem nun bei einem wiederholten Besuch in Weimar (am 14. Mai) bestimmt 50000 Thaler für ein 12jähriges Verlagsrecht. Das Gebot machte sichtlichen Eindruck und es kam sogar bis zum Aufsetzen eines Vertragsentwurfs mit August v. Göthe, sodaß sie die Rückfahrt in der Ueberzeugung antraten, ihren Zweck erreicht zu haben. Indeß verzögerte August v. Göthe die letzte Erklärung und machte immer noch Schwierigkeiten, und da überdies von den Verhandlungen mit Cotta verlautete, da ferner die Brüder Brockhaus sich einmal für den Verlag der Werke Göthes begeistert hatten und sie auch bei einem höheren Gebot noch immer ein gutes Geschäft zu machen glaubten, so trugen sie im Juni schriftlich ein Honorar von 70000 Thalern an. Cotta hatte inzwischen, um den Abschluß der seinerseits geführten Verhandlungen durchzusetzen, auf die ihm bereits zustehenden Verlagsrechte an Werken Göthes hingedeutet, und Letzterer scheint ihm endlich hauptsächlich aus Scheu vor einem Streit über diese Rechte die Zusage ertheilt zu haben. Die Brüder Brockhaus ließen dagegen ihre Ansprüche aus dem Ungerschen Verlag auf sich beruhen, zufrieden damit, bei den Verhandlungen Göthes Bekanntschaft gemacht und ihm durch ihr Gebot ein höheres Honorar von Cotta verschafft zu haben.

Jedoch noch ein anderer Leipziger Buchhändler hatte sich um den Verlag der Götheschen Werke (brieflich) beworben, Georg Friedrich Fleischer, ein Enkel jenes Johann Georg Fleischer, mit welchem Göthe seine erste Reise nach Leipzig zurückgelegt hatte. Ein Sohn dieses letzteren hatte 1788 eine Buchhandlung in Leipzig gegründet, und hier war ihm sein Sohn Friedrich 1792 geboren worden, der 1818 ebenfalls eine Buchhandlung eröffnete. Derselbe war nicht nur thätig für sein Geschäft und zu seinem Vortheil, sondern auch

zum allgemeinen Besten, namentlich für den Buchhandel Leipzigs, ja Deutschlands. Er war es zunächst, der den oben erwähnten Verein der Buchhändler in Leipzig gründete; noch mehr von ihm weiter unten.

Da wir hier einmal beim Leipziger Buchhandel stehen, so sei im Allgemeinen noch Folgendes erwähnt. Im Jahre 1820 zählte unsere Stadt 57 buchhändlerische Firmen, im Jahre 1825 71 und im Jahre 1830 82. Wir finden darunter z. B. die noch jetzt florirenden Namen Arnold, Barth, Baumgärtner, Breitkopf und Härtel, Brockhaus, Enobloch, Engelmann, Fleischer, Hahn, Hartmann, Herbig, Hinrichs, Hofmeister, Köhler, Kollmann, Kummer, Müller, Peters, Reclam, Rein, Steinacker, Tauchnitz, Teubner, Vogel, Voß, Weidmann, Weigel, Weygand und Wienbrack. Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung (deren wir im 3. Capitel ja schon ausführlicher zu denken hatten) wurden 1830, nachdem sie früher noch einem gewissen Hahn gehört hatte, Georg Reimer (welcher noch jetzt Chef der Firma ist, sie aber 1853 nach Berlin verlegte) und Salomon Hirzel (der seitdem eine eigene Buchhandlung hat); die Weygandsche Buchhandlung (vgl. ebenfalls das 3. Capitel) besaß von 1812—38 Johann Christoph Jasper. Weygand war, wie wir an jenem Orte gesehen haben, der erste Verleger des „Werther". Die beiden Ausgaben der Werke Göthes bei Cotta von 1806 und 16 ff. hatten diesen Roman wiederholt gebracht, als Jasper beschloß, ihn wieder einmal allein erscheinen zu lassen. Er wandte sich daher im Februar 1824 brieflich an Göthe, setzte ihn von seinem Entschluß in Kenntniß und sprach den Wunsch aus, derselbe möge sich geneigt finden lassen, einige Zusätze und Veränderungen zu dem Werke zu liefern oder doch wenigstens einige Worte als neue Vorrede hinzuzufügen. Göthe erklärte sich bereit und wandte sich an Hofrath Rochlitz mit der Bitte um Uebernahme der Verhandlung, indem er nicht unmittelbar handeln und markten, aber auch das Honorar zu Erfüllung manches billigen Wunsches, dessen Befriedigung auf ein zufälliges Mittel warten müsse, sich nicht entgehen lassen wolle. Er

schickte dabei dem Freunde das in die Werke unter dem Titel: „Trilogie der Leidenschaft“ aufgenommene, der jugendlichen Schwärmerei des Greises für seine „schöne Unbekannte in Marienbad“ (Frl. Ulrike v. Levezow) die Entstehung dankende Gedicht „An Werther“ und deutete an, daß er durch dessen Beigabe und Honorirung zugleich die Zweifel zu beseitigen gedenke, welche über die Berechtigung der Weygandschen Buchhandlung zu Herstellung einer neuen Ausgabe ohne seine Zustimmung aufzuwerfen seien. Nachdem Rochlitz das Ergebniß seiner Besprechungen mitgetheilt, erklärte Göthe sein Einverständniß, das Gedicht zur neuen Ausgabe für 50 vollwichtige österreichische Ducaten überlassen zu wollen, womit das Geschäft seinen Abschluß erhielt. Die Firma Gebhard und Reisland in Leipzig, an welche 1838 die Weygandsche Buchhandlung überging, nahm bis zum Fallen des Privilegiums das ausschließliche Recht in Anspruch, Einzelausgaben von „Werthers Leiden“ zu veranstalten, wie denn auch solche aus Cottas Verlag nicht hervorgingen.

Buchdruckereien — um in Anschluß an den Buchhandel auch von diesen etwas zu sagen — bestanden 1820 18, 1830 22 (darunter die von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Fest (jetzt Polz), Fischer (jetzt Fischer u. Kürsten), Hirschfeld, Melzer, Naumann, Ries (Carl B. Lorck), Staritz (Alexander Edelmann), Tauchnitz und Teubner). — Zur Erklärung des auf S. 51 angeführten Wortes „Büchercommission“ stehe nun hier Folgendes: Alle Preßangelegenheiten Sachsens waren früher schon und auch in unserer Periode noch einer in Leipzig niedergesetzten Büchercommission anvertraut, welche aus einem Abgeordneten der Universität, der den Vorsitz führte, und einem Abgeordneten des Stadtrathes, welchem die Leitung der Verhandlungen zustand, gebildet war. In den Jahren 1820 und 25 waren diese Abgeordneten der Professor Beck und der Proconsul Koch, im Jahre 1830 ebenfalls noch Beck und der Baumeister Stieglitz. Das mit den Buchhändlern verkehrende Organ der Büchercommission war der Bücherinspector, damals der Raths-Viceactuar Johann Michael Jäger (den wir weiter unten

bei den Unruhen 1830 noch in besonderer Weise zu erwähnen haben werden). — Censoren der in Leipzig zum Druck kommenden Bücher und Schriften waren die nachfolgenden Persönlichkeiten: Der Dekan der theologischen Facultät für die theologischen Schriften; der Ordinarius der Juristenfacultät für die Schriften, welche in statum publicum einschlugen, desgleichen ausschließlich für die Inauguraldisputationen ad facultatem, so wie die sogenannten Disputationen pro loco; der Decan der gedachten Facultät für die übrigen juristischen Schriften; der Dekan der medicinischen Facultät für die medicinischen; jeder ordentliche Professor der Philosophie für diejenigen Schriften, welche zu seiner Professur gehörten; der Dekan der philosophischen Facultät für alle Schriften, welche in mehr als Ein Fach der Philosophie einschlugen, desgleichen für die Auctionskataloge; Censor außerdem einiger Zeitschriften seit 1825 Hofrath Methusalem Müller, der übrigen Professor Beck. Schließlich noch die Bemerkung: die Kalenderaufsicht hatte Professor Krug.

Zum Schulwesen uns wendend, sehen wir seit 1823 eine zeitgemäßere Schulordnung eingeführt und 1827 ein Decret erlassen, welches die Privatschulen einer strengeren Controlle unterwarf und rücksichtlich der Anlegung und Verwaltung derselben sehr wohlthätige und ersprießliche Vorschriften gab. Es bestanden in unserem Zeitraum erst vier, dann fünf, endlich sechs solcher concessionirter Privatschulen und war die bekannteste und größte darunter wohl die des Mag. Thon (für Knaben und Mädchen vom ersten Schuljahre bis zur Confirmation, auf dem Kauz, seit 1814). Neben diesen mit „Genehmigung des Magistrats bestehenden Privatschulen" finden wir in den Leipziger Adreßbüchern jener Zeit aber auch noch die Rubrik: „Verschiedene Lehranstalten" und notiren wir aus der Reihe derselben besonders die Richtersche (für Knaben, in der hohen Lilie auf dem Neumarkt, eingegangen in den dreißiger Jahren), sowie die Handersche (für Knaben und Mädchen, im Paulinum, später lange noch die besuchteste, vornehmste und theuerste, doch freilich wohl auch beste in ihrer Art, jetzt das Teichmannsche Institut). Speciell von der katholischen Bürgerschule

bleibt außerdem noch zu erwähnen, daß sie 1816 nicht nur innerlich eine zeitgemäße Umgestaltung, sondern auch in Schloß Pleißenburg, am Thurme, ein eigens für sie neuerbautes Local erhielt.— Die Rectoren und Conrectoren unserer beiden Gymnasien während jener Jahre haben wir anderwärts schon genannt (Rost, Nobbe, Frotscher ꝛc.); Director der (ersten) Bürgerschule blieb fortgesetzt Gedike, der der Rathsfreischule Plato. Die ersten Mitglieder der eben aus jener Zeit ihr Entstehen herleitenden städtischen Schuldeputation waren (1830) Superintendent Großmann, Bürgermeister Siegmann, Oberhofgerichtsrath Blümner und Senator Dörrien.

Zu welchen Zeitpunkten die während der Kriege ihrer Bestimmung entzogenen Kirchen wieder dem Gottesdienst eingeräumt wurden, ist von uns bereits mitgetheilt worden; hier wollen wir nur noch die Namen mehrerer damaliger Geistlichen uns ins Gedächtniß zurückrufen. Außerordentlich besucht waren selbstverständlich die Predigten der drei sich folgenden berühmten Superintendenten Rosenmüller, Tzschirner und Großmann. Jedoch großen Zulaufs erfreuten sich auch in der Paulinerkirche Professor Tittmann (als erster Vormittagsprediger), in der Nicolaikirche Pastor Enke, Archidiakonus Bauer und Diakonus Rübel (besonders mit seinen Confirmationspredigten beliebt), in der Thomaskirche Archidiakonus Goldhorn und in der Peterskirche der Oberkatechet Wolf (Sohn des Philosophen Friedrich August Wolf). Auf diesen letzteren, sowie auf den oben (S. 393) als Redakteur der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ genannten Fink, der früher auch öfters (in verschiedenen Kirchen Leipzigs) zu predigen pflegte, bezieht sich ein Witzwort des heiter bescheidenen Goldhorn: „Wenn der Wolf heult und der Finke schlägt, kann ich in mein goldenes Horn stoßen, wie ich auch mag, die Bänke bleiben doch leer.“ Besonders innerhalb ihrer Gemeinde hochgeachtet und beliebt waren auch die reformirten Prediger Dumas und Petiscus, sowie später Hirzel und Blaß.

Im Anschluß an die Geistlichen seien hier auch gleich mehrere der renommirtesten und gesuchtesten Sachwalter und Aerzte damaliger Zeit genannt, nämlich (außer Günther, dem späteren Ordi-

narius) die Advocaten und Gerichtsdirectoren: Jacobi, Kretschmann (der noch heute unter uns lebende Steuerprocurator), Kreysig, Mothes, Praße, Römisch, Wiesand rc.), sowie (außer Clarus, Puchelt, Ritterich rc., und außer Hahnemann) die praktischen Aerzte: Baumann, Cerutti, Edelmann, Göpel, Kohlrusch, Polack, Sachße, Schnebelbach, Schwartze, Sonnenkalb, Steyer u. s. w. Wir müssen uns begnügen, einfach diese Namen hier zu verzeichnen. Den älteren Lesern werden ihre Träger gewiß sofort im Gedächtniß auferstehen, manche von ihnen übrigens als menschliche und gesellschaftliche Originale, wie sie die Gegenwart nicht mehr kennt. — Noch sei erwähnt, daß seit 1827 die vorschriftsmäßige Leichenschau in Leipzig existirt und waren die ersten vom Rath angestellten vier Leichenschauärzte (einer für jedes Stadtviertel) die Doktoren Braune, Drescher, Carus und Fels.

Wir kommen nun auf geselliges Leben zu sprechen, und zwar zunächst auf die geschlossenen Gesellschaften, deren ältere, von uns bereits in früheren Capiteln genannte (Fraternität, Kindtauf-Consortium, Sechszehner, Harmonie, Ressource, Societät, Gewandhausball) noch immer auch in unserem Zeitraum florirten (einige sogar ganz neu emporgeblüht und umgestaltet, z. B. eben das „Kindtauf-Consortium oder Vertraute Gesellschaft"). Von in damaliger Zeit erst entstandenen wären dann noch aufzuführen: die „Concordia" (gegründet allerdings schon 1802), die Erholung (seit 1819, mit eigenem Local im Aeckerleinschen Hause am Markt), der Bürgerverein (seit 1828) und der Tunnel (seit 1830). Winterliche Bälle und dergleichen Fêten für Damen hatten aus der Reihe dieser Gesellschaften (und außer der des Gewandhausballes) auf ihrem Programm die Concordia, der Bürgerverein und der Tunnel; die übrigen waren und sind nur Gesellschaften für Männer.

Ein bemerkenswerthes Ereigniß im Jahre 1826 bildete die Vereinigung der Armbrustschützen mit den Büchsenschützen. In Bezug auf die frühere Geschichte der von uns absichtlich hier zum ersten Mal erwähnten Leipziger Schützengesellschaft, und zwar

sowohl in ihrer ersten Periode von 1443 bis 1580, wie dann in der zweiten Periode von der Trennung der Armbrust- und Büchsenschützen im Jahre 1580 bis zu deren Wiedervereinigung 1826, verweisen wir auf die 1836 erschienene Monographie: „Die Schützengesellschaft zu Leipzig. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Stadt von C. C. C. Gretschel.“ Hier nur soviel: Der Graben der hiesigen Schützenbrüder scheint gleich von allem Anfang im Ranstädter Zwinger gelegen gewesen zu sein; als sich später aber die Büchsenschützen von den Armbrustschützen trennten, erwarben die Ersteren sich vor dem Petersthore einen eigenen Platz, den sogenannten Petersschießgraben, wogegen die Letzteren das Schießhaus im Ranstädter Zwinger nun für ihre besonderen Zwecke von Grund aus neu erbauen ließen. Die Armbrustschützen waren es, die alljährlich im August das große Vogelschießen auf der Pfingstwiese vor dem Frankfurter Thore veranstalteten, wovon auf S. 158 die Rede gewesen ist. Dies Vogelschießen wurde, wie wir dort bemerkten, allmählich ein Volksfest für Leipzig, dessen Bewohner sich auf der Wiese zwischen den Zelten, Restaurationen, Glücksbuden &c. lustig herumtummelten. Natürlich schlichen sich häufig auch berüchtigte Gauner unter die Glücksbüdner ein und, wie schon in früherer Zeit, z. B. 1613, wo die Studenten mit den Schuhmachern sich blutig schlugen, Tumulte auf der Vogelwiese stattgefunden hatten, so riß, besonders nach dem siebenjährigen Kriege, immer mehr und mehr ein höchst bedauerliches Wesen daselbst ein. Hierdurch fand sich der Leipziger Rath schon 1777 veranlaßt, das Vogelschießen, welches jedes Jahr besonders nachgesucht werden mußte, nicht mehr zu gestatten, und so blieb es bis 1782 ausgesetzt. Dann wurde es zwar wieder erlaubt, allein die Unordnungen fingen auch aufs Neue wieder an. Wir finden in den Rathsacten genug Andeutungen, wie in diesen Tagen jedesmal die Wachen in den Thoren und anderwärts verstärkt werden mußten, um dem Thatendrange der Leipziger zu steuern. Was in dem zur Vogelwiese führenden Ranstädter Thore für eine lebhafte Passage bei solchen Gelegenheiten gewesen sein muß, erhellt u. A. daraus, daß am 16. Juli 1784

von 2932 Personen und 4 Kutschen 123 Thaler 4 Groschen Thorgeld gezahlt worden. Im letztgedachten Jahre trat noch der Unfall ein, daß, als am Schlußtage gegen Abend das übliche Feuerwerk abgebrannt werden sollte, ein furchtbares Gewitter entstand. In der dadurch verursachten Unordnung kamen sehr viele Menschen zu Schaden, da sie in der Finsterniß entweder in die Wassergraben oder gar unter die Pferde und Wagen geriethen, welche erstere durch die Blitze scheu wurden. Alle diese Umstände bewogen den Leipziger Rath, das Vogelschießen nicht mehr zu erlauben, und nur 1787 wurde er noch einmal in seinem Entschlusse wankend gemacht, so daß in diesem Jahr das Fest zum allerletzten Mal statt fand. Freilich suchten die Schützen in späteren Jahren 1789, 1791, 1801 wiederum, aber vergeblich nach. Bei dem letztgedachten Jahre motivirten sie ihr Gesuch durch das Erscheinen des neuen Jahrhunderts. An die Stelle jenes Schießens trat zunächst ein anderes Volksfest, das heitere Zusammensein bei Speise und Trank, bei Musik und Tanz auf der Bürgeraue oder Burgaue (vgl. S. 159) und an der nahen „großen Eiche" mit ihrem 1809 gesetzten Denksteine zur Erinnerung an den Besuch des Königs v. Sachsen hierselbst. Der Rath aber bewilligte seit 1791 den Armbrustschützen zu den 50 Thalern, die sie für ihr Schießen schon seit Längerem erhielten, noch 10 Thaler Vergütung an die Personen, welche durch Einstellung des Vogelschießens einen Verlust erlitten. Diese Vergütung wurde auch bis zum Jahre 1821, wo sich die Verhältnisse änderten, ausgezahlt.

Die Umwandelungen nämlich, welche die Stadt ihrer äußeren Gestalt nach in der Zeit nach den Napoleonischen Kriegen erfuhr, machten es wünschenswerth, daß auch der Ranstädter Schießgraben sein Dasein endige. In Folge der deshalb mit den Armbrustschützen angeknüpften Unterhandlungen traten diese den Platz gegen ein Aequivalent von 6000 Thalern ab, und hierauf wurden 1822 die Gebäude des gedachten Schießgrabens abgetragen, um anderweiten Bauten und Verschönerungen der Stadt Platz zu machen. Seitdem hatten die Armbrustschützen zu ihren Uebungen nur mieth-

weise ein Local auf der Funkenburg inne, bis sie sich im Jahre 1826 wiederum mit den Büchsenschützen vereinigten. Längst nämlich schon war von den beiden Abtheilungen der hiesigen Schützengesellschaft der Wunsch gehegt und wohl auch ausgesprochen worden, daß eine Wiedervereinigung in eine Gesellschaft, wie sie vor 1580 bestanden hatte, stattfinden möchte. In einer Conferenz der beiderseitigen Vorsteher wurde am 12. September 1826 dieser Wunsch zur That und die hauptsächlichsten Vereinigungspunkte festgesetzt. Am 19. September erschienen sämmtliche Mitglieder beider Gesellschaften, 194 an der Zahl, zu einer Hauptconferenz, in welcher die Vereinigung nicht nur vollständig genehmigt, sondern auch der Vorschlag gebilligt wurde, einen Beitrag von 2 Thalern 4 Groschen jährlich zu steuern, um den nothwendigen Bau des Schießgrabens unternehmen zu können. Denn durch die Vereinigung mit den Armbrustschützen, welche seit 1822 ja kein Local mehr hatten, war die Vergrößerung oder neue Errichtung der Localien der Büchsenschützen äußerst nothwendig geworden, abgesehen davon, daß man wegen vorhandener Baufälligkeit der Gebäude diesen Gedanken schon einige Zeit vorher gehegt hatte. Nun wurden Baupläne entworfen und um die obrigkeitliche Erlaubniß nachgesucht. Da eröffnete der Rath sein Bedenken, eine solche Erlaubniß zu ertheilen, indem der Petersschießgraben allerdings eine gefährliche, der Landstraße zu nahe Lage habe. Er schlug zugleich vor, den Schießplatz vor das Windmühlenthor zu verlegen und die Schützen dabei bedeutend zu unterstützen. Zwar protestirten diese, aber die angerufene höchste Behörde gab schließlich auch keinen anderen Bescheid. Da ereignete es sich im Mai 1830, daß das am Hinterthor gelegene Schindlersche Vorwerk verkauft und parcellirt werden sollte, wobei man den Schützen die Oekonomiegebäude nebst dem zum Schießplatz nöthigen Felde für 10500 Thaler abzulassen gedachte. Weiteres gehört nun ins nächste Capitel.

Noch zwei Leipziger Volksfeste oder wenigstens Belustigungen — freilich schon von älterem Datum, doch auch in unserem Zeitraume noch oder vielleicht gerade erst in demselben in vollem

Flor — wollen wir nun hier erwähnen, die Kletterstange und der Tauchaer Jahrmarkt (vgl. S. 49f). War die Erndtezeit vorüber, so fand sechs Sonntage hintereinander im Dorfe Schönefeld (dem jetzigen Altschönefeld) das sogenannte Ablaßfest statt. Ein Mensch kletterte an einer hohen Stange hinan und holte von den obenhängenden Kleidungsstücken ein ihm alsdann zufallendes unter lautem Gejauchze des rings umher versammelten Volkes herab. Das Gaudium war natürlich fast noch größer, wenn der Klettersuch mißlang. Warum dieser Spaß gerade Ablaßfest hieß? Vielleicht erinnerte der Name an den nicht mehr recht zu ermittelnden Ursprung jener Belustigung, die sich dann noch bis in die dreißiger Jahre erhalten hat. — Eine noch ungleich größere Menschenmasse regte — und regt ja auch jetzt noch — der Septembermarkt im nahen Städtchen Taucha auf. Wie die Berliner zum Stralauer Fischzug, wallfahrten Tausende hinaus in das gedachte Städtlein, um — sich ein Stück Kuchen, eine Trommel, Pfeifchen und Schnurren, bunte Laternen und Pappmasken zu kaufen, mit denen geschmückt Leipzig seine Kinder zurückkehren sieht. Mitunter fiel es Einigen bei, daß dies eine Satyre auf den ehemaligen Tauchaischen Handel sei.

Was nun die öffentlichen Etablissements, Restaurationen und Gasthäuser damaliger Zeit anlangt, so durchlebte das Hotel de Saxe unter einem neuen Wirth, dem gewandten und jovialen Friedlein, seine zweite Glanzperiode. Fürstlicher Besuch, welcher nach Leipzig kam, quartierte sich meist in diesem Hotel ein, hier wurden die Professoren- und Bürgerbälle abgehalten, hier war der Ort für des bekannten Solbrigs sehr besuchte Declamatorien, auch Concerte, welche die feine und schöne Welt Leipzigs versammelten, fanden Statt und die Table d'Hote galt als die bestbesetzte, sowohl was die Speisen, als was die Speisenden betrifft. Der Saal des Hotel de Saxe war damals noch der eleganteste und größte hierselbst, und nur erst am Ende unserer Epoche erstand ihm ein gefährlicher, ja schließlich als Sieger aus dem Wettstreite hervorgehender Rivale in dem Saal, welchen der frühere „Birnbaum“

auf der Hainstraße, das nunmehrige Hotel de Pologne des Gastwirthes Pusch aufweisen konnte. Der „Birnbaum" war, um das nicht zu vergessen, der regelmäßige Ausspannungsort für alles aus Dresden hier ankommende Privatfuhrwerk gewesen. — An Stelle des eingegangenen Richterschen Kaffeehauses trat nun als Leipzigs erstes Kaffeehaus das Klassigsche in seinem neuen Local auf der Katharinenstraße (in der jetzigen „Europäischen Börsenhalle"). Der Kafetier Klassig, in jeder Hinsicht ein zweiter Richter, that es diesem auch insofern nach, als er neben seinem städtischen Geschäft auch noch ein Gartenetablissement hatte, die Restauration im vormals Boseschen, nun Reimerschen Garten nämlich.

Um gleich bei den anderen solchen Gärten stehen zu bleiben, erwähnen wir, daß der Rudolphsche, schließlich Riedelsche, sich noch in früherem Ansehen erhielt und das Plencknersche Gut vor dem Ranstädter Thore, am Eingang zur alten Burg (einstmals, vgl. S. 148, der Reichsche Kaffeegarten) nun als Schiegnitzens (später Kupfers) Garten neu in Flor kam. Ein Nachfolger des Pamphletisten, welcher „Leipzig im Taumel" geschrieben hatte, der in Tendenz, Styl und Form (d. h. der Briefform) demselben durchaus verwandte, ihn copirende Verfasser der Broschure: „Das lustige Leipzig" (anonym und ohne Jahreszahl erschienen, aber offenbar von unsrer Periode handelnd, wenigstens was ihre frühere Hälfte anlangt) berichtet von seinem nachmittägigen Kaffeetrinken in Rudolphs Garten: „Es ist ganz allerliebste Gesellschaft hier, prompte Bedienung, die Prager machen so schöne Musik, daß man unmöglich bald wieder fortgehen kann." Er hätte dasselbe von Schiegnitzens Garten sagen können, dessen bunte und charakteristische Physiognomie in den stark von den vornehmen Ständen und der schönen Welt besuchten Concerten eine Illustration aus jenen Jahren, die uns vorlag, noch heute festhält. Jägers Garten in der alten Burg blieb fortgesetzt ein Asyl für Spieler. Beiläufig: die alte Burg heißt bekanntlich im Munde des Volkes auch „blaue Mütze" — man erzählt, daher, weil jener Wirth Jäger stets eine blaue Mütze zu tragen pflegte und eine solche auch vor dem Eingang seines Etablissements aufhing, zum

Zeichen, daß an dem betreffenden Tag Concert bei ihm stattfinde. Von der „großen Funkenburg," in deren Nähe wir uns ja hier befinden, sagt „das lustige Leipzig": „Sie ist das nicht mehr, was sie vor mehreren Jahren war. Des Sonntags, vorzüglich in den Messen, ist es außerordentlich voll. Am Tage ist es sehr angenehm, aber des Abends, da rathe ich Jedem, nach Hause zu gehen, denn voll ist Saal und Garten von liederlichen Weibspersonen." Der lange Jahre schon diesen Ort bewirthschaftende Restaurateur hieß Müller, ein Nachfolger Lindner. Doch die Funkenburg hatte noch andere besondere Bestimmung: sie war im Laufe der Jahre, mit ihrem hinteren Teich (jetzt nun schon lange ein Trockenplatz) der Ort des Fischerstechens geworden, sowie auf der vorderen Wiese (die heute noch existirt) sich oftmals Seiltänzer u. dgl. Künstler (z. B. Kolter mit seinem Thurmseil, zuerst 1823) producirten. Vom „großen Kuchengarten" erzählt „das lustige Leipzig," daß dort ein Enkel des alten von Göthe besungenen Hendel sich bemühe, die früheren glänzenden Zeiten nochmals heraufzuführen, und über die „Milchinsel" lesen wir: „Der Wirth heißt Parterre und ist ein alter Griesgram, dennoch wird dieser Ort fleißig besucht, indem man versichert sein kann, jederzeit guten Kaffee zu bekommen. Die mehresten, so die Milchinsel besuchen, lassen sich Milchkaltschale geben, die Portion mit Semmel und kleingeschnittenen Mandeln, reinlich aufgetragen, kostet vier Groschen."

Wir sind also bereits außerhalb der Stadtthore und wollen gleich noch die weiteren Umgebungen aufsuchen. In den Kohlgärten waren damals „die drei Mohren" sehr besucht. „Die vorige Wirthin — berichtet unsere Broschure — hatte drei Töchter, welche schwarze Sammtmützen trugen; es waren zu ihrer Zeit hübsche Mädchen, diese lockten Jung und Alt heraus, es wurde mit ihnen viel Geld verthan und sie bekamen den Namen: die drei Mohren. Die jetzige Wirthin ist eine von den Dreien." Die benachbarte „grüne Schenke" war stets die letzte Station der „gelben Kutsche" und des übrigen von Dresden herkommenden Fuhrwerks; es hieß da: „Nun haben wir noch eine Stunde bis

Leipzig." Wir fahren noch fort in Citaten aus dem „lustigen Leipzig." Einer der Briefe beginnt mit folgenden Worten: „Ei, ei, das kommt mir verdächtig vor; woher kennen Sie denn die Wirthin auf dem Dohmberge (Thonberge)? Allerdings ist es ein hübsches Weibchen, und seitdem sie hier Wirthin ist, ist der Ort auch recht in Aufnahme gekommen. Sonntags, Montags und Freitags ist hier Tanzmusik, die Tanzlustigen sind größtentheils Handwerksbursche und Mädchen ihresgleichen. In den übrigen Zimmern ist bessere Gesellschaft; auch wird an den genannten Tagen warm gespeist, und man kann darauf rechnen, daß jedesmal Allerley zu haben ist, welches eine Menge Gäste hinauslockt." Also auch damals schon „Leipziger Allerley." Ebenso aber, wie unser Gewährsmann auf dem „Dohmberg" — „der Wirth heißt Trappe; es ist seine zweite Frau, bei der ersten fand man hier wenig oder gar keine Gesellschaft" — das Allerley rühmt, rühmt er in Eutritzsch neben „Gose wie Wein" die „frische Bratwurst" und in Lindenau den „Sauerbraten," woran er noch die Bemerkung knüpft: „Nicht wahr, das geht noch an, wenn man eine halbe Stunde weit nach einer guten Abendmahlzeit geht? Aber was meinen Sie dazu? Zwei Stunden von Leipzig, auf der Straße nach Merseburg, liegt ein Gasthaus, der Bär genannt; hier werden alle Wochen einmal große Klöße gekocht, eine Menge zu Fuß, zu Pferde und Wagen kommen hierher, um sich an Klößen satt zu essen. Das ist doch wohl übertrieben? Ich glaube, wenn die Wirthe in den umliegenden kleinen Städten, so wie die Leipziger, Schmäuse in den Zeitungen annoncirten, auch dahin würden sie reisen. Sie können mir glauben, daß viele Leipziger manche Woche wenig oder gar nicht zu Hause speisen, d. h. zu Fastnacht, Martini oder Kirmes-Zeiten, denn um diese Zeit ist alle Tage Schmaus. Ein Marqueur jagt den anderen, welcher zum Schmause einladet." Es bleibt dabei, der Verfasser des „lustigen Leipzig", eben so, wie der von „Leipzig im Taumel", hat wohl eine scharfe Zunge und ziemlich losen Mund, aber er bringt doch Thatsachen vor, die selbst heute noch Geltung besitzen.

Von Schleußig meldet unsere Broschure: „Auf einem Dorf ein so schön etablirtes und meublirtes Wirthshaus zu finden, überrascht gewiß jeden Fremden" — von Raschwitz: „Der Weg hinaus ist angenehm; wird im Winter und Sommer fleißig besucht, vorzüglich um Kaffee zu trinken, im Winter mit Schlitten, im Sommer zu Wagen und Pferde; Fußgänger scheinen nicht angenehm zu sein; es ist hier ungemein theuer (Essen, z. B. kalte Schale und kalter Braten, und eine Flasche Wein, kosteten vier Thaler acht Groschen; ich glaube, der Wirth muß in jedem Gaste einen reichen Kaufmann vor sich sehen)" — von Oetzsch: „Sonntags und Montags ist es hier vorzüglich voll; man findet immer gutes Bier, braunes sowohl, als weißes; das Essen, kalt oder warm, ist jederzeit lobenswerth; einige alte Graubärte machen hier Musik, welche freilich nicht die beste ist" — von Gautzsch: „Der Wirth in der Schenke heißt Haase, unterhält Jahr aus Jahr ein mehrere Mädchen, damit sich Städter in Hinsicht ihrer alten Hausehre schadlos halten können; jedem Fremden, der zum Petersthore hinausfährt, rathe ich, seinem Kutscher ja den Ort zu nennen, wo er hin will, denn sonst fährt er ihn gewiß zu Haasen" — von Zwecker (Zöbigker): „An Tagen, wo gutes Wetter ist, findet man hier recht gute Gesellschaft; wäre dieser Ort nicht so weit von der Stadt entfernt, gewiß würde selbiger mehr besucht werden; einen solchen Wirth, wie dieser hier ist, muß man weit und breit nicht finden, es ist, als ob er seiner Gäste Gedanken schon im Voraus wisse" — endlich von Gohlis: „Das Mittagsessen wurde heute bei Hrn. Schlipp verzehrt, hatten drei Gerichte und zahlten à Person nur 8 Groschen. Schlipp ist Wirth in der Wasserschenke (unser Waldschlößchen); hier ist es Sonntags zum Erdrücken voll, schöne Mädchen und Frauen präsentiren sich hier, sitzen bei einer Portion Kaffee öfters den ganzen Nachmittag; junge Herren flattern um sie herum und bitten um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen; es ist noch eine öffentliche Wirthschaft in diesem Dorfe, wo auch immer viel Gesellschaft ist; der Wirth, Hr. Ernst, wird einem öfters wegen zu vielen Erzählens lästig."

Mit unserem Gewährsmann nun uns nach der Stadt zurückwendend, begegnen wir auf dem Weg zum Petersthor hinein zunächst noch wieder dem „hinteren" und „vorderen Brand" — „die Gesellschaft ist sehr gemischt, vorzüglich findet man viele Mädchen, welche hier verdienen wollen, und ich glaube, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen; wer sich auszeichnen will, geht in die Doctorstube, welche ihren Namen wahrscheinlich von einigen Advocaten erhalten hat, die öfters hier sind" — ferner der „kleinen Pleißenburg" — „hätte der Wirth, Hr. Witzendorf, es besser in Acht genommen, so würde es alle Tage voll bei ihm sein; ich meine, wäre er nicht so grob. Z. B. ein angesehener Bürger kommt mit seiner Frau und verlangt eine Flasche Bier; der Wirth bringt sie selbst, was er sonst nicht thut, blos um sein Müthchen zu kühlen. Lassen Sie sich denn auch einmal bei mir sehen, Sie treibt gewiß die Neugierde hierher? Einem Anderen sagt er geradezu, daß ihm an seinen zwei Groschen nichts gelegen sei. Ein Dritter muß auf sein Essen lange warten, und zwar deshalb, weil er keinen Wein dazu trinkt" — sowie dann auch dem „Posthörnchen" wieder — „wo alle Tage die beste Tanzmusik gemacht wird; Schade um den schönen Saal, daß so abscheuliche Gesellschaft ihn besucht; er ist ziemlich groß und voller Mädchen, aber alle sind werth, daß sie ersäuft würden im Meer, da, wo es am tiefsten ist." Ei, ei! Dagegen von Gohlis herein durchs Rosenthal, kommen wir schließlich noch an der „kalten Madame" vorüber (wo jetzt Bonorand), dem damals noch einzigen und äußerlich ziemlich bescheidenen, ja nur wie provisorisch dahingesetzten Etablissement im Rosenthal, einer einfach hölzernen Bude, deren Wirthin (daher „Madame") neben Kaffee u. dgl. auch Gefrorenes verkaufte (daher das Prädicat). Doch hier ganz in der Nähe beim Rosenthaler Thore hätten wir auch bei „Hrn. Köhler" einkehren können; „da der Wirth ein gar curioser Christ, so machen sich manchmal ganze Gesellschaften den Spaß, ihn zu besuchen; freilich nimmt's ihm dann keiner übel, wenn er zu einem großen Kaufmann Hr. College und zum anderen Hr. Vetter sagt. Ists vom Wasser oder von der Luft, genug, mir kom=

men alle in diesem Winkel Wohnende curios vor.“ Und halt — dem Petersthor zusteuernd, lag uns vorhin auch noch „Hr. Wagner“ nahe. „Dieser Wagner war Kammerdiener beim emigrirten Grafen Torset; nachdem er vom Grafen ein ansehnliches Sümmchen bekommen hatte, heirathete er die Wirthin zur Linde. Hierauf kauften sie das Eckhaus am Roßmarkt (wo jetzt Haugks Haus) und etablirten ein Kaffeehaus, welches nun unter dem Namen des französischen bekannt ist. Er mag ein guter Mann sein, aber mit ihr möchte ich nicht viel zu thun haben. Daher kommt es auch, daß der Eine sagt: ich habe es sehr billig bei W. gefunden, der Andere: ich habe Alles außerordentlich theuer bezahlen müssen. Dem Einen machte der Wirth, dem Anderen die Wirthin die Rechnung.“ Ausschließliches uneingeschränktes Lob spendet unsere Broschure dem „Elysium“: „der Wirth heißt Herold, wohnt in der Vorstadt vor dem Grimmschen Thore. Bald möchte ich sagen, hier findet man eine ausgesuchte bürgerliche Gesellschaft, sie harmoniren alle durcheinander; lauter Spiele zum Vergnügen werden gespielt, Gaunerei ist nicht Mode und schleicht sich ja ein solcher Gast ein, so wird ihm schnell fortgeholfen. Wer kein Freund vom Spiel ist, findet auch Unterhaltung. Um eine große Tafel sitzen Viele, discuriren, scherzen und vertreiben sich übrigens die Zeit auf die solideste Art. Wirth und Wirthin sind ängstlich bemüht, sowohl in Ansehen der Getränke, als auch der Speisen, die Zufriedenheit ihrer Gäste zu erhalten. Zweierlei Bier ist zu haben, braunes und Kirchberger Weiß-Bier. Warm wird alle Abende gespeist, den Sonntag ausgenommen, jedoch nie mehr als ein Gerichte; es gehört recht gesunder Appetit oder ein starker Esser dazu, wer mehr als eine Portion essen will; die Portion kostet 4 Groschen, inclusive Butter und Käse zum Nachtisch. Nicht so, wie an vielen Orten, muß man hier Wein über Tisch trinken. Ich versichere Sie, daß bei Herold keine Hazardspiele gemacht werden, der Marqueur muß nicht vor der Thür eines Zimmers stehen“ (zum Zeichen, daß darin Bank gelegt ward, und zur Wachsamkeit). Wir geben aus dem „lustigen Leipzig“ schließlich „einige Nachrichten für Fremde.“

„Groß Spiel ist in der Messe: im Hotel de Saxe, im Helm auf dem Roßmarkte (jetzt Hotel de Prusse), in Stadt Berlin der Post gegenüber, im Hotel de Bavière, im Joachimsthal; mittelmäßig Spiel: bei Klassig, im Blumenberg am Ranstädter Thore, bei Riebner in Amtmanns Hof, in der blauen Mütze, im Horne auf der Nicolaistraße; klein Spiel oder die Ratten sind: auf der hohen Lilie, bei Kerst auf der Nicolaistraße, im Schlosse" ... „Gut Bier ist zu haben in der Stadt bei Straube in der Burgstraße, weshalb man auch hier immer Gesellschaft antrifft, bei Schulze im Besengäßchen (speiset auch warm), bei Sporwald auf dem neuen Neumarkt, im schwarzen Bret (wird sehr stark besucht), bei Bietschker im kleinen Fürstencollegio" ... „Gute Gose ist zu haben: in der Säge vor dem Grimmschen Thore, der Wirth heißt Winter. Dieser Ort wird nicht sonderlich besucht, auch logiren hier wenig Fremde, weil es sehr theuer ist. Groß Spiel ist nur an den Tagen, wo Schmaus ist; zweitens im Poststalle vor dem Grimmschen Thore, hier trifft man des Abends mehr Gesellschaft" ... „Guter Wein ist zu haben: beim Böttcher Wölde, bei Schlemms Wittwe unter der Börse, im Rathsweinkeller" ... „Frische Milch zum Trinken: auf Jauchs Gute vor dem Petersthore, auf Büttners Gute ebendaselbst" ... „Das beste Gebackene ist zu haben: bei Mstr. Hesse auf dem Brühl, bei Mstr. Göldner auf der Fleischergasse, eben dort im Krebs, bei Mstr. Petsche in der Grimmschen Gasse, auch wird gerühmt Mstr. Hänsens (Hentzens?) Kuchen, wohnt auf dem Grimmschen Steinweg, ich habe es nicht so gefunden" ... endlich eine freilich sehr verfängliche und bedenkliche Rubrik, bei welcher der getreue Chronist aber doch wohl nicht ganz vorbeigehen kann, denn charakteristisch bleibt die betreffende Bemerkung doch und sie läßt tief blicken, wie man zu sagen pflegt: „Schöne Mädchen: offenbare dich deinem Friseur, der wird dir schon was zuführen; logirst du in einem öffentlichen Hause, so sage es dem Marqueur oder Hausknecht, diese haben eine Liste von allen einheimischen und zur Messe angekommenen fremden."

Der „Leipziger Adreßkalender" gab damals auch besondere

„Local=Notizen (vorzüglich für Fremde)" und wollen wir einige derselben hier mittheilen, welche die obigen Citate ergänzen: „Das Rosenthal, unstreitig das Angenehmste von Leipzigs Umgebungen. Es liegt vor dem Ranstädter Thore, zwischen Pleiße und Elster, und ist nur ein kleiner, mit einem von Kieß aufgefahrenem Wege versehener und gangbar gemachter Theil eines sich mehrere Meilen weit bis an die Saale hinziehenden Waldes. Gleich am Eingange findet man eine Bude, in welcher man schon von 4 Uhr des Morgens an Thee, Kaffee und andere Getränke, auch mehrere Arten von Gefrorenem, haben kann, und wo sich bis zur eintretenden Dunkelheit gute Gesellschaft unter schattigem Gesträuch versammelt (wir erwähnen hierbei, wie es Ende der zwanziger Jahre war, daß der „kalten Madame" ein Rival oder College erstand, das etwas weiter hinten gelegene „Schweizerhüttchen" des Conditors Kintschy; beide Locale aber waren damals nur allemal während des Sommerhalbjahres geöffnet). Der Wald selbst, durch welchen sich der Weg schlängelt, ist hin und wieder mit Queralleen durchschnitten, die auf eine sehr große schöne Wiese führen, von deren Mittelpunkt man in sämmtliche Alleen sehen und am Ende einer jeden einen Thurm oder ein Dorf erblicken kann. Auf dem aufgefahrenen und fortdauernd in gutem Zustande erhaltenen Wege, der an schönen Tagen von Personen aller Stände über und über bedeckt ist, darf Niemand weder reiten noch fahren. Dagegen giebt es auf der linken Seite Holzwege, auf welchen das von den Wiesen gewonnene Heu und das gefällte Holz zur Stadt gebracht wird. In diesen Nebengängen giebt es malerisch schöne Partieen, allein sie werden der Unbequemlichkeit der Wege halber sehr wenig besucht. Am Ende des Rosenthals, nahe an der Gohliser Mühle, auf einer Erdzunge, befindet sich ein mit steinernen Bänken versehener halbrunder Platz, in dessen Mitte ein steinerner Tisch steht. Diesen Platz ließ der als Prediger, wie als Mensch hochgeachtete Zollikofer dort anlegen, und hier überließ er sich in arbeitslosen Stunden der ernsten Selbstbeschauung und dem Anschauen der reizenden Natur" . . . „Stötteritz, eines der größten Dörfer von Leipzigs Umgebung; es

hat zwei Rittergüter und ist durch seinen starken Tabaksbau bekannt" ... „Universitätsholz, eine angenehme Sommerpartie" ... „Zweinaundorf, ein fünf Viertelstunden von der Stadt gelegenes Rittergut mit einem Herrenhofe, zu welchem eine ungefähr 600 Schritt weite schöne Lindenallee führt. Das Ganze bildet einen englischen Park, wo Wald und Fluren mit Gebäuden und sinnvoll überschriebenen Monumenten abwechseln. Am Ende des Parks erhebt sich auf einem Hügel ein Tempel, auf dessen Kuppel man eine reizende Aussicht in die umliegende Gegend genießt" ... „Möckern, hinter Gohlis, in welchem gutes Weißbier gebraut wird und wo die Leipziger sich, Sonntags und in der Woche, zu Vogelschießen und anderen Vergnügungen versammeln" ... „Wahren, hinter Möckern, wo man Sonntags und Montags in den Wirthshäusern beständig Tanzgesellschaft von Personen niederer Stände findet" ... „Abtnaundorf, ein an der Parthe liegendes schöngebautes Dörfchen, eine Stunde von der Stadt; es befindet sich hier außer dem geschmackvoll eingerichteten Wohnhause des Gutsbesitzers ein schöner in englischem Geschmack angelegter Park" ... „Kohlgärten; sie liegen eine Viertelstunde von der Stadt und haben ihren Namen von dem Kohl- und Küchengartenbaue, welchen die dortigen Einwohner mit sehr vortheilhaftem Erfolge betreiben, indem sie fast allein die Stadt mit den nöthigen Küchengewächsen versorgen. Eigentlich bestehen die Kohlgärten aus drei an einander grenzenden Dörfern, Anger, Crottendorf und Reudnitz" ... „Schönefeld, der Geburtsort Moritz August v. Thümmels" ... „Wachau, der Geburtsort des Satyrikers Rabener" ... „Sommerfeld, berühmt durch den dort gelebt habenden (!) astronomischen Bauer Christoph Arnold, dessen Bildniß und Handschriften sich auf der Leipziger Rathsbibliothek befinden" ... „Taucha, ein zwei Stunden von der Stadt an der Eilenburger Straße liegendes kleines Städtchen, mit altem, auf einer Anhöhe gelegenen Schloß. Dieser Ort ist berühmt durch die vielen geschickten und fleißigen Tischler, welche dort wohnen, und welche die Stadt mit Meubeln aller Art und Güte versehen. Die Sommerjahrmärkte gehören zu den Volksfesten und werden

von den Leipzigern so stark besucht, daß man oft nicht unterkommen oder doch wenigstens kein Gefäß zum Trinken erhalten kann.“ — Als Orte für Sommerwohnungen Leipziger Familien nennen die betr. Adreßbücher Eutritzsch, Gohlis, Wahren, Connewitz, Dölitz („ein Dorf von etwa 50 Häusern, die fast sämmtlich von Städtern angebaut sind, und wo man den Sommer über fast Niemanden, als Leipziger Familien sieht“), Leutzsch, Lindenau, Plagwitz, Klein-Zschoscher und Schönefeld — also tout comme chez nous.

Noch eine andere Ergänzung jener Citate soll uns Gretschels „Leipzig und seine Umgebungen“ liefern, welches Buch bei Schilderung der letzteren noch folgende dort übergangene Orte erwähnt: „Knauthain, Besitz der Grafen von Hohenthal, mit schönem Schloß, dessen Lage durch die reizende, mit Holz umgebene Gegend nur noch anmuthiger wird; ein hübscher Garten verdient nicht ungesehen zu bleiben, und zwei Wirthshäuser nehmen die häufigen Besuchenden aus Leipzig auf, die im Dorfe selbst ein anständiges Publicum, wegen dort weilenden Beamten, finden“ ... „Lützschena, Besitz des Frh. v. Speck, mit schönem Park, der viele Leipziger hinauszieht“ ... „Cleuden mit der alten St. Theklakirche, die auf einem der höchsten Punkte der Gegend liegt, weswegen man vom Kirchhofe aus eine der schönsten Aussichten über das Parthethal genießt“ — hier in der alten Kirche, bemerken wir parenthetisch, ließen und lassen sich so manche Leipziger, welche den städtischen Zwang vermeiden wollen, trauen, wie denn z. B. im Jahre 1840 hier auch die Hochzeit Robert Blums und seines Schwagers Georg Günthers stattfand, und in dem geräumigen Salon am Fuße des Berges wurde schon immer und wird noch jetzt Sonn- und Feiertags bedeutend viel getanzt — ... „der heitere Blick, an der Straße nach Taucha, ein Vorwerk mit Gastwirthschaft, die besonders am Jahrmarkt des letztgenannten Städtchens ihre Rechnung findet“ ... „Borsdorf, an der Straße nach Dresden, berühmt durch seine Sandkuchen und seine Aepfel, denn von ihm soll die auch ins Ausland gehende Aepfelsorte der Borsdorfer den Namen haben; freilich aber streitet sich ein Dorf gleichen Namens, bei Dresden, mit ihm

um die Ehre" . . . endlich „Machern, trotz seiner Entfernung von vier Stunden häufig besucht, vorzüglich wegen seines ausgezeichneten Parkes mit der künstlichen Ruine einer Ritterburg des Mittelalters."

Was die Restaurationen und Vergnügungsörter in der Stadt selbst anlangt, so wollen wir, weil „das lustige Leipzig" für das Ende unseres Zeitraums ja allerdings nicht mehr maßgebend und authentisch sein kann, hier doch noch den „Adreßkalender von 1830," d. h. gerade dem letzten Jahr der Periode, zu Rathe ziehen. Wir finden da unter den „Aubergen und Hotels, für Herrschaften, welche bequeme Logis und gute Bewirthung wünschen": den „goldenen Adler" und den „Birnbaum" bald darauf in ein Haus, „das Hotel de Pologne" vereinigt, welchen Namen zuerst der „Birnbaum" für sich allein annahm — (damaliger Wirth Aug. Pusch), den „großen Blumenberg" (damaliger Wirth J. G. Sander), den „grünen Baum," den „goldenen Elephant," das „deutsche Haus", „Stadt London," den „Heilbrunnen" (auf dem Brühl, als Wirthschaft eingegangen), das „goldene Horn" (später, d. h. bis vor Kurzem „Stadt London"), „Hotel de Bavière (damaliger Wirth Vitus Kistner), „Hotel de Prusse," „Hotel de Russie" (damaliger Wirth J. G. Unrein), „Hotel de Saxe" (damaliger Wirth G. Friedlein), den „goldenen Hut" (jetzt „Münchner Hof"), das „große Joachimsthal" (damaliger Wirth J. C. Noack — jetzt nicht mehr Hotel), den „goldenen Kranich" (damaliger Wirth C. L. Naue, der hier die erste Mockturtlesuppe in Leipzig bereitete — jetzt ebenfalls nicht mehr Hotel, auch nicht Restauration mehr), die „goldene Säge" (auf dem Grimmaischen Steinwege, nachmals „Rheinischer Hof"), das „goldene Schiff" (als Wirthschaft eingegangen), das „grüne Schild" (jetzt „Stadt Gotha"), „Stadt Berlin" (damaliger Wirth J. C. Plätzer), endlich „Stadt Wien". Von den „Gasthöfen (für Reisende und Fuhrleute)" nennen wir: weißer Adler (an der Burgstraßenecke, auf dem Platze der alten Amtsfrohnfeste erbaut), Stadt Altenburg (jetzt das Bezirksgericht), goldner Arm, goldnes Eichhorn, goldne Eule, goldener Hahn, goldene Gans (jetzt die Tuchhalle), Stadt Frankfurt, goldene Hand, blauer Hecht, Dresdner Herberge, goldener Hirsch, Plauenscher Hof, schwarzes

Hufeisen, goldene Kanne, Karpfen, drei Könige, schwarzes Kreuz (jetzt Brüsseler Hof), goldene Krone, goldene Laute, drei Lilien, halber Mond, Palmbaum, goldenes Posthorn (wo jetzt Lehmanns Haus am Königsplatz), schwarzes Rad, großer Reiter, goldner Ring, drei Rosen, Rosenkranz, blaues Roß, schwarzes Roß, weißer Schwan (jetzt das Postgebäude), drei Schwäne, goldner Sieb, goldne Sonne, rother Stiefel (jetzt „Sadt Köln"), grüne Tanne, weiße Taube, Tiger, goldne Wage, goldnes Weinfaß. Der massenhafte Gebrauch des Prädicats „golden" muß unbedingt auffallen. Unsere Leser sehen also, daß die meisten dieser Gasthöfe noch heute existiren, die betreffenden Häuserbezeichnungen fast sämmtlich. Unter den „Weinschänkern und Speisewirthen" finden wir die Namen: Aeckerlein (im früher Treiberschen Keller am Markt, jetzt Fertsch und Simon), Geßwein (Brühl, goldner Apfel, da wo jetzt das Geßweinsche Kaffeehaus), Manteufel (Bartels Hof, jetzt nicht mehr vorhanden), Märtens (erst im Salzgäßchen, dann im Thomasgäßchen, wo zuletzt Friedemann war — besonders starker Mittagstisch für Akademiker, überhaupt für Junggesellen ꝛc.); unter den „Bierschänkern" treffen wir Verleger von Gersdorfer, Gautzscher, Zöbigkerschem, Hennersdorfer, Breitenfelder, Reibersdorfer, Kötzschwitzer, Störmthaler, Bornaischem, Köstritzer und Kirchberger Lagerbier, ja Einige verschenken sogar schon „Baierisches Bier". Von „Wein- und italienischen Waarenhandlungen" verzeichnen wir: Alippi (Markt, Bartels Hof im Keller, jetzt Hüter), Ferrari (damals noch auf dem neuen Neumarkt), Pellegrino dall Martello (Katharinenstraße 20 im Keller, jetzt nicht mehr vorhanden), Rossi (Markt 2 im Keller, jetzt Krause), Josef Sala (Auerbachs Keller, von 1816—31), Schwennicke (Salzgäßchen, jetzt Wittwe Schw.), Veronelli (Hainstraße 16, jetzt nicht mehr vorhanden); endlich von Schweizerzuckerbäckern: Bonorand (Katharinenstraße, wo noch heute), Kintschy (Klostergasse, desgleichen, im Sommer damals auch im Rosenthal), sowie Sep (Schlafs Haus am Markt, jetzt Café national).

Allgemein betrachtet ist in geselliger Beziehung zu sagen, daß der Ton des hiesigen socialen Lebens noch die altberufene

freundliche und naive Gefälligkeit, Rede zu stehen und Nachweisung zu geben, besaß, nur war die Breitheit und der singende Tonfall der Rede nicht mehr vorherrschend; man konnte bemerken, daß das Wohlgefallen an kurzer, knapper und körniger Sprachweise aufkam. Die sich mehrende Zahl von eingebürgerten Ausländern und der Verkehr mit ihnen trug seine Früchte. Von Grobheit hatte Leipzig in dem Domherrn Rau (vgl. S. 162) ein sehr vereinzeltes Musterexemplar gehabt; er hatte zu den Merkwürdigkeiten der Messe an der Gasttafel im Hotel de Saxe gehört; es giebt sogar eigene gedruckte Sammlungen der von ihm ausgeheckten Schnurren und Zoten; nach seinem Tode (1818) besaß die allgemeine Höflichkeit keinen derartigen schroffen Gegensatz mehr. In der äußeren Erscheinung des gewöhnlichen Lebens gab es nur noch spärliche Ueberreste vormaliger Eleganz der Tracht, auch des Zopfes. Bei festlichem Anlaß oder amtlichem Ceremoniell waren Seidenstrümpfe, Escarpin, Kniehose, Claquehut und Degen in der Ordnung. So angethan bestieg der junge Magister das Katheder zur Disputation und stellte sich der Neuling in Amt und Würde seinem Collegium dar.

Noch verschiedener Einzelheiten haben wir nun zu gedenken. Im Jahre 1817 nahm die bekannte religiöse Schwärmerin und frühere politische Agentin, Frau Juliane v. Krüdener, die ehemalige Freundin Kaiser Alexanders v. Rußland und erste Anstifterin der (nicht zu Stande gekommenen) heiligen Allianz, auf ihrer unfreiwilligen Rückkehr in russisches Gebiet auch bei uns in Leipzig einen kurzen Aufenthalt und rühmte dann, was für die Stadt und den darin herrschenden Geist wohl charakteristisch war, daß es der erste Ort in Deutschland gewesen sei, wo man ihr schonender begegnete und einige Ruhe gegönnt habe (vgl. „Gespräch unter vier Augen mit Frau v. Krüdener, gehalten und als Neujahrsgeschenk für gläubige und ungläubige Seelen mitgetheilt von Professor Krug, 1818"). — Ein anderer wunderlicher Heiliger erschien 1825 hierselbst, Pitschaft, der Unaufhaltsame genannt, früher österreichischer Offizier, dann „reisender Philosoph," aus Mainz gebürtig. Er stellte zum Besten der Armen freie Vorträge und Declamatorien an,

trug langen Bart und schwarzen Talar und wohnte, als moderner Diogenes, in einem Fasse, wie eines dergleichen zu seinem Andenken, mit Inschrift versehen, noch heute im Parke zu Lützschena steht. Der Ort, wo Pitschaft sich vornehmlich den Leipzigern zeigte, war die am Eingange des Dorfes Stötteritz gelegene, sogenannte „Papiermühle", eine Restauration, die jetzt nur noch wenig, ehedem aber von Tausenden besucht wurde, als ein speculativer Wirth „Nacht- und Perückenschießen" hielt und verschiedene merkwürdige Leute bei sich aufnahm, so außer dem Seiltänzer Kolter besonders eben auch Pitschaft den „Philosophen". Mit Willen sprachen wir von der „Papiermühle" nicht schon weiter oben, sondern jetzt erst. Der arme Pitschaft starb, um das beiläufig noch mit zu erwähnen, 1833 im Irrenhause, ein Ende, das sich freilich erwarten ließ. —

Unter den damals auf der Leipziger Hochschule Studirenden befand sich auch Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, der nun depossedirte Kurfürst. Schon sein Großvater und Vater hatten die hiesige Universität besucht und eben jetzt thun es auch wieder seine Söhne, die Prinzen von Hanau. Er wohnte zu jener Zeit auf der jetzigen Poststraße (im damals Vogel'schen Hause) und seine Anwesenheit war Ursache zu einem Konflikt des Professors der Physik Gilbert mit einem anderen Studenten, Namens Hübel, was in den betreffenden Kreisen damals viel von sich reden machte.

In der „goldenen Säge" auf dem Grimmaischen Steinweg (dem jetzigen „Rheinischen Hof") wohnte zu Ende der zwanziger Jahre in menschenscheuer Zurückgezogenheit der Oberst Gustavson, d. h. der in Folge seiner erklärten und hartnäckig behaupteten Feindschaft gegen Napoleon 1809 entthronte König Gustav IV. von Schweden, Sohn des von Ankarström auf dem Maskenball ermordeten Gustavs III., und schrieb eben hier sein „Mémorial du colonel Gustavson" (deutsch von Friedrich Gleich). Seine herben Schicksale hatten ihn zum Misanthrop und Sonderling gemacht und er gab beiden Eigenschaften oft einen Ausdruck, an dessen Wunderlichkeit sich noch so mancher unserer älteren Leser erinnern mag. Der verstorbene Generalintendant v. Küstner z. B. erzählte aus seiner Leipziger

Directionszeit Folgendes: Oberst Gustavson besuchte verschiedene Male Küstners Loge im hiesigen Theater und war u. A. einmal bei der Aufführung des damals gerade neuen Weberschen „Freischütz" gegenwärtig. Als im 1. Act Samuel erschien, fragte er Jenen, was dieser vorstelle. Die Antwort lautete: „Das böse Princip oder, offen gesagt, der Teufel." Da entfernte sich der König mit zwei Riesenschritten und kam nie wieder; offenbar glaubte er an die leibhaftige Existenz des Höllensohnes. — Beiläufig sei hier noch einer Curiosität Erwähnung gethan. Herzog Carl von Braunschweig, der später bekanntlich aus seiner Residenz fliehen mußte, kam zur Vorstellung des „Oberon" (vgl. S. 389) nach Leipzig. Am nächsten Tage erkundigte sich Küstner, wie der Fürst geschlafen habe. Der Herzog entgegnete, daß er von einem lebhaften Traum beunruhigt worden sei: er habe sein Schloß brennen sehen und flüchten müssen; ein sehr fatalistischer Traum, der bald genug sich verwirklichte, und da er ihn nun gerade in Leipzig träumte, wollten wir dieses immerhin eigenthümlichen Umstandes hier doch gedenken. Denn an des seligen Küstners Wahrhaftigkeit zu zweifeln, kann und soll uns nicht beifallen. —

Es mögen einige hervorragende Todesfälle folgen, die das damalige Leipzig in Erregung setzten. 1820 war Fürst Schwarzenberg, der Generalissimus der Verbündeten in der Völkerschlacht, wieder hierher gekommen, um über seine Krankheit den zu jener Zeit (vgl. S. 305) hier prakticirenden Entdecker der Homöopathie, Hahnemann, zu consultiren. Schwarzenberg nahm Wohnung auf der Milchinsel und manchem älteren unsrer Mitbürger mag es noch erinnerlich sein, daß er dort oft im Garten vor dem Hause zu sitzen pflegte, neben sich einen Tisch mit der Flasche des so gern und viel von ihm getrunkenen, Seiten des Arztes ihm nun nur noch in mäßiger Quantität zugestandenen Weins, aus der der dahinter stehende Diener ihm stets gleich wieder einschenken mußte, wenn das Glas geleert war. Großes Aufsehen machte es auch allemal in Leipzig, wenn Hahnemann aus seiner Wohnung auf der Burgstraße mit des Fürsten Equipage, der ein Mohr hinten aufstand,

abgeholt wurde. Im Herbst zog Schwarzenberg herein in die Stadt, in „Königshaus," und hier kam es zum Ende: er starb daselbst am 15. October 1820. Sein Leichnam ward in feierlichem Conduct nach Böhmen gebracht, also gerade sieben Jahre nach seinem siegreichen Einzug in dieselbe Stadt, wo er nun seine Seele verhaucht hatte.

Wie 1817 das dreihundertjährige Reformationsfest, so hatte Leipzig 1818 auch das 50jährige Regierungsjubiläum Friedrich August des Gerechten in ausgezeichneter Weise begangen und man kann denken wie allgemein und aufrichtig die Trauer der hiesigen Bewohner beim Tode des greisen Fürsten (am 5. Mai 1827) war. Es gründete sich in ihrer Mitte sogar alsbald ein Verein, der die Errichtung eines zweiten Denkmals für ihn am hiesigen Orte, und zwar eines selbstverständlich noch stattlicheren und würdigeren, als dasjenige auf der Esplanade (dem Königsplatz), sich angelegen sein ließ. Nicht besser konnten später die gesammelten Gelder benutzt werden, als daß man, mit Aufgebung der Denkmal-Idee, sie mit zum Baue des den Namen des Hochseligen führenden Augusteums herlieh. Seines Nachfolgers, des 71jährigen König Antons Huldigung ging natürlich auch in Leipzig sehr feierlich und herzlich vor sich, doch verwandelte sich die Freude leider bald in Trauer, da des Königs Gemahlin, geborene Prinzeß Maria Theresia von Toskana, Tochter des nachmaligen Kaisers Leopold II., gerade bei ihrem Aufenthalt in unserer Stadt aus dem Leben schied (7. November 1827). —

In seinem eigenen Hause am äußeren Grimmaischen Thore (jetzt Nr. 13 des Grimmaischen Steinwegs, wonach die Notiz auf S. 273 zu berichtigen) verbrachte hier die letzten Jahrzehnte seines Lebens Prinz Friedrich Carl Emil v. Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geboren 1767, früher dänischer Generalleutnant, gestorben 1841 in unserer Stadt). Nach seinem Tode zog seine zahlreiche Nachkommenschaft aus der Ehe mit Eleonore, Tochter des ehemaligen Staatsministers v. Scheel, aus Leipzig weg, doch während die Familie hier residirte, gab sie unseren Eltern und

Großeltern, wie leicht zu denken, mancherlei von sich reden Machendes und damals noch Ungewöhnliches zu sehen und zu hören. So waren die vier jungen Prinzessinnen zu jener Zeit wohl die einzigen Damen Leipzigs, die sich auf den Straßen und Promenaden hoch zu Roß als Amazonen zeigten. „Prinz Emils," wie man sie kurzweg nannte, waren darum auch so zu sagen von jedem Kinde hier gekannt. Einer der damals jungen Prinzen ist der preußische General Woldemar v. H.=S.=A., früherer Commandant von Magdeburg, jetzt Gouverneur der Festung Mainz. Er pflog in Leipzig mit so manchem Gelehrten und Künstler freundschaftlichen Umgang. —

Von Seiten des sächsischen Militärs war unsrer Stadt als militärische Besatzung (neben der Stadtmiliz) das zweite leichte Infanterie=Bataillon zugetheilt, jedoch nur nach dem Friedensschlusse und bis in die zwanziger Jahre hinein; von da an bis 1830 lag mit Ausnahme eines schwachen Detachements in der Pleißenburg hier gar keine Garnison. Unter den Offizieren jenes zweiten leichten Infanteriebataillons befand sich auch der in Leipzig selbst geborene Hauptmann Eduard v. Selmnitz, der in militärischen Kreisen noch heute wohlbekannte Förderer der Fechtkunst, auf dessen Anregung und unter dessen Leitung das Bajonnetfechten in der sächsischen Armee eingeführt wurde. —

So lange das Reisen nur noch mit Axe stattfand, und also ebenso kostspielig, als beschwerlich war, konnte man für seine sommerliche Erholung natürlich nicht so, wie jetzt, ganz nach Belieben irgend welchen weit entfernten Ort wählen. Die Leipziger feine und reiche Welt hatte deshalb ihr nahegelegenes Modebad, Lauchstädt bei Merseburg, wo es im Sommer aber allerdings von ihr wimmelte. Es war das eine glänzende Zeit für das kleine Städtchen, welches damals ja auch Göthe und Schiller wiederholt mit ihrem Besuche beehrten, in dem die Weimarer Hoftheatergesellschaft, sowie 1821 die Leipziger Bühnenmitglieder unter Küstner gastirten.

Den Personenverkehr zwischen Leipzig und Dresden — von

Postwegen — vermittelte damals noch die allbekannte „gelbe Kutsche" großväterlichen Angedenkens, ein Postwagen, so benannt nach der Farbe seines Aeußeren, der Diejenigen, die sich ihm einmal für die Reise zwischen den beiden Städten verschrieben hatten, früher gar auf acht, dann immer noch auf drei ganze Tage in sich aufnahm. Daß diese Art transportirt zu werden, seine Schatten- ebenso gut, wie seine Lichtseiten hatte, mag man glauben. Wer noch von dem gegenwärtigen Geschlecht mit der „gelben Kutsche" gefahren, bewahrt ihr ein gewisses wehmüthiges Angedenken. Die gute Alte hatte am Schluß unsrer Epoche immer noch beinahe ein Jahrzehnt zu leben, bis sie ein Kind der neuen Zeit, die Leipzig-Dresdner Eisenbahn, lachend beerbte. Nur gab es neben ihr endlich noch einen sogenannten Eilwagen, der jedoch die Regel befolgte: Eile mit Weile. —

Der Breitersche Wintergarten „zwischen dem Grimmaischen und Hallischen Thore" (vgl. S. 210) stand auch noch während unsrer ganzen Periode in Flor und versammelte alltäglich in den Kaffeestunden viel Publikum der höheren Stände in seinen freundlich grünen, duftenden Räumen. „Hier findet man — berichten die damaligen Adreßbücher — eine Auswahl der seltensten Pflanzen, welche theils in zweckmäßig gebauten Landhäusern, theils im freien Lande unterhalten und an Liebhaber um die billigsten Preise überlassen werden. Das diesfallsige systematische Verzeichniß giebt über die zahlreichen Topfpflanzen und Sämereien, sowie über die verschiedenen Preiscourante eines jeden einzelnen Artikels ausführliche Nachricht." —

An materiellen Neuigkeiten und Erfindungen war diese Epoche arm; nur die schnell wieder vorübergehende Erfindung des Forstmeisters Freiherrn Karl v. Drais in Mannheim machte auch hier, wie alles Neue, einigen Effect. Es war die nach seinem Namen benannte Draisine, eine Maschine von Stuhlhöhe, die aus einem auf zwei hintereinander laufenden Rädern ruhenden Reitersitze bestand und von dem darauf Reitenden mittelst der den Boden berührenden Füße fortbewegt wurde. „Freilich kam man damit —

wie Große meint — in der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes von Ort zu Ort, aber das Arbeiten der Füße ermüdete ebensowohl, wie das Balanciren, und in bergigen Gegenden war das Ding gar nicht zu brauchen. Nachdem die erste Wuth gestillt und Mancher auf die Nase gefallen war, gab man die leidige Erfindung wieder auf.“ —

Galgen und Rabenstein — um schließlich auch von diesem tristen Gegenstand das Nöthige zu sagen — fielen in unsrer Epoche. Der Galgen stand vor dem äußeren Grimmaischen Thore, auf der rechten Seite, wo jetzt sich ungefähr der Garten des Tanzlocals „Colosseum“ dem Gerichtsweg entlang erstreckt. Der Straßenname „Gerichtsweg“ deutet ja eben noch auf ihn zurück. Weiter herein zu nach der Stadt, auf dem jetzt mit Anlagen bepflanzten Platz zwischen der Friedhofsmauer und der Dresdner Straße in nächster Nähe des Johannishospitals, befand sich der Rabenstein, das steinerne Blutgerüst, welches mit Erwerbung der Ober-Gerichtsbarkeit erbaut, 1619 erhöht und vergrößert worden war. Beide Werkzeuge der früheren hochnothpeinlichen Justiz verschwanden im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts. Darauf sah die Hinrichtung eines zum Tode verurtheilten Missethäters der Marktplatz in der inneren Stadt, freilich ein keineswegs lobenswerther Brauch, der jedoch alsbald wieder abgeschafft wurde. Ein Friseurgehülfe, Namens Woyzeck, der aus Eifersucht seine Geliebte ermordet hatte (in einer Böschung der Promenade vis-a-vis der 1. Bürgerschule) war im Jahre 1824 der Erste und Letzte, welcher sein Verbrechen durch das Schwert des Henkers auf hiesigem Markt büßte, sowie zugleich der Letzte, der bei seiner Execution die früher übliche Arme-Sünder-Kleidung trug. Seine Verurtheilung machte großes Aufsehen, man bestritt die Gerechtigkeit derselben und fand sich deshalb der Gerichtsarzt, Prof. Clarus, veranlaßt, eine eigene Broschure: „Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck“ herauszugeben. — Das Prangerstehen (vgl. S. 221) ward noch gerade etwa bis zum Ende unserer Periode als Strafe für Diebe, Betrüger u. s. w. angewandt.

Der Uebergang zum nächsten Capitel, die Zeit nach 1830, kann uns nun nichts besser vermitteln, als die von uns mit Absicht bisher noch unterlassene Erwähnung der burschenschaftlichen Bestrebungen. In dieser Hinsicht werde zunächst der sehr verständig und gemäßigt urtheilende Carl Große mit einigen Sätzen citirt. Es heißt bei ihm u. A.: „Die Stürme des Kriegs umbrausten die Ohren der Völker nicht mehr, aber in den Herzen der Männer, die gekämpft, gerungen, geduldet hatten für die Sache des Vaterlandes, lebte ein gerechtes Hoffen auf Erfüllung der Verheißungen, die man im Drange der Noth und bei dem Gefühle von der großen moralischen Kraft der deutschen Nation gegeben hatte. In der Brust der heranwachsenden Jünglinge wogte ein gewaltiger Thatendrang. Mit neidischem Staunen blickten sie, denen die zu große Jugend nicht vergönnt hatte, an dem Freiheitskampfe für die deutsche Sache Theil zu nehmen, auf die benarbten Männer, die in dem Gebrüll der Schlachten gefochten, auf die Helden, welche Geschichte und Epos verherrlichte, auf die Gefallenen, welche gewürdigt worden waren, für des Vaterlandes heiligstes Kleinod zu verbluten. Sie schwuren heilig und hoch, ihre Leiber dem Vaterlande zu weihen, ihre Kräfte für Bewachung seines großen Palladiums zu stählen, und, bei dem jetzt natürlichen, leidenschaftlichen Hasse gegen Frankreich, ganz deutsch zu werden und das Ideal der Einheit deutschen Landes treu im Herzen zu tragen, damit es einem fremden Eroberer nie wieder gelänge, der Väter untheilbares Erbe durch obwaltende Uneinigkeit an sich zu reißen. Alle Gefühle waren aufgereizt durch die noch in die Ohren klingende Heldenzeit. Man suchte nach den Großthaten früherer Geschichte; das mittelalterliche Ritterthum mit seinen Thatendrang, seinen Abenteuern, seiner Kriegs- und Ritterehre, seinen Waffenspielen auch im Frieden, ward jetzt das Idol, das man mit Leidenschaft verehrte, und namentlich unter den studirenden Jünglingen wirkte diese Sagen- und Heldenzeit gleich einem poetischen Zauber; wer nur irgend Jugendmuth und Kraft im Herzen spürte, der strebte jetzt, der alten Ahnen sich werth zu machen. Das Schwert wurde die

Braut, welcher sich die Jugend, besonders der Hochschulen, verlobte, und der Körper mußte, nach Weise der Altvordern, gestählt werden im täglichen Ringen und Turnen. Der alte Jahn, ein durch und durch deutscher Mann, der seinen treuen Sinn und seine treue Faust im Kampfe für das Vaterland bewährt, der schon seit 1810 durch seine Turnübungen auf der Hasenhaide bei Berlin ein edelkräftiges Jünglingsgeschlecht groß gezogen hatte, ward jetzt der Mann der Verehrung aller Jünglinge; seine Turner hatten ja im Freiheitskampfe von 1813 gekämpft wie die Löwen, und jeder Student mußte jetzt ein Turner werden. Auch in unserem Leipzig wurde tapfer geturnt und unsere Universität zählte eine nicht geringe Anzahl solcher derber Jünglinge, deren Geradheit von manchen Anstandsmännern als Grobheit verschrieen ward. Sogar Männer von Humanität und Toleranz nahmen Anstoß an dieser Richtung der Zeit und urtheilten hart über das erste leidenschaftliche Beginnen, das doch in seinem Verlaufe nothwendig an Ruhe würde gewonnen haben, das durch die Zeit selbst wieder ins Gleichgewicht würde gekommen sein ... Aber je mehr gewitzelt oder ernstlich verspottet und getadelt ward, desto mehr wogte die übersprudelnde Kraft aus ihren Ufern, das Wartburgfest wurde gefeiert, die allgemeine deutsche Bürschenschaft verbreitete sich über alle Universitäten deutscher Lande und so auch über Leipzig. Auch in unseren Mauern sahen wir die kräftig phantastischen Jünglingsgestalten der Studirenden in ihren altdeutschen Röcken, mit klirrenden Sporen und mit Federbaretten, nicht selten den treuen Schläger zur Seite, rüstig und stolz daherschreiten, sich für Träger einer besseren, freien Zeit erachtend. Da schien die Exaltation des Gefühls, nicht allein unter der Jugend, sondern auch unter Männern, die bisher vergebens der Verwirklichung ihres Ideals entgegen gehofft hatten, den Regierungen bedenklich zu werden; wie ein Strom drohte dieselbe aus ihrem Bett zu treten — das Wartburgfest hatte es gelehrt, zahlreiche Gegenschriften ließen es fürchten, öffentliche Ankläger, wie Kotzebue u. A., predigten es, und so trat denn eine Reaction ein, welche die Aufgabe über sich nahm, Alles wieder

in das alte gute Geleis des Gehorsams und der Gefühlsstetigkeit zurückzuführen. Die öffentlichen Anklagen häuften sich nun, und die unglückliche That Sand's im Jahre 1819 ward, obwohl sich im Laufe der Untersuchung ihr vereinzelter Fanatismus herausstellte, für den Ausdruck und Anfangspunkt der burschenschaftlichen Bestrebungen genommen. Der Altvater dieser Stiftung, Ludwig Jahn, wurde eingezogen, die Turnanstalten in der preußischen Monarchie geschlossen, die Burschenschaften in langwierige Untersuchungen verwickelt, und bald erlebten wir dies Alles auch an unserer Universität".

Jedoch die Untersuchungen führten zu keinem großen Resultate. Nur erschienen die von der Justiz vernommenen Jünglinge nun als Märtyrer der guten Sache und reizten alle Jünglingsherzen, sich zum Opfer zu bringen. Die Leipziger Burschenschaft starb nicht aus, sondern fand bald nach ihrer Verfolgung wieder Bekenner. Mit ihr erhielten auch die Leibesübungen, das Turnen, neue Geltung; Leutzsch und Gohlis waren besonders die Orte, wo im Stillen fortgeturnt wurde, während die geheimen Versammlungen der Burschenschaft in der blauen Mütze statthatten. Sogar in die beiden hiesigen Gymnasien drang deren Geist und führte ihr von dort aus frische Anhänger zu. Daß sich die Studentenwelt damals so schroff, wie vielleicht noch nie, in verschiedenen Parteien gegenüberstand, kann man sich denken; auf Seiten der Burschenschaft das Streben, den Landsmannschaften (in Leipzig existirten zu jener Zeit schon die noch jetzt bestehenden „Lausitzer" und „Sachsen", sowie die später eingegangenen „Montanen" und „Neoborussen") entgegenzutreten und sie in ihrem innersten Wesen zu bekämpfen, auf Seiten der Landsmannschaften hinwiederum festes Beharren auf den alten Prinzipien, auf beiden Seiten aber förmliches Ignoriren und Verachten der in keiner Verbindung Befindlichen, der sogenannten Finken.

Mit der politischen Reaction wurde, wie überall in deutschen Landen, so auch hier das orthodoxe und pietistische Element großgesäugt. Durch die im Jahre 1826 erfolgte Berufung des Professors der Theologie August Hahn aus Königsberg an unsere

Universität, die derselbe aber 1833 wieder verließ, um nach Breslau zu gehen, ward Leipzig eine Zeitlang der Mittelpunkt des Kampfes zwischen strenggläubiger Orthodoxie und freigläubigem Rationalismus, dessen Sache außer Tzschirner besonders Krug, und zwar speciell gegen Hahn gleich seit dem „Eindisputiren" desselben, wobei Jener als Opponent auftrat, unverdrossen vertheidigte. Die gelehrte Orthodoxie nimmt im Volke stets den niedrigeren Charakter des Pietismus an, und so auch damals in Leipzig. Ja, selbst im Klitschergäßchen (der jetzigen Pleißengasse), welches doch zu jener Zeit ebenfalls schon der irdischen Lust zahlreiche Altäre erbaut hatte, richtete sich ein Betstübchen für Leute ein, denen es in den hiesigen Kirchen nicht fromm und gefühlsschwelgerisch genug war.

Achtes Kapitel.

Vollendung der Neugeburt Leipzigs. Die werdende Großstadt.

Die Bevölkerung unsrer Stadt in ihrer Gesammtheit, im Großen und Ganzen betrachtet, nahm zwar an jenen oben geschilderten Vorgängen zunächst keinen activen Antheil, indessen diese politische Exaltation auf der einen und das reactionäre Vorgehen auf der entgegengesetzten Seite weckten mit der Zeit doch ein Echo auch in den Schichten der Bürgerschaft. Und war auch der thatsächliche Grund, warum es endlich auch da sich zu regen und zu gähren begann, ein ganz anderer, so schuf doch die hier, wie dort herrschende innere Stimmung einen Zusammenhang. Das Revolutionäre lag sozusagen in der Luft, und wie es zuerst die studirenden Jünglinge eingeathmet hatten, so schlürften es nun auch andere Kreise der Bevölkerung, der Mittelstand bis hinunter zum „kleinen Mann", in vollen Zügen.

Vieles Einzelne hatte der edle und gütige König Anton bei seinem Regierungsantritt den Anforderungen der Zeit angepaßt,

aber in der Landes- und Landtagsverfassung blieben vorerst noch die alten Mängel. Nur unter großen Beschränkungen wurde 1830 der Druck der Landtagsacten bewilligt, die Vorlegung einer Uebersicht des Staatshaushaltes jedoch verweigert. Handel und Fabriken stockten unter dem ungünstigen Einfluß von außen, die Literatur und das freie Wort unterlag einer drückenden Censur, wie denn z. B. diejenige in Leipzig nicht einmal den Abdruck der freilich liberal gehaltenen, doch vom König selbst wohlwollend aufgenommenen Tzschirnerschen Rede bei der Huldigung 1827 gestattet hatte, und dazu schwiegen die Besorgnisse nicht, daß die Katholiken auf Unkosten der Protestanten begünstigt würden. Besonders unzufrieden aber waren die Bürger mit der Verwaltung ihrer Stadtbehörden, die, mit Gerichtsbarkeit, Steuervermögen und Polizei in den Händen, zu einer mit der bürgerlichen Freiheit unverträglichen Macht herangewachsen waren. Dieser letztere Grund waltete auch in Leipzig vor.

Jetzt nahte die dreitägige Feier zum Andenken an die Uebergabe der Augsburgischen Confession heran — man halte dabei noch fest, daß die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken seit 1817 sich nicht gemindert hatte. Hochfeierlich wünschte man nun jene Tage zu begehen und so berührte es denn höchst unangenehm, daß die protestantischen Behörden, namentlich in Dresden und Leipzig, diesen Wünschen so wenig Rechnung trugen und das Fest nur sehr lau vorbereiteten. Man wollte das für eine zu weit getriebene Rücksichtnahme auf den katholischen Theil der Bevölkerung halten.

In unsrer Stadt wurde nicht allein ein Aufzug der Schulkinder nicht gestattet, sondern auch die Studenten kamen um dies gehoffte Vergnügen, denn der damalige Oberhofrichter, Consistorial- und Polizeipräsident v. Ende verbat es sich in seiner Eigenschaft als königlicher Bevollmächtigter an hiesiger Hochschule (vgl. S. 333), daß die Studirenden bei dem beabsichtigten Festzug in den üblichen Uniformen erscheinen möchten. Jedermann war nun freilich bekannt, daß dies Uniformtragen nicht sowohl die Verschiedenheit der vier

Nationen der Universität repräsentiren sollte, wie man öffentlich vorspiegelte, sondern daß jene Kleidung vielmehr das charakteristische Abzeichen der verschiedenen unerlaubten Studentenverbindungen sei; doch war sie ja schon nicht blos bei Privatgelegenheiten, wie z. B. dem Leichenbegängniß des Professors Haubold, öffentlich getragen worden, sondern selbst bei Anlässen, wie das Jubelfest Friedrich August's des Gerechten und die Huldigung König Antons. Trotzdem hielt Ende sein Verbot aufrecht und der Abend des festlichen Tages wurde darum sehr unruhig. Man warf dem Genannten die Fenster seiner Wohnung ein (im Kloster auf der Klostergasse), ein Polizeibefehl gebot das Schließen der Häuser und die Diener dieser Behörde durchzogen als Patrouillen die Stadt, um auf jeden Widersetzlichen zu fahnden. Hierbei kam es leider sogar soweit, daß ein junger Commis, Namens Gottschalk, von der bewaffneten Macht erschlagen wurde (an der Laterne oder besser dem Brunnen vor der jetzigen Tuchhalle). Tausende betheiligten sich an dessen Begräbniß, das ohne Störung verlief; die Polizei war gewarnt worden, sich nicht blicken zu lassen, und hielt sich auch wirklich ganz fern. Doch steigerte sich die Gährung nur immer noch mehr, als die über den Vorgang angestellte Untersuchung nur sehr laß, ja sogar in mehrfach incorrecter Weise geführt wurde.

Natürlich, daß jetzt die Unzufriedenheit sich weiter verbreitete. „Der Stadtrath — so lesen wir bei Große — stand seit Jahrhunderten als eine städtische Aristokratie dar, die sich durch eigene Wahl ergänzte und nach ihrer Zusammensetzung mit dem Volke nichts gemein hatte. Die Behörde war in Verwaltungssachen förmlich souverän und so verprivilegirt, daß sie der Bürgerschaft — (wie wir bereits wissen) — durchaus in nichts Rechenschaft zu geben verbunden war. Das entfremdete Volk und Obrigkeit, wie liebenswürdig und human auch sonst die Persönlichkeit manches Gliedes des hochangesehenen und gefürchteten Magistrates war. Daneben geschahen im Bewußtsein der Macht noch einige Misgriffe, die den egoistischen Handwerksmann bei seiner schwächsten Seite faßten. Man ließ bei Auswärtigen Geräthschaften für öffentliche

Anstalten der Stadt verfertigen, so z. B. der Rathsbaumeister Erkel eiserne Bettstellen für das erweiterte Johannishospital" (vgl. S. 327) in Markranstädt.

Ein zufälliges Ereigniß sollte der verhaltenen Gährung endlich Luft machen. Es war am 2. September 1830, Abends 8 Uhr, als nach althergebrachter Sitte oder Unsitte auf dem Brühl ein Polterabend stattfand, d. h. Nachbarn und Bekannte, meist aber die muthwillige Straßenjugend, sich das Vergnügen machten, vor dem Hause eines Brautpaars altes Topfgeschirr u. s. w. zu zerschlagen. Schon seit Jahren wollte die Polizei dergleichen nicht mehr dulden, ohne bisher etwas dagegen ausgerichtet zu haben. Jetzt, wo aller Tumult auf's Strengste verpönt war, glaubte man noch nachdrücklicher und barscher sein zu müssen, als früher. Zwei Polizeidiener wollten Verhaftungen unter den Lärmenden vornehmen, es kam zur Schlägerei und die Beiden mußten nach dem Naschmarkt zurück flüchten, verfolgt von einer immer mehr anwachsenden und sich immer aufgeregter geberdenden Menge. Das Nächste war dann, abermals vor Ende's Wohnung zu ziehen und die Fenster einzuwerfen. Ein gleiches Schicksal traf sogar, nach Zertrümmerung des verschlossenen Hausthores, die nach dem Hof hinausgehenden Fenster, ja man eilte selbst die Treppe hinauf und wollte die Zimmer demoliren, doch widerstand die Saalthür. Durch die Straßen ertönte indeß das studentische „Bursche raus!", untermischt mit Rufen, die an die jüngsten Pariser Ereignisse erinnerten, wie z. B. „Vivat die Freiheit!", „Vivat Lafayette!", „Nieder mit der Polizei!", „Revolution!" u. s. w. Als man die Straßenlaternen angezündet hatte, warf man unter dem Geschrei: „Kopf weg!" 26 derselben ein, auch sonstige Excesse fielen noch vor nnd erst gegen Mitternacht ward vorläufig Ruhe, wie denn die Polizei erst dann sich noch an einige Verhaftungen wagte.

Eine Tags darauf gedruckte polizeiliche Bekanntmachung forderte in lakonischem Styl Schließung aller Häuser Punkt 10 Uhr und das Zuhausebehalten aller Lehrlinge und Gesellen von 9 Uhr Abends an. Natürlicher und herzlicher sprach der Magistrat zu

seinen Bürgern, die er „dringend und wohlgemeint bat", Alles zur Aufrechthaltung der Ruhe beizutragen. Die Studenten aber faßte der Rector bei der Ehre (damals wieder, wie Anno 13, Professor Krug). Doch kaum begann es zu dämmern, so erhob sich auch der Tumult von Neuem, welcher sich zuerst wieder gegen die brennenden Laternen kehrte. Keine Polizei ließ sich vorerst blicken und abermals zertrümmerte man die erst am Mittag restaurirten Fenster v. Ende's, sowie die des Actuar's Theer. Da kam ungefähr halb 10 Uhr ein Commando Reiterei, etwa 30 Mann, von Pegau verlangt, zum Grimmaischen Thor herein. Sie sollten die Massen zerstreuen, unter ihrer Aegide sollte die Polizei ihre Wirksamkeit beginnen. Es gelang nicht durch einzelne Arreturen und mit bloßem Trabreiten durch die Straßen, und von den Waffen Gebrauch zu machen, waren jene Leute nicht autorisirt. Endlich theilte sich die Menge von selbst und begab sich für die Nacht nach Hause.

Ein bestimmtes Ziel schien nicht vorhanden, jedoch war nicht zu verkennen, daß sich diesen Abend weit mehr Kräfte bethätigt hatten, als am 2. September, wo die Lehrburschen die Hauptrolle spielten. Dem Stadtrathe war darum auch die Sache bedenklicher geworden. Er rief am 4. September die Bürgerschaft zusammen, um über die Aufrechthaltung der Ordnung mit ihr zu berathen. Eine Bürgerwache schien ihm dazu am geeignetsten; die Petersschießgrabenschützen sollten den Kern derselben bilden. „War am Donnerstag (den 2. September) — so lesen wir in der Schrift: „Die sächsische Revolution oder Dresden und Leipzig in den Jahren 1830 und 31, von Ferdinand Stolle" — die Lehrburschen-, am Freitag die Gesellen-Revolution gewesen, so war am Sonnabend die Meister-Revolution. Hier auf dem Rathhaus erfolgte jetzt die in der Geschichte der Stadt ewig denkwürdige stürmische Verhandlung, die die hundertjährige Allgewalt des Leipziger Magistrats mit einem Mal zertrümmerte. In Worten, die dieser hochgestellte Magistrat noch nie gehört hatte, überhäufte man ihn mit Vorwürfen über die Härte und den Stolz seiner Verwaltung, über die Gewissenlosigkeit und Willkür rücksichtlich des Gemeindevermögens.

Der Magistrat versprach öffentliche Rechnungsablegung. Man nahm das Versprechen an, ohne die Errichtung einer Bürgergarde zu verheißen.“ (Wir bemerken hierzu: die beiden damaligen Bürgermeister waren Dr. Siegmann (Amtführender) und Dr. Sickel).

Der Abend war gekommen, ohne daß sich die zürnenden Bürger erklärt hatten. Große Volkshaufen sammelten sich auf dem Markte, darunter viele Studenten und Bürger. In dichten Colonnen zog man vor das Polizeihaus und forderte die Herausgabe der an den beiden vorigen Abenden Verhafteten. Die vor dem Gebäude aufgestellten Polizeisoldaten wurden vertrieben und die Fenster des Erdgeschosses eingeworfen. Jetzt zeigte sich Präsident v. Ende an einem Ende des ersten Stockwerkes und versprach auf sein Ehrenwort das Verlangte. Doch nicht genug — ein Haufe drang, unter dem Namen einer Deputation, selbst in das Haus und forderte Ende's Abdankung, Entfernung mehrerer Unterbeamten, ja Aufhören des ganzen Polizei-Instituts nach seiner Zusammensetzung, Verminderung der Abgaben u. s. w. Auch dies Alles wurde versprochen. Unterdessen wogte ein Haufe Studenten nach dem Paulinum, um auch dort die Freilassung ihrer Gefangenen durchzusetzen. Rector Krug, der, wie er selber in seiner Schrift: „Leipziger Leiden und Freuden im Jahre 1830 oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ erzählt, dies aus dem Stand der Dinge vorausgesehen, hatte die Eingezogenen aber bereits entlassen, als die lärmende Menge herankam, und ward deshalb mit lautem Vivat begrüßt.

Von dem Polizeihause entfernten sich schließlich die Massen nur, um an anderen Orten noch gewaltthätiger aufzutreten. Man stürmte die Wohnungen zweier durch brusques Auftreten besonders misliebig gewordener Beamten, des Polizeiactuars und Bücherinspectors Jäger auf der Grimmaischen Gasse (in der jetzigen Nr. 20), sowie des Polizeiregistrators Schneider auf der Johannisgasse, und binnen wenigen Minuten war deren ganze Habe vernichtet, mit Aexten zertrümmert oder zum Fenster hinausgeworfen. Diesen letzteren Weg nahm sogar ein werthvoller Flügel. Jäger rettete buchstäblich nichts, als was er auf dem Leibe trug. Noch schrecklicher

aber hauste ein wilder Pöbelhaufen in der Sommerwohnung des Rathsbaumeisters Erckel zu Reudnitz (auf der Dorfgasse, gegenüber dem großen Kuchengarten); hier ward nicht blos das Innere der Zimmer zerstört, sondern man machte das ganze Haus und den daranstoßenden schönen Garten zur Ruine. Ja, noch mehr der Verblendung: in die Brockhaussche Buchdruckerei auf der Querstraße drang man, um die dort seit Kurzem erst angeschafften Schnellpressen (damals eine neue Erfindung) zu zerstören. Nichts half dem sich zeigenden Besitzer sein vernünftiges Parlamentiren, er mußte versprechen, seine Pressen nicht brauchen zu wollen!

„Eine andere Richtung des Sturmes — wir wollen gerade hierbei Große wörtlich citiren — wandte sich jetzt den Freudenhäusern zu. Manchen, vorzüglich Nachbarn, waren sie ein Anstoß gewesen, Viele nahmen Aergerniß daran, daß diese Etablissements, obwohl nicht öffentlich privilegirt, dennoch geduldet wurden, und allgemein war die Ueberzeugung, die Polizei begünstige sie eines wucherischen Gewinnstes wegen. Manche, die vielleicht ihre Habe an diesen Orten hatten sitzen lassen, beneideten nun die reichgewordenen Besitzer, Manche, durch den vorgefundenen Wein in den demolirten Häusern erhitzt, gedachten hier ihre Lust büßen zu können, kurz 11 Freudenhäuser wurden zerstört, und obwohl im Allgemeinen die Ansicht durchgeführt worden war, nicht an Personen, sondern nur an Sachen sich zu vergreifen, so übte doch der Muthwille und Uebermuth mehrfache Excesse auch an den flüchtigen Bewohnern und Bewohnerinnen dieser Häuser." (Als hauptsächliche Orte dieser widerlichen Orgien sind der Peters- und Nikolaikirchhof, sowie besonders das Klitschergäßchen zu bezeichnen; namentlich hauste man hier in der damals in unsrer Stadt den ersten Rang in ihrer Art behauptenden Wirthschaft der Frau Schneider (Nr. 9).

„Der wüthende Lärm des berauschten Pöbels — fährt Große dann weiter fort — dauerte bis zum anbrechenden Sonntagsmorgen. Es gab in diesen Stunden in Wahrheit keine Behörden mehr in Leipzig, die Stadt befand sich in vollkommen anarchischem Zustande, und bereits strömten vom Lande verdächtige Banden

herein, um hier sich zu bereichern oder ihr Müthchen zu kühlen. Schon hatte man im Klitschergäßchen in einer solchen demolirten Wirthschaft auch gar Feuer angelegt, schon drohte man, den Poststall auf dem Roßplatz (damals noch weißes Roß geheißen) mit seinen Wagenmassen, dem Aergerniß der Lohnkutscher, zu demoliren, die öffentlichen Cassen geriethen in Gefahr, jede Coterie beabsichtigte, ihre Privatinteressen zu verfolgen und den persönlichen Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Da sah denn auch der, welcher der bisherigen Ordnung der Dinge nicht ergeben gewesen war, ein, daß es fernerhin nicht so bleiben konnte, wie in den letzten 12 Stunden. Ein erst geschriebener, dann gedruckter bittender Aufruf „im Namen des Magistrats und der Commun", der die Gefahr der Stadt schilderte und zu den Waffen rief, that seine Wirkung, und binnen wenigen Stunden hatte sich eine „Communalgarde" aus Bürgern und Studenten gebildet, welche, bewaffnet aus dem Theater, der Gewehrniederlage der Gebr. Sellier am Markt, mit den Flinten und Degen der vertriebenen Polizei und Stadtsoldaten, oder sonst mit irgend woher genommenen Säbeln, Schlägern, Stöcken, Aexten u. s. w., kenntlich durch eine weiße Binde am linken Arm, in Patrouillen die Stadt durchzog, die Thore besetzte und vor zumeist bedrohten Häusern Wache hielt, sodaß nichts weiter erfolgte und schon deswegen nicht erfolgen konnte, weil vom Lande herein Niemand in die Stadt gelassen wurde, heute aber gewiß gar viele derjenigen, die gestern die Ruhe gestört hatten, mit den Waffen in der Hand nun zur Aufrechterhaltung derselben erschienen. Es ist dies kein Widerspruch. Am allerwenigsten aber hatte die so späte Organisation dieser Bürgergarde ihren Grund in einer Unentschlossenheit der Betheiligten. Der Kern derselben scheint vielmehr erst dann haben eingreifen wollen, als er den factischen Beweis geführt hatte, daß man nicht vornehm über ihn wegzusehen habe, als es seiner Sicherheit galt und nicht der Sicherheit der Behörden. Die Uebrigen schlossen sich der Ordnung an, als sie sahen, daß mit der Unordnung nicht mehr fortzukommen war. Die Bürgerschaft, so lange sie sich sträubte, für die Ruhe etwas zu thun,

rebellirte darum sozusagen passiv, die Ruhestörer activ. Undankbar war es deshalb im damaligen Sinne der Bürgerschaft Leipzigs, daß man die einzelnen ertappten Tumultuanten der ganzen Schwere des Gesetzes verfallen ließ und nicht einmüthig für ihre Begnadigung aufkam. Von jenen unruhigen Auftritten datirt sich die bessere Gestaltung des vaterländischen und städtischen socialen Lebens, und während sich die Bürger dessen freuten, ließen sie die ursprünglichen Kämpfer dafür ins Zuchthaus stecken." Wir glauben, daß wir nur Recht daran thaten, über diese Vorgänge nicht sowohl historisch zu referiren, sondern uns einen Zeitgenossen und Augenzeugen seine Meinung davon sagen zu lassen.

Bereits am 6. September langte von Dresden eine außerordentliche Commission zur Untersuchung und Abhülfe der Unruhen an, zugleich mit ihr rückten ungefähr 1000 Soldaten ein (Commandant v. Taubenheim). Die Commission bildeten der Geheimrath von Carlowitz und der Hof- und Justizrath Meißner, doch gelang es diesen Beiden nicht, etwas Ersprießliches auszurichten. Ueberall stießen die Schritte, welche sie in der Angelegenheit thaten, auf Opposition, und besonders regte es die Gemüther von Neuem auf, daß die Polizei ganz in ihrer alten Form wieder von ihnen eingesetzt werden sollte. Kein Tag schien dazu geeigneter, als der 15. September, an welchem die Nachricht einlief, daß Prinz Friedrich August Mitregent des Landes und Cabinetsminister an v. Einsiedels Stelle v. Lindenau geworden sei. Lauter Jubel erfüllte ob dieser frohen Botschaft die Stadt, sofort bereitete man eine glänzende Illumination vor, aber das inzwischen angeschlagene betreffende Placat der Commission setzte der Freude alsbald einen Damm, ein allgemeines Murren gab sich kund, man riß die Anschläge herunter und beruhigte sich nicht eher, als bis gegen Abend ein förmlicher Widerruf Seiten der Commissäre erfolgte, so daß die Beleuchtung der Stadt nun doch stattfand und in aller Ruhe und Festlichkeit verlief. Durch diese u. dergl. Vorfälle aber hatte man sich überzeugt, daß Carlowitz und Meißner nicht die geeigneten Mittel ergriffen hatten, um mit den Leipzigern einig zu wer-

den. Sie wurden daher am 18. September durch den Hof- und Justizrath Müller (den nachmaligen Cultusminister) ersetzt, welchem der Ruf großer Humanität und Umsicht vorherging. Ihm gelang alsbald die Wiedererrichtung einer Polizei unter dem Namen einer (zunächst für provisorisch erklärten) „Sicherheitsdeputation der Stadt Leipzig."

Sodann forderte er Einreichung von Beschwerden und Petitionen. Darauf hin sandte der Handelsstand und, getrennt von diesem, die Bürgerschaft zwei Adressen, in denen es sich lediglich um Reform der hiesigen Stadtordnung handelte; die der Leipziger Buchhändler und Buchdrucker hingegen, vom Dr. jur. Seeburg (damals noch nicht Mitglied des Magistrats) abgefaßt, verbreitete sich nicht über eine blos locale, sondern hochwichtige Angelegenheit des gesammten Vaterlandes, über die Wünsche und Bedürfnisse der Presse. „In edler, offener Sprache — schreibt Große — weist dieselbe nach, daß alles bisherige Uebel, alle Entfremdung des Fürsten vom Volke aus der Unterdrückung des Gedankens hervorgegangen sei, als Mittel dagegen empfiehlt sie, unterstützt durch beredte Gründe, Preßfreiheit wenigstens für vaterländische Angelegenheiten. Sie klagt über die erdrückende Leipziger Censur und deren Aengstlichkeit, welche noch mehr unterjoche, als selbst die Beschlüsse des Bundestages verlangten. Sie weist das Allgemeinschädliche dieses Instituts selbst auf die materiellen Interessen nach und giebt höchst beachtenswerthe Vorschläge zur größtmöglichen Unschädlichmachung desselben, solange noch der status quo bestehen müsse. Schließlich bittet sie noch um Aufhebung des Privilegiums der Leipziger Zeitung als einzigen politischen Blattes für Sachsen. Diese lebendige und reiche Adresse wurde von einer Deputation dem König persönlich übergeben. Die Regierung versprach Abhülfe, so weit dies die Stellung zu auswärts gestatte." Die Petitionen einzelner Stände, Körperschaften und Personen übergehen wir nun hier; man lese sie bei Stolle (a. a. O. vgl. S. 432) nach. Nur verlangt es vielleicht die Gerechtigkeit, daß wir mittheilen, was genannter Schriftsteller über sie im Allgemeinen sagt: „Der be-

jammernswertheste Egoismus that sich in ihnen kund. Jeder Stand, jede Innung dachte nur an sich, war nur auf seinen Vortheil bedacht. Einerseits wollte man alles Alte und Hergebrachte einreißen, andrerseits verlangte man längst verschollenen Unsinn zurück." Und in der That, ein ähnlicher Zunft- und Kastengeist offenbarte sich auch in dem immer mehr sich ausbildenden Institut der Communalgarde; da gab es eine Compagnie der Gelehrten (die sogenannte akademische Legion), eine Compagnie der Kaufleute, eine Compagnie der Schützengesellschaft, die sämmtlich verschieden equipirt und armirt waren.

Doch die Ruhe war wieder hergestellt; nur ein einziges Mal noch, als am 18. October die Schützen einzogen, die nun hier auf den Wunsch mehrerer Corporationen in Garnison gelegt wurden, zeigten sich Anfänge zu einem jedoch alsbald wieder erstickten Exceß, indem ein Häuflein Männer der untersten Volksschicht der Truppe den Eingang am Grimmaischen Thore zu wehren suchte. Große erklärt „dies Stemmen gegen die einrückende Garnison" dahin, daß man „gemeint habe, Leipzig sei zu gut, um die aufzunehmen, die man in Dresden verjagt hätte;" er macht aber weiter noch die Bemerkung: „Ein mit dieser Angelegenheit sich befassender Aufsatz in der Dresdner Zeitschrift „Merkur" erregte dabei mehr Aufsehen, als er verdiente." Wenige Tage nach dem Einzug der Schützen besuchte der Prinz-Mitregent Leipzig und wurde aufs Festlichste empfangen.

Und noch eine andere Feierlichkeit brachte das Jahr 1830, die Feier des Reformationsfestes, die diesmal für die gestörte Jubelfeier der Augsburgischen Confession entschädigen, als ein Fest der siegreichen Freiheit, als Friedens- und Versöhnungsfest gelten sollte. In dem wohl eine Stunde langen Festzuge (der ganz getreu auf einer circa 3 Ellen langen Papierrolle bildlich dargestellt im Buchhandel erschienen ist) zeigte sich die Communalgarde das erste Mal durchgängig uniformirt, während die Schützen (d. h. nicht die Bürger-Schützengesellschaft, sondern die Garnison) ohne Waffen mitgingen. „Es war ein altes Recht, auf das die Leipziger

früher pochten, daß nämlich kein Soldat bewaffnet die innere Stadt betreten durfte, und vielleicht war es gerade das Herkommen, das man nicht verletzen wollte, um an dem schönen Feste keinen Samen des Zwiespaltes auszustreuen." Der Schulabtheilung im Zuge, darin auch die katholische Schule, trug Prof. Lindner (damals noch Lehrer an der (1.) Bürgerschule) die Bibel vor, der Geistlichkeit (welcher sich auch der katholische Clerus, der griechische Archimandrit und der jüdische Rabbiner angeschlossen hatten) Archidiakonus Goldhorn einen Kelch. Zwei besonders hervorragende Momente des Festes waren die Ueberreichung eines silbernen Pokals an Rector Krug und einer kostbaren Fahne an die Studentenschaft, als der Dankgeschenke der Bürgerschaft für die von jener bewiesene Haltung in den Septembertagen (Sprecher Kaufmann Jurany und Kaufmann Thieriot, sowie Student Zergiebel). Fackelzüge veranstalteten sowohl die Studirenden, als die Handlungsgehülfen und gründeten letztere bei dieser Gelegenheit den Unterstützungsverein für hülfsbedürftige Genossen.

Doch noch einmal sollte die Ruhe der Stadt gestört werden, und zwar durch einen an sich bedeutungslosen Vorfall. Als in den Septembertagen 1830 das Polizeiinstitut aufgelöst worden war, nahm die neuerrichtete ständige Bürger- oder Communalgarden-Wache Besitz von dem Wachlocal der früheren Polizei-Dienstmannschaft. Im Anfange des folgenden Jahres nun aber machte man den Versuch, die Communalgarde aus diesem Local zu bringen und in das daneben stehende Stockhaus zu verlegen, angeblich weil dessen Räume größer und bequemer wären. Man weigerte sich dahinüber zu ziehen, und die Sache ruhte, bis ein neuer Stadtrath eingeführt war, welcher jenes Local auch noch apart zum Beziehen restauriren ließ. Bei fortdauernder Weigerung ließ endlich der Commandant der Communalgarde, v. Löben, darüber abstimmen: 13 Compagnien erklärten sich für die alte, 3 für die neue Wache. Die Spaltung unter der Communalgarde ward dadurch noch größer. Plötzlich erschien ein Tagesbefehl vom Generalcommando, worin es hieß: „Da ein vernünftiger Grund nicht vorhanden ist,

daß die Vertauschung des Wachlocals nicht zu Stande kommt, so soll ungesäumt das neue Wachlocal bezogen, gegen die Böswilligen aber mit Kraft und Nachdruck verfahren werden." Die Erbitterung wuchs. Am 30. August 1831 sollte die 8. Compagnie zuerst das neue Local beziehen. Sie entschuldigte sich und man ergriff nun das Auskunftsmittel, aus jeder Compagnie 2 Mann zu nehmen und diese das Local beziehen zu lassen. So, meinte man, habe keine Compagnie der anderen etwas vorzuwerfen. Um 5 Uhr hatte die Jäger-Compagnie den Naschmarkt besetzt und die Ablösung ging ruhig vorüber. Das neue Local war bezogen. Jetzt begann aber das Verhöhnen der Communalgarde von Seiten des Volkes; einzelne wurden sogar mißhandelt. Mit Einbrechen der Nacht waren Markt und Straßen mit Volk bedeckt. Die Communalgarde hatte sich unterdessen auf dem Naschmarkt versammelt; die Escadron stand auf dem Markte. Schon flogen Steine; die akademische Legion wurde zurückgetrieben und so Mancher, sogar schwer, verletzt; der berittenen Mannschaft ging es noch übler. Inzwischen hatte sich die 6. Compagnie eigenmächtig auf ihrem Allarmplatz vor dem Theater versammelt. Von dem Volke mit Beifall begrüßt und zur Wahrung ihrer Rechte angefeuert, setzt sie sich in Bewegung und zieht unter klingendem Spiel und unter dem Gesang: „das Volk steht auf" nach dem Markt, wo sie jedoch von ihrem Hauptmann (dem oben ausführlich erwähnten, späteren Legationsrath Gerhard) verlassen wurde. Das Volk reißt das Pflaster auf und wirft sie, da sie nicht vorwärts will, mit Steinen; sie geht nach dem Rathhause zu; hier setzt sich ihr die akademische Legion entgegen und man wird handgemein. Endlich erreicht die 6. Compagnie den Naschmarkt, bemächtigt sich des alten Wachlocals und schlägt eine Wand durch, um dasselbe zu erweitern. Der Commandant erscheint; vergebens sucht er die Ruhe herzustellen und kann sich kaum vor Mißhandlungen retten; Bierbrauer Reinwarth, ein sonst rechtlicher, aber ungemein jähzorniger Mann, droht ihm sogar mit dem Gewehre. Wären nicht anwesende Bürger und Gardisten der Legion eingeschritten, wer weiß, wohin die wilde

Leidenschaft noch geführt haben würde. Jetzt ward Generalmarsch geschlagen, aber schon hatte man das Militär herbeigerufen; es forderte die Massen zum Auseinandergehen auf, doch vergebens. Steinwürfe folgten und — drei Salven tönten durch drei verschiedene Straßen. Mehrere Todte und Verwundete lagen am Boden. Die 6. Compagnie wurde vom Militär noch in der Nacht aus dem alten Wachlocal vertrieben. Commandant v. Löben, in seiner Würde beleidigt, legte seine Stellung nieder, die provisorisch Baron Lindenthal auf Gautzsch, Hauptmann der 13. Compagnie, übernahm. Am 31. August beschloß dann der Rath, daß bis auf Weiteres die alte und neue Wache zugleich bezogen, das Militär aber wieder außer Activität treten und der Communalgarde aufs Neue die Sicherheit der Stadt anvertraut werden solle. Unter Hohn und Steinwürfen zog sich das Militär am Nachmittag zurück. Am 1. September ward das neue Local bezogen, die 6. Compagnie aufgelöst, Verhaftungen erfolgten und Strafen blieben nicht aus.

Doch diese blutige Augustnacht endete die Gährungen Leipzigs. Wenige Tage darauf, den 4. September 1831, verkündete eine, freilich etwas stille Feier, daß Sachsen in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten sei. —

Wir kommen nun auf die durch jene Unruhen in den Jahren 1830 und 31 hervorgerufene neue Gestaltung des städtischen Lebens zu sprechen. Die beklagenswerthen Auftritte, welche wir zu schildern hatten, gingen zunächst ja, wie wir sahen, aus Unzufriedenheit mit der städtischen Verwaltung und der mit ihr verbundenen Polizei hervor. Natürlich, daß, sobald die vorgebrachten Beschwerden begründet gefunden wurden, es die erste Sorge war, durch Abstellung der Uebelstände den Mißmuth darüber zu beseitigen, und so erhielt denn Leipzig noch vor Einführung einer neuen allgemeinen sächsischen Städteordnung (vom 2. Februar 1832) seine eigene Ordnung, seinen neuen Stadtrath, seine Stadtverordneten. Man hatte sich darüber beschwert, daß der Rath sich selbst ergänze, daß außer den Rechtsgelehrten nur Mitglieder des Handelsstandes in das Rathscollegium aufgenommen würden. Man

wünschte, daß der Dirigent des Rathes nicht, wie bisher, jährlich wechseln möchte, um in vollständiger Kenntniß des Ganzen zu bleiben. Man verlangte Trennung der Justiz von der Verwaltung, Verminderung des Personals und damit der Besoldungen, eine kräftigere Communvertretung, als die vom Jahre 1817, u. dgl. m.

Das Polizeiamt wurde deshalb zuerst wieder geregelt, weil es nothwendig schien, daß noch vor der Michaelismesse 1830 an die Stelle der vertriebenen alten eine andere derartige Behörde trete. Wie wir sahen, gelang es dem Commissar Dr. Müller, dieselbe unter dem Namen einer Sicherheitsbehörde (Deputation) ins Leben zu rufen. Unter Leitung desselben thätigen und umsichtigen Mannes traten dann weitere Verhandlungen zwischen dem Magistrate und der Communrepräsentantschaft ins Leben, welche schnell zum Ziele führten, und bereits am 5. April 1831 konnte die Einführung des neuen Rathes erfolgen. Die Mitglieder des alten resignirten und wurden entschädigt.

Wir wollen hier zunächst nun noch die Persönlichkeiten dieses alten Rathes in unserer Periode verzeichnen, und heben die zwei Jahre 1820 und 30 hervor; zugleich erhellt daraus, welche Veränderungen noch mit demselben seit jener Zeit, von der wir auf S. 217 sprachen, vorgegangen waren, sowohl was die Zahl seiner Mitglieder, als seine innere Organisation anlangt. In ersterem Jahre bestand das Rathscollegium aus folgenden Männern: Hofrath Dr. Einert, 1. Bürgermeister; Oberhofgerichtsrath Dr. Siegmann, 2. Bürgermeister; Dr. Wolle; Hofrath Dr. Koch, Proconsul; Dr. Pohl, Proconsul; Dr. Stieglitz, Baumeister; Hofrath Dr. Gehler, Baumeister; Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, Baumeister; Hänel, Baumeister; Dr. Sickel, Stadtrichter; Dr. Volkmann, Stadtrichter; Oberhofgerichtsrath Dr. Brehm; Gruner, Baumeister; Dr. Kind; Vollsack, Baumeister; Dr. Hermann; Erckel, Baumeister; Dr. Einert II; Dr. Groß; Limburger, Stadthauptmann; Dr. Deutrich; Kayser, Stadthauptmann; Dr. Dörrien; Kammerrath Frege, Stadthauptmann; Dr. Demuth; Richter; Schwägrichen. Im amtführenden Rathe saßen zum Beginn des Jahres 1820: Dr. Siegmann (als

derzeit amtführender Bürgermeister), die beiden Proconsuln Koch und Pohl, die drei Baumeister Stieglitz, Gehler und Erckel, Dr. Sickel, Dr. Groß, Dr. Dörrien, der Stadthauptmann Kammerrath Frege, Dr. Demuth und Schwägrichen. Oberstadtschreiber und Stadtschreiber hießen Werner und Heimbach. Deputirte zum kgl. Polizeiamt waren Dr. Gehler und interimsweise Dr. Dörrien (als Assessoren), Deputirte zum kgl. Criminalgericht ebenfalls Dr. Gehler (als Criminalrichter) und interimsweise Dr. Hermann (als Vice-Criminalrichter), Präsident des Polizeiamtes und Criminalgerichts (eben als damals noch königlicher Behörden) Oberhofrichter v. Rackel, später v. Ende. Dem Stadtgericht standen vor Dr. Volkmann als amtführender Stadtrichter, Dr. Brehm als Vice-Stadtrichter, Dr. Hermann, Stadthauptmann Limburger und Dr. Deutrich als Beisitzer; der Landstube Dr. Blümner, Baumeister Gruner, Dr. Kind und Baumeister Vollsack als Deputirte; der Vormundschaftsstube Proconsul Koch, Baumeister Hänel und Vice-Stadtrichter Brehm, ebenfalls als Deputirte; dem Handelsgericht Stadtrichter Sickel, Dr. Einert II., Stadthauptmann Kayser und Richter in gleicher Weise als Deputirte. Die damaligen Einnahme- und Rechnungs-Expeditionen des Rathes waren: die Einnahmestube, die Wage nebst dazu gehöriger Expedition, die in den Thoren befindlichen Zolleinnahmen, die Personensteuereinnahme, der Burgkeller, die Schooßstube, die bürgerliche Contributionsstube und die Holzinspection. Von milden Stiftungen standen unter Verwaltung des Rathes: das Johannishospital, das Jacobshospital, das Georgenhaus und Almosenamt. Es folgen in dem betr. Adreßbuche: „Einige zur Beförderung des gemeinen Wohlstandes gehörige Gegenstände:“ nämlich Rathsbibliothek, Medicinalwesen, Leichen und Hochzeiten, Bauwesen und Oekonomie, Stadtmusiker, Marktwesen. Endlich das „Stadtmilitär“ (vgl. S. 216 u. 17) — Stadthauptleute: Limburger im Ranstädter Viertel, Kayser im Hallischen Viertel, Frege im Grimmaischen Viertel, Peters-Viertel vacat; 4 Stadtleutnants, 4 Stadtfähndriche — sowie die „Stadtcompagnie“, Kapitänleutnant: Thomä, Vice-Kapitänleutnant Theg, Sousleutnant Engelschall.

Und nun Schluß des Jahres 1830 und Anfang 31. Rathscollegium: Oberhofgerichtsrath Dr. Siegmann, 1. Bürgermeister; Hofrath Dr. Sickel, 2. Bürgermeister; Dr. Wolle (in Ruhestand); Dr. Stieglitz, Proconsul; Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, Proconsul; Dr. Volkmann, Baumeister; Oberhofgerichtsrath Dr. Brehm; Dr. Kind, Stadtrichter; Vollsack, Baumeister; Dr. Hermann; Oberhofgerichtsrath Dr. Einert (früher E. II.); Dr. Groß; Limburger, Baumeister; Dr. Deutrich; Dr. Dörrien; Dr. Demuth; Schwägrichen, Stadthauptmann; Dr. Haase; Dr. Koch; Träger, Stadthauptmann; Dr. Kind (II.); Dr. Platzmann. „Niedergelegt haben ihre Stellen, doch sind bereit, bis zu Einführung einer neuen Stadtverfassung in den bisher überhabten Aemtern fortzufungiren:“ Kammerrath Gruner, Baumeister; Kammerrath Frege, Stadthauptmann; Hartz, Stadthauptmann; Dr. Stübel und Groß. Amtführender Rath: Dr. Siegmann (als amtführender Bürgermeister), Proconsul Stieglitz, Proconsul Blümner, Baumeister Dr. Brehm, Dr. Einert, Baumeister Limburger, Dr. Deutrich, Stadthauptmann Kammerrath Frege, Dr. Haase, Dr. Kind (II.), Dr. Stübel; Oberstadtschreiber Werner, Stadtschreiber Heimbach. Deputirte zu dem vereinigten Criminalamte der Stadt Leipzig: Dr. Deutrich, Criminalrichter, Dr. Hermann, Vice-Criminalrichter; Deputirte zur (provisorischen) Sicherheits-Deputation der Stadt Leipzig: Dr. Deutrich als 1., Dr. Koch als 2. Beisitzer — wohl zu merken: ein königlicher Präsident steht dem Criminalgericht und der Polizei nun nicht mehr vor, doch rangiren sie noch, wie früher, unter den „Königl. Sächsischen Landes-Collegien und Behörden,“ wenngleich sie das Prädicat „königlich“ nicht mehr officiell tragen; auch sind die betreffenden Stadträthe dazu nur „deputirt“, so gut, wie der Kreisamtmann und der Universitätsrichter. Stadtgericht, Deputirte: Dr. Kind (I.) als amtführender Stadtrichter, Vice-Criminalrichter Dr. Hermann, Stadthauptmann Träger, Dr. Platzmann, Groß. Landstubengericht, Deputirte: Proconsul Dr. Blümner, Baumeister Kammerrath Gruner, Dr. Demuth. Vormundschaftsgericht, Deputirte: Baumeister Dr. Volkmann, Baumeister Vollsack, Dr. Dörrien,

Dr. Koch. Handelsgericht, Deputirte: Oberhofgerichtsrath Dr. Einert, Dr. Groß, Stadthauptmann Schwägrichen, Stadthauptmann Hartz. Einnahme- und Rechnungs-Expeditionen: Einnahmestube, Wage nebst dazugehöriger Expedition, Thorschreiber an den äußersten Thoren, Personensteuereinnahme, Burgkeller, Schoßstube, Stadtsteuereinnahme, Communkasse, Schutzgeldereinnahme, Stadtschulden-Tilgungsfond, Stadt-Wechselstempel-Expedition, Holzinspection. Verwaltung milder Stiftungen: ganz wie oben. Einige zur Beförderung des gemeinen Wohlstande gehörige Gegenstände: Rathsbibliothek, Medicinalwesen, Bauwesen und Oekonomie, Feuerwache, Marktwesen, Lotterie, Sparkasse, Auctionswesen, Leichen und Hochzeiten, Sänftenträger, Kirchen- und Stadtmusik. Endlich Stadtmilitär, Stadthauptleute: Hartz im Halleschen, Kammerrath Frege im Grimmaischen, Schwägrichen im Ranstädter, Träger im Petersviertel, 2 Stadtleutnants und 4 Stadtfähndriche.

Auch die Königlichen Landes-Collegien und Einnahmen, die (bis 1835, s. w. u.) ihren Sitz in Leipzig hatten, wollen wir nun hier noch Revue passiren lassen (vgl. S. 51). Zuerst das Jahr 1820. Oberhofgericht: Oberhofrichter v. Rackel; Oberhofgerichtsräthe der adeligen Bank: v. Schindler, Stift-Meißenscher Regierungsrath zu Wurzen, v. Nitzschwitz, Kreishauptmann im Leipziger Kreise, v. Zehmen, Kammerherr Frh. v. Beust, Graf Hohenthal, Amtshauptmann im Meißenschen Kreise — vorstehende Oberhofgerichtsräthe sind nicht in Leipzig wohnhaft, sondern nur so lange da, als die vierteljährigen Sitzungen gehalten werden —; Oberhofgerichtsräthe der gelehrten Bank: Prof. Biener, Dr. Kees, Prof. Haubold, Bürgermeister Siegmann, Baumeister Blümner, Prof. Weiße, Prof. Müller, Vice-Stadtrichter Brehm, Prof. Wenk; Oberhofgerichtsadvocaten: 31. Consistorium: Director v. Rackel; Assessoren: Stadtrichter Sickel, Prof. Tittmann, Prof. und Superintendent Tzschirner, Senator Dörrien; Consistorialadvocaten: 29. Polizeiamt und Criminalgericht: schon beim Magistrat (S. 443) das Nöthige erwähnt. Schöppenstuhl: Schöppen Dr. Siegmann, Dr. Einert, Dr. Gehler, Dr. Groß, Dr. Sickel, sämmtlich Mitglieder des Magistrats, Prof. Weiße,

Dr. jur. Baumgarten-Crusius und Dr. jur. Beck. Ober-Postamt: Director Dr. Hausmann, Räthe Hüttner und Längner. Kreisamt: Kreishauptmann v. Einsiedel; Kreissecretär Friedrich, Amtshauptmann v. Schlegel, Kreis- und Rentamtmann Hofrath Eisenhuth. Außerdem die verschiedenen königl. Steuerofficianten, die Steuer-Creditcasse, das Geleits-, Land- und General-Accise-Commissariat, die Fleischsteuer, die Floß-Holz-Verwaltung, die Salz-Verwaltung, die Finanz-Sensale, die Proviantbeamteten, das Büchercommissariat (vgl. S. 398), die Porzellan-Niederlage, das Intelligenzcomptoir.

Schluß 1830 und Anfang 31. Oberhofgericht: Oberhofrichter, nachdem v. Ende abdicirt, vacat; Oberhofgerichtsräthe der adeligen Klasse, von welchen die drei ersteren nicht in Leipzig wohnhaft sind: v. Zehmen, Kammerherr Frhr. v. Beust, v. Zobel, Edler v. d. Planitz, v. Hartitzsch, v. Watzdorf; Oberhofgerichtsräthe der gelehrten Klasse: Ordinarius Günther, Bürgermeister Siegmann, Proconsul Blümner, Prof. Müller, Baumeister Brehm, Senator Groß, Stadtrichter Einert; Oberhofgerichtsadvocaten: 20. Consistorium: Director, nachdem v. Ende abdicirt, vacat; Assessoren: Bürgermeister Sickel, Prof. Tittmann, Senator Dörrien, Superintendent Großmann, Prof. Schilling; Consistorialadvocaten: 24. Schöppenstuhl: Schöppen Dr. Siegmann, Dr. Groß, Dr. Sickel, Dr. Haase, Dr. Kind, sämmtlich Mitglieder des Magistrats, Prof. Beck, Dr. jur. Schreckenberger, Dr. jur. Thierbach, Dr. jur. Stieber. Vereinigtes Criminalamt und (provisorische) Sicherheitsdeputation: vgl. S. 444. Ober-Postamt: Director v. Hüttner, Räthe: v. Löben, Hebenstreit und v. Zahn. Kreisamt: Kreishauptmann v. Einsiedel, Kreissecretär Friedrich, Amtshauptmann vacat, Kreisamtmann Hofrath Kunad. Das Uebrige wie oben.

Ganz anders jedoch nahm sich dies Alles nun nach 1830, resp. seit 1835 (s. w. u.) aus. Wir lesen im Adreßbuch von 1836: Stadtrath. Rathscollegium. Bürgermeister: Dr. Deutrich. Stadträthe: a) besoldete: Dr. Demuth, Dr. Seeburg, Otto, Dr. Koch, Stengel, Porsche, Rothe, Dr. Vollsack; b) unbesoldete: Buchhändler Friedr. Fleischer, Kaufmann Junghanns, Kaufmann Kneisel, Kaufmann Söhlmann,

Bäckerobermstr. Ulbricht, Bacc. jur. Leplay, Kaufmann Carl Lampe, Kaufmann Salomon, Branntweinbrenner Schmidt, Bäckermstr. Hentze, Dr. jur. Hermann Härtel, Kammfabrikant Lurgenstein. (Sectionen: 1. Section, für deren Geschäftskreis alle Angelegenheiten des Stadtvermögens, dessen Verwaltung und Alles, was auf die städtischen Einnahmen und Ausgaben Bezug hat, gehört. Bürgermeister Deutrich, Dirigent, Stadtrath Seeburg, Stadtrath Porsche. 2. Section, zu welcher die Verwaltung der Wohlfahrtspolizei, sämmtliche Innungs- und Gewerbeangelegenheiten, das Schulwesen, die milden Stiftungen und alle übrigen dem Stadtrath obliegende Geschäfte gewiesen sind. Die Stadträthe Demuth, Rothe und Vollsack). Stadtgericht: Stadtrichter Winter, Stadtgerichtsräthe Heimbach, Hänsel, Weber, Steche und Kind. (Vier Sectionen: für streitige Rechtssachen, für Handelsgerichtssachen, für Handlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit, besonders Kauf- und Hypothekenwesen, für Vormundschaftssachen). Vereinigtes Criminalamt der Stadt Leipzig: Criminalrichter Stadtrath Otto, Vice-Criminalrichter Stadtrath Koch; Deputirter der Universität in allen die Studirenden betreffenden Angelegenheiten Hofrath Rüling. Sicherheitsbehörde der Stadt Leipzig, Collegium: Hofrath und Kreisamtmann Kunad, Hofrath und Universitätsrichter Rüling, Criminalrichter und Stadtrath Otto, Vice-Criminalrichter und Stadtrath Koch, Stadtrath Stengel (als Dirigent); Stadtverordnete, von denen abwechselnd zwei jeder Sitzung beiwohnen: Buchhdlr. Vogel, Handlungsdeputirter Harck, Buchdrucker Haak, Seifensiedermstr. Wunderlich, Apotheker Bärwinkel, Kaufmann Apel. Des Raths zu Leipzig Landgericht: Deputirte die Stadträthe Demuth und Seeburg, Land-Gerichtsdirector Stockmann. Die einzelnen Expeditionen und „Dependenzen" des (neuen) Rathes übergehen wir nun hier; jedes Adreßbuch seit jener Zeit enthält sie.

Mit Worten dies näher ausgedrückt: Wenn im Laufe der nächsten Jahre durch die weitere Ausbildung des Communrepräsentanten- oder besser nunmehr Stadtverordneten-Collegiums, durch das Erscheinen der allgemeinen sächsischen Städteordnung, durch

das damals der Berathung noch unterliegende Localstatut, durch Erfahrungen und hinzutretende Wünsche das Collegium des Raths auch noch einige weitere Veränderungen erlitt, so erhielt es doch gleich durch die Neugestaltung im Jahre 1831 fast alles Wesentliche seiner heute noch gültigen Formation, sowie seiner noch jetzt bestehenden einzelnen Institutionen, nämlich: Das Rathscollegium ist gebildet aus einem Bürgermeister, einem Vice-Bürgermeister, sieben besoldeten und zwölf unbesoldeten Mitgliedern, die alle durch bürgerliche Wahl, mittelst der Stadtverordneten, eingeführt werden. Die Aemter der besoldeten Mitglieder, die sämmtlich Rechtsgelehrte sein müssen, sind lebenslänglich, die der unbesoldeten, worunter 6 Kaufleute sein müssen, wechseln ihre Besetzung aller 6 Jahre durch neue Wahl der Stadtverordneten. 1831 ward übrigens vorerst ein Oberbürgermeisteramt hierselbst creirt, welches zunächst der aus Dresden herübergekommene Dr. Schaarschmidt bekleidete, Letzterer resignirte jedoch schon nach den Augustunruhen wieder, wahrscheinlich — wie Große meint — „beleidigt dadurch, daß man seinen guten Willen, der Stadt zu nützen, nicht für die That nahm", und so kam jenes Amt oder jener Titel gleich auch wieder in Wegfall; dagegen wurde 1838 die Einrichtung noch einer zehnten besoldeten Rathsstelle verlangt, von den Stadtverordneten aber die Einwilligung hierzu verweigert und durch Entscheidung des Königs die Zahl dieser Stellen für die Zukunft auf 9 beschränkt (incl. Bürgermeister und Vice-Bürgermeister). Bestimmte Angelegenheiten stehen der Entschließung des gesammten Rathscollegiums, unter Conferirung der Stadtverordneten, zu, z. B. die Erlassung neuer Patente, die dem Rathe zustehenden Amtsbesetzungen, sofern sie nicht einzelnen Sectionen übertragen worden sind, Verfassungsangelegenheiten der Stadt und Gerechtsame des Raths, Berathung über Vorstellungen gegen die Beschlüsse einzelner Sectionen, Einsicht in Dinge über den städtischen Verwaltungsplan vor Communication mit den Stadtverordneten, Bestimmungen über die zur Stadt gehörenden Güter, Genehmigung von Ausgaben über den festgesetzten Etat, Durchsicht der Rechnungen, Contrahiren von Stadtschulden u. s. w. Außerdem theilt sich der Rath in zwei

Sectionen. Die erste umfaßt alle Personalsachen, das Finanzwesen überhaupt und insbesondere die Verwaltung des Stadtververmögens, Kirchen-Schul-Stiftungs- und Verfassungssachen, allgemeine Handelsfragen, Bürgersachen, sowie das öffentliche Bauwesen (Vorsitzender der Bürgermeister), die zweite dagegen umfaßt die gesammte Wohlfahrtspolizei, die Innungs- und Gewerbeangelegenheiten (Vorsitzender der Vice-Bürgermeister).

Was die damals noch städtischen Gerichte anlangt, so bestand das Stadtgericht aus einem Stadtrichter und fünf Mitgliedern, die vom Stadtrathe unter Berücksichtigung der Wünsche der Stadtverordneten gewählt und später noch vermehrt wurden. In sein Bereich gehörten alle Geschäfte des früheren Stadtgerichts, des Handelsgerichts, der Vormundschaftsstube 2c. Die Verwaltung der peinlichen Gerechtigkeitspflege war Sache des vereinigten Criminalamtes der Stadt Leipzig; seine Verfassung blieb die frühere, nur daß der königliche Präsident in Wegfall kam. An der Spitze standen ein Stadtrath als Criminalrichter und ein anderer als Vice-Criminalrichter. Für alle Rechtssachen der zur Stadt Leipzig gehörigen Ortschaften ward ein eigenes Gericht, das Landgericht des Leipziger Rathes bestellt. Dies Gericht trat seit dem 19. April 1831 an Stelle der früheren Landstube; der frühere Landschreiber erschien, zum Landgerichtsdirector erhoben, als Justiz- und Polizeirichter für alle zur Stadt Leipzig gehörige Ortschaften.

Die neue Städteverfassung verband bekanntlich mit der überall neu organisirten Gerichts- und Verwaltungsbehörde auch das wohlthätige, wesentlich dazu gehörige Institut der Stadtverordneten. Aber auch dies Institut trat in unserem Leipzig noch vor Einführung der neuen Städteordnung, und zwar am 7. October 1831 ins Leben, an Stelle der früheren Communrepräsentation (letzter Vorsteher derselben Ordinarius Günther). Demzufolge zählt man nun, einschließlich eines Vorstehers und Vice-Vorstehers (zuerst des Dr. jur. Groß, früheren Senators, und des Handlungsdeputirten Wilh. Seyfferth) 60 Mitglieder in diesem Institute, welche theils aus der Classe der ansässigen Bürger (30), theils

aus der Classe der unangesessenen Bürger, und zwar in einer bestimmten Anzahl vom Handelsstande (15) und in einer dergleichen ohne Unterschied des Standes und Gewerbes, nebst einer Anzahl Ersatzmänner gewählt werden. Die Wahl erfolgt nach den Bestimmungen der allgemeinen Städteordnung durch die von den stimmberechtigten Bürgern ernannten Wahlmänner. Die Wirksamkeit der Stadtverordneten erstreckt sich auf 3 Jahre und es scheidet in der statutenmäßig festgesetzten Zeit jedesmal ein Drittel nebst den Ersatzmännern aus. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich factisch vorzüglich auf Controlirung des Stadthaushaltes und die Befugniß, die Mitglieder des Rathes zu ernennen. Durch einen Beschluß vom 26. October 1831 ist ein Ausschuß von 6 Stadtverordneten (die Wahldeputation) ernannt worden, dem es obliegt, die verschiedenen Deputationen aus der Mitte der gesammten Stadtverordneten zu ernennen, welche die verschiedenen Geschäftsverhältnisse zu durchforschen, zu ordnen, zu begutachten und zum Vortrag zu bringen haben. Die Sitzungen der Stadtverordneten sind öffentlich, sobald nicht Rücksichten die Schließung der Tribünen gebieten. Ihre Verhandlungen werden durch den Druck, namentlich im Tageblatt, bekannt gemacht. Das Collegium hat einen besonderen Archivar. Die Sitzungen erfolgen im Saale der 1. Bürgerschule.

Doch gehen wir weiter in der Neugestaltung Leipzigs, sehen wir auch, was von Seiten der Regierung, theils für Sachsen überhaupt, theils speciell für unsere Stadt geschah. Nur kurz wollen wir Eingangs erwähnen, daß zufolge der neuen Landesverfassung Leipzig die erste Kammer der Ständeversammlung mit einem Deputirten Seitens der Universität, mit dem Superintendent und seinem Bürgermeister beschickt, während unter den fünf Vertretern des Handels und Fabrikwesens, die in der zweiten Kammer sitzen, auch ein Leipziger Kaufmann sich zu befinden hat und außerdem die hiesige Bürgerschaft im Allgemeinen und Ganzen auch noch einen Abgeordneten in die letztgenannte Kammer sendet. — Die gleiche Verpflichtung jedes Unterthans zur Vertheidigung des Vaterlandes, welche die Verfassungsurkunde aussprach, erstreckte sich nun natür-

lich auch über die bisher davon Ausgenommenen, und traf so auch die Leipziger Studentenwelt.

Ein anderer Paragraph der Verfassungsurkunde, welcher die Aufhebung privilegirter Gerichtsstände decretirte, hatte auf Leipzig ebenfalls den wesentlichsten Einfluß. Das Gesetz trat 1835 in Kraft und schloß mehrere Dikasterien unsrer Stadt. Zuerst den Schöppenstuhl, dieses wegen seines hohen Alters so ehrwürdige, wegen seiner strengen Urtheile so gefürchtete Spruchcollegium. Wir bemerken, daß die Schöppen, nichts als ein Spruchverein, in bürgerlichen und peinlichen Sachen Recht sprachen, und daß namentlich die königlichen Aemter an ihr Urtheil gewiesen wurden. In Folge der Errichtung neuer, bald zu erwähnender Justizbehörden stellte der Schöppenstuhl im obenerwähnten Jahre seine Wirksamkeit ein. Ein gleiches Schicksal erfuhr das Oberhofgericht, das von 1822 ab nur noch als erste Instanz für die Schriftsassen existirte; es ward 1835 auch feierlichst geschlossen. Und fast gleichzeitig hörte endlich die Thätigkeit des Consistoriums auf, die Ehesachen wurden den Justizbehörden überwiesen, Kirchen- und Schulangelegenheiten übernahm die Kreisdirection (s. w. u.) mit dem Beisitz geistlicher Behörden. Andere den Consistorien zugehörig gewesene Angelegenheiten übernahm das neu errichtete Landesconsistorium. Auch das Universitätsgericht verlor fortan seine Gerichtsbarkeit insofern, als sie sich bisher auch über Akademiker erstreckt hatte, welche nicht mehr wirkliche Studenten (actu studentes) waren. Hingegen wurde das Wirken der städtischen Behörde dadurch, daß ihr alle diese früheren Eximirten überwiesen wurden, erweitert, und auch bei dem Kreisamt trat derselbe Fall ein, indem alle die von der Patrimonialgerichtsbarkeit Ausgenommenen, namentlich die bisher vor dem Oberhofgericht Recht gefunden hatten, an dasselbe gewiesen waren. Dagegen trat nun an die Stelle der in Wegfall gerathenen Dikasterien 1835 das Appellationsgericht als eine der vier Mittelbehörden, die zu Dresden, Leipzig, Zwickau und Bautzen für Justizsachen errichtet wurden. Es bildet, vornehmlich durch das Gesetz vom 28. Januar 1835, in Criminal- und Civilsachen

die zweite, gleichfalls erkennende Instanz, nur in gewissen Fällen auch die erste. Als oberster Gerichtshof steht über ihm das Oberappellationsgericht zu Dresden, als beaufsichtigende Behörde das Justizministerium.

Eine der wichtigsten, auf Leipzig unmittelbar influirenden Anordnungen jedoch wurde unter dem 22. Januar 1835 gesetzlich bestimmt und am 6. April desselben Jahres ins Leben gerufen; es war die neue Eintheilung des Landes und die Creirung verwaltender und gerichtlicher Mittelbehörden, der vier Kreisdirectionen nämlich, ebenfalls in Dresden, Leipzig, Zwickau und Bautzen. Der Bezirk der Leipziger Kreisdirection besteht aus 3 Amtshauptmannschaften und begreift die Aemter Leipzig, Pegau, Borna, Rochlitz, Colditz, Nossen, Leisnig, Grimma, Mutzschen, Wurzen, Mügeln mit Sornzig, Oschatz, die fürstl. und gräfl. Schönburgischen Lehnsherrschaften, Penig, Rochsburg und Wechselburg. Die Behörde besteht aus einem Kreisdirector und mehreren Regierungs- oder auch Supernumerar-Regierungsräthen (jetzt 6 an der Zahl). Für Steuersachen hat ein Kreissteuerrath Sitz und Stimme in der Kreisdirection; für die äußeren Kirchen- und Schulsachen, für die Aufsicht über Kirchen- und Schuldiener nach ihrer Amtsführung, für das Volksschulwesen, die Anordnung der nöthigen Prüfungen, für Stiftungen und Kirchenvermögen, für die Censur (so lange diese letztere noch bestand) sitzt jeder Kreisdirection ein Kirchen- und Schulrath bei, der mit dem Director und einem anderen Mitgliede zugleich die Kirchen- und Schuldeputation bildet. In gleicher Weise übt der Kreisdirector auch auf die Universität unmittelbaren Einfluß, insofern er bei derselben Regierungs-Bevollmächtigter ist.

Wir haben oben die so ziemlich letzten Bestände des Oberhofgerichts, des Schöppenstuhls und des Consistoriums verzeichnet, dagegen waren die ersten Bestände der neucreirten königl. Behörden folgende. Kreisdirector zu Leipzig wurde der Geh. Regierungsrath Dr. v. Falkenstein in Dresden (der jetzige Cultusminister), Mitglieder des Collegiums der Kreisdirection waren zunächst v. Broizem, Dr. Dörrien, Ackermann (als Regierungsräthe), v. Mangoldt (als Super-

numerar=Regierungsrath), ferner Kirchen= und Schulrath Dr. Meißner, Amtshauptmann v. Oppell (in Borna), Kreissteuerrath Gottschalch, Kreisamtmann Hofrath Kunad. Dagegen das Appellationsgericht hatte zum ersten Präsidenten den Hofrath Dr. Sickel (früheren Bürgermeister von Leipzig, s. oben), sowie zu Appellationsräthen Dr. Beck, Dr. Schreckenberger, Dr. Haase, Dr. Schmidt, v. Salza und Lichtenau, Du Chesne und Edler v. d. Planitz.

Und schließlich erwähnen wir auch noch die durch Gesetz vom 17. März 1832 ausgesprochene Ablösbarkeit aller Frohndienste gegen Entschädigung der Berechtigten, weil sie auch auf Leipzig seiner vielfachen Besitzungen wegen nicht ohne unmittelbaren Einfluß blieb, so wie das Gesetz über Aufhören des Gesindezwanges mit den Jahren 1836.

Wie nun dergestalt Leipzig reicher an Behörden wurde, so ward auch seine Bewohnerschaft reicher an Sinn für das Gemeinwesen, die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten lebhafter, die Presse kühner und die Discussion über städtische und staatliche Fragen in öffentlichen Blättern beliebter — wie große, einst nicht geahnte Fortschritte dies Alles dann noch gemacht hat, bis man da anlangte, wo die Gegenwart steht, wissen unsere Leser; wir können es im Einzelnen freilich hier nicht verfolgen. Doch wie anregend die politischen Umgestaltungen bei dem Blutumlauf in der Bevölkerung sich bewiesen, war das doch nur wie der Reiz, den der Wein dem Nervensystem giebt; die Kraftfülle materiellen Wohlseins, allerdings durch die neuen staatlichen Formen ungemein gefördert, kam zumeist aus anderen Quellen. Noch lag der Handelsverkehr darnieder, gelähmt durch preußischen Grenzzoll; der Versuch eines mitteldeutschen Zollverbandes 1828 hatte sich nicht fruchtbar bewiesen; Zutritt zum preußischen Zollverband hatte bei einem Theil der Leipziger Kaufmannschaft und auch der übrigen städtischen Bevölkerung eifrige Widersacher, es gab Befürchtungen von Unsegen, der daraus erwachsen würde; dem beschränkten Gesichtspunkte Einzelner, die besonders schwarz sahen, mochte sich auch noch immer etwas Antipathie ge=

gen Preußen, das die Hälfte Sachsens an sich genommen, zumischen. Doch die Ständeversammlung entschied sich am 30. März 1833 für den Zutritt; in Ausführung kam dieser am 1. Januar 1834, und damit ward ein Act der fröhlichsten Wiedergeburt des Sächsischen, hauptsächlich des Leipziger Gewerbes und Handels ins Leben gerufen. Wachsthum und Fortschritt auf der neuen weitgedehnten Bahn kam zum besten Gedeihen, und bald gesellte sich zu den städtischen Behörden auch eine rasch sich mehrende Vertretung der Handelsinteressen außersächsischer Staaten in den Consulaten, die bei festlichen Gelegenheiten auch gleich einem diplomatischen Corps hervortraten. Was schon seit der Neuerung staatlicher Formen begonnen hatte, vielfältige Schöpfung und Umgestaltung gewerblicher Etablissements, machte jetzt einen merklich beschleunigten Fortschritt. Leipzig, bisher nur in geringem Maß Fabrikort, hatte bald neben seinen Wachstuch-, Tabaks- und Cigarren-, Flügel- und Pianofortefabriken ꝛc. seine Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, seine Pfaffendorfer Kammgarnspinnerei (begründet 1830 in dem als Lazareth 1813 erbauten großen Hause, von einem Actienverein erworben 1836), seine Rauchwaarenfärbereien und Pelzwaarenlager zu rühmen. Hohe Fabrikessen begannen in den Vorstädten sich zu erheben. Eine Handelsschule (auf dem Königsplatz, eigenes Gebäude) ward 1831 durch die Kramerinnung begründet (Director Aug. Schiebe), eine Buchhändlerbörse 1834 (auf dem Terrain der zum großen Fürstencolleg in der Ritterstraße gehörig gewesenen Bursa Bavarica), die Leipziger Bank 1838 (zuerst im Hartungschen Hause am Markt, dann im Börsengebäude auf dem Naschmarkt, jetzt in eigenem Hause auf der Klostergasse — Vorsitzender zunächst Kramermeister Poppe, jetzt Bankier Becker, Vollziehender Friedr. Hermann) ꝛc.

Von der Zunahme des Unternehmungsgeistes und des die Mittel zur Ausführung gewährenden Wohlstandes zeugten hauptsächlich die rasch und stolz sich erhebenden Neubauten; hier wetteiferten Staatsregierung, Stadtbehörden, Universität und Private mit einander. Die inneren Stadtthore und Pforten wurden mit

Ausnahme des schönen Petersthores, das erst später fiel, niedergeworfen und außerdem noch zwei Ausgänge nach der Promenade zu geschaffen (vom Thomas- und Neukirchhof her, letzterer die sogenannte Geisterpforte); an die Stelle des dicken Zwingerthurms am Grimmaischen Thore trat Felsches weltberühmtes Café français (vielleicht das eleganteste in Deutschland); am Ranstädter Thore entstand der Blumenberg neu in seiner jetzigen so stattlichen Gestalt; in dessen Nähe, auf den Stätten der goldnen Gans und des schwarzen Bären, die Tuchhalle; ein neues Schützenhaus ward 1834 eingeweiht (wie wir schon w. o. andeuteten, auf Grund und Boden des ehemals Schindlerschen Vorwerks vor dem Hinterthore); das Augusteum (da, wo früher die Pomeriana (Theil des alten Paulinums) und das 1578 errichtete Zwingergebäude, welches auf seinen Tabulaten eine Anzahl Wohnungen für Studirende enthielt) wurde am 3. August 1836 der Universität übergeben; ein neues staatliches Gebäude für Post, Kreisdirection &c. ward 1836—38 aufgeführt (an Stelle des unscheinbaren, baufällig gewordenen „weißen Schwans" an der Ecke des Grimmaischen Steinwegs); in der Petersvorstadt, auf dem Peterssteinweg, ließ sich Stadtrath Dr. Herm. Härtel durch den Dresdner Architekten Woldemar Hermann das „römische Haus" erbauen (mit den Prellerschen Wandgemälden nach der Odyssee). Erbauer des Augusteums, der Post, der Buchhändlerbörse &c. war der Baudirector Albert Geutebrück. In bei weitem ausgedehnterem Maß aber bewies die Progression der Bauwerke sich in den Vorstädten, und hier war es den Gärten beschieden, jenen Raum zu geben. Die damit sehr verminderte Ergötzlichkeit der Stadtbewohner, ein Plätzchen im Freien zu haben, wurde aber schon 1832 durch die Anlegung von Gärten im Johannisthal (der einstigen Sandgrube vor dem Hospitalthor) gut gemacht, ein überaus dankenswerthes Unternehmen des Stadtraths (besonders des Dr. Seeburg), dessen riesige Fortschritte in den folgenden Jahrzehnden das Johannisthal zu einem der freundlichsten Denkmäler bürgerfreundlicher Gesinnung gemacht haben. Hier findet jetzt, seitdem (etwa 1831 zuerst) die Sitte des Bekränzens der Gräber am Johannis-

tag Platz griff, ein heiteres Volksfest am selben Tag statt, welches wohl als Nachfolger des Bürgeraufestes zu bezeichnen ist, und ebenso wird hier das vom Stadtrath Gehler schon früher ins Leben gerufene Kirschfest der Armenschulkinder abgehalten. Wenn nun früherhin in den großen Gärten einzelne Plätzchen mit Gartenhäusern vermiethet worden waren, so kam nun der Häuser- und Straßenbau an die Reihe (s. w. u.).

Der Gang des Fortschritts war also schon rasch, aber einen mächtigen und über alle Erwartung folgenreichen Anstoß gab ihm noch die Dampfkraft mit dem Bau von Eisenbahnen. Die verrufene gelbe Kutsche auf der Leipzig-Dresdner Straße war allerdings schon nicht mehr so gar schlimm, wie früher, die Posten hatten sich vervollkommnet, auch gab es (um 1823 schon) Eilposten, doch nur für eine beschränkte Zahl von Passagieren: da ward das Beispiel von England, Belgien und Fürth anregend für die Anlage einer Leipzig-Dresdener Eisenbahnlinie. 1833 war Friedrich List von Amerika nach Deutschland herübergekommen. Er war noch nicht der berühmte Nationalökonom und Wortführer der Schutzzöllner. Man hielt ihn für einen Projectenmacher, wozu er durch sanguinische Leidenschaftlichkeit selbst einen gewissen Anlaß gab. In politischer Beziehung galt er für anrüchig; kurz vorher hatte der Hamburger Senat sich ihn als nordamericanischen Consul „wegen seiner Verbindungen mit der ultraliberalen Partei in Deutschland“ verbeten. In Altona hatte List das „Staatslexicon“ gegründet und ging von da nach Leipzig, um für eine Eisenbahn zwischen den beiden Hauptstädten des Landes zu wirken, die er als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems auffaßte. Er fand den Boden gut vorbereitet. Man hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Leipzig einer Eisenbahn bedürfe, wenn es nicht von den nahen Elbstädten überflügelt werden solle. Doch waren es immer nur einzelne Köpfe, in denen dieser Gedanke arbeitete, und man wagte sich mit dem Plane nicht so recht heraus. List erschien und agitirte so unermüdlich und kühn, daß er Alles anfeuerte und ermuthigte. Vier Leipziger Männer, Wilhelm

Seyfferth, Albert Dufour-Feronce, Gustav Harkort und Carl Lampe, setzten sich mit List zuerst ins Vernehmen, Kreisdirector v. Falkenstein erwarb sich das große und wesentliche Verdienst, Jenen bei der Regierung freie Hand zu schaffen. Vorsitzender des nun bald niedergesetzten Ausschusses ward Gustav Harkort, der später langjährige, hochverdiente Director der Bahn. Mit stürmischem Zudrang wurden Actien gezeichnet. Der Bau begann 1836, eröffnet ward die ganze Bahnstrecke am 7. April 1839. Dresden und Leipzig waren nun enger mit einander verknüpft, bald folgten Extrafahrten, man sah Hunderte von Dresdnern auf Tagesbesuch in Leipzig, noch zahlreicher wurden die Besuche in Dresden und der sächsischen Schweiz. Sonst ward Pfingsten die Messe der Leipziger Lohnkutscher zu Fahrten in das Schönburgische, nach Thüringen oder nach Wörlitz genannt: Alles hat seine Zeit. Bald darauf nahm Leipzig Antheil an der Magdeburger Bahn, die 1840 eröffnet wurde; aus eigenen Mitteln aber begann es den Bau der Sächsisch-Baierischen Bahn, die nachher, weil jene nicht zureichten, von der Staatsregierung übernommen wurde; auch hierbei wirkte Kreisdirecto v. Falkenstein in hervorragendster Weise mit. Eine Verbindungsbahn folgte 1851, eine Bahn von Leipzig über Korbetha zur Einmündung in die thüringische Bahn 1856, eine Bahn nach Berlin 1857. Eine ungemein belebende und fördernde Rückwirkung der nun bestehenden großen Organe des Verkehrs, mit ihrer Verzweigung zu den Bahnen von Riesa nach Berlin und Chemnitz, von Dresden nach Schlesien und Prag ꝛc., auf die Handelsbewegung in Leipzig ergab sich unverzüglich; sie erklärt sich genugsam aus der Wahlverwandtschaft zwischen den verschiedenen Arten der Bewegung, eine ruft die andere hervor, Bewegung ward zum Pulsschlage des gewerblichen Lebens in zahllosen Richtungen.

Diese Prosperität wurde durch die Stürme der Jahre 1848 und 1849 zwar unterbrochen, aber nach deren Beilegung offenbarte sich, daß weder ein Stillstand der Bewegung, noch viel weniger ein Rückschritt eingetreten sei. Vorwärts blieb der Wahlspruch für Leipzig, und zum Organ beschleunigter Bewegung der Gedanken zur Mittheilung im Verkehr säumte Leipzig auch nicht, sich den

elektromagnetischen Telegraphen anzueignen. Ja, auch ein neuer Krieg (der von 1866) und die Cholera hat uns nicht aufhalten können (s. die Ergänzungen).

Die rapide Zunahme von Bauten in und neben der Stadt, hat ebenso den augenfälligsten Zusammenhang mit der Vermehrung der Bewohnerschaft. Von 54,519 Köpfen im Jahre 1843 war die Bevölkerung 1851 auf 66,686, 1862 auf 74,209, 1864 auf 85,791 gestiegen, nach der Volkszählung am 3. December 1867 aber zählt sie gar 91,780 Köpfe, so daß sie sich den 100,000 mit Riesenschritten nähert. Das Bedürfniß von Bauten zu Wohnungen und zum Behuf gewerblicher und öffentlicher Anstalten stieg mit der Personenzahl der Bevölkerung, während der Zollverband und der Eisenbahnverkehr Niederlagen, Schuppen rc. hervorriefen. Im Jahre 1843 ward die Häuserzahl auf 1950 angeschlagen; bis zum Jahre 1851 waren über 1000 neue Gebäude entstanden; 1862 zählte man (Pfaffendorf und Kuhthurm einbegriffen) 2140 Stadt-Gebäude, jetzt ist die 3000 bald erreicht. Mancher prophezeihte, daß die mit etwas leidenschaftlichem Ungestüm hervortretende Baulust auf Speculation sich empfindlich bestrafen werde, doch siehe! die Bewohner blieben nicht aus, und so viel Gebäude auch immerhin entstanden, so zahlreich waren auch die Miether. Es war wie mit den Passagieren, die mit Anlage und Vermehrung der Eisenbahnen wie aus der Erde wuchsen. Auf das englische Comfort, das für eine Familie ein besonderes Haus allein zu haben liebt, ward wenig oder gar keine Rücksicht genommen; man baute große Häusermassen, in denen außer den Bewohnern auch für ihr Gewerbe, für Production und Fabrikation und Handelsgeschäft Raum sein sollte. Dabei behielt im Ganzen die innere Stadt den Vorzug der Centralisation der Waarenlager und Verkaufslocale; zum Wohnen aber richtete sich das Streben mehr und mehr in die Vorstädte; man wollte möglichst freie Luft haben. Doch auch eine ansehnliche Zahl von Buchhandlungen wurde in die Vorstäde — hauptsächlich die östliche; die Königsstraße mit ihren Umgebungen ist in der That das eigentliche Buchhändler-

viertel — verlegt. Auf geschmackvolle Außenseite wurde bei nicht wenigen Bauten gesehen. Die Zahl der Straßen mehrte sich; neben den zum Theil langgedehnten wurden auch als Analogon der verkürzten Zweigeisenbahnen viele kleinere Durchschnittsstraßen eröffnet; man konnte der Wege nicht genug haben. Bei gänzlich veränderter Bestimmung oder Gestalt vieler älterer Straßen wollten auch viele ihrer alten Namen nun nicht mehr passen, und so vollzog sich 1838 eine tief und weitgreifende Namensumtaufung mit unseren Verkehrswegen.

Eine Wanderung durch die Stadt und Vorstädte, seit 1843 bequemer gemacht durch stattliche Trottoirs und durch Besserung des Pflasters auch in den Fahrwegen (wobei die alten studentischen Zankäpfel die „breiten Steine" fielen) und auch bei Nacht durch Gasbeleuchtung seit 1837 unterstützt, mag uns, um weiter fortzufahren, wo wir auf S. 456 stehen blieben, zunächst im Inneren der Stadt zu dem nach schreckbarer Feuersbrunst 1845 (dem letzten bedeutenden Brande in unserer Stadt seit jener Zeit) aus dem Schutt großartiger und prächtiger als zuvor erstandenen Hotel de Pologne und manchem großartigen Neubau auf dem Brühl führen (Kramstasches Haus, Leinwandhalle, Schwabes Hof, Krafts Hof, Lomersches Haus ꝛc.); darauf im früheren Grimmaischen Zwinger (der jetzigen Göthestraße) zu der kolossalen Georgenhalle (1853, wo sonst das alte Frauencollegium), zu den stattlichen, der Universität gehörigen Gebäuden, unter welchen auch das königliche Palais, in der Grimmaischen Straße ebenfalls zu den massenhaften Universitätsgebäude, dem Mauricianum (seit 1848, wo früher die Colonnaden längs der Mauer des sonstigen Paulinerkirchhofes standen). An der Mittagsseite fällt der Blick auf das umfängliche Friedericianum (seit 1844, an der Stelle einer alten Zwingermauer und des früheren Raths-Zimmerhofes) und nach dem Petersthore hin auf die eleganten Neubauten, ja sozusagen Boulevards an der Schillerstraße (seit 1856 ꝛc.), da wo früher das alte Kornmagazin und der Peterzwinger. Der alte verwitterte Marstall hat soeben modernen Baulichkeiten Platz gemacht. Die Pleißenburg hat

1844 zum südwestlichen Eckbau eine geräumige neue Kaserne erlangt. Die Zwinger und Stadtgräben sind insgesammt verschwunden, mit Ausnahme des zu Uebungs- und Turnplätzen, sowie zum Paradeplatz der Garnison eingerichteten Grabens entlang der Pleißenburg. Das Panorama der Vorstädte stellt noch zahlreichere und umfänglichere Massen dar. Die Morgen- und Abendseite haben hier den Vorrang. Dort erhebt sich auf der Stätte von Bose's Garten Bosen-, Linden- und die stolze Königsstraße (1844 ff.), an sie stößt die Thalstraße mit dem Hause des Herausgebers der Gartenlaube, das durch seinen Bau die Aufmerksamkeit anzieht, und die zuletzt entstandene lange Nürnbergerstraße, wo schon Riesenhäuser sich erheben; diese beiden Straßen haben die Oeffnung der nach Osten zu einst lauter Sackgassen bildenden Straßen des Leipziger „wilden Viertels" oder Vogtlandes (Ulrichgasse, Holzgasse ꝛc.) möglich gemacht, wodurch sich alsbald ein heitereres und stattlicheres Aussehen dieser ganzen Gegend (der Friedrichsstadt) ergab, in Folge dessen auch der dort befindliche trübe und unheimliche Kanonenteich verschwand; nordostwärts ist die dritte Bürgerschule und das neue Armenhaus erbaut, zwischen durch erstreckt sich die lange Dresdner Straße (als Fortsetzung des Grimmaischen Steinwegs) mit verschiedenen kaum minder bedeutenden Nebenstraßen bis nach Reudnitz, und links davon breitet sich — zum Theil auf Grund und Boden der parzellirten Milchinsel — die liebliche Marienvorstadt aus, vor der das Kurfürstische Haus wie ein massenhafter Eckpfeiler hingepflanzt ist. Hier (d. h. auf der Westseite) finden wir längs der Pleiße die kolossale Centralhalle (ein großartiges, leider nicht vollständig gerathenes Project des verstorbenen Stadtrath Lurgenstein), daneben die Synagoge (ausgeführt nach Entwürfen des Architekten Simonson, seit 1855), die langgedehnte Häuserreihe in Lehmanns Garten, im vormaligen Reichelschen und Rudolphschen Garten die besonders seit 1842 nach Trockenlegung des sumpfigen Bodens und der trägen Wasser, die ihn durchzogen, durch Dr. Heine's Abtretungen und Baupläne entstandenen bis zur Elster reichenden Häusercomplexe und Straßen, z. B. die Weststraße, in ihren Anfängen im Munde des Volks

wohl auch die Millionärstraße genannt, die längste Straße hier am Ort, mehrere hundert Gebäude zusammen, eine hochragende Neustadt Leipzig mit verschiedenen Brücken über Pleiße und Elster, wo auch die katholische Kirche (seit 1847, erbaut nach Entwürfen des berühmten Heideloff) steht, endlich aber auch die durch den parzellirten Schwägrichenschen und Gerhardschen Garten neu angelegten besonders vornehmen Straßen, wie die Leibnitzstraße (zum Rosenthal hin) und die Lessingstraße (von der Promenade aus nach der Frankfurter Chaussee führend). Das Verdienst dieser letzteren Parzellirungen gebührt vor Allen dem Kaufmann Linnemann. Die Nord- und Südseite sind zuvörderst mit Bahnhöfen ausgestattet, von denen der bairische zuerst eine damals an dergl. Bauten noch ungewöhnliche Stattlichkeit angekündigt hatte. An der nördlichen Seite haben sich umfängliche Gebäude für Lagerung, Zoll, Steuer und stattliche Privathäuser erhoben. Ganz kürzlich erst hat diese Stadtseite auch noch einen neuen Ausgang, zum Rosenthal hin, bekommen: die durch Parzellirung und Wegreißung des Herrmannschen und Lehmannschen (früher Kupferschen) Grundstücks entstandene Pfaffendorfer Straße, und ebenso droht das Schicksal der Parzellirung auch schon der blauen Mütze. An der Mittagsseite führt unsere Musterung uns außer zu dem Römischen Hause nach dem neuen Justizgebäude (ehemals „Stadt Altenburg" im Besitz des Bierbrauers Reinwarth). Außerhalb des vormaligen äußern Petersthores aber kündigt sich neben schon dort befindlichen großartigen und geschmackvollen Bauten, die sich zunächst um den bairischen Bahnhof gruppiren, ein architektonisches Schaffen und Werden an, das dem Vorgang der übrigen Stadtseiten bald nachzukommen verspricht.

Zwischen Stadt und Vorstädten sind die Promenaden Gegenstand der sorgfältigsten Pflege geblieben; neue Zierden derselben sind die nach des genialen Lenné Plan an der Südseite künstlerisch schön angelegten Pflanzungen nebst dem dort aufgeführten Musenberge — daneben des Museums und auf der anderen Seite des Augustusplatzes des Theaters Prachtbau (ersteres nach Entwürfen

des Münchener Professors Ludwig Lange, die Stiftung und Schenkung von Consul Heinrich Schletter, Letzteres nach Plänen des Berliner Langhans). Die bildende Kunst hat auf den Promenaden (resp. im Rosenthal) den aus älterer Zeit stammenden Monumenten des Königs Friedrich August I., Gellerts, Müllers und Hillers die für Sebastian Bach (durch Mendelssohn-Bartholdy), Hahnemann, Thaer, Gellert und Zöllner errichteten Denkmale zugesellt (nach Modellen oder Zeichnungen von Bendemann und Hübner, Steinhäuser, Rietschel und Knaur).

Nachdem nun auch die äußeren, in den 40er und 50er Jahren schon von ihrem alten Ort entfernten und weiter hinaus gerückten Thore und Barrieren gefallen und der Bereich der Gesammtstadt weit ins Feld vorgeschoben worden ist, hat Leipzig sich den benachbarten Dorfschaften dergestalt genähert, daß auf die frühere Annexion der Vorstädte, der Marienstadt und Friedrichsstadt und der übrigen neuen Anbaue, nun auch eine Annexion der Dörfer stattfand. An der Morgenseite sind die sogenannten Kohlgärten schon mit der Stadt zusammengewachsen und das Aufgehen von Reudnitz in Leipzig ist nur eine Frage der Zeit. An der Abendseite, wo sonst das fieberkranke Leipzig eine unheimliche Nachbarschaft in sumpfigem Wiesengrunde hatte, ist Dr. Carl Heine Schöpfer einer überaus vielsagenden Fortsetzung seines Anbaues in Reichels und Rudolphs Garten geworden. In der neuen Wasserstadt als conditor aedium, ist er hier als curator aquarum, structor pontium und strator viarum zu bezeichnen. Davon ausführlich zu reden wäre reicher Stoff. Hier aber mag nur an die von ihm geschaffene Verbindungslinie von Leipzig nach Plagwitz, an seinen Bau von Brücken über die Elster, Erhöhung und Trockenlegung von Wegen über die Wiesen, die Grabung von Canälen mit weitreichenden Plänen, deren Verwirklichung mit steigendem Vertrauen erwartet wird, an seine Betheiligung an der Anlage der Waldstraße, an die Anstalten zu der längst ersehnt gewesenen Regulirung der Wasser und die von ihm vorgeschlagene Veränderung des Betts der Elster nahe bei der Stadt erinnert werden. Ist dabei als

ergötzliche Curiosität nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß man jetzt auf einem Dampfschiffe von Leipzig nach Plagwitz fährt und der Anfang des alten Spottliedes: „In der großen Seestadt Leipzig“ hierdurch fast einen Schein von Wahrheit annahm, so hat Heines Thätigkeit doch besonders in Hinsicht auf Besserung der Luft und des Gesundheitszustandes der Anwohner und auf die Bedeutsamkeit dieser Anlagen für national-ökonomische Aufgaben eine nicht hoch genug anzuschlagende Wichtigkeit. Seinem Wiesenareal südlich zur Seite steht die Gründung eines Parkes durch Bankier Wilhelm Seyfferth (des nach seiner verstorbenen Tochter sogenannten Johannaparkes); nördlich reiht sich Haus an Haus.

Blicken wir nun noch weiter und näher auf das Sinnen und Thun, Wirken und Schaffen der in diesem Rahmen enthaltenen Bewohnerschaft! Bei unserem Augenmerk auf die äußerlichen Verhältnisse Leipzigs mag wieder den materiellen Interessen zuvörderst Rechnung getragen werden. Das Gewerbe, schon durch Zollverband und Eisenbahnverkehr in die lebhafteste Spannung gesetzt, hat durch die Einführung der Gewerbefreiheit einen dem gebieterischen Geiste der Zeit angemessenen Platz zu ungehinderter Verwerthung von Kraft, Mitteln und Geschick gewonnen. Und wie wird sich das noch Alles steigern und ausbreiten, seitdem der norddeutsche Bund Freizügigkeit gebracht und dagegen so manchen alten Zwang und Zopf endlich für immer aus der Welt geschafft hat! Schon zeigt sich, daß nicht blos, dem Wachsthume der Bevölkerung entsprechend, die Zahl der Gewerbtreibenden sich vermehrt hat, sondern daß immer noch neue Gewerbszweige hervortreten. Der Dampf steigt aus einem die Vorstädte bereits fast ganz umfassenden Gürtel hochragender Essen hervor. Der Leipziger Altstädter hat jetzt weit zu gehen, ehe er sich frischer Feldluft erfreuen kann; auch klagt wohl mancher Leipziger, daß die städtische Luft durch diese Gallerie dampfender Essen verunreinigt werde. Was Alles nun zu den schon früherhin ausgezeichneten Gewerbszweigen noch gekommen, ist schon nach den Listen in dem musterhaften Adreßkalender zu ermessen;

als allgemeine Bemerkung aber ist hier beachtungswerth, daß in einer Menge von Erzeugnissen des werkschaffenden Gewerbes Sinn für die Schönheit der Gestaltung und Streben nach ihrer Darstellung sich kundgiebt. Die polytechnische Gesellschaft hat eine wackere Jüngerschaft.

Als bedeutsames Doppelorgan, nach einer Seite seiner Werkthätigkeit dem Gewerbe und den materiellen Interessen angehörig, nach der anderen in seinem hochzupreisenden Ehrendienst, die Schöpfungen des Geistes ins Leben zu fördern und dem Publicum zuzubringen, haben Buchdruckerei und Buchhandel nebst Musikalien-Verlag, Landkartenstich und Vervielfältigung von Werken der zeichnenden Künste, ein ungemein belebtes und von Jahr zu Jahr sich ausbreitendes und füllendes Gebiet auf der gewerblichen Musterkarte Leipzigs eingenommen.

Der Buchdruckerei hat sich auch die Schriftgießerei mit mehreren Officinen, sowie ein großartiger Betrieb der Buchbinderei angeschlossen. Dem Buchhandel aber ist stets eine Menge Literaten mit Bereitschaft und Geschick, literarische Aufträge auszuführen, zugethan gewesen. Das buchhändlerische Geschäft Leipzigs hat auch in Beziehung auf die den Leipzigern von auswärtigen Buchhändlern übertragenen Commissionen trotz der Emancipationsversuche Süddeutschlands und Berlins sich in alter Ausdehnung erhalten — Zeuge die berühmte Bestellanstalt —; der Ostermeßbesuch durch auswärtige Buchhändler nur ist etwas in Abgang gekommen, da das in jene Zeit fallende Rechnungsgeschäft von einer Menge Auswärtiger ihren Commissionären überlassen worden ist. Seit einigen Jahren besteht auch eine Anstalt zum Unterricht für Buchhändler-Lehrlinge (Director zuerst Dr. Paul Möbius, jetzt Dr. Bräutigam).

In dem Handel Leipzigs haben die Messen von ihrer früheren Bedeutung seit dem Eisenbahnverkehr manches, namentlich was ihr Beziehen durch ferne Handelsleute anlangt, eingebüßt, sie haben nicht mehr den vormaligen Stand als Centralisationspunkt. Die Neujahrsmesse hat mehr die Bedeutung eines großartigen Krammarktes; von den Ostermessen und Michaelismessen

sind aber nicht wenige nach Maßgabe der äußeren Conjuncturen doch noch glänzend ausgefallen.

Der Wohlstand Leipzigs ist unverkennbar im Steigen, diesem entsprechend der Bedacht auf gemeinnützige Anstalten und auf Abhülfe der Noth gedrückter Menschheit. Der großen Armenanstalt, die mit den reichsten Spenden bedacht worden ist, stehen allerlei Hülfsvereine, wobei auch die Frauen mitzählen, zur Seite, u. A. eine Speiseanstalt (in der früheren Hauptwache am Königsplatz, angeregt vor Allen durch Stadtrath Felsche); auch wenn auswärts Noth, ist die Ansprache an Leipzig immerdar ergiebig gewesen. Es giebt die verschiedenartigsten Spar-, Pfand-, Vorschuß- und Darlehnsinstitute, Versicherungsanstalten, Kranken- und Sterbecassen &c. &c. Actienunternehmungen u. dgl. Speculationen fehlen selbstverständlich auch nicht.

In der Liebe zu materiellen Lebensgenüssen haben die Leipziger nicht nachgelassen; die Prosperität des Gewerbes hat Ermunterung gegeben, ihnen einen reichlichen Tribut darzubringen; die Localblätter füllen mehr und mehr ihre Spalten mit Ankündigung von Speise und Trank, um nur von dem für Leipzig besonders Charakteristischen zu reden: von Allerlei, Schweinsknochen und „Schlachtfest“, Mockturtle-Suppe, Speckkuchen, bairischem u. a. Bier, Gose &c., wozu auf einer Menge Stätten sich auch Musik oder gar ein Café chantant zu gesellen pflegt. Giebt es nun aber eine Festlust, ein Volks- oder Nationalfest, so geht das Materielle auf das erfreulichste über in das Gebiet wohl berechneter und sicher ausgeführter kunstsinniger Leistungen. Hierin hat Leipzig nicht leicht zu fürchten, von irgend einer städtischen Gemeinde überboten zu werden. Glänzende Beweise davon haben das Buchdruckerjubiläum (1840), das Schillerjubiläum (1859), das große Turnfest und das Veteranenfest (beide 1863), sowie auch der Carneval (1867) gegeben. Ein glückliches Raffinement des Genusses mit bereits ganz großstädtischem Zuschnitt hat sich selbst in manchem Gesellschaftslocal, vor Allem in dem Schützenhause (Carl Hoffmann), dann auch dem Hotel de Pologne (Großberger und Kühl) bethätigt, in welchen beiden

Localen die Feste und Bälle der geschlossenen Gesellschaften stattzufinden pflegen. Höchst geräumige und mehr oder weniger auch elegante Ball- und Festsäle entstanden außer in diesen beiden Gebäuden auch noch in der Centralhalle, dem Tivoli (Stolpe, früher im Posthorn) und dem Odeon. Das älteste dieser Etablissements ist das Tivoli; das Odeon, etwa 1848 erbaut, diente zunächst in den damaligen Revolutionsjahren als Ort für die großen stürmischen Volksversammlungen, die Centralhalle eröffnete ihre Pforten 1851 vorerst mit einer Industrieausstellung. Letztere drei Orte sind an Sonn- und Feiertagen die Stätten der öffentlichen Tanzfreuden, zu denen sich an jedem von ihnen dann wohl mehrere hundert Personen beiderlei Geschlechts versammeln. Selbst so manche der früher insgesammt so schmucklosen und einfachen Bierstuben sieht man nun in so splendide und comfortable Localitäten verwandelt, wie sie z. B. die Thüringer und Dresdner Bahnhofsrestauration, das Eldorado, der Wintergarten, Hotel de Saxe u. a. m. darbieten, womit in Zusammenhang steht, daß alle diese Orte mehr und mehr auch von Damen und Familien besucht werden. Die „Göthestuben" in „Stadt Frankfurt" (Louis Kraft) und Auerbachs Keller (Aug. Haupt) sind sogar, neben ihrer materiellen Bestimmung, wahre Tempel der Kunst (mit ihren Wandgemälden, Porträts, Inschriften und Sinnsprüchen).

Im Gebiete des öffentlichen Unterrichts hat die Universität sowohl durch die Gründung vieler großartiger Institute, als auch durch Besserung, reichere Ausstattung und Erhebung schon bestehender, sowie durch Berufung gepriesener Meister der Wissenschaft, kraft der weisen Fürsorge der Staatsregierung, sich auf eine dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft angemessene Höhe gehoben. — Was hier geschehen ist, hat nach dem Besuche, mit welchem König Johann, an Wissen gleich einem Professor, die Universität 1857 beehrte, Professor Bülau auseinandergesetzt, und hier ist im Ganzen und Einzelnen auf dessen Buch zu verweisen. Eine Königliche Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet am 1. Juli des Jahres 1846 zur Feier des 200jährigen Geburtstages von Leipzigs großem

Sohne Leibnitz), mit der sich die Fürstlich Jablonowskische verbunden, hat Mitglieder auch außerhalb Leipzigs in den gesammten sächsischen Landen. Von den Instituten hat die Universitäts-Bibliothek bei ansehnlich erhöhten Fonds und durch beträchtliche Schenkungen in den letzten 25 Jahren einen Zuwachs von etwa 150,000 Bänden gehabt. Local und Verwaltungspersonal sind in angemessenes Verhältniß dazu getreten. Die zu ihr gesellte Münzsammlung hat sich ebenfalls, hauptsächlich durch das Posern-Klett'sche Vermächtniß, zu einem reichen Schatz gehoben. Das archäologische Museum, gegenwärtig im Friedericianum befindlich, ist durch bedeutende zweckmäßige Ankäufe bereits eine wesentliche Unterstützung archäologischen Lehrzwecks geworden. Die Naturwissenschaften haben sich in noch höherem Maße des Zuwachses von Lehrmitteln in neuen oder vervollkommneten Instituten zu erfreuen gehabt. Da ist hinzuweisen auf das physikalische Cabinet, das zoologische und mineralogische Museum, die pharmakognostische nnd zootomische Sammlung, die physiologisch-chemische Anstalt, das physiologische Institut, drei chemische Laboratorien, ein magnetisches Observatorium, endlich auf die landwirthschaftliche Lehranstalt in Plagwitz und auf die neue Sternwarte (im Johannisthal); auch die Technologie hat ein eigenes Cabinet erlangt. Von den gemeinnützigen ärztlichen Instituten, die ihre wissenschaftlichen Pfleger von der Universität erhalten, sind die Hospitalklinik, die Entbindungsschule, die Anstalt für Augenkranke, das Taubstummeninstitut nach wie vor trefflich eingerichtet; mehrere Polikliniken haben sich als sehr wohlthätig bewiesen, desgleichen Dr. Kerns Anstalt für Blödsinnige in Möckern, die Güntzsche Privatirrenanstalt auf dem Thonberg und das Schrebersche (jetzt Schildbachsche) orthopädische Institut. Außerhalb der engeren medicinischen Bannmeile hat reger Eifer zum Schwimmen und Turnen sich mit erfreulichem Erfolge für körperliches Wohl, Kraft, Geschick und Gewandtheit der Glieder bethätigt; hier ist Leipzig auf einen hohen Standpunkt gelangt, seit Kurzem giebt es sogar zwei Turnvereine. Von den beiden oberen Facultäten hat die juristische seit Einsetzung eines

Spruchcollegiums (1846—1855) einen großen Theil ihrer Competenz eingebüßt. In mittelbarem Zusammenhange mit dem Gustav-Adolfs-Verein (ins Leben gerufen bei Gelegenheit der Einweihung des Denkmals auf dem Lützner Schlachtfelde 1832, auf Anregung besonders von Seiten des Superintendenten Großmann) und der Missionanstalt hat die theologische Facultät Antheil an deren Verbreitung in fernen Landen. Die Zahl der Studirenden hat nach mehrjähriger Minderzahl sich wieder auf über 1000 gehoben. Unter Theilnahme mancher Mitglieder der Universität hat die naturforschende Gesellschaft, die ökonomische Societät, die deutsche Gesellschaft für Forschung und Bildung sich auch fernerhin noch wirksam bethätigt; neu entstanden z. B. ein Verein von Freunden der Erdkunde, ein Uebungsschulverein, Privatschullehrerverein, Zahnärztlicher Verein u. s. w.

Der städtische öffentliche Unterricht ist dem Bedürfniß einer angewachsenen Bevölkerung in Mehrung und Ausstattung von Schulen nachgekommen; den älteren zwei Bürgerschulen (die zweite eröffnet 1839) ist eine dritte 1849, eine vierte 1862, eine fünfte 1864 gefolgt; auch eine Realschule besteht schon seit 1834; die Armenschulen und Freischulen haben sich vermehrt und ausgezeichnete neue Locale erhalten; als Privatanstalten lassen sich mehrere Lehrinstitute (das Teichmann'sche, Fischer'sche, Barth'sche, Smitt'sche 2c.) und auch ein modernes Gesammtgymnasium (begründet vom verstorbenen Direktor Hauschild — jetziger Leiter Dr. Zille), sowie eine Lehranstalt für erwachsene Töchter zur Ausbildung für den kaufmännischen Geschäfts- und Gewerbsbetrieb (begründet von Dr. Fiebig) empfehlen. Außer der obgedachten Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge haben sich mit weiterer Ausdehnung in der Tendenz Schulen und Vereine für käufmännische und gewerbliche Bildung gestaltet, auch ist eine Volksbibliothek eingerichtet worden; populäre Vorträge für ein gemischtes Publicum haben seit Jahrzehnten Jahr für Jahr stattgefunden. Kinderbewahranstalten, Kindergärten zählt Leipzig in erfreulicher Zunahme, seitdem die erste 1834 von der „Vertrauten Gesellschaft" eröffnet wurde. Eine Pestalozzistiftung hat eine

wohlthätige Wirksamkeit bewiesen, ein neues stattliches Waisenhaus ist erbaut worden.

Die populäre und schöne Literatur hat hinfort ihre zahlreichen Pfleger, Gönner und Geweihten theils in Mitgliedern des Lehrstandes, theils in nicht amtlich angestellten Schriftstellern gehabt. Es existirt ein Schriftstellerverein und (seit 1840) der Schillerverein (der das erste deutsche Schillerfest feierte) nebst dem Leipziger Zweigverein der deutschen Schillerstiftung. — Sinn für schöne Kunst hat, wie oben bemerkt, bei Bauten und Geräthsbildung sich offenbart. In den Schranken der nur zu ästhetischem Genuß schaffenden oder darstellenden Künste hat die Musik seit Mendelssohns glänzender, europäisch berühmter Leitung der Gewandhausconcerte das Principat gewonnen; neben jenen bildete sich, wie wir schon sahen, bei wachsender Fülle der Musikfreunde ein zweites Concertinstitut in der Euterpe, darauf noch ein Dilettanten-Orchesterverein u. s. w.; eine ansehnliche Zahl reichbesetzter Vereine oder Chöre für Instrumentalmusik zu Erhöhung gesellschaftlicher Lust an öffentlichen Orten ist an die Stelle der vormaligen Stadtpfeiferzunft getreten. Für den Gesang hat der schon 1822 gegründete Paulinerverein unter seinem jetzigen Dirigenten Dr. Langer noch sich ungemein ausgebildet; er zählt jetzt über 100 Mitglieder. Ueber Leipzig hinaus hat auch der große Zöllnerbund Ruf erlangt und in dem Carl Riedel'schen Verein der Kirchengesang ein preiswürdiges Organ gewonnen. Das 1843 auf Anregen Mendelssohns und des Adv. Schleinitz mit einem Legat des Oberhofsgerichtsrathes Blümner gestiftete Conservatorium der Musik hat sich zu einer Musteranstalt für musikalische Bildung erhoben (Dank besonders dem Advocat Schleinitz). Das Theater hat tüchtige Kräfte verwerthet, die mitunter noch wieder an die glänzende Zeit Küstners erinnert haben. Die Eröffnung des neuen prächtigen Theaters auf dem Augustusplatz gegenüber dem Museum (da, wo früher Schneckenberg und Wasserfall) steht in Aussicht. Malerei und bildende Kunst genossen geraume Zeit lang bei weitem mindere Gunst, als Musik und Theater, beim großen Publicum; doch waren oder sind

noch außer in der Löhr-Keil'schen und Speck'schen besonders in der Schletter'schen Gemäldesammlung, dann auch den Clauß'schen, Demianischen, Lampe'schen u. a. Sammlungen schätzbare Kleinode zu schauen; die Bildung eines Kunstvereins im Jahre 1837 war ein mächtiger Fortschritt, Del Vecchio's (Otto Süßmilchs) permanente Gemäldeausstellung (seit 1848) ging dem zur Seite; ein herrlicher Gewinn aber ward das städtische Museum, in welchem die Schletter'sche Sammlung ein Hauptstück ausmacht. Auch die Plastik hat in Leipzig in Knaur und seinem Schüler Albrecht zwei glücklich gestaltende Künstler zu rühmen, speciell im Fache der Holzbildhauerei glänzt Franz Schneider, als Architekten wirken (nach Geutebrücks Wegzug) mit vielen Ehren ein Mothes, Lipsius, Aeckerlein, Dost &c., als Maler &c. werden auch außerhalb Leipzigs ein Jäger (Direktor der Akademie), Hennig, Georgy, Leutemann, Kretschmer, Claßen, Souchon, Bey, Brasch, Schieferdecker, Sprosse &c. mit Achtung genannt.

Ist es nun unverkennbar, daß Leipzig nach Umfang, Bauten, Bevölkerung, gewerblicher und geistiger Thätigkeit zu dem Gepräge einer Großstadt mit raschem Schritte sich bewegt, so kann es auch nicht fehlen, daß der Ton des Gesellschafslebens Eindrücke davon angenommen hat. In der That ist die specifische Eigenthümlichkeit des alten Leipzig im Abscheiden, ein Ueberrest von Beschränktheit der Kleinstädterei kommt nur hier und da noch zum Vorschein. Die durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete, im Zusammenhange mit den Fortschritten des Auslandes stehende Bildung geht über die Schranken des städtischen Weichbildes hinaus, in höheren Kreisen grenzt sie an das Weltmännische. Vorwärts aber ist die Losung für die gesammte Bewohnerschaft und der Trieb der Bewegung läßt das Altväterliche in engen Räumen zurück! —

Wir wollten, unserem Versprechen gemäß, vorliegendes Werk durchaus auf den von Anfang an ihm bestimmten Raum beschränkt halten und mußten deshalb uns freilich genügen lassen, von den letzten, den historischen Stoff geradezu massenhaft aufhäufenden Jahrzehnten nur ein zusammenfassendes Bild in oft flüchtigen

Umrissen oder wohl gar blos Andeutungen zu entwerfen — wozu wir, um dies beiläufig zu sagen, einen vom verstorbenen Prof. Wachsmuth gelegentlich geschriebenen Journalaufsatz gleichsam als Rahmen benutzten; einige Ergänzungen hierzu bringen nun noch die folgenden Seiten, der Verfasser erklärt aber schon hier ausdrücklich, daß er sich vorbehält, von 1868 an in zwanglos erscheinenden Heften ein „Jahrbuch für Geschichte Leipzigs" herauszugeben, wodurch er vor Allem auch in den Stand gesetzt werden will, in verschiedenen einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen oder auch vielleicht in einer neuen, erschöpfenden Gesammtdarstellung unser gegenwärtig letztes (8.) Capitel näher auszuführen.

Wir beginnen nun die verheißenen Ergänzungen:

Zu S. 434: In Form einer (vielleicht nicht wesentlichen) Nebenbemerkung stehe hier noch die Notiz, daß der in der Erckelschen Villa in Reudnitz eingedrungene Pöbel seine Wuth sogar an ein paar unschuldigen Thieren ausließ; auch ein vorgefundener zahmer Affe und ein schöner Papagei wurden erwürgt. — Nachträglich sei bemerkt, daß die Vettersche Villa in Reudnitz, welche Napoleon vor der Schlacht bewohnte, jetzt das Bärwinkelsche Grundstück auf der Kapellenstraße ist.

Zu S. 435: Um einem etwa möglichen Mißverstand vorzubeugen, sei bemerkt, daß sich der Poststall damals im „weißen Roß" auf dem Roßplatz befand, d. h. auf derselben Stelle, wo jetzt, doch in einem später weggerissenen, sich wie angegeben benennenden Gasthof. An dessen Statt erhob sich nachmals das große und schöne Gebäude, welches wir kennen und das seit seiner Entstehung gewöhnlich in 1. Etage die Wohnung des Kreisdirectors, in 2. die des Stadtcommandanten abgab.

Zu S. 437: Bekanntlich aber trat vollständige Preßfreiheit doch erst 1848 ein. Als die Kreisdirectionen ins Leben gerufen wurden, erhielten zunächst noch diese auch die Censur in ihr Departement und gründete sich innerhalb derselben eine eigene „Deputation für alle Angelegenheiten der Presse." Die Wahl der einzelnen Censoren war damit ebenfalls in die Hand der Kreisdirection gegeben.

Zu S. 438: Die Schützen oder, wie sie später genannt wurden, die Jäger haben seitdem ohne Unterbrechung die Leipziger Garnison gebildet. Anfangs lag hier freilich nur ein Bataillon, dann zwei, endlich drei. Der erste Brigadier und Stadtcommandant war damals Oberstleutnant v. Leonhardi, ihm folgten Obrist v. Nostiz-Wallwitz, Obrist v. Buttlar (der 1845 hier fungirte), Generalmajor Graf v. Holtzendorff (bis Septbr. 48) u. A. m. Besonders erwähnen wir noch den späteren General der Bundesexecutionstruppen in Schleswig-Holstein (im Jahre 1864), v. Hake.

Zu Seite 439 ff. (u. auch schon zu S. 435 u. 38): die Commandanten der Leipziger Communalgarde waren hintereinander: Ober-Postrath von Löben (Rittmeister v. d. Armee), Major v. Goldacker, Major v. Schulz, Hauptmann v. Dallwitz, Hauptmann Aster (Wirthschafts-Chef des 2. Schützenbataillons), Dr. med. Haase, Dr. med. Neumeister (auch 48 ff.), endlich Wehrhahn (Oberleutnant v. d. Armee); die Vice-Commandanten: Buchdruckereibesitzer Friedr. Brockhaus, Kaufmann Kreller, Kaufmann Coith, Dr. med. v. Zenker, endlich Kaufmann Weinoldt. Nachdem Oberleutnant Wehrhahn im Jahre 66 freiwillig abdicirt, versieht letztgenannter Vice-Commandant interimistisch den Oberbefehl. Factisch aufgelöst ist zwar die hiesige Communalgarde noch nicht, doch hat man sie bereits gleichsam in Pension versetzt. Sie rückt nicht mehr zu ihren sommerlichen Exercitien aus, ja bezieht selbst die Wache des Abends nicht mehr und ihr Wachlocal auf dem Naschmarkt ist bereits vom Rathe anderweit vermiethet. Sicherlich hat sie für unsere Stadt heilsame Bedeutung gehabt (wir erinnern außer an das Jahr und den Anlaß ihrer Entstehung nur an 48 u. 49, nach welcher Zeit ihr selbst der König durch Verleihen einer Fahne und verschiedener Orden seinen Dank aussprach, sowie an ihre oft erprobte Thätigkeit bei Bränden u. s. w.) und sie kann auf eine glänzende Vergangenheit zurückblicken. Ihre jährliche Revue auf dem Exercierplatz im Rosenthal, zu der stets der vom König ernannte General-Commandeur sämmtlicher sächsischer Communalgarden (erst Prinz Johann, der jetzige König, dann General v. Mandelsloh

und v. Zeschau) persönlich eintraf, gestaltete sich immer zu einem wahren Volksfest, ja jedes ihrer sommerlichen Exercitien gewann die Physiognomie eines solchen, wenigstens in kleinerem Maßstabe; das Herauskommen der Frauen und Kinder auf den Exercierplatz, die Musik in der Pause, die vielen Restaurationszelte mit Bier und Saucischen trugen das Ihre redlich dazu bei. Und ebenso bildete die abendliche Wache (ihr Aufziehen mit klingendem Spiel, der Zapfenstreich halb zehn Uhr u. s. w.) ein Stück öffentlichen Lebens, das (mittelst des historisch gewordenen warmen Käsekuchens) in der Nacht auch noch intime, harmlos gemüthliche Familienbeziehungen weckte. Vollzählig beieinander und in höchster Gala zeigte sich die Communalgarde außer bei der Revue und bei besonderen Anlässen auch jedes Jahr am 4. September zum damals noch solenn gefeierten Constitutionsfest; vom Roßplatz die Grimmaische Straße entlang nach dem Markt ziehend, bildete sie hier ein großes Quarré vor dem Rathhaus, auf dessen mit grünweißen Behängen ausstaffirtem Balkon der gesammte Rath erschien. Vielen unsrer Leser ist es da wohl noch erinnerlich, wie eine Reihe von Jahren hindurch stets dem Dr. Seeburg die Aufgabe zufiel, Sprecher zu sein.

Zu Seite 442 ff.: Wir beabsichtigten mit den hier folgenden Namensverzeichnissen nicht blos eben die einfache Namensnennung, sondern hoffen, daß durch sie auch die Persönlichkeiten der einzelnen Träger dieser Namen im Gedächtniß Derer, die sie noch gekannt, wieder aufleben werden. Zusammengenommen bilden jene Männer ein beträchtliches Stück des damaligen Leipziger Patriciats, der damaligen Leipziger Geld- und Kaufmanns- sowie, zum kleineren Theil freilich, auch Gelehrtenaristokratie (zu welch letzterer vor Allem noch die Universität u. s. w. gezählt werden müßte.) Wir dürften, um bei jener zur Vollständigkeit zu gelangen, ergänzend etwa noch nennen die Familien und Firmen Lücke, Beckmann, Becker, Küstner, Clauß, Schomburgk, Holberg, Lorenz, Schunck, Dürbig, Harkort, Munkelt, Hentschel, Roussel, Schletter, Demiani, Oldenburg, Bergmann, Grassi, Gerischer, Baumgärtner, Crayen, Posern-Klett, Haugk, Kraft, Melly, Poppe, Preußer, Ploß, Schletter,

Trinius, Vetter, Ulrich, Weithas, Wünning u. s. w. u. s. w. Die jüngere Generation unserer Leser kennt Männer, wie z. B. Limburger, Hartz, Stieglitz, Blümmer u. A. m. jedenfalls noch sehr gut dem Namen nach; auch persönlich aber hat sie noch kennen zu lernen vermocht z. B. Dr. Demuth, Dr. Dörrien, den Kammerrath Frege, den Stadtrichter Volkmann u. s. w. An Dörrien erinnert die Dörrienstraße, entstanden durch die nach seinem Tode erfolgte Parzellirung seines Haus- und Gartengrundstücks auf der Querstraße, an Frege die Fregestraße (im neuesten Anbau der Westvorstadt, wo die Häuser der von ihm letztwillig verfügten Fregestiftung stehen). Abgesehen von allen anderen Gründen erhielt den alten Herrn auch seine sozusagen „ewige Jugend“ und unverwüstliche Lebenslust fortdauernd in Auge und Mund der Bevölkerung. Und des greisen Stadtrichters Volkmann erinnert sich so Mancher wohl noch als eines der Letzten von Denen, die der großväterlichen Tracht der kurzen Beinkleider mit langen Strümpfen und Schnallenschuhen, sowie mit Claque treu blieben; als statt des letzteren es endlich doch der neumodische Cylinder sein mußte, da trug der alte Volkmann bei seinen Spaziergängen um die Promenade denselben am liebsten abgenommen in der Hand, denn der Kopf fand sich durch ihn allzusehr genirt.

Zu Seite 446 ff: Der erste Bürgermeister der neuen Stadtordnung wurde also Dr. Deutrich, ein trefflicher Beamter und Mensch, den Leipzig noch bis heute nicht vergessen hat; sein Begräbniß im Jahre 1839 war eines der feierlichsten, die hier vorgekommen. Als Vice-Bürgermeister findet man seit 1840 den früheren Stadtrath Otto verzeichnet. Deutrichs Nachfolger wurde Dr. Groß (seit der neuen Ordnung der Dinge im Dresdner Ministerium), der 1848 abdicirte; sein Nachfolger ward Stadtrath Klinger, der sich aber schon im Mai nächsten Jahres ebenfalls veranlaßt fand, freiwillig zurückzutreten, worauf das Bürgermeisteramt der zeitherige Vice-Bürgermeister und frühere Advocat Dr. Koch erhielt. Vice-Bürgermeister wurde an seiner Statt der Stadschreiber Berger, diesem folgte Advocat Cichorius (der leider allzufrüh wieder aus dem

Leben Geschiedene) und diesem wiederum (1865) Advocat Dr. Stephani (Leipzigs Vertreter in der ersten ordentlichen Session des norddeutschen Parlaments).

Einschalten wollen wir hier gleich noch ein Verzeichniß der Ehrenbürger, die Leipzig seit Einführung der Städteordnung ernannt hat.

1) Major von Golbacker hierselbst im April 1832 bei seiner Ernennung zum Commandanten der Communalgarde.

2) Hauptmann Adolph v. Schulz hierselbst im April 1833 bei seiner Ernennung zum Commandanten der Communalgarde.

3) Professor Dr. Carl Gottlob Kühn hierselbst bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums am 29. August 1833.

4) Buchhändler Theodor Enslin in Berlin.

5) " C. A. Schwetschke i. Halle a./S.

6) " F. J. Frommann in Jena.

6) " Friedr. Perthes in Gotha.

8) " Carl Duncker in Berlin.

(Diese 5 Buchhändler im Oktober 1834 zur Feier der Grundsteinlegung der neuen Buchhändlerbörse.)

9) Geheimerath Dr. F. A. v. Langenn im März 1835 bei seinem Weggange von Leipzig; (er war bis zur definitiven Constituirung der Kreisdirectionen seit der neuen Landesverfassung hier königlicher Regierungscommissar gewesen).

10) Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann sen. in Jena bei Gelegenheit seines 50jährigen Buchhändlerjubiläums im April 1836.

11) Hauptmann Johann Carl v. Dallwitz hierselbst bei seiner Ernennung zum Commandanten der Communalgarde im April 1837.

12) Hof- und Medicinalrath Prof. Dr. Clarus hierselbst im Decbr. 1838 bei seinem Ausscheiden als Stadtphysicus nach 25jähriger Amtsthätigkeit.

13) Hauptmann Adolf Aster bei Uebernahme des Commando's der Communalgarde im Febr. 1839.

14) Stadtrath Dr. Koch im Juni 1839 bei seinem Scheiden von Leipzig.

15) Oberst von Leonhardi im Mai 1841 bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums.

16) Professor Dr. Krug am 17. October 1841 bei seinem 50jährigen Magisterjubiläum.

17) Mag. Dolz, Director der Freischule, am 25. Novbr. 1841 bei derselben Gelegenheit wie ad 16.

18) General-Musikdirector und Kapellmeister Dr. Mendelssohn-Bartholdy im April 1843 „in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen und der hohen Stelle, welche er in der musikalischen Welt einnimmt, sowie des wirklichen Nutzens, welcher der Stadt aus seiner Anwesenheit erwächst."

19) Kreisdirector Dr. v. Falkenstein im Mai 1844 beim Scheiden aus seiner amtlichen Stellung.

20) Mag. Johann Friedrich Döring, Director der Rathsfreischule, am 13. Septbr. 1844 bei Gelegenheit seines 50jährigen Lehrerjubiläums an der gedachten Schule.

21) Stadtcommandant Generalmajor Graf v. Holtzendorff im Septbr. 1848 beim Austritt aus seiner Stellung.

22) Carl Benjamin Schiller, Hausverwalter des Georgenhauses, am 12. December 1851 bei seinem 25jährigen Dienstjubiläum.

23) Oberförster Koch am 7. Aug. 1852 bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums.

24) Superintendent Domherr Dr. Großmann am 31. December 1853 bei seinem 25jährigen Dienstjubiläums als Pastor zu St. Thomae.

25) Kreisdirector v. Broizem im Mai 1854 beim Verlassen seiner Stellung.

26) Director Dr. Carl Vogel bei seinem 25jährigen Dienstjubiläum als Director der I. Bürgerschule am 7. October 1857.

27) Polizeidirector Stengel im August 1860 beim Scheiden aus seinem Amte.

28) Galleriedirector Professor Dr. Schnorr v. Carolsfeld „wegen seiner hervorragenden Verdienste um die bildende Kunst"

bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren im Sommer 1862 zu Meißen veranstalteten Festes.

29) Gustav Harkort sen., Director der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, am 7. April 1864, am Tage der 25jährigen Jubelfeier der Vollendung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.

30) Vicebürgermeister Paul Theodor Cichorius im Januar 1865 bei dem Ausscheiden aus seinem Amte.

31) Stadtrath Dr. Vollsack im April 1867 beim Verlassen seiner Stellung nach 30jähriger Wirksamkeit.

Dem Dr. Groß durfte man, unbeschadet vieler Verdienste, die auch er sich erwarb, doch wohl nicht mit Unrecht vorwerfen, daß er allmählich sich wieder in ein dem früheren Absolutismus des Rathes sehr nahe kommendes Regiment gefunden hatte, deßhalb wurde er 1848 in der That so zu sagen unmöglich; Klingers Amtsantritt begrüßte man mit den freudigsten Erwartungen und nur vielleicht der fortdauernden Ungunst der äußeren Ereignisse und Umstände ist es zuzuschreiben, daß auch er sich nicht zu halten vermochte. Dagegen hat Dr. Koch jene gährenden, drängenden Zeiten bis an ihr endliches Ende muthig und männlich bestanden und seit Wiederherstellung geordneter Zustände für die immer weitere Entwickelung und das immer stolzere Emporblühen unserer Stadt in nachhaltigster und außerordentlichster Weise zu wirken gewußt. Von der bedeutsamen und tiefgreifenden Rolle, die Koch als Staatsmann und Politiker (wir verweisen nur auf seine landständische Thätigkeit) spielt, ganz zu geschweigen, gebührt ihm als unserem Bürgermeister ohne Zweifel der erhebliche Ruhm, daß unter seinen Auspicien Leipzig erst völlig das Gewand einer Provinzschönen mit der prächtigen und stattlichen Robe einer Balldame vertauscht hat. Man wird ihn den zweiten Müller nennen dürfen — und zwar keineswegs blos darum, weil auch er seinen Mitbürgern einen neuen herrlichen Park (die Schillerwiesen) geschaffen, sondern in ebenso vielen Hinsichten, als der Name jenes seines berühmten Vorgängers noch heute unvergessen ist! — Von besonders wichtig gewordenen Stadträthen des neuen Regimes nennen wir hier nun

noch Dr. Demuth, Dr. Seeburg, Dr. Vollsack, Porsche, Herold, Kietz, Stengel (als höchst energischen Polizeidirector, auch 1848), Rüder, Rose, Francke, Friedr. Fleischer, Lippert-Dähne u. s. w.

Zu Seite 449: Im Jahre 1855 wurde die sämmtliche Gerichtsbarkeit in Sachsen vom Staate übernommen und gingen deshalb in Leipzig das Stadtgericht, das (vereinigte) Criminalamt, des Raths Landgericht, sowie das Kreisamt ein. Der letzte Stadtrichter (Winters Nachfolger) war Dr. Steche, der letzte Criminalrichter Dr. Rothe (Ottos Nachfolger), der letzte Landgerichtsdirector Stimmel gewesen. Es erstand nun das Bezirksgericht Leipzig, dessen Director Kreisamtmann Lucius (der Nachfolger Kunads) wurde, mit den beiden Dependenzen Gerichtsamt Leipzig I. und II. (für die dörflichen Ortschaften um Leipzig). Dr. Rothe und Dr. Steche traten als Gerichtsräthe in das neugeschaffene Bezirksgericht Leipzig ein, das gegenwärtig außer dem Director 13 Räthe zählt; Landgerichtsdirector Stimmel ward Regierungsrath bei der Kreisdirection. Zum Local für das Bezirksgericht wurde „Stadt Altenburg" am Peterssteinweg eingerichtet und dahinein nun auch die Gefängnisse aus dem Stockhaus verlegt, Gerichtsamt Leipzig I. und II. fanden Aufnahme in Schloß Pleißenburg. So blieb denn nur die Polizei bei der Stadt und heißt dieselbe nicht mehr Sicherheitsbehörde, sondern wirklich wieder Polizeiamt seit 1842; Polizeidirector wurde nach Pensionirung Stengels zunächst der aus Dresden herüberberufene Appellationsrath und Staatsanwalt Metzler, sowie nach dessen Tode 1867 Stadtrath Dr. Rüder. Was für eine Gerichtsbarkeit der Universität noch zusteht, s. weiter unten; Universitätsrichter ward nach Rülings Dahintritt Hofrath Morgenstern (der aber auch in diesem Jahre mit Tode abging). Die Patrimonialgerichtsbarkeit fiel selbstverständlich ebenfalls; mancher stolze und gebieterische „Gerichtsdirector" wurde dadurch wieder einfacher Advocat und auch das Propsteigericht der Universität verschwand in Folge dessen).

Zu Seite 449: Verzeichniß der Vorsteher und Vice-Vorsteher des Collegiums der Stadtverordneten seit Einführung der Städte-

ordnung: Vorsteher: Oberhofgerichtsrath Dr. Groß (nur bis Nov. 1831), Appellationsrath Dr. Haase (bis Januar 1833), Appellationsrath Dr. Schreckenberger (bis Ende 34), Dr. Haase (z. 2. M., bis Ende 36), Regierungsrath Buddeus (37—39), Advocat Brunner (40 und 41), Dr. Haase (z. 3 M., 42), Dr. v. Zahn (43), Dr. Haase (z. 4. M., 44 und 45), Dr. Baumann (bis August 46), Kaufmann M. Pohlentz (bis Ende 46), Gerichtsdirector Franz Weiner (der letzte Propsteigerichtsverwalter der Universität, 48—49), Advocat Cichorius (bis Juli 52), Advocat Francke (bis Januar 59), Advocat Joseph (bis jetzt). Vice-Vorsteher: Handlungsdeputirter W. Seyfferth (bis Juli 32), Stadthauptmann Hartz (bis Dec. 32), Kaufmann Olearius (bis Ende 33), Baumeister Limburger (34 u. 35), Kaufmann Beckmann (36 u. 37), Kramermeister Poppe (38), Apotheker Bärwinkel (39 u. 40), Dr. med. Meißner (41—45), Kaufmann M. Pohlentz (bis August 46), Buchhändler Heinrich Brockhaus (47), Professor Biedermann (48), Dr. Rüder (49), Dr. med. Schreber (bis August 51), Advocat Francke (bis Ende 51), Advocat Klein (52—59), Advocat Rose (60—64), Advocat Dr. Otto Günther (64—67), Advocat Anschütz (bis jetzt).

Zu Seite 452 f.: Als Dr. Johann Paul v. Falkenstein 1844 Minister des Inneren wurde, trat an seine Stelle als Kreisdirector in Leipzig Regierungsrath v. Broizem, dessen Nachfolger hinwiederum seit 1854 der frühere Dresdner Polizeidirector v. Burgsdorff ist. Falkenstein schied von hier unter den beredtesten und glänzendsten Beweisen wärmster Anerkennung der gesammten Bewohnerschaft unserer Stadt (wir erinnern z. B. an den ihm vor seiner Wohnung in Selliers Hof auf der Grimmaischen Straße, damals noch das alte 2stöckige Haus, gebrachten solennen Fackelzug). — Kirchen- und Schulrath an Dr. Meißners Stelle wurde Dr. Schmidt, dessen Nachfolger ist Dr. Hoffmann (Präses des Central-Vorstandes der Gustav-Adolf-stiftung); als Amtshauptmann trat an v. Oppells Stelle Dr. Platzmann, und befindet sich der Sitz der 1. Amtshauptmannschaft des Leipziger Regierungs-Bezirkes jetzt nicht mehr in Borna, sondern in unsrer Stadt selber. Kreissteuerrath ist gegenwärtig der Nach-

folger Gottschalchs, Schulze. Hinsichtlich des Kreisamtmanns vgl. S. 478. Appellationsgerichtspräsident wurde nach Sickel Dr. Beck und nach diesem v. Criegern.

Zu Seite 454: Handelsschuldirector wurde nach Schiebe Steinhaus und nach diesem Dr. Odermann (früher Handelsschuldirector in Dresden); mit zu den frühesten Schülern dieser Anstalt hat auch Ferdinand Lassalle gehört. — Um Erbauung der Buchhändlerbörse machte sich besonders der Buchhändler und Stadtrath Friedrich Fleischer verdient; er regte zuerst das ganze Unternehmen an, ebensowie die damit verbundene großartige Bestellanstalt für den deutschen Buchhandel.

Zu Seite 454: Der Abbruch des Petersthores erfolgte 1860. Erbaut 1722, war es das letzte würdige Denkmal aus der Regierung des prachtliebenden August des Starken; „von Quadern aufgeführt — schrieb Gretschel in „Leipzig und seine Umgebungen“ — besteht es aus zwei Portalen, von denen das innere dorische Pilaster mit Trophäen über dem Hauptgesims hat. Ein Adler schwebt im Giebelfelde über dem Kissen, auf welchem Krone, Schwert und Scepter liegen. Ueber dem Eingang befindet sich eine Inschrift. Das äußere Portal ist in toskanischer Ordnung aufgeführt und enthält das Wappen von Sachsen und Polen, zwischen Waffen und Vasen über dem Bogen des Portals. Das zuletzt daran befindlich gewesene Holzthor bildet jetzt die hintere Eingangsthür zum Felscheschen Eiskeller an der Hospitalstraße (nach dem Johannisthale hin).

Zu Seite 455: Das Café Français trat als Leipzigs erstes und renommirtestes Kaffeehaus die Erbschaft des Klassigschen an. — Der Blumenberg, jetzt nicht mehr Hotel, wurde, nachdem Hotel de Saxe als solches ebenfalls eingegangen, besonders das Quartier für fürstliche Besuche (wie denn z. B. König Friedrich August II. stets hier Wohnung nahm). — Die Tuchhalle verdankt ihr Entstehen dem speculativen Geiste des verstorbenen Kammerrathes Frege und des Kaufmanns Sellier; beide schufen damit der Tuchmesse einen großartigen Centralpunkt, der sich später noch auch auf Hotel de

Pologne, Bärmanns Hof, Lederhof 2c. ausdehnte; zugleich waren die sogenannten Tuchböden in der Tuchhalle lange Jahre hindurch das Local des alljährlichen Weihnachtsbazars; fast konnte man sich in dessen vielfach gewundenen und durcheinanderlaufenden Wegen und Hallen labyrinthisch verirren, was einen ganz eigenen Reiz übte. — Das Schützenhaus hat in jüngster Zeit nun auch schon wieder aufgehört, der Schießgraben der Schützengesellschaft zu sein, weil die Umgebungen rings dicht bebaut sind. Ein neues Schützenhaus erhebt sich demnach soeben auf der Vogelwiese vor dem Frankfurter Thore, am Waldessaum, also für die nächste Generation wohl fern genug von den Wohnungen der Menschen. — Das Augusteum schuf der Universität sowohl eine Aula (d. h. einen Saal für akademische Feierlichkeiten), als Räumlichkeiten für die Collegien in hinreichender Zahl, so daß nunmehr kein Professor oder Docent mehr in seiner Wohnung oder sonst in ermietheten Localen zu lesen brauchte. — Bei Erwähnung des neuen Postgebäudes sei auch gleich mit bemerkt, daß die mit 1830 beginnende und besonders seit der Verbindung mit der Eisenbahn sich großartig steigernde neuere Entwickelung des hiesigen (und überhaupt sächsischen) Postwesens, die wir freilich nicht ins Einzelne verfolgen können, in erster Linie das Werk des Oberpostdirectors v. Hüttner war, einer wirklichen Capacität seines Faches, der nach seiner Pensionirung (1850) zunächst in v. Schimpff und dann (seit 1852) in dem bisherigen Oberpostrath v. Zahn würdige Nachfolger erhielt. — Das „römische Haus" ging später in den Besitz des Stadtrathes Leplay, dann in den des Stadtrathes Baumgärtner über. Der zweite Gemahl von des Letzteren Wittwe, Dr. Friederici, läßt soeben zu den Prellerschen Wandgemälden auch noch dergleichen von Hermann Wislicenus (aus Weimar) fügen. — An Stadtrath Seeburg erinnert im Johannisthal ein den Namen dieses auch sonst vielfach um unsere Stadt verdienten Mannes tragender Denkstein; außerdem steht dort eine Büste des Königs Anton.

Zu Seite 456 f: Drei verschiedene Richtungen für die Leipzig-Dresdner Bahn waren Anfangs in Vorschlag; der aus England

herbeigerufene Sir James Walker gab den Ausschlag in der Wahl. Der Bau begann nun unter Oberleitung des kgl. Wasserbaudirectors, Hauptmann Kunz, als Oberingenieur. Am 24. April 1837 wurde die Bahn zunächst bis zu dem 2 Stunden von Leipzig entfernten Dorfe Althen eröffnet. Täglich sah man jetzt ganze Züge dahinfahren, um des Nachmittags Kaffee in dem dort erbauten Salon einzunehmen. Anfang Mai 1838 war Machern erreicht, im Juli fuhr man bis Wurzen, gegen den Herbst bis Oschatz und am 21. November kam man an die Elbe bei Riesa. — Die Festlichkeiten zur Eröffnung der ganzen Strecke s. ausführlich geschildert bei Große. — Direktor der Bahn blieb Gustav Harkort bis an seinen Tod 1865; sein Nachfolger ist Advocat Dr. Einert geworden. Vielfache Verdienste hatte auch der frühere Bevollmächtigte Busse (der jetzige heißt Geßler).

Zu Seite 457 f: In Bezug auf das Thatsächliche der Unruhen in den Jahren 48 und 49, bei denen wir uns schlechterdings hier nicht lange aufhalten können, verweisen wir auf die Monographie von Eduard Sparfeld: „Leipzig in den Jahren 1848—50“; und ebenso vermögen wir an diesem Platze nur einfach zu erinnern an einen Abend unseliger Mißverständnisse und trauriger Verblendung, an den Abend des 12. August 1845. Blos einiges Wenige aus 48 u. 49 wollen wir hier anführen: Die revolutionären Ereignisse in unserer Stadt gipfelten in dem Straßenexceß der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1849, welcher auch Menschenopfer forderte. Die wichtigste und einflußreichste Persönlichkeit jener Zeit in Leipzig war, wie alle unsere Leser wissen, Robert Blum; wir brauchen über ihn kein Wort weiter zu sagen. Er war der Abgeordnete unserer Stadt ins Frankfurter Parlament (die Minderheit der Stimmen hatte Bassermann in Mannheim, Stellvertreter wurde Prof. Heinrich Wuttke). Wir gedenken nur noch kurz des großartigen Fackelzugs, den die Bürgerschaft ihrem R. Blum am 16. August 1848 brachte, sowie der höchst solennen Trauerfeier seines Todes in unseren beiden Hauptkirchen (am 26. November 1848; in der Nicolaikirche sprachen der deutsch-katholische Pfarrer Rauch und Prof. Flathe, in der Thomaskirche Dr. Zille und Dr. Joseph). Blum wohnte früher in

dem Hause Frankfurter Straße Nr. 45, dann Eisenbahnstraße Nr. 8. — Von damaligen politischen Vereinen Leipzigs nennen wir den Vaterlands-Verein, den deutschen Verein und den demokratischen Verein. Zu besonderen Feierlichkeiten gestaltete sich u. A. der Empfang des Reichsverwesers Johann auf seiner Reise nach Frankfurt, die Vereidung des Militärs auf die Verfassung, nebst danach folgendem Verbrüderungsfest zwischen Volk und Militär, die Verleihung einer Fahne an die Communalgarde von Seiten des Königs u. s. w. Ein Curiosum jener Tage war der Dienstmädchen-Club im Colosseum (Präsidentin Auguste Schröder), und von der Journalistik dieser Zeit liefern besonders das „Leipziger Reibeisen" (ein demokratisches Witzblatt), sowie die „Fackel" (ein reactionäres Schmähblatt) unvergeßliche Proben. — Die Cholera blieb 1830 und 31 zwar gerade noch ein „Hannibal ante portas" für Leipzig, dagegen grassirte sie 1849 und 50 hier und trat mit der heftigsten Gewalt einer Epidemie im Jahre 1866 auf — allein im Weichbilde der Stadt forderte sie 1658 Opfer.

Zu Seite 459: Die Gasanstalt (vor dem Gerberthore) wurde 1837—41 unter Leitung und nach Angabe des Commissionsrathes Blochmann aus Dresden erbaut (jetziger Director Westerholz). — Die Georgenhalle war in ihren unteren Räumlichkeiten für die städtischen Fleischbänke bestimmt, doch hat es sich nicht ermöglichen lassen, daß die Fleischer insgesammt ihre Stände dort aufschlagen; sie ziehen einzelne Gewölbe, in der Stadt verstreut, vor. Die alten Fleischbänke dienen nunmehr, natürlich in totaler Umwandlung, als Local des Burgkellers. Für die Landfleischer, welche früher Markttags auf der Ritterstraße unter freiem Himmel stehen mußten, ist seit einigen Jahren eine steinerne, bedeckte Halle, die sie sämmtlich aufnimmt, am Plauischen Platz erbaut. — Unter den Universitätsgebäuden auf der Göthestraße zeichnen wir das neue Hintergebäude des großen Fürstencollegiums aus, in dessen 1. Etage die „Harmonie" ihr Gesellschaftslocal hat. Das königliche Palais (da, wo früher die hinteren Häuser des damals nach der Promenade zu nicht geöffneten Ritter- oder Eselsplatzes, u. A. eine jüdische Synagoge, sich befanden) erbaute die

Universität für unseren jetzigen König nach seinem mehrtägigen Besuch der Leipziger Hochschule im Jahre 1857. — Außer dem Mauricianum (mit seinen 12 glänzenden Kaufläden) und dem Friedericianum erwähnen wir von Universitätsgebäuden neueren Datums auch noch die Nr. 15, 18 und 21 der Universitätsstraße; früher standen da kleine, unscheinbare oder höchst baufällige Baraken, auf Nr. 18 z. B. das uralte, fast schwarze nnd bedrohlich vorwärts gesenkte „Beguinenhaus". Berichtigung: das Hotel de Pologne brannte 1846 ab.

Zu Seite 460: Eines der „Riesenhäuser" auf der Nürnberger Straße enthält das große Breitkopf u. Härtelsche Geschäft, welches seine alten historischen Räume im goldnen Bär seit Michaelis 1867 verlassen hat. — Der „Kanonenteich" führte diesen Namen, weil die Sage ging, es seien im Kriege französische Kanonen hineinversenkt worden. Auch ließ der Rath von Halloren mehrmals danach tauchen, jedoch vergebens. — Beim Kurfürstschen Haus sind wir auch der Wintergartenstraße nahe, die nicht unerwähnt bleiben darf; sie entstand durch Parzellirung des früher Breiterschen Wintergartens, welche dessen späterer Eigenthümer, Pianofortefabrikant Tröndlin unternahm. — Derselbe reiche Lehmann, der die lange Häuserreihe in dem nach ihm benannten (zuerst Klein-Boseschen) Garten erbaute, ließ auch das große Lehmannsche Haus am Königsplatz und Obstmarkt aufführen (da, wo früher das „Posthörnchen)."

Zu Seite 461: Auch ein Lagerhof fehlt nicht; dagegen ist das im Jahre 1820 (vgl. S. 326) errichtete Wagegebäude wieder abgerissen und die Rathswage unter eine in der Nähe aufgeschlagene eiserne Bude versetzt worden. Ebenso fiel endlich die Heuwage auf der Ritterstraße (Ecke des Brühls) — deren sehr alterthümliches Aeußere sie schließlich zur Curiosität jener ganzen Umgegend machte.

Zu Seite 464: Nach Prof. Erdmann wurde 1836 Prof. E. H. Weber Director der polytechnischen Gesellschaft, 1839 Dr. Weinlig (der jetzige Ministerialrath in Dresden), 1843 Mechanikus Stöhrer, 1847 Dr. phil. Kaiser, 1851 Prof. Oswald

Marbach, 1855 Schriftsteller Georg Wieck, 1856 Prof. Heinrich Hirzel, endlich 1864 Dr. Udo Schwarzwäller. Die Mitgliederzahl der polytechnischen Gesellschaft beläuft sich gegenwärtig auf mehrere Hundert; sie besitzt eigene Bibliothek, Modellsammlung und Lesezimmer.

Zu Seite 464: Ein Nachtrag zu den auf S. 397 gegebenen Verzeichnissen hiesiger Buchhändler und Buchdrucker muß etwa noch folgende Firmen enthalten: Otto Wigand (bei dem Arnold Ruges Epoche machende „deutsche Jahrbücher" u. v. A. erschienen), Georg Wigand, Salomon Hirzel, Wilhelm Engelmann, J. J. Weber (der Begründer der Illustrirten Zeitung), Bernhard Tauchnitz (Herausgeber der berühmten „Collection of British Authors"), T. O. Weigel, Duncker und Humblot, Veit und Comp., Ernst Keil (der Herausgeber der „Gartenlaube") &c., sowie Hirschfeld, Giesecke und Devrient, Alex. Wiede, Bär u. Hermann, Reclam, Edelmann, G. Kreysing u. A.

Zu Seite 465: Das vierte Jubelfest der Buchdruckerkunst wurde hier in den Tagen vom 24.—26. Juni 1840 begangen. Die ernste Feier auf dem Markt gehörte zu den gehobensten und solennsten, das Volksfest auf dem Exercierplatz war das großartigste, was Leipzig bis dahin gesehen, der Ball in dem Festsalon auf dem Augustusplatz der glänzendste. Ausführliche Beschreibungen des Schillerjubiläums und Turnfestes finden sich in den betreffenden Jahrgängen der Zeitschrift „Europa", das vollständige, fast überschwenglich reiche Material zur Geschichte des großen Turnfestes hat eine besondere Turnfest-Zeitung (herausgegeben von Dr. Hirth und Strauch) gesammelt. Die Idee, in Leipzig dem süddeutschen Carneval mit seinen öffentlichen Lustbarkeiten und Aufzügen Boden zu gewinnen, ging von der Gesellschaft „Klapperkasten" aus und trugen zum nicht geahnten glänzenden Gelingen des Anfangs sogar verspotteten und verfolgten Unternehmens besonders bei die Herren Hofrath Kleinschmidt, Professor Reclam, Gasdirector Westerholz, Hotelier Louis Kraft, Weinhändler Voltz und einige Andere. Einen Maskenball, wie den das dreitägige Fest beschließenden im Schützenhause, hatte Leipzig zuvor in der That

noch nicht gesehen. — Da wir hier von einer geschlossenen Gesellschaft sprechen, so sei bei diesem Thema noch etwas länger verweilt. Daß die in früherer Zeit schon entstandenen, von uns am geeigneten Ort erwähnten fast sämmtlich noch existiren und floriren, beweist z. B. das schöne Local, welches sich die „Harmonie“ in einem Universitätsgebäude auf der Göthestraße gewann, sowie das eigene Haus, welches der „Tunnel“ sich auf der Roßstraße erbaute. In das bürgerliche Leben greifen mit ihren großen Sommerfesten und Maskenbällen besonders die beiden Gesellschaften: „Glocke“ und „Laute“ (eine, wie die andere, schon silberne Jubilarin); ihre Mitglieder aus dem ehrenfesten, behäbigen, gut situirten Bürgerstande zählen nach Hunderten, und auch bei ihnen geht, wie wir auf Seite 465 sagten, das Materielle erfreulich über in das Gebiet wohlberechneter und sicher ausgeführter kunstsinniger Leistungen, natürlich in kleinerem Kreise. Productivkünstlerisch sind in direct ausgesprochener Weise besonders die drei sich zu einander, wie Großmutter, Mutter und Kind verhaltenden Gesellschaften: „Klapperkasten“, „Andante-Allegro“ und „Zwanglose“. — Um die Restaurationen und öffentlichen Etablissements, welche sich vorzüglichen Renommees und Zuspruchs erfreuen, noch vollständiger zu geben, nennen wir hier noch die Honoratioren-Bierstuben von Kitzing, Baarmann, Jacob (der alte „Kaffeebaum“) und Spangenberg, die Weinkeller- oder stuben von Fertsch und Simon (früher Aeckerlein), Dähne, Krause &c., die prononcirt volksthümlichen Locale des „Burgkellers“ und der „guten Quelle“ (mit ihrem „Verbrechertisch“, wobei jedoch an nichts Schlimmes zu denken ist). Nicht mehr existirt die „große Funkenburg“ (d. h. als Wirthschaft) und eine wesentliche Aenderung in Charakter und Physiognomie zeigt das „schwarze Bret“; die einstige billige „Studentenkneipe“, wo die Tasse Bouillon einen Sechser und die stehende Abendmahlzeit, Kartoffeln mit Häring, einen Groschen kostete, ist nun auch auf modischen (will sagen verhältnißmäßig theuren) Fuß eingerichtet. — Eine eigene Episode bildeten die populären Vorträge Ludwig Würkerts (eines 1848 „gemaßregelten“ freigeisterischen Predigers) in dem mehrere Jahre von ihm bewirthschafteten Hotel de Saxe,

die Ausführungen eines jedenfalls originellen und gewiß auch gut gemeinten Gedankens. — Außer den großen Tanzsälen giebt es noch verschiedene kleinere; wir nennen z. B., steigen damit aber freilich immer tiefer: Wiener Saal, Leipziger Saal, Apollosaal, Colosseum ꝛc. Der zahllosen Tanzstunden, Elevenkränzchen ꝛc. sei hier beiläufig gedacht. Clauren soll die Füße der Leipziger Damen irgendwo „lächerlich" klein gefunden haben. Das kommt in der That aber nur von dem vielen Tanzen, wie F. Stolle richtig bemerkte. Sie tanzen sich ihre Füßchen ab, „alle Winter ein Sechszehntheilzoll". Seit den dreißiger Jahren bis fast in die Gegenwart hinein kamen auch noch „Communalgardenbälle" hinzu, jede Compagnie hielt den ihrigen ab, ebenso wie im Sommer ihr Scheibenschießen. Es machte also sogar auch der Patriotismus Ansprüche auf die Leipziger Damenfüße.

Eingeschaltet seien hier noch einige Worte über die Umgegend Leipzigs, soweit dieselbe auf Ausflügen und zur Restaurirung von Städtern besucht wird: Der Zug, so zu sagen, geht jetzt nach Westen, nach dem seit etwa 12 Jahren zur Restauration eingerichteten Kuhthurm an der Lindenauer Chaussee (der früheren Oberförsterwohnung, wo Bürgermeister Kochs Wiege stand) mit großem, prächtigem Garten, dann nach Lindenau selbst (mit wohl einem Dutzend öffentlicher Locale) und nach Plagwitz (mit seinem Felsenkeller, seiner „Insel Helgoland" u. s. w.). Doch auch Gohlis (wo ein neuer, dritter Gasthof entstanden) und das Rosenthal (wo nun schon seit langem Bonorand und das Schweizerhäuschen auch überwintern) haben noch große Anziehungskraft. Bereits wieder vorüber ist die Glanzzeit Schleußigs (einstigen Wallfahrtsortes aller am Pfingstsonntag eine Morgenpartie Machenden), der Eutritzscher Kirmes (mit ihrem wilden Kehraus, derentwegen stets ein Detachement Militär in jenes Dorf gelegt wurde), sowie die des classischen „Kuchen-Schulze" in Stötteritz, von dem ein Witzbold sagen konnte, die Irrenanstalt (von Güntz) sei in diese Gegend verlegt worden, „weil die Leute wie verrückt zu Schulzen liefen". „Thonberg" und „großer Kuchengarten" existiren nicht mehr (als Restauration), der „kleine" fristet nur noch ein Schattendasein,

ebenso wie die „drei Mohren", die „grüne Schenke", die „Rolle" im nahen Crottendorf u. s. w. Das „Täubchen" auf dem Wege dahin (dem danach sogenannten „Täubchenweg") ist ebenfalls nicht mehr am Leben. Das, was früher Raschwitz für Ausflüge zu Wagen war, ist nun Knauthain, in zweiter Reihe Zöbigker und Zweinaundorf. An Schönefeld denkt man nicht mehr seit Eingehen der „Kletterstange" und damit hat auch Abtnaundorf verloren. Der „Brand" ist so ziemlich geblieben, der er war; von Connewitz kann man das weniger behaupten, ebenso wenig von Möckern, in dessen Wirthshause bekanntlich E. Sues „ewiger Jude" beginnt. Gern besucht wird Böhlitz-Ehrenberg (bei welcher Gelegenheit man stets auch der „großen Eiche" einen für Leipziger fast obligatorischen Besuch abstattet), Wahren, Klein-Zschocher (mit seiner „Terrasse"). In Groß-Zschocher, um das schließlich zu erwähnen, nennt sich die eine Wirthschaft „Zum Reichsverweser" — wohl noch die einzig lebendige derartige Reminiscenz an die so kurz gezählten Tage des deutschen Reichsverwesers.

Zu Seite 465: „Durch Berufung gepriesener Meister der Wissenschaft" (an die Universität) — das ist ein langes, weitgedehntes Capitel, das wir hier nur ganz kurz fassen können. Es wird deshalb auch geschehen, daß so manches Namens, zu dem wir in den früheren Capiteln ein „s. w. u. noch mehr" geschrieben haben, nun doch nicht wieder Erwähnung geschieht. Was zunächst die Theologie anlangt, so trat an Tittmanns († 1832) Stelle der nun aber auch schon wieder längst dahingegangene Winer. Als Universitätsprediger war August Ludwig Gottlob Krehl ebenso geachtet und beliebt, wie gegenwärtig Benno Bruno Brückner. Mehr auf die freisinnig theologische Seite neigten Gottfried Wilhelm Theile und Christian Wilhelm Niedner, zwei Häupter der gegnerischen Partei sind Carl Friedrich August Kahnis und Christoph Ernst Luthardt. Krehls nächster Nachfolger war der jetzige Oberhofprediger in Dresden, Christoph Traugott Liebner. Nicht lange zwar, aber desto eingreifender wirkte hier auch der in Baiern nachmals bis zum Vorsitz im evangelischen Consistorium emporgestiegene Gottlieb Christoph Adolf v. Harleß; er war zugleich Haupt-

pastor an der Nicolaikirche und wußte sich durch glänzende Beredsamkeit und Repräsentation zum eigentlichen Modeprediger der Stadt zu machen. Noch erwähnen wir den verstorbenen Anger und den als Linguist und Paläograph bedeutend gewesenen Friedrich Tuch, von Lebenden den durch seine wissenschaftlichen Forschungsreisen und Auffindungen berühmt gewordenen, mit dreizehn hohen Orden und allen nur denkbaren gelehrten Ehren geschmückten Constantin Tischendorf, sowie den Prof. Fricke (im Kriege von 1866 Feldpropst der sächsischen Armee, zugleich als Oberkatechet der Peterskirche beliebter Prediger). — In der Juristenfacultät wirkte lange Jahre Carl Friedrich Günther, Friedrich Adolph Schilling, Theodor Marezoll, Gustav Hänel und Wilhelm Ferdinand Steinacker, alle Notabilitäten ihres speciellen Faches, besonders was Hänel anlangt (den einzigen jetzt noch von ihnen Uebriggebliebenen), der in der juristischen Literatur und Quellenkunde wohl seines Gleichen sucht. Marezoll hatte Ruf vorzüglich im Pandektenrecht, welches in den 30er und 40er Jahren auch der berühmte G. Friedrich Puchta, sowie nach ihm der später in der Diplomatie, sowohl als sächsischer, wie als bairischer Ministerpräsident zu Bedeutsamkeit gelangte Ludwig Frh. v. d. Pfordten hier gelehrt haben und jetzt noch der an Würden und Ehren reiche Georg v. Wächter lehrt. Derselbe war früher schon einmal in Leipzig, wurde dann Canzler der Universität Tübingen und Präsident des Oberappellationsgerichts der 4 Hansestädte, gab aber auch so hohe und einflußreiche Stellen auf, um zu seinem geliebten Docentenberufe zurückzukehren. Neben Vangerow ist Wächter jetzt wohl der bedeutendste Lehrer des römischen Rechts. Welch Ansehen er in der deutschen Gelehrtenwelt genießt, zeigt der Umstand, daß der deutsche Juristentag ihn zum Vorsitzenden wählte. Eine Autorität im Privat-, Staats- und Kirchenrecht besitzt Leipzig in Carl Friedrich v. Gerber (Vertreter des Landkreises Leipzig in der constituirenden Session des norddeutschen Reichstags, ebenso wie Wächter die Stadt Leipzig darin vertrat), eine Autorität im deutschen Recht hat es an dem trefflichen, freisinnigen Wilhelm Eduard Albrecht, der einst in Göttingen zu dem sogenannten Siebengestirn gehörte und die Universität, welcher er jetzt zuzählt, mit

am meisten zu Ruf nach Außen verholfen hat. Noch nennen wir Ernst Robert Osterloh, im gemeinen Proceß hervorragend, sowie Otto Müller, im römischen Recht wohlbewandert und durch höchst anziehenden Vortrag sich auszeichnend. — Was die medicinische Facultät anlangt, so wirkten noch bis in eine späte Zeit hinunter Clarus, der für seine Periode höchst bedeutende Kliniker, Johann Christian Gottfried Jörg, ein Reformator der geburtshülflichen Wissenschaft, Wendler, Professor der Staatsarzneikunde, so wie Friedrich Philipp Ritterich, in der Ophthalmiatrik einst von europäischem Ruf. Im Anschluß an diese Größen vergangener Tage ist auch noch wieder der berühmte Anatom und Physiolog Ernst Heinrich Weber zu nennen. Einen trefflichen Gelehrten besaß die Leipziger medicinische Facultät aber auch an dem Chirurgen Gustav Biedermann Günther. In der Folgezeit ist Leipzig mit ein Hauptsitz der neuen Schule der Medicin geworden, jener Schule, welche die eminenten Fortschritte der gesammten Naturwissenschaften auch für die Heilkunde nutzbar machte, und so in Theorie, wie Praxis, dieselbe auf eine mit der Vergangenheit vollständig brechende Weise von Grund aus umgestaltete. Ein Chorführer der jungen Schule, der berühmte Johann Oppolzer in Wien, wurde der Nachfolger des alten Clarus in Leipzig und mit ihm zog der Geist der neuen Medicin in die hiesige Facultät, wo er seitdem herrschend geblieben ist, auch wenn Oppolzer bald wieder wegging. Derjenige, welcher nun sein Nachfolger in der Professur der Klinik ward, Carl August Wunderlich, gehört ebenso entschieden und treu zur jungen Schule, wie die Nachfolger Jörgs und Ritterichs im Directorat der Entbindungsschule und der Augenheilanstalt, Carl Siegmund Franz Credé und Christian Georg Theodor Ruete, ferner wie der berühmte Phisiolog Friedrich Wilhelm Ludwig, der Patholog Ernst Leberecht Wagner, der verdiente Bezirksarzt Hugo Sonnenkalb, der Ophthalmiatriker Coccius u. A. m. Hier darf ferner auch Carl Ernst Bock nicht vergessen werden, ein trefflicher Anatom, der sich außerdem durch seine Polemik gegen Homöopathie und Geheimmittelwesen weit und breit bekannt, sowie durch seine Popularisirung der Arzneiwissenschaft und Gesundheits-

lehre — wir erinnern an seine für das Volk geschriebenen Bücher und Journalaufsätze — ungemein verdient gemacht hat. Carl Gottlob Lehmann in Jena, einer der Ersten, welche die neue Wissenschaft der pathologischen Chemie begründeten, wirkte früher gleichfalls in Leipzig und schrieb eben hier sein epochemachendes Werk, das diesen Gegenstand behandelt. — Wir kommen nun schließlich zur philosophischen Facultät, welche Beck, G. Hermann, Krug, Pölitz u. A. verloren hat. Hier begegnet uns zuerst wieder ein liebenswürdiger Veteran der deutschen Geschichtsforschung, Wilhelm Wachsmuth, der erst im hohen Alter vom Tode abgerufen wurde. Ihm ist Georg Voigt gefolgt. Neben Wachsmuth bekleidete in früherer Zeit Friedrich Christian August Hasse die Professur der historischen Hülfswissenschaften, welche jetzt Heinrich Wuttke inne hat. Durch seine publicistische Thätigkeit ist des Letzteren Name ein sehr bekannter geworden. Der verstorbene Friedrich Bülau besaß nicht unverdient als Historiker einen gewissen Ruf auch nach außen. Nicht durch den Tod, sondern in Folge politischer Vorgänge verlor dagegen die Universität zwei sehr hervorragende jüngere Kräfte, Theodor Mommsen, den berühmten Verfasser der „römischen Geschichte," sowie den vielseitigen, besonders als Culturhistoriker excellirenden Carl Biedermann (der jetzt jedoch wieder reactivirt ist). Die unbestrittene erste Capacität in der Nationalökonomie, ja den Schöpfer dieser Wissenschaft oder wenigstens ihrer historischen Methode, besitzt Leipzig in dem trefflichen, staunenswerth belesenen und gelehrten Wilhelm Roscher. Auf dem Gebiet der eigentlichen Philosophie aber muß unsere Universität als einer der wenigen Orte bezeichnet werden, wo noch die Herbartische Lehre Vertreter und Anhänger hat. Denn ebensowohl, wie Wilhelm Drobisch, der außerdem als Notabilität in der Mathematik glänzt, Herbartianer ist, war ein solcher auch der leider schon früh von der Universität geschiedene Hartenstein. Die Werke dieser beiden behaupten in der Wissenschaft einen höchst ehrenvollen Rang. Speciell hat sich dieser in der Ethik, jener in der Logik und Psychologie ausgezeichnet. Während Ersterer durch Schärfe und durchsichtige Klarheit imponirt, zog Letzterer neben diesem Verstandesmenschen im besten Sinne

des Wortes durch eine wohlthuende Wärme und gemüthliche Beregtheit seiner Darstellung an. Von Hegel, dessen System er später freilich in mehr als einer Hinsicht selbstständig und abweichend weiter ausbildete, ging dagegen Christian Hermann Weiße aus. Was Philologie anlangt, so wirkte Anton Westermann und wirkt noch heute Reinhold Klotz in sehr verdienstlicher Weise. Jener hat als Grieche, dieser als Lateiner einen auch nach Außen hin weit verbreiteten Namen, Textkritik und Grammatik ist (resp. war) ihre Hauptsache. Durch eine mehr ästhetische Behandlung der Alterthumswissenschaft unterschied sich von ihnen der alte, würdige Gregor Nitzsch, als Homeriker einst eine Autorität ersten Ranges, deren sich die Leipziger Universität allerdings nur in seinen letzten Lebensjahren erfreuen konnte, seitdem dänische Maßregelungen den deutschgesinnten Greis aus Kiel verdrängt hatten. An seine Stelle ist Georg Curtius getreten. Und außerdem rühmen wir uns nun auch des Besitzes von Friedrich Ritschl. Noch nennen wir als wackere Philologen die beiden Rectoren der Thomas- und Nicolaischule, Gottfried Stallbaum — bereits verstorben — und Carl Friedrich August Nobbe, letzterer als Lateiner, Ersterer seiner Zeit als Grieche ausgezeichnet. Die classische Archäologie lehrte in den vierziger Jahren Wilhelm Adolf Becker, der bekannte Verfasser des „Charikles“ und des „Gallus“, zweier populärer, in den Gewand eines anmuthigen, feinstylisirten Romans gekleideten Darstellungen des Lebens der alten Griechen und Römer. Becker war es, der den vom Professor Weiske hinterlassenen archäologischen Unterrichtsapparat so vermehrte und erweiterte, daß daraus ein archäologisches Museum entstand. Beträchtliche Vergrößerung erfuhr dasselbe dann auch durch den an Beckers Stelle getretenen Otto Jahn, einer der trefflichsten und ästhetisch gebildetsten Philologen der Gegenwart, den die Universität leider ebenso, wie den schon genannten Mommsen, in den Jahren der Reaction nach 1848 bereits wieder verlor. Sein Nachfolger ward der gleich ihm aus der Welckerschen Archäologenschule hervorgegangene, talentvolle Johannes Overbeck, der das Museum (im Friedericianum befindlich) abermals sehr erweitert hat. In der deutschen Philologie besaß Leipzig früher den als eine

Notabilität dieses Faches allseitig anerkannten Moritz Haupt, jedoch auch ihn entfernte die engherzige Politik der 50er Jahre und beraubte so die Universität eines Namens, der nach Außen hin aufs Höchste geachtet war. Friedrich Zarncke, ein Schüler Haupts, folgt jetzt, in seine Stelle eingerückt, eifrig und mit Glück seinen Fußtapfen. Professor der romanischen Sprache ist Adolph Ebert, der Pädagogik Hermann Masius (der bekannte Verfasser der „Naturstudien"). Die orientalischen Sprachen sind durch Heinrich Leberecht Fleischer und Hermann Brockhaus in würdiger Weise vertreten. Jener gilt jetzt allgemein als erster und tiefster Kenner des Türkischen, Arabischen und Persischen, wie denn sein Ruf sogar bis in die Türkei selber drang, und der Sultan ihn mit den Medschidje-Orten schmückte, den außer einigen Fürsten und Staatsmännern wohl Niemand, wenigstens kein anderer Gelehrter, in Deutschland trägt. Brockhaus, welcher das Sanskrit lehrt, ist bekannt und verdient besonders als Redacteur der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft. Endlich zu dem weiten Gebiete der Naturwissenschaft gelangend, begegnen uns zunächst die renommirten Chemiker Otto Linné Erdmann und Hermann Kolbe, wie der geachtete Physiker Wilhelm Hankel. Als Botaniker wirkte Georg Mettenius (1866 ein Opfer der Cholera ebenso, wie der Philosoph Weiße und der Chirurg Günther), als Zoolog wirkt noch jetzt der weitgereiste Eduard Pöppig und als Mineralog Carl Friedrich Naumann, der im Gebiete der Geologie und Geognosie wohl europäischen Ruf besitzt. Director der Sternwarte blieb noch lange der alte, würdige, um die astronomische Wissenschaft hochverdiente August Ferdinand Möbius, neben dem als Observator der nach Kopenhagen berufene treffliche d'Arrest thätig war; Director der neuen Sternwarte ist Carl Bruhns, Enckes tüchtiger Schüler, geworden. Die Technologie endlich lehrt Oswald Marbach, einer der vielseitigsten Männer, die es geben kann. Denn nicht nur umfaßt er mit seinen Kenntnissen das weite Gebiet der Naturwissenschaften — er war z. B. früher auch Lehrer der Mathematik und Physik an der Nikolaischule — nicht nur kennt ihn die jungdeutsche Periode als talentvollen Novellisten und Dramatiker, nicht nur machte er seinen Namen populär durch neue

Ausgaben und Bearbeitung der alten deutschen Volksbücher, er hat auch in trefflicher Weise das Nibelungenlied und die Tragödien des Sophokles übersetzt, sowie einen umfassenden Commentar dazu geschrieben, er ist ferner auch publicistisch thätig gewesen als Redacteur der „Leipziger Zeitung“, ja und endlich — er leitet auch die Lebens- und Rentenversicherungsanstalt „Teutonia“ als vollziehender Director und gilt im Versicherungswesen überhaupt als eine wohlzubeachtende Autorität.

Da wir hier die „Leipziger Zeitung“ nannten, so sei an dieser Stelle noch bemerkt, daß sie 1831 „unter fiscalische Selbstverwaltung“ kam. Ihre Redacteure waren seitdem Prof. Hasse, Dr. Gretschel (der Leipziger Specialhistoriker), Prof. Marbach (48 u. 49), Dr. Obst, Prof. Marbach nochmals (49 u. 50), Prof. Bülau (bis 54). Das Monopol der einzigen politischen Zeitung in Sachsen verlor sie 1837, worauf Brockhaus zunächst die „deutsche Allgemeine Zeitung“ gründete. Die wichtigsten Redacteure derselben waren Prof. Bülau und Prof. Biedermann (der die Redaction noch heute führt).

Im Anschluß an die Universität wollen wir gleich auch noch von den Kirchen, dem kirchlichen Leben u. s. w. sprechen. Superintendent Großmann starb 1858 und sein Nachfolger wurde Gotthard Victor Lechler. Es ist, wegen allzu großer Population, seit mehreren Jahren für die um Leipzig liegenden Ortschaften eine zweite Superindentur, verwaltet vom Archidiakonus Wille, errichtet worden. Pastor an der Nikolaikirche ist Dr. Friedrich Ahlfeld, eine Koryphäe der strenggläubigen Partei. Unter dem Damenpublicum erfreut sich besonderer Beliebtheit der Universitätsprediger Brückner; in früheren Jahren durfte man ein Gleiches vom Archidiakonus Tempel an der Nikolaikirche sagen. — Die Rongesche Agitation gegen das Papstthum fand auch in Leipzig ihre Anhänger. Die Bewegung griff in ganz Deutschland immer weiter um sich, zählte schon Tausende von Anhängern, so daß man, um zu einer Verständigung zu gelangen, ein Concil der deutsch-katholischen Gemeinden zu Ostern 1845 nach Leipzig berief; auch Ronge aus Breslau und Czerski aus Schneidemühl kamen dazu

hierher. Lange Zeit mußten die Leipziger Deutsch-Katholiken sich bei der Abhaltung ihres Gottesdienstes einiger Privatlocale bedienen (des Bürgerschul- Gewandhaus- und Schützenhaussaales), bis ihnen nach Beendigung des Landtages 1846 der Mitgebrauch der Peterskirche gestattet wurde. Ihr Vorstand war von Anfang an Robert Blum, später Prof. Roßmäßler; unter ihren Geistlichen hat sich besonders Pfarrer Rauch ausgezeichnet. Viel zur Theilnahme an der deutsch-katholischen Bewegung trugen die *protestantischen* Freunde (auch „Lichtfreunde" genannt) bei, welche sich damals unter Leitung des Pastor Uhlrich bildeten. Hunderte zogen am Pfingstfest 1845 von Leipzig nach Köthen, um dort der großartigen Versammlung vieler Tausende beizuwohnen. Nach dieser Pfingstversammlung gründete sich ein Zweigverein der protestantischen Freunde auch in Leipzig, der unter Leitung des Archidiakonus Dr. Fischer seine Zusammenkünfte im Schützenhaussaale hielt. Auch Uhlich kam öfters dazu. Da erschien am 13. Juli das Verbot gegen alle Versammlungen, welche „die Augsburgische Confession in Frage ziehen könnten." — Renovirt wurde 1838 die Paulinerkirche (namentlich in ihrem nach dem Augustusplatz zu gerichteten Portal), 1841 die reformirte Kirche. — Rabbiner der neuen Synagoge wurde der jetzt in Wien angestellte Dr. Jellinek, dessen Nachfolger Dr. Goldschmidt.

Und auch die renomirtesten und gesuchtesten der gegenwärtigen Aerzte und Sachwalter seien nun noch erwähnt: Schrey (Vorstand der Advocatenkammer), Friederici sen. und jun., Hofrath Kormann, Volkmann (Buchhändler-Consulent), Hofrath Kleinschmidt (Kramerconsulent), Domherr Wendler, Franz Werner u. s. w., sowie Friedländer, Friedrich, Stolle, Haubold (Homöopath), Hammer (Geburtshelfer), Lippert, Kühn sen. und jun., Prosch u. s. w.

Zu Seite 467: Als ständiger Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek fungirt seit 1833, in welchem Jahre dies Amt ins Leben gerufen worden, mit höchstem Eifer und Erfolg Hofrath Gersdorf, ein Bücherkenner von unbestrittener Autorität. Neue bedeutende Bereicherungen erhielt genannte Bibliothek seit den 30er Jahren durch Ueberweisung derjenigen des aufgehobenen Schöppen-

stuhls, durch Ankauf derjenigen von Prof. Beck und Prof. Rosenmüller ꝛc. — Die Rathsbibliothek, welcher in ausgezeichneter Weise Dr. Robert Naumann vorsteht, gewann vor Allem die umfängliche und werthvolle Bibliothek des Prof. Pölitz. Der letzte Wille desselben sprach sie ihr als Erbschaft zu und zum Dank dafür hat der Magistrat sein Grab auf dem Johannis-Friedhof mit einer Säule geschmückt, auf der die einfachen, aber vielsagenden Worte stehen: Pollitio Lipsia.

Zu Seite 467: Eine Schwimmanstalt begründete schon in den vierziger Jahren Apotheker Neubert in der Elster hinter Reichels Garten; die jetzt bestehende ist ein Actienunternehmen. — Der ältere der beiden Turnvereine (seit 1844 bestehend) besitzt seit einigen Jahren eine von der Stadt erbaute sehr stattliche und geräumige Turnhalle.

Zu Seite 468: Die zweite Bürgerschule war Anfangs Filiale der ersten; jetzt steht sie ganz selbstständig da (Director Dr. Reuter); an Gedikes Stelle wurde 1832 Director der ersten der hochverdiente, unvergeßliche Carl Vogel, dessen Nachfolger war Dr. Bulnheim, dem hinwiederum Dr. Paul Möbius gefolgt ist. Auch Director der Realschule war Vogel, jetzt ist es Prof. Wagner. Die Directoren der dritten, vierten und fünften Bürgerschule sind Dr. Ramshorn, Dr. Fritzsche (nach Dr. Hauschild eingetreten), sowie Dr. Bornemann. Die Leitung der Freischule erhielt nach Dolz' Tode Mag. Döring, später Dr. Lechner, endlich Dr. Schott; die Rathsfreischule ist übrigens mit der Wendlerschen vereinigt worden und beide haben ihr Gebäude auf dem Thomaskirchhof; das alte baufällig gewordene Haus auf der Schulgasse mußte fallen. Die jetzigen Directoren der zwei Armenschulen sind Dr. Krauß und Dr. Schöne. Als Rector der Nicolaischule folgte auf Nobbe Prof. Lipsius (jun.), als Rector der Thomasschule auf Stallbaum Prof. Kraner, dann der Conrector Lipsius (sen.), endlich Prof. Eckstein. Die „Umgänge" der Alumnen hörten seit 1839 auf.

Zu Seite 469: Bis zur Vollendung des neuen Waisenhauses (in der Nähe des bairischen Bahnhofes, neben dem neuen Hause des Taubstummeninstitutes, dessen jetziger Director (nach Reich) Dr. Eichler), befanden sich die Waisen bekanntlich im Georgen-

hause. Im Kriege 1866 wurde aber das neue Waisenhaus internationales Lazareth und seitdem ist die Einrichtung getroffen, daß die Waisen einzeln in Familien untergebracht werden, gegen ein bestimmtes von der Stadt gewährtes Kost- und Ziehgeld. Die Einrichtung soll sich, laut Aussage des jetzigen Direktors, Dr. med. Schloßhauer, sehr bewähren. In das neue Waisenhaus wird nun wohl das Jacobshospital verlegt werden. Ein neues Militärhospital, an Stelle des alten hinter der Angermühle, steht seit etwa zehn Jahren hinter dem Exercierplatz — auch dies, ebenso, wie drittens die städtische Turnhalle, war 1866 internationales Lazareth. Die zwei im selben Jahre noch nöthig gewordenen Choleralazarethe befanden sich im Jacobshospital und in dem alten Armenschulgebäude (an der Turnerstraße). Ein zweiter Friedhof, rechts von den Thonbergstraßenhäusern gelegen, steht seit den vierziger Jahren in Gebrauch, der neue jüdische Begräbnißplatz (an Stelle des alten im Johannisthal) liegt links von dem Berliner Bahnhof an der Straße nach Mockau (seit 1866).

Zu Seite 469: Die Repräsentanten der Literatur in Leipzig während der letzten Jahrzehnte müssen wir hier leider übergehen, wir nennen einfach eine Anzahl Namen: Herloßsohn (Zeitschrift „Komet“), Heller, Laube, G. Kühne („Zeitung für die elegante Welt“ und „Europa“), A. Böttger, Ortlepp, Kuranda („Grenzboten“), Freytag, Diezmann (Redacteur der „Modezeitung“ und des Tageblattes“ — nächste Vorgänger Adv. Haynel, Prof. Schletter, Dr. Barkhausen), Oettinger („Charivari“), Schlönbach, Giseke, H. Bierling (Begründer des zweiten Localblattes, der „Nachrichten“ — jetziger Besitzer G. Reusche), H. Marggraff, („Blätter für literarische Unterhaltung“), R. Benedix, J. Minkwitz, R. Gottschall u. v. A.; speciell hervorheben — als literar- und culturhistorisches Curiosum — wollen wir noch den Literaten-Zusammenfluß (aus Oesterreich u. s. w.) in den vierziger Jahren und beiläufig hierbei auch der Polen-Emigration und Agitation in den dreißiger Jahren gedenken (mit den feierlichen Schwüren am Poniatowski-Denkmal, den öffentlichen Geldsammlungen, dem polizeilichen Verfahren gegen die Doctoren Burkhardt

und Jörg u. s. w.). In Bezug auf Theater und Musik verweisen wir auf unsere Monographie: „Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig"; wir nennen nur die auf Küstner folgenden Direktoren unsrer Bühne, bis 1832 Remie als technischer Leiter des versuchsweise ins Leben gerufenen Hoftheaters, bis 1844 Ringelhardt, bis 48 Dr. Schmidt, bis 1864 Wirsing, von da an Theodor v. Witte, sowie die auf Mendelssohn folgenden Leiter der Gewandhausconcerte, Rietz, Niels Gade, Hiller, David, Reinecke. Eine besondere Erwähnung würde noch der hiesige Aufenthalt Robert Schumanns (der hier sich seine Gattin Clara Wieck gewann und hier auch die Epoche machende „neue Zeitschrift für Musik" gründete) verdienen, ebenso wie der Albert Lortzings, der in Leipzig die besten und populärsten seiner Opern schrieb, und zwar mit specieller Berechnung auf hiesige Bühnenkräfte, auf den Baßbuffo Berthold, die Soubrette Günther=Bachmann u. s. w. Eines der ersten und besten jener „Chöre für Instrumentalmusik", die an Stelle der vormaligen Stadtpfeiferzunft (der alte Barth sei hierbei nicht vergessen) traten, war dasjenige unter Direction des berühmten Posaunisten und Bratschisten Queißer, der so ungefähr der Leipziger Wieprecht war. Die von seinem Chore im Garten des Hotel de Prusse gegebenen Donnerstags=Concerte besaßen das allergrößte Renommee und fanden von Seiten der gesammten feinen Welt den regsten Zuspruch.

Zu Seite 470: Wenn davon die Rede, daß Leipzig in den letzten Jahren besonders eine immer großstädtischere Physiognomie angenommen, müssen wir auch noch mehrere, dies näher begründende Einzelheiten erwähnen: Unsere Stadt hat nicht nur ihre Fiacres (schon seit 1843), sondern seit einigen Jahren auch Omnibus (nach den nächsten Ortschaften), sie hat ihre Dienstmänner, ihre Wasserleitung, ihre Feuerwachen mit Telegraphen (weshalb der frühere „Feuerlärm" nicht mehr stattfindet), sie hat ferner ihre Volksmaskenbälle à la Paris (oder sollen wir sagen: à la Mabille?), ja sie hat auch ihre Wettrennen, kurz, wohin wir sehen: Die werdende Großstadt!

Verbesserungen.

Außer mehreren schon im Text vorgebrachten Correcturen bitten wir, noch Folgendes zu verbessern:

S. 6: Streiche die Worte: „sowohl für dieses Heft schon“ und „als auch für die Folge noch weiter gestattet werden soll.“

S. 16: Von alten Häusern auf der Katharinenstraße sind noch zu nennen: das sogenannte „Griechenhaus“ (worin der griechische Betsaal), das Fregesche, Kretschmannsche (früher Roussetsche) Haus 2c.

S. 19: Statt „weiter unten nochmals“ lies „noch mehrmals.“

S. 27: Gellert war niemals hier ordentlicher Professor. Er starb am 13. Decbr. 1769.

S. 29: Statt „Jablonowsky“ lies „Jablonowski.“

S. 51: Statt: „aus Erwähnung verschiedener Modificationen, welche sie in der Folge noch durchzumachen hatte“ lies „aus Erwähnung der verschiedenen Modificationen, die sie in der Folge durchzumachen hatte.“

S. 51: Statt „Von den übrigen Landesbehörden“ lies „von den übrigen (Landes)-Behörden.“

S. 222: Statt „Eugen Napoleon, Vicekönig von Neapel“ lies „Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien.“

S. 306: Statt „des Universitätsgerichts“ lies „der Universitätsgerichtsbarkeit.“

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hutm.

Digitized by Google

Digitized by Google